Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 1 | Freitag, den 13. Januar 1928 | 4. Jahrgang

Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit.

Eine Neujahrsbetrachtung

von R. v. E.

Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!
Halte heilig deine höchste Hoffnung!
Nietzsche.

Ein oft gehörtes, mißverständliches und vielfach mißverstandenes Wort lautet „stelle dich auf den Boden der geschichtlichen Tatsachen". Es soll soviel heißen, wie „hadere nicht mit deinem Schicksal, wie es auch sein mag, sondern versuche dich mit ihm auseinanderzusetzen und den Punkt zu finden, wo auch für deine Arbeit innerhalb deiner Schicksalsgemeinschaft Raum ist!"

Man hat diesem Wirklichkeitssinn, der sich bewußt auf den Boden der Wirklichkeit stellt, den nicht gerade schmeichelhaften Namen „Opportunismus" gegeben — im Gegensatz zum Idealismus, der oft in die Lage kommen mag, den Boden unter den Füßen zu verlieren, weil er die Wirklichkeit nicht als solche sieht, sondern in ihr den Ausdruck falscher Ideen, einer irrenden Ideologie erblickt, die zu bekämpfen er für seine heiligste Pflicht hält.

In diesen Blättern stand einmal der Satz „Weltanschauungen beruhen auf Tatsachen". Ein grundsätzlicher Irrtum, obgleich er aus philosophischem Munde kam. Eher schon könnte man sagen, Weltanschauung beruhe auf der Deutung von Tatsachen, wenn es nicht vielleicht noch präziser hieße, „Weltanschauung deute die Tatsachen so oder anders".

Hier liegt der tiefe Gegensatz zwischen den beiden Begriffen „Wirklichkeit" und „Wahrheit" und auch der zwischen den Repräsentanten dieser entgegengesetzten Weltbilder, dem „Wirklichkeitsmenschen" und dem „Wahrheitsmenschen".

Darüber dürfte wohl kein Zweifel bestehen, daß dieser Gegensatz und Widerstreit von Wahrheit und Wirklichkeit nur von dem Wahrheitsmenschen als tragisch empfunden wird. Der beständig klaffende Riß zwischen der Idee und der Realität des Lebens ist für ihn tragisches Weltgesetz.

Man hat uns Balten oft genug den Vorwurf gemacht, wir hätten es nicht verstanden, uns rechtzeitig auf den Boden der geschichtlichen Tatsachen zu stellen, d. h. uns innerlich der neuen Sachlage gegenüber umzustellen. Wer nur mit der augenblicklichen Wirklichkeitslage rechnet, mag mit diesem Vorwurf recht haben, wer aber an das innere Verantwortungsgefühl des Balten für die Erhaltung seines deutschen Erbgutes denkt, wird diesen Vorwurf kaum aufrecht erhalten.

Es liegt eine tiefgreifende und schmerzhafte Tragik in dieser schwersten geschichtlichen Epoche des Deutschbalteutums, da ihm der Schicksalsraum für die Erfüllung seiner Kulturaufgabe, seiner deutschen Sendung so eingeengt wurde, daß er denen, die in erster Linie Träger der Kulturidee sind, kaum mehr die Lebensmöglichkeit gewährt.

Sollen wir uns deshalb auf den „Boden der Wirklichkeit" stellen und nach der verfügbaren Kubikmeterzahl an Atemraum unsere geistig-kulturellen Reserven zahlenmäßig bestimmen? Hier klaffen Wahrheit und Wirklichkeit weit auseinander.

Wie sollen wir uns zu dieser Lebensfrage stellen?

Zwei Bücher, weltenfern voneinander fielen mir in die Hand, die viel gelesene und viel bewunderte Forsyte-Saga von Galsworthy und ein kleines, noch kaum bekanntes Bändchen von Elsa Bernewitz „Die Entrückten". Weltenfern voneinander", denn dort ist Alles und Jedes Wirklichkeit, greifbare, handfeste, rentable Wirklichkeit und hier — ja, hier ist der Punkt, die Grenzscheide, wo die grauenvollste Wirklichkeit des Diesseits versinkt vor einer neuen, sich offenbarenden Wahrheit aus dem Jenseits, hier tiefste, erschütterndste Tragik — dort Comédie humaine. Und doch nicht nur Komödie, sondern Tragikomödie, aber als solche nur von dem Beschauer empfunden, nicht von den handelnden Personen. Wie glimpflich geht das Schicksal mit der irdisch gesicherten Sippe der Forsytes um und wenn es einmal zu kleinen Einbrüchen in diese gut situierte und gefestigte Gemeinschaft aus anderen Welten kommt, so sorgen Tradition und ererbte Wohlanständigkeit dafür, daß diese Katastrophen sich möglichst unauffällig im Inneren der Sippe abspielen. Aber immerhin — es gibt kleine Schicksalsschläge, für welche die Forsytes nichts weiter als ein etwas gekränktes Erstaunen haben, daß ihnen das gerade passiert, da sie doch wohlsituiert genug sind, um restlos zufrieden und ungestört die ehrwürdige Tradition ihres ehrbaren Stammes zu erhalten und zu pflegen. Da herrscht ein unerschütterlicher Wirklichkeitssinn, ein fester Glaube an die höchsten Wertgüter dieser Welt — nur hin und wieder ein kleiner Sonntagsmorgen-Augenaufschlag nach jener Welt, mehr aus alter Tradition, weil sich's nun mal so gehört, nicht aus innerem

Bedürfnis nach einer Auseinandersetzung! Und es geht ihnen eigentlich recht vortrefflich, den Forsytes auf dieser Welt — wenn auch, nun ja — die alten guten Zeiten vorbei sind und ein leises Gefühl des Leerseins bei aller reellen Sattheit doch schon zum Vorzeichen eines gewissen Abstiegs wird, eines Ermattens des wirtschaftlich und gesellschaftlich so außerordentlich fruchtbaren und betriebsamen Wirklichkeitssinns.

Und diese ganze stilvolle Sattheit und Betriebsamkeit, die nur gelegentlich durch Leberschmerzen und den durchaus ungehörigen Tod unterbrochen wird, begleitet Galsworthy mit ganz leisen Halbtönen von Ironie und Zweifel. Durch den tadellosen Gehrock und die hellavendelfarbenen Glacehandschuhe schimmert doch hier und da eine peinliche Dürftigkeit und Leere hindurch, die sich nur in Ausnahmefällen (der alte Jolyon) in spätestem Alter mit neuem und reicherem Lebensinhalt füllt. Aber auch hier nur eine leise Wemut über die geschwundene Jugend und das unzulängliche Alter, das nur mehr theoretisch, wie ein halbbeteiligter Zuschauer das letzte Liebesglück erlebt. Auch hier keine Tragik, sondern eine leichte Unbequemlichkeit der Konstitution.

Wie viel bitterer, sarkastischer und liebloser hat Th. Mann in seinen Buddenbrocks den Niedergang eines Geschlechts geschildert, dessen innere Konstitution nur vom äußeren Wohlstand, von der Wahrung der äußeren Tradition und äußeren Familienehre abhing!

Ist es nicht charakteristisch für diese unbewußte Tragödie des Wirklichkeitsmenschen, daß er sie selbst als solche gar nicht erlebt, daß er in sie immer noch gut gekleidet, stilvoll mit Lackschuhen und Claque unmerklich hineingleitet und nur ein zufälliger Blick nach rückwärts ihn ein wenig über den Weg vom Einst zum Jetzt stutzig macht? Der typische Bourgeois, der aber innerhalb seiner Sphäre doch soviel Stilgefühl hat, daß er nicht ohne Bedenken die aristokratischen Einflüsse des klassisch-humanistischen Geistes von Eton und Oxford an der jüngeren Generation bemerkt. Sicherlich paßt eine solche Atmosphäre ebensowenig zum reinen Gegenwarts- und Konjunkturmenschen, wie die Tragik zur Seele des Bourgeois.

So spielt sich hier die ganze Problematik des Lebens, sofern es eine solche gibt, nur an dessen Oberfläche ab, die ganz Diesseits, ganz Wirklichkeit ist.

In schärfstem, schneidendstem Gegensatz zu diesem behaglichen Weideglück im Winkel stehen Elsa Bernewitz' „Entrückten". Schon der Titel des Büchleins, der einer der Skizzen entnommen ist, charakterisiert den Stimmungsgehalt des Ganzen. „Entrückt" sind diese Menschen alle der Sphäre ihrer Wirklichkeit, ihrer Tradition, ihres irdischen Behagens. Die rote Welle hat den festen Boden altbaltischer Tradition, altbaltischen Herrentums überflutet und der brutalste entfesselte Terror, das Tier im Menschen zeigt sein grauenvollstes Gesicht. Hier steht der Mensch vor der letzten Entscheidung, ob er sich auf den

Boden der geschichtlichen Tatsachen stellen und sich der brutalen nackten Wirklichkeit beugen, oder ob er die Feuerprobe der Wahrheit, der Treue seiner ererbten Sendung gegenüber bestehen soll? Daß unzählige Balten diese Probe in schwerstem Martyrium bestanden, ist trotz aller Einzelverfehlung die Rechtfertigung ihrer historischeu Sendung. Hier ist die Kluft, die zwischen diesseitiger Wirklichkeit und jenseitiger Wahrheit klafft bis zum Überfließen von Tragik erfüllt.

Aber wie diesen letzten und entscheidendsten Kampf der tragische Mensch, doch ganz auf sich allein gestellt, in völliger seelischer Abgeschlossenheit zu Ende kämpfen muß, so entzieht sich dieses Alleinsein, Aug' in Auge mit der Ewigkeit auch dem noch so mitfühlenden Blick des Außenstehenden. In diese Tiefen dringt nur der Blick, der aus großen fragenden Augen selbst vor diesem Letzten gestanden hat. Nur leise tastend darf sich die formende Hand des Künstlers an die Gestaltung dieses tiefsten Geheimnisses wagen, denn eine solche Entscheidung zwischen Wirklichkeit und Wahrheit ist selbst so angefüllt mit Tragik, daß sie sich fast jeder dichterischen Form versagt.

So darf auch das Geleitwort, welches Hans Grimm („Volk ohne Raum") diesen „vier Geschichten vom Tode" mitgegeben hat, nur als ein Verstehenwollen des Außenstehenden gelten. Er schreibt: „Denn es geschieht, als wenn ein Mensch aus dem Jenseits mit großen Augeu sehe auf die, die ihn liebten uud haßteu, aber mit solcher Güte und solchem Verstande, daß er in jedem ein Leuchten erkennt. Nichts wird beschönigt, bei niemand, und am Ende steht Menschenglaube da." Das sind Worte, die sich leichter hinschreiben lassen, als ihnen Leben und Wirklichkeit geben! Wächst wirklich „Menschenglaube" aus diesen Geschichten hervor, ist die Folge so schwerster Prüfung wirklich „Güte", die „in jedem ein Leuchten erkennt?" Vielleicht — und doch möchte ich glauben, daß uur der solche Töue aus dem Munde der „Entrückten" herauszuhören vermag, der selbst noch nie vor solcher Entscheidung stand.

Gehört wirklich zu diesem ehrfurchtsvollen, abschließenden Urteil „getreu bis in den Tod" auch jenes andere, fast übermenschliche Gebot „tut wohl denen, die euch hassen"?

Wo finden wir die berechtigte Schranke für unseren „Menschenglauben"?

Soll ich „Ja" sagen zu aller Einengung meines Lebensraumes, zu Unterdrückung und Vergewaltigung? Liegt nicht auf mir die Kampfespflicht um den Lebensraum für die Erhaltung unseres heiligsten Erbes, um Kirche, Sprache, Schule, um mein „Recht an der Mitregierung dieser Welt", meiner Heimatwelt?

Die letzte Geschichte der „Entrückten" heißt „Der Heimatlose". Weiß der, der nie auf eigenem Grund und Boden gestanden hat, um deu tiefen Schmerz des Heimatlosen, der eine Heimat gehabt hat und dem sie genommen wurde?

Mit dieser Tragik des Verstoßenen, Ausgeschalteten steht es fast ebenso, wie mit jenem oben geschilderten einsamen Kampf auf der

Grenze von Diesseits und Jenseits. Ein jeder senkt doch zuletzt seine eigene Wurzel in das heimatliche Erdreich und ihn entwurzeln heißt, ihm die Lebensader durchschneiden. Soll auch der vom wütendsten Chauvinismus von Haus und Hof verjagte Südtiroler sich auf den „Boden der Wirklichkeit", der geschichtlichen Tatsachen stellen, sich zum „Menschenglauben" trotz Mussolini bekennen und nicht für Recht und Wahrheit kämpfen?

Jeder, der einmal eine Handbreit Erde sein eigen genannt hat, wird um die Antwort auf diese Frage nicht verlegen sein. Die Zeiten, denen Katakomben von Menschen der Bosheit zum Opfer gefallen sind, in denen unerhörte Kulturwerte von Barbarentum und Unkultur vernichtet wurden, lehren uns wohl, unsere Bindungen an diese Welt und ihr Gut nicht zu den wesentlichsten unseres Daseins zu machen!

Wohin führt uns eine solche jenseitig orientierte Askese, der Verzicht auf Alles, was einst unser war? Zu einer völlig verkehrten Anerkennung der momentanen Wirklichkeitslage, zu einem inneren Verzicht auf den uns gebührenden Lebensraum, der die Grundbedingung ist für die Erhaltung unserer Wesensart und für die Möglichkeit, unserer Kulturaufgabe treu zu bleiben! Ist dieser Verzicht das Gebot der Stunde, oder heißt das nicht, die Stimme der Wahrheit zugunsten einer Wirklichkeitsorientierung in verhängnisvoller Weise unterdrücken?

Sicher ist dieses: nicht auf dem bescheidenen, bourgeoisen Weg des Forsytegeschlechtes liegt die Gewähr für eine vertiefte Deutung des Lebenssinnes, sie liegt auf dem weit dornenvolleren der „Entrückten", dort wo die höchsten Wahrheitswerte auch das unzulängliche Zwielicht der heutigen Wirklichkeit erhellen.

Bei solchen Betrachtungen legt man sich wohl zweifelnd die Frage vor, ob alles Reden und Theoretisieren über die entscheidendsten Daseinsfragen uns auch nur einen Schritt vorwärts bringe, ob nicht gerade das Zerreden der Probleme ein Zeichen unseres Unvermögens sei, das Problem durch die Tat zu lösen?

Oder hat jemals eine noch so vernünftige Theorie d a s Ideal dem Menschen geschenkt, dem er sein Leben und seine Tat weihte? Wohl kaum. Der schöpferische Gestaltungswille entspringt weit tieferen Gründen, als dem Kampfplatz streitender Theorien.

Und doch werden wir tagtäglich von Tatsachen, von Wirklichkeiten bestürmt, die zum allergeringsten Teil eigenes Erlebnis, zum weitgrößeren fremdes, ja bereits durch unzählige Anschauungs- und Deutungsarten umgeformtes, gesiebtes Erlebnis sind. Wir sind also in unserem ganzen Leben nicht nur auf erlebte Wirklichkeiten, sondern auf deren Sinndeutung, auch durch andere angewiesen.

Ein Beispiel von einschneidender Bedeutung mag das erläutern.

Wenn eine der bedeutendsten deutschen Zeitschriften *) mit einem erdrückenden Zahlenmaterial den Nachweis führt, daß Europa durch

*) Süddeutsche Monatshefte, Dez. 1927.

den fast überall in Erscheinung tretenden Geburtenrückgang dem Ende seiner Tage entgegensieht, daß der „Untergang des Abendlandes" sich kaum mehr wird aufhalten lassen, und daß nur der Volksteil bei diesem Todesrennen die beste Chance hat, als letzter den Sprung ins Nichts zu tun, dessen Tempo im Geburtenrückgang das relativ langsamste ist, oder welches heute noch über einen bedeutenden Geburtenüberschuß verfügt (in diesem Fall — Italien), so bedeutet diese Perspektive für uns, für jeden Einzelnen eine Erkenntnis der wirklichen Lage, die mit zwingender Notwendigkeit zum Untergang führen muß. Die Folge wäre Resignation, Ergebung in das unvermeidliche Schicksal, denn so geschah es mit Babylon, mit dem Mayareich, mit Rom.

Sollen wir bei diesen Tatsachen stehen bleiben, diesen „Boden der Wirklichkeit" anerkennen, blinde Forsytepolitik treiben und dem Untergang leise und schmerzlos entgegengleiten? Oder sollen wir mit dem Verfasser der Arbeit, R. Korherr, der Wahrheit ins Auge sehen und aus ihrer Erkenntnis Mittel und Weg zur Abwehr der drohenden Gefahr finden? „Es muß eine seelische Umstellung unserer Menschen erreicht werden, dergestalt, daß wieder diejenige Ehe als vernünftig und wünschenswert empfunden wird, in der Mann und Frau eins sind und in der die Frau Hausfrau und Mutter ist." „Es ist eben keine Sache des Körpers, sondern der Seele." „Diese seelische Umstellung (weder wirtschaftliche noch soziale Reformbestrebungen haben irgendwo auch nur nennenswerte Erfolge in diesem Kampfe aufzuweisen) die notwendig religiös-ethischen Charakter tragen muß, ist die Grundlage der Bekämpfung des Geburtenrückgangs. Dazu müßten dann als bloße Ergänzung die entsprechenden Maßnahmen kommen: Erziehung der Jugend zur Arbeit, nicht zum Sport; zur wahren Heimatliebe, nicht zum ungezügelten Wandertrieb... Bindung an den Boden; Kampf gegen Landflucht, Sittenlosigkeit, Alkoholismus; Kampf gegen die Auswüchse der Frauenemanzipation usw...."

Man kann sich dieser Erkenntnis der Wirklichkeit nicht verschließen, sie ist von der Wahrheit diktiert und nicht die Wirklichkeit als solche zeigt uns den Weg, den wir zu gehen haben, um sie nach unserem Willen zu gestalten. Diese Umgestaltung ist keine rein äußerliche, keine von außen das Schicksal umformende, sondern eine innere Umstellung, eine Verwandlung des äußeren Geschehens in ein inneres Wahrheitserlebnis.

Der Eintritt ins neue Jahr soll uns nicht die Tragik unserer Schicksalslage vergessen machen, er soll uns im Gegenteil den Mut zu unserer tragischen Wahrheit geben, zu der Wahrheit, die allein in jene Tiefen unseres Wesens leuchten kann, wo die noch ungeborenen Gedanken und Willensmächte ruhen, die berufen sind, den Kampf mit der Wirklichkeit siegreich zu bestehen!

Hans Driesch.

Der Schöpfer der Philosophie des Organischen.

Von Prof. Dr. Arthur Liebert (Universität Berlin).

Seit der Begründung der abendländischen Wissenschaft durch die schöpferische Genialität der Griechen stehen sich in der Erkenntnis der Wirklichkeit zwei streng unterschiedene Typen gegenüber, in einem dauernden und unentschiedenen Kampfe miteinander begriffen. Wir pflegen den einen Typus als mechanistische Erkenntnis, den anderen als teleologische Erkenntnis zu bezeichnen. Jene, die mechanistische, von dem „Abderiten" Demokrit begründet, sucht alle Erscheinungen aus der seelenlosen Bewegung und Vereinigung kleinster, starrer Körperchen, der sogenannten Atome, zu erklären; diese, die teleologische, von Aristoteles ins Leben gerufen, nimmt an, daß für das Zustandekommen der Erscheinungen, besonders derjenigen des Lebens, eine zwecktätig wirksame Lebenskraft, die auch als Entelechie bezeichnet wird, notwendig sei. Baut jene also die Welt additiv auf, durch Zusammenstellung und Zusammenzählung atomistischer Winzigkeiten, so geht die zweite von dem Gedanken der überlegenen, den Einzelteilen vor- oder übergeordneten Einheit des Ganzen aus, ohne die die Einzelteile sich nicht sinnvoll und zweckmäßig zusammenfinden würden.

Während nun die moderne Naturwissenschaft jahrhundertelang, soweit sie der Führung Galileis und Newtons unterstand, den mechanistischen Standpunkt vertrat, weil es ihr in erster Linie auf die Erklärung der Bewegung rein körperlicher, also lebloser Gebilde ankam, hat sich besonders seit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die teleologische Betrachtungsweise mehr und mehr Geltung zu verschaffen verstanden. Das hängt vor allem mit dem Hervortreten jenes Zweiges der Naturwissenschaft zusammen, der etwa von den sechziger Jahren an die allgemeine Aufmerksamkeit und das wissenschaftliche und philosophische Interesse immer stärker auf sich lenkte, der Biologie. Die steigende Bemühung um diese Wissenschaft, die sich nicht mit leblosen, sondern mit organischen, mit belebten Vorgängen und Erscheinungen beschäftigt, ließ die Unzulänglichkeit der mechanistischen Auffassungsweise deutlich werden. Denn hier konnte das Grundprinzip des Mechanismus, das exakte Messen, Zählen, Wiegen nicht zur Anwendung gelangen. Das „Leben" entzieht sich in jeder seiner Gestalten der exakten Bestimmung durch die Zahl. Diese Erkenntnis bedeutete eine Erneuerung alter Gedanken, die schon seit langem von der Naturphilosophie, u. a. von dem oben genannten Aristoteles, vertreten worden waren.

In diese Erneuerung der Teleologie griff nun Hans Driesch in ebenso energischer wie außerordentlich erfolgreicher Weise ein. Wie hervorragend war er aber auch für seine Leistung vorbereitet! Er kam von der Zoologie her, die er in Freiburg, München und besonders in Jena,

hier bei Ernst Häckel, studiert hatte. Dann war er beinahe neun Jahre lang als Assistent in dem berühmten deutschen zoologisch-biologischen Institute in Neapel experimentell tätig gewesen. In sehr verwickelten Untersuchungen gelang ihm die Aufzucht eines ganzen Embryos aus Keimteilen des Seeigels. Was war das Verblüffende und Neue an diesem Ergebnisse? Zunächst negativ die Einsicht, daß die Maschinentheorie des Organischen eine Unmöglichkeit sei. Denn keine Maschine vermag aus sich heraus etwas Neues zu erzeugen, besonders kein lebendiges Ganzes! Der Begriff der Maschine versagt, wo es sich um die Erkenntnis von Lebensvorgängen und um Erkenntnis von eigentlich organisatorischen Leistungen handelt, wie wir solche überall bei der Erzeugung lebendiger Wesen oder bei der Wiederherstellung gestörter Organismen gewahren. Deshalb gilt es, und das ist die positive Seite der Entdeckung, den Begriff des Teleologischen durch die Annahme einer zwecktätig arbeitenden Lebenstendenz in die Biologie wieder einzuführen. Das geschah u. a. durch die Schrift „Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft" (2. Aufl. 1911).

Die Annahme einer solchen Lebenstendenz legte den Grundstein zu der weiteren Erneuerung einer alten, durch die mechanistische Auffassung zurückgedrängten Lehre, des Vitalismus. Durch sie nimmt die Teleologie die folgenreiche Wendung zur Philosophie und zur allgemeinen Weltanschauung. Denn sie vertritt den Gedanken der „Autonomie der Lebensvorgänge", d. h. der Selbständigkeit und Eigenart des Lebens gegenüber allem Statischen und Mechanischen. Sie schreibt dem „Leben" die Bedeutung eines allgemeinen Prinzips zu. Eine vortreffliche Grundlage zur Einführung in diese Lehre bietet Drieschs Schrift: „Geschichte des Vitalismus" (2. Aufl. 1922): eine lehrreiche Heerschau über die älteren Vitalisten; sie bringt, was ihr mit besonderer Anerkennung nachgesagt werden kann, die Ansichten Eduard von Hartmanns wieder zu Ehren, dessen bedeutungsvolles Werk „Das Problem des Lebens, biologische Studien" (1906) seinerzeit infolge der Ungunst der Verhältnisse leider fast unbeachtet geblieben war. Jener „Vitalismus" stellt den naturwissenschaftlichenn Zweig der allgemeinen und zu allgemeinem Ansehen gelangten „Lebensphilosophie" dar, deren mehr geisteswissenschaftliche und durch die Betrachtung des menschlichen und geschichtlichen Daseins gespeiste Richtung durch Lebensphilosophen wie Nietzsche, Dilthey, Simmel, Troeltsch, Spranger, Bergson und den Verfasser dieser Zeilen vertreten wird.

Schon die Wendung zum Vitalismus zeigt, daß die bloß experimentell-naturwissenschaftliche Beschäftigung mit den Problemen des Lebens Driesch nicht genügte. Seine philosophische Begabung ließ ihn nach einer systematischen und logischen Begründung seiner Arbeit verlangen. Auch darin äußerte sich ein typischer Zug. Denn seit etwa zwanzig Jahren ist auch in den Kreisen der Naturforscher das erfreuliche Verlangen nach einer philosophischen Klärung und Festigung ihrer Tätigkeit wachgeworden. So besitzen wir jetzt eine reichausgebildete Naturphilosophie, in deren vorderster Reihe Hans Driesch steht. Von

maßgebender Bedeutung wurde für diese Entwicklung die „Philosophie des Organischen", ein ungemein erhellendes, erfreulich flüssig geschriebenes Werk. Es ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die Driesch an der schottischen Universität Aberdeen in den Jahren 1907—1908 auf Grund der ehrenvollen Wahl zum Gifford Lecturer hielt. Das Werk gibt eine umfassende Darstellung seines ganzen „biotheoretischen" Systems. Aber noch tiefer in die Aufgabe einer philosophischen Rechtfertigung führt sein Werkt „Ordnungslehre" vom Jahre 1912. Sie erst verleiht seinem Kampf für die Eigenart der Erkenntnis des Organischen die gebotene und einleuchtende Begründung. Denn die dem Organischen innewohnende Zielstrebigkeit und Einheitstendenz sind ein charakterischer Ausdruck des allgemeinen Werdens, des Werdens überhaupt. Das Werden ist eine bestimmte Form der Ordnung, ist eine Funktion des Ordnens, dieser geradezu allgewaltigen geistigen Arbeit, durch die wir die ganze Wirklichkeit in ihrer Ganzheit sinnvoll erfassen und aufbauen. So hat die „Ordnungslehre" die Erkenntnis der Hauptordnungen zu ihrem Gegenstand. Ihr Inhalt ist die mit blendendem Scharfsinn durchgeführte Aufstellung von vier prinzipiell möglichen Grundformen des Werdens und Ordnens.

An dieser Ordnungslehre sind nun zwei Punkte von aktueller Bedeutung, die die moderne, im besten Sinne zeitgemäße Art der Philosophie Driesch's ans Licht treten lassen. Die Herstellung und Auffassung solcher Ordnungsgebilde ist kein atomistischer, aus einzelnen Denkelementen erst allmählich sich aufbauender Akt. Es ist vielmehr eine spontane, eine aus der Schöpfungskraft des Bewußtseins in einheitlicher Fügung aufsteigende Erkenntnis; es ist eine „synthetische" Erkenntnis, eine „Ganzheitserkenntnis". Der Charakter dieser Ganzheitserkenntnis wird dadurch noch besonders unterstrichen, daß Driesch die entscheidende Mitwirkung der „Schau" betont. Wir buchstabieren die „Ordnungen" nicht mühsam zusammen, sondern wir „schauen" sie in einem einzigen überlegenen, einheitlichen Akte. Hier berührt Driesch sich mit den wichtigsten psychologischen Schulen der Gegenwart, sowohl mit der von Dilthey, Litt, Spranger entwickelten sogen. „Struktur-Psychologie" („Strukturen" sind einheitliche Wesensformen des menschlichen Innenlebens) und der von Husserl ausgehenden Phänomenologie. So erscheint vor dem Auge des Logikers das Sein als ein restlos geordnetes Ganzes, das in einheitlicher Schau aufgenommen wird. Driesch nennt diesen philosophischen Standpunkt das „ordnungsmonistische Ideal".

Nun aber noch ein weiterer, ein letzter Schritt. Sind jene „Ordnungen" nur rein gedankliche Funktionen, um für die Erkenntnis und für den Verstand die Fülle dessen, was sich uns darbietet, zu Einheiten zu verknüpfen? Oder sind sie nicht auch Wirklichkeiten, Realitäten? In seiner „Wirklichkeitslehre" vom Jahre 1917 bejaht Driesch diese Frage und vollendet damit sein System der Philosophie. „Zeit", „Natur", „Ich", „Seele" usw. sind nicht bloß ideelle, sondern wirkliche Wirklichkeiten. Alle die Ordnungsvollzüge, die „Ich" vornehme, setzen

eben, um nur dieses eine Beispiel anzuführen, ein Ich als das, was jene Vollzüge bewerkstelligt, voraus. In der „Wirklichkeitslehre", die die Metaphysik Drieschs darstellt, handelt es sich demnach um die Erkenntnis der allen Erscheinungen zugrunde liegenden „Wirklichkeiten". Ich muß es mir an dieser Stelle leider versagen, auf den tieferen Sinn dessen, was Driesch unter „wirklich" und „wirklich-sein" versteht, einzugehen. In weitausgesponnener, ungemein sorgsamer und gedankenvoller Darstellung durchmustert er das ganze Reich der „Wirklichkeit", nach der mathematischen und physikalischen Seite ebenso wie nach der geschichtlichen und ethischen seine Aufmerksamkeit richtend. So haben wir hier endlich wieder den Versuch einer einheitlichen systematischen Erkenntnis der Gesamtwirklichkeit vor uns. Und da in unserer Zeit das Bedürfnis nach einer umfassenden philosophischen Systematik sich mit Energie entlud, sind die bereitwillige Aufnahme und die auf viele Kreise sich beziehende Anerkennung der philosophischen Leistung Dreschs begreiflich und begründet.

Nicht schließen möchte ich, ohne noch mit einem Worte des Menschen und Mannes Hans Driesch zu gedenken. Schon heute, auf dem Höhepunkte seines Schaffens, umgibt ihn eine große Schüler- und Anhängerschar, die mit herzlicher und berechtigter Verehrung zu ihrem Lehrer und geistigen Führer emporblickt. Kommt seine Arbeit unmittelbar zunächst der Universität Leipzig zugute, an der er als akademischer Lehrer im Sinne höchster Anregung wirkt, so sind sein Name und seine Persönlichkeit doch auch im Auslande wohlbekannt und hoch angesehen. Viele Einladungen haben ihn nach England, nach den Vereinigten Staaten, nach Italien, in den Fernen Osten usw. geführt. Überall gewinnt er die Sympathien durch die seltene Verbindung weltmännisch gebildeten Auftretens und schlichter, so überaus ansprechender Natürlichkeit. In seinem Wesen ist kein enger, kein doktrinärer Zug. Wie er der Welt und den Menschen mit vorbildlicher Aufgeschlossenheit und Vorurteilslosigkeit gegenübersteht, so ist er auch in edelster Humanität überall bereit, zu helfen, zu fördern. Auch in der Praxis des Lebens beweist er, daß er ein wahrer Philosoph des Lebens und im Leben ein Philosoph ist. So ist Hans Driesch auch in dieser Beziehung keine alltägliche Erscheinung.

Der Stand des religiösen Lebens im gegenwärtigen Rußland.

Von W. Stillmark.

Es wird heute immer wieder behauptet, daß das russische Volk in seinem Wesenskern tief religiös sei und daß insbesondere jetzt eine religiöse Erweckung stark um sich greife. Zu dieser Frage äußert sich Graf Alexander Soltykoff in der Zeitschrift „Hochland" (1927/28, 2. Heft) im Artikel „Ex occidente lux". Auf Grund eines Briefes aus Rußland, der in der Emigrantenzeitschrift „Putj" erschienen war, und anderer Nachrich-

ten wird ein sehr düsteres Bild des religiösen Lebens im gegenwärtigen Rußland entworfen. Die Kirchenbesucher in den Städten rekrutieren sich vorwiegend aus der „Intelligenz", im Dorf wird die Kirche fast ausschließlich von Frauen und Greisen besucht, die männliche Bauernschaft, besonders die Jugend ist völlig areligiös und hält nur noch an kultischen Formen fest. Die Geistlichkeit ist entkräftet; sie wirkt höchstens noch durch den Kultus. Asketische und mystische Stimmungen sind daneben durchaus vorhanden.

Der Verfasser des Artikels ist der Ansicht, daß die von den Slawophilen und Dostojewski in Umlauf gesetzte Legende von der außergewöhnlichen Religiösität des russischen Volkes sich nicht aufrechterhalten lasse; im Gegenteil, das ethnische Grundelement des russischen Volkes ist eines der am meisten areligiösen in der Welt. Daher lassen sich Anzeichen einer religiösen Wiedergeburt nur in den Städten, in der Intelligenz beobachten, das Dorf (ca. 80 % der Bewohner Rußlands) ist innerlich areligiös, und sein Festhalten am Kultus erklärt sich aus dem überall vorhandenen bäuerlichen konservativen Beharrungsvermögen. Die russische Kirche ist eine aristokratische Einrichtung mit staatlichem Charakter gewesen; das Christentum ist von oben herab in das Volk hineingetragen worden, ohne feste Wurzeln fassen zu können. Wo sich also wirkliche religiöse Kultur zeigte, ist sie nicht als Symptom einer starken religiösen Veranlagung des Volkes zu bewerten, sondern als Ausstrahlung der russischen nationalen Herrenkultur. (Die Begriffe *national* und *völkisch* sind in Rußland durchaus zu unterscheiden.) Die geschichtliche Entwicklung Rußlands vollzog sich unter dem Zeichen der nationalen Herrenkultur. Als die Kräfte dieser Kultur in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. zu versiegen begannen, da verminderte sich auch die Religiösität des russischen Volkes. Die herrschende Klasse hatte eben von den Städten und den Gutshöfen aus auch religiöse Kultur in die Massen des Volkes hineingetragen; die Zahl der Kirchen auf dem Lande stand in direktem Verhältnis zur Zahl und zur Kulturhöhe der Gutsbesitzer. Daß sich jetzt gerade in den Städten eine Erstarkung des religiösen Lebens zeigt, ist ein weiterer Beweis dafür, daß nicht die Masse, sondern die höhere Schicht die Trägerin der religiösen Kultur gewesen ist.

Wenn es sich also auch nicht leugnen läßt, daß hie und da in der städtischen Intelligenz die Traditionen der alten russischen Herrenkultur wieder aufleben, so ist das Gesamtbild des kirchlichen Lebens im heutigen Rußland doch das der völligen Auflösung. Der Bolschewismus ist nicht, wie man in Westeuropa zu glauben pflegt, eine Art Sozialismus oder Kommunismus, sondern er ist de facto eine Oligarchie der Willkür, welche die bürgerlichen „Vorurteile" des Rechts, der Ordnung und der Freiheit ablehnt; er ist ein kriegerischer *materialistischer Nihilismus*, und als solcher befindet er sich in vollstem Einklang mit der russischen Volksseele. Er hat also in der Masse des Volkes gar nichts zu zersetzen gehabt, sondern er ist die natürlichste Ausdrucksform für die Seele des ethnischen Grundelements in Rußland, das in seinem tiefsten Wesen nicht religiös, sondern bolschewistisch, d. h. materialistisch-nihilistisch ist.

Daher ist es völlig konsequent, daß die gegenwärtigen Machthaber die Kirche als Ausstrahlung der alten nationalen Kultur zu vernichten stre-

ben, durch die Spaltung, die sie durch Schaffung der sogen. „lebendigen Kirche" in die Kirche hineingetragen haben, sowie durch die über alle Maßen zynische Religionsverspottung, die überall planmäßig betrieben und von der Volksmasse ruhig geduldet wird. Auch die kultischen Sitten werden auf diese Weise allmählich verschwinden.

Die Religion wird ferner auch noch durch die systematische Zerstörung der Ehe und der Familie untergraben.

Eine Wiedererneuerung des religiösen Lebens im russischen Volk kann nach Ansicht des Verfassers nicht nur auf die wiedererwachende Religiosität der Intelligenz gegründet werden, denn diese Religiösität trägt einen zu anarchischen, zu wenig einheitlichen Charakter, um auf sie eine neue, lebensvolle Kirche gründen zu können. Die Hoffnungen richten sich auf den Westen, insbesondere die anglikanische Kirche; in diesem Sinne hat Graf Soltykoff seinen Artikel „Ex occidente lux" überschrieben. Er schließt mit der Überzeugung, daß die orthodoxe Kirche als wesentlicher Bestandteil christlicher Religiösität wertvoll sei und erhalten bleiben müsse, da ihr Hauptwesenszug, die starke Betonung des Kultischen, des Rituals, sie vor der Gefahr der Verwandlung der Religion in bloße Moral bewahren könne, einer Gefahr, die den westlichen Kirchen eher drohe, da die spezifische Frömmigkeit, die Eusebeia, dort oft hinter dem Moralgehalt des Christentums zurücktrete.

An den Ausführungen Graf Soltykoffs ist vor allem zweierlei beachtenswert: erstens die gründliche Zerstörung der weitverbreiteten Meinung, daß der russischen Volksseele eine ursprüngliche tiefe Religiösität eigen sei; diese Religiösität, die nur eine Ausstrahlung der nationalen Herrenkultur war, ist von den Slawophilen einfach in das Volk hineingesehen worden, in ein Volk, das nur das Kultische der Religion gewohnheitsmäßig pflegt, das aber im tiefsten Wesen materialistisch-nihilistisch ist. Und zweitens die Behauptung, daß gerade deshalb der Bolschewismus eine adäquate Ausdrucksform dieser russischen Volksseele sei. Damit fällt auch die nicht selten geäußerte Anschauung, daß der Bolschewismus in seinem innersten Wesen auch eine Art Religion sei, allerdings eine Erlösungsreligion mit extremem Diesseitscharakter; der Bolschewismus ist nicht Religion, sondern „A-Religion", und er ist dem „ethnischen Grundelement" des russischen Volkes wesensverwandt, da auch dieses eigentlich areligiös ist.

Der heilige Teufel.

Von Fred Ottow.

René Fülöp-Miller, dessen grundlegendes Werk „Geist und Gesicht des Bolschewismus" wir seinerzeit an dieser Stelle eingehend gewürdigt haben, hat soeben im Verlag Grethlein & Co. (Leipzig und Zürich) ein neues, wiederum reich bebildertes Buch erscheinen lassen, das den Titel „Der heilige Teufel Rasputin und die Frauen" trägt. Vertieft man sich in dieses historisch treue, auf jahrelanger gewissenhafter Forschung beruhende

Werk, das sich gleichwohl wie ein unerhört spannender Roman, oder besser noch, wie eine straff gefügte Schicksalstragödie nicht etwa des „heiligen „Teufels" allein, sondern des ganzen „heiligen" Rußlands liest, so wird man unwillkürlich an Naschwin's dreibändigen Roman „Rasputin" erinnert. Denn schon rein äußerlich: auch hier beschränkt sich der Verfasser keineswegs darauf, nur das Schicksal des „Wundermönches" zu gestalten, sondern was Naschwin geben will und auch wirklich lebendig werden läßt, ist vielmehr das Bild des gesamten vorrevolutionären Rußland der Kriegszeit, das er in einer langen Reihe von Typen vom Zaren, seinen korrumpierten Ministern und Beamten, der hohen Geistlichkeit, der Kaufmannschaft, der lichtscheuen Welt politischer und sonstiger Abenteurer bis zum sektiererischen Bauern in breitem Wurf vor uns auftürmt. Der Name Rasputin aber ist die Generalbezeichnung für alle diese Figuren, ist das Symbol für die elementare russische Urkraft, die gegen sich selber wütet, weil sie nur eine große, unklar-mystische Sehnsucht kennt, aber keinen Weg und noch weniger ein Ziel.

„Da schreien alle über Rasputin — heißt es irgendwo in Naschwins Roman — sieht man aber näher hin, so sind wir alle Rasputins, nur daß er, Rasputin, groß ist, die anderen aber klein sind. Kleine Rasputins darum, weil ihre Kräfte nicht ausreichen, um große zu sein. Alle sind Wüstlinge ..." Und an einer anderen Stelle läßt der Dichter einen deutschen Kriegsgefangenen seine Gedanken über Rußland und Deutschland zum Ausdruck bringen. „Man hat den Eindruck — sagt er — daß ihr nur auf eine Weile nach Rußland gekommen seid, daß ihr bloß Gäste hier seid: noch ein wenig und ihr macht euch auf und zieht fort, weit fort, wohin aber — wißt ihr noch nicht. Bei uns ist das Leben etwas Reales, Festes, auf Jahrhunderte hinaus, bei euch etwas Zufälliges, Nebensächliches, Traumhaftes."

Dieses Traumhaft-Zufällige ist es denn auch, was sowohl bei dem russischen Dichter wie bei dem nichtrussischen Historiker alle Gesellschaftsschichten Rußlands beherrscht. Wenn Naschwin seinen Jewgeni Iwanowitsch den Gedanken aussprechen läßt, das nichts das Dasein so sehr vergifte, wie die Tatsache, daß der Mensch niemals die Folgen seiner Handlungen voraussehen könne, weil das Leben immer etwas ganz anderes aus allem mache und daß man deshalb am besten tue, tatenlos das Geschick sich vollenden zu lassen, so könnte das ebenso gut die Philosophie des Zaren selber sein, der, im drückenden Bewußtsein, am Tage des großen Dulders Hiob zur Welt gekommen zu sein, ohne einen Finger zu rühren, sein blutiges Schicksal erwartet. „Rühre dich nicht, mische dich nicht ein, denn du kannst nichts tun ..."

Muß man nicht auch an Alexander I. denken, von dem die Sage geht, daß er in Wirklichkeit nach seinem angeblich in Taganrog erfolgten Tode sich aufgemacht, um, wie auch Rasputin, jahrelang als unstäter Gast, als „heiliger" Wanderer in dem endlosen Rußland umherzuziehen? Eine Sage übrigens, die eine seltsame Beleuchtung durch die spätere Feststellung

erfährt, daß sich der unter bolschewistischer Herrschaft geöffnete Sarg des Zaren in der Peterpaulsfestung in der Tat als leer erwiesen hat.

Auch in Naschiwin selber — wie könnte es auch anders sein? — scheint ein gut Teil dieses stoischen Gleichmuts zu stecken, denn sonst wäre dieser Grad von Objektivität kaum denkbar, mit dem er, der Russe, Licht und Schatten ebenso gleichmäßig verteilt, wie das Fülöp-Miller, der Nichtrusse, in seinem Buche tut.

Das Wort Naschiwins, daß im Grunde alle Russen Rasputins sind, könnte in der Tat als Leitsatz auch über dem Werk Fülöp-Millers stehen, denn so sehr er auch diesen sektiererischen „Bauernkanzler" in den Vordergrund seiner Darstellung schiebt, so deutlich läßt er uns doch gleichsam durch die überlebensgroße Gestalt des „heiligen Teufels" hindurch erkennen, daß er ebenso heilig oder unheilig, ebenso sehr ein Teufel oder das Gegenteil eines Teufels war, wie alle die anderen Mitspieler des blutigen russischen Dramas. Wir begreifen, daß der für westeuropäische Begriffe so unerhört unwahrscheinliche Aufstieg dieses einfachen, fast analphabetischen Mushiks, dieses Anhängers der verbotenen Sekte der Chlysten aus den Tiefen der anonymen Volksmasse heraus zum „Zaren über den Zaren", nicht etwas Zufälliges, sondern vielmehr etwas tief Gesetzmäßiges, etwas dem innersten „traumhaft-zufälligen" Wesen dieses rätselhaften Volkes von Grund aus Entsprechendes war. Denn mochten die wilden Orgien der Chlysten, deren mystische Lehre in der „Erlösung durch die Sünde" bestand, von Regierung und Geistlichkeit noch so sehr verfolgt werden — im Grunde waren sie doch alle, sibirische Dörfler, wie höchste weltliche und geistliche Würdenträger — genau so wie die nur noch äußerlich der orthodoxen Kirche ergebenen Mönche von Werchoturje — Wüstlinge und Büßer, „Teufel" und „Heilige" zugleich, waren sie alle Rasputins, nur daß sie klein waren und er groß. Groß in dem Sinne, daß das ganze Nebeneinander von Gottesglaube und Aberglaube, von Roheit und kindlicher Innigkeit, von Bosheit und Güte, von Ausschweifung und Askese, von Bestechlichkeit und hilfsbereiter Verachtung irdischer Güter, von Verschlagenheit und Aufrichtigkeit, von Mißtrauen und Vertrauensseligkeit, von Verworrenheit und Verstandesschärfe — in diesem auch äußerlich ungewöhnlichen Manne bis zu einem geradezu dämonischen Zusammenklang der ganzen mystischen Gegensätzlichkeit der slawischen Volksseele gesteigert erschien. Über den Durchschnitt herausragend war er auch in dem Sinne, daß er die ihm lückenlos eigenen Schwächen und Fehler des russischen Volkscharakters mit dem ganzen verschlagenen Raffinement seiner gerissenen Bauernschlauheit in Vorzüge umzuwandeln und sie so seiner hemmungslosen Machtgier dienstbar zu machen verstand.

So war es kein Wunder, daß dieser urwüchsige und kraftstrotzende „Magier" in Schmierstiefeln mit seiner religiös-sinnlichen Lehre von der Wiedergeburt durch die Sünde auf dem Parkett einer durch und durch verweichlichten und haltlosen Hofgesellschaft Triumphe über Triumphe feiern und insbesondere unter den Frauen der oberen Zehntausend immer mehr Anhängerinnen gewinnen konnte.

Begabt endlich mit anscheinend hypnotischen Kräften, denen er seinen Ruf als Heilmagnetiseur verdankte, konnte es nicht fehlen, daß der „Wundermönch", der übrigens dem Kaiserpaar in aufrichtiger Ergebenheit zugetan war, schließlich auch eine so unbegrenzte Macht über den Zaren gewann, daß in der letzten Zeit vor dem Zusammenbruch des Thrones ein Wink seiner Hand genügte, um Minister zu stürzen oder zu berufen, ja, selbst um den allmächtigen Höchstkommandierenden, den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch abzusetzen und als Statthalter in den Kaukasus zu verbannen. Das war um so begreiflicher, als das tief vereinsamte, von den großfürstlichen Verwandten völlig isolierte und einem grenzlos korrumpierten Beamtentum hilflos ausgelieferte Herrscherpaar Tag und Nacht von der ewig nagenden Sorge um das gefährdete Leben des Thronfolgers gepeinigt war und Rasputin in der Tat einen wohltätigen Einfluß auf den unheilbar kranken Zarewitsch ausübte. So vermochte sich der „Starez" die dankbare Freundschaft der kaiserlichen Familie zu erwerben und dauernd zu erhalten, bis ihn und später das Kaiserhaus das blutige Verhängnis ereilte.

Wie Naschiwin in seinem großen Roman die unretouchierte Wahrheit über sein unglückliches Volk und Vaterland dargestellt hat, so hat auch Fülöp-Miller Rasputin, der weder ein Teufel noch ein Heiliger, wohl aber die bisher vielleicht vollkommenste Personifizierung der russischen Volksseele war, mit allen seinen Fehlern und allen seinen Vorzügen so gezeichnet, wie er in Wirklichkeit war und wie er nun in der richtigen Beleuchtung in der Geschichte fortleben wird. Unter den Händen des Verfassers aber entstand zugleich dank seiner ungewöhnlichen Fähigkeit, nicht nur Geschichte wieder lebendig zu machen, sondern auch Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten, ein gewaltiges Kulturbild, an dem niemand vorübergehen kann, der das Wesen des russischen Menschen wirklich zu verstehen bestrebt ist. Gleichzeitig aber auch ein Kulturbild, das — wie der ausgezeichnete Rußlandkenner Arthur Luther in seinem Vorwort zum Roman Naschiwins betont — geeignet ist, jene deutschen Hoffnungen auf das richtige Maß zurückzuführen, die alles Heil vom Osten erwarten.

Spanischer Tanz.

Es ist eigenartig und zugleich wohl notwendig: dieses unser Zeitalter ist in den meisten Äußerungen unrhythmisch und intellektuell skandiert, und doch sind die Menschen unserer Zeit dankbar für jeden Tropfen Rhythmus, der an sie heranfliegt. Und hier in Argentina*) und ihrer Truppe schwingt dieser ewige, zeitlose, körperliche Rhythmus unmittelbar, noch ganz lebendig. Arme, Füße, Leib, Finger, Augen, Gewandung, alles ist Ausdrucksinstrument hierfür. Das dreht sich und zuckt und wirbelt und wirft die Beine und schlängelt die Arme.

*) Die spanische Tänzerin Argentina gab mit ihrer Truppe in Berlin einen Tanzabend.

Das entzündet sich an der Lust an der Bewegung des eigenen Körpers, am Widerhall und der Fühlung mit dem Nachbar, am Schreiten und Schrittchenmachen, am Raffen und Schwenken der Röcke, am Stampfen mit den Füßen. Und die Lust dieser bunten, bewegten Gestalten wird gesteigert, angefeuert, die Bewegung individuell nuanciert, verändert, auf das Niveau erschwerter Leistung getrieben dadurch, daß ein tönendes Element unmittelbar in den Ablauf des Tanzes eingeschaltet wird: es ist nicht die begleitende Musik, sie ist durchaus dienend und hat sich nach dem Strömen und Schwingen der Tanzenden zu richten. Es ist etwas anderes darüber hinaus: da werden Kastagnetten geschlagen und haben bald mit hartem Geklapper, bald mit schnurrendem oder girrendem Laut teil am Werden und Entstehen der Bewegung. Oder es ist der Schnalzlaut der Finger, das Klatschen der Hände, ein Zuruf oder eine ausgestoßene Interjektion, die zeigen, wie nah in dieser Region des Tanzes Laut und Gebärde einander noch sind.

Es ist nicht in unserem Sinne künstlerischer Tanz, es ist auch nicht das Ballett, das vom ersten Anfang an eine konstruktive, räumliche Bindung der Bewegung erstrebte, sondern es ist rhythmischer Volkstanz, hier noch unverdorben durch Einflüsse einer künstelnden Richtung, hier noch erfüllt von einem rassischen Charakter, dessen Bewegungsskala weit über das hinausgeht, was wir bei uns als Volkstanz kennengelernt haben. Es ist Volkstanz der aus einem starken und ungehemmten, sinnlich gefärbten Gefühl emporsteigt, der Anlocken, Verführen, Hingeben, Darbieten in immer neuen Formen bewegungsgemäß spiegelt, und zwar spiegelt mit der Nuance der Distanzierung, die aller Form anhaftet. Es ist Erotik, die zugleich lockt und in Schranken hält. Primitiv in dem Sinn unmittelbaren Ausdrucks der Freude an der eigenen Bewegung.

Diese Bewegungen, so individuell verschiedenartig sie sind, tragen alle den gleichen Charakter des Sprunghaften, Stampfenden, Zuckenden, Impulsiven und des Gleitenden, spannungerfüllt Geschwungenen. Man spürt hier, wie tief noch heute Nordafrikanisches und Semitisch-Arabisches in Spanien lebt und die Bewegung bestimmt. Und Argentina: alle ihre Tänze zeigen in verfeinerter, bewußt gestalteter Form das gleiche, wie die Bewegungen der anderen, ob sie nun in der „Cordoba" mit hohen, weiten, gravitätischen Schritten die Bühne durchmißt oder im „Zigeunertanz" in raschen Rhythmen umherwirbelt. Wie sehr es überall das Volkstänzerische war, das auf die Zuschauer wirkte, bewiesen insbesondere die toledanischen und aragonischen Tänze mit ihren bunten Kostümen, ihren ruckhaften Drehungen und Schritten, bewiesen die ganz auf scharfe Stampfschritte eingestellten Tänze der Männer und bewies an dem schwächeren Beifall eine Chaconne, die ähnlich dem üblichen Ballettstil gegeben wurde.

Argentina hat uns mit diesem Abend ein großes Geschenk gemacht: Sie hat uns in die Seele ihres Volkes schauen lassen, sie hat es zu uns sprechen lassen in der unmittelbarsten und deutlichsten Sprache, die es gibt, der der rhythmischen Bewegung. Und dafür sagen wir ihr Dank!

Fritz Böhme.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 2 | Freitag, den 20. Januar 1928 | 4. Jahrgang

Leo Frobenius.

Ein Überblick über seine Tätigkeit und seine Bedeutung.

Von Eduard Hahn.*)

Es ist eine der eigentümlichsten, auch von sich aus eigenartigsten wissenschaftlichen Größen, die wir als Leo Frobenius vor uns haben, der durch lange Zeit ein recht umkämpftes und buntes Dasein führte, bis man jetzt doch wohl mehr und mehr seine überragende Bedeutung einzusehen beginnt; ist doch endlich, wie zu hoffen steht, durch die Übersiedelung nach Frankfurt a. M. für seine Schöpfung, das Afrika-Archiv, heute das Institut für Kulturmorphologie eine langersehnte Stätte für neue stetigere Arbeit gewonnen.

Frobenius hatte schon früh, zunächst als bescheidener Anfänger in jugendlichem Ungestüm den gigantischen Plan des Afrika-Archivs entworfen, vielleicht zuerst einmal nur aus persönlicher Neigung. War er doch der Neffe des gerade durch seine Reise- und Forschungstechnik außerordentlich bedeutenden Afrikaners Pogge. Er hat aber damals insofern schon Glück gehabt, als er sich wenigstens auf Afrika beschränkte. Später hat er dann seine unermüdliche Arbeitskraft und seinen rücksichtslosen Enthusiasmus an diese Lebensarbeit gesetzt, und er hat auch, was ich persönlich an ihm stets schätzte und bewunderte, es verstanden, wertvolle Hilfskräfte zu seiner Arbeit heranzuziehen und für seinen großartigen Plan zu begeistern....

*) Wir geben den unter obigem Titel in den „Preuß. Jahrbüch.", Aug. 1926 erschienenen Aufsatz auszugsweise wieder, weil uns Ende Januar der Besuch des berühmten Forschers in Reval und Dorpat bevorsteht. Geheimr. Frobenius wird am 30. Januar und 1. Februar in Reval, am 3., 4., 5. und 6. Februar in Dorpat Vorträge über seine Forschungsarbeiten halten.
R. v. E.

Unter den zahlreichen Werken, mit denen Frobenius nun aus diesen Schätzen des Archivs die wissenschaftliche, aber auch die gesamte gebildete Welt anregt und überschüttet, wird das große Bildwerk „Das unbekannte Afrika" Aufhellung der Schicksale eines Erdteils (C. H. Becksche Buchhandlung, München, 1923/24, 4°) wahrscheinlich die Hauptstelle in den Bibliotheken und in der Wissenschaft behalten, weil es durchaus eine Verkörperung seiner ebenso energischen wie gedankenreichen Persönlichkeit ist....

Frobenius, der wesentlich ethnologisch eingestellt ist, hat es nun mit einer Gliederung des afrikanischen Gebietes besser als die Anthropologen, die bisher immer noch vergeblich nach einer einigermaßen brauchbaren Einteilung, also nach den Anfängen einer wissenschaftlich gültigen Auffassuug der Rassenverhältnisse der Bewohner Innerafrikas suchen. Immerhin ist auch ethnologisch die Frage keineswegs leicht! Bisher hatte man doch wenigstens als einigermaßen feststehend anerkannt, daß nicht bloß die asiatische Exklave Abessinien, sondern vor allem auch Ägypten als ein mehr oder weniger mit Asien zusammenhängendes Stück Afrika betrachtet werden könne, und ebensogut Nordwestafrika, also die sogenannten Atlasländer, „Kleinafrika", wie Theobald Fischer sie gut genannt hatte, mehr zu Europa gehöre, jedenfalls aber den Mittelmeerländern zuzurechnen seien. Damit stimmt es überein, wenn nach älteren Anschauungen auch jetzt wieder starke Beziehungen der Berberländer zu Spanien als wichtig anerkannt werden können und müssen, zu Spanien, das durch seine geographischen Verhältnisse stark vom übrigen Europa abgeschnürt ist. Das große Tafelwerk „Hadschra Maktuba", von Frobenius mit Obermaier zusammen herausgegeben, verfolgt, wie wir noch sehen werden, in erster Linie diese für die Geschichte der Vorzeit wertvollen und wichtigen Beziehungen. Doch vor allem ist es das „Unbekannte Afrika", das diesen Erdteil den weitesten Kreisen nahe bringt und so dem Hauptzweck dienen will, den er auch in allen früheren Werken, besonders auch in der Reihe „Und Afrika sprach", verfolgte, die er seinem neuen Begriff Atlantis gewidmet hat....

So hat er schon in seiner Einteilung des Stoffes im „Unbekannten Afrika" zum Ausdruck gebracht, daß der Urwald, die Hylaea, wie er mit dem wissenschaftlichen Namen sagt, das allerunzugänglichste und urtümlichste Gebiet war und ist und trotzdem nichts Einheitliches bietet, ausgenommen eben jene Rückständigkeit und die Schwierigkeit der Erkenntnis aller, auch der Völker-Verhältnisse, während für die Wüste sowohl wie für die Steppe, die von Anfang an starken geschichtlichen Wirkungen auf der ausgesprochenen Durchgängigkeit beruhen, denn auch die Wüste verschließt sich nicht so sehr gegen den Verkehr, wie wir zum Teil bisher nicht ganz richtig annahmen. Sicher sind vielmehr Steppenvölker oft die ersten und die besten Handelsvölker gewesen.

Gerade auf Frobenius' Erkundigungen von Algerien und Timbuktu aus, wird sich die neue Auffassung stützen, daß der Sandozean

der Sahara so gut wie das Mittelmeer, Häfen und Inseln, fest gegebene Zugstraßen und seine geschichtlich ungemein wirksamen Heerwege und Handelszentren immer gehabt hat und noch hat....

Ein besonderes Ruhmesblatt für den Forscher stellen auch noch die Ergebnisse der Ausgrabungen dar, die Frobenius sich im Gebiet der hohenpriesterlichen Stadt Ife im großen Jorubalande erkämpft hat. Die Lage dieser westafrikanischen alten Gräber war ihm auf wunderlichem Wege bekannt geworden. Der Knabe Frobenius war, wie das so manchen Größen der Zukunft auch gegangen ist, mit seinem Forschungsdrang den Lehrern unbequem geworden, früh von der Schule gekommen und für eine kurze Weile im Kaufmannsstande untergebracht worden, für den ihm Neigung und Beruf sonst völlig fehlte. Auch diese kurze Zeit hat er, drollig genug, schon als künftiger Ethnologe ausgenutzt, da er in Hamburg die schwarzen Kohlentrimmer und sonstiges Schiffsvolk der Afrikadampfer in ihren Kneipen aufsuchte und auf Grund seiner schon damals staunenswerten Kenntnis von Afrika über ihr Vaterland ausforschte. Da nun für diese, weit von der Heimat entfernten Leute kein Grund vorlag, drüben geheimgehaltene Dinge auch hier beim Becher als Geheimnis zu hüten, so hatten sie ohne Bedenken auch von ihren Königsgräbern, ihren alten Tempeln und dergleichen gesprochen. Und als Frobenius auf Grund dieser Berichte nun in Ife selbst die Zahl der Schritte vom Stadttor bis zu jenen altheiligen, jetzt stark zurückgetretenen Stellen angeben konnte, auch die noch sichtbaren Figuren deutlich beschrieb, da durfte dieser „Wissende", dem doch nur die Geister der Verstorbenen selbst seine Kunde zugetragen haben konnten, auch jene Ausgrabungen vornehmen, die so viele und überraschend reiche Reste einer ungeahnt großen Vergangenheit und wirklicher, wenn uns zunächst auch fremdartiger Kunst zutage förderten. So haben wir in dem, in Gelbguß vortrefflich ausgeführten Kopf eines alten Jorubischen Wassergottes ein sehr erwünschtes Gegenstück aus alter Zeit zu den Kunstschätzen der durch englischen Leichtsinn und echt englische Unbehilflichkeit so jämmerlich zerstörten alten Königstadt Benin gewonnen.

Es scheinen auf den ersten Blick ganz andere Kunstformen, die uns Frobenius aus dem alten Karthago vorlegt. Und doch hatte er ein Recht, sie hier unter das afrikanische Eigentum einzureihen. Seine karthagischen Priesterinnen freilich schließen sich eher an frühgriechische Terrakotten und andere europäisch-asiatische Bildnisse an; die Masken aber, die er uns daneben bringt, zeigen besondere Linien auf, die aus Afrika in alter, wie noch in neuer Zeit zu uns herüberstrahlen. Wir sind gewohnt, den heutigen Zirkusclown, wie auch den älteren Pierrot mit roten Flecken auf den Wangen und der Stirn zu sehen. Wie Frobenius sehr wahrscheinlich macht, gehen diese Flecken auf jene Ziernarben zurück, wie sie das alte Afrika ebenso wie das heutige, an seinen tapferen Söhnen gerne sieht und oft als Stammeszeichen verwendet. In diesem Falle gehört das Numidien der Römer zur afrikanischen Kultur, und so zeigen uns diese Masken doch wohl auch, daß

damals schon die Gaukler und Clowns des alten Mimus aus diesen Gebieten kamen, so wie sich ja noch heute die berberischen Springer über die ganze heutige Welt verbreiten, und die Flecken des Clowns sind Erinnerungen an diese alte Auszeichnung der Vorgänger. . . . . .

* *
*

Als ein neues Zeugnis des unermüdlichen Forschungs- und Arbeitsdranges liegt nun auch in dem Tafelwerk Hadschra Maktuba, Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas (München, Kurt Wolff o. J. fol.) ein Werk vor, über die augenblicklich wieder einmal kampfdurchtobten Gebiete, die Frankreich bald hundert Jahre zu seinen Kolonien zählt. Frobenius selbst hat dazu nicht nur einen kurzgefaßten und doch wie immer bei ihm außerordentlich inhaltreichen Fundbericht gegeben, sondern es ist ihm auch, wie besonders hervorzuheben ist, gelungen, eine Kraft ersten Ranges, den durch seine bedeutungsvolle Tätigkeit in Spanien bekannten deutschen Vorgeschichtler Obermaier, für die nach dieser Seite besonders wichtige sachverständige Bearbeitung des Inhalts der Tafeln zu gewinnen. Seit mehr als zwei Jahrzehnten haben wir neben anderen, für die damalige Zeit überraschenden, jetzt in unser Gedankenbild fest eingearbeiteten Entdeckungen aus der Vorgeschichte, wie Troja, Kreta, Mykenae auch noch die großartigen Kunstleistungen des Menschen der allerältesten Zeit in Südfrankreich und Spanien als bedeutsamste Erweiterung unseres Gesichtsfeldes einstellen können. Es ist dabei besonders hervorzuheben, daß es der eigensten Entschließung Wilhelms II. zu danken ist, wenn diese großartigen Ergebnisse auf dem uns jetzt scheinbar für lange Zeit verschlossenen Gebiete Nordafrikas noch gehoben und der Wissenschaft zugänglich gemacht wurden; im letzten Augenblick vor der Entfremdung, die jetzt durch die ganze gebildete Welt in noch immer so verhängnisvoller Weise geht. Wir haben aber auch dem Verlage, der dies Prachtwerk unter sicher nicht leichten Verhältnissen in so besonders schöner Weise herausgab, aufrichtigen Dank zu zollen, wenn er alle Schwierigkeiten der Zeit und des Druckes überwand.

Um das Endergebnis dieser Forschungen vorwegzunehmen, so hat hier die bisher schon öfter vertretene Ansicht, es habe einst in altsteinzeitlicher Zeit der Vorgeschichte ein sehr einflußreicher Kulturfaktor von Nordafrika und Spanien aus neben eigenen hervorragenden Leistungen großen Einfluß in östlicher Richtung südlich und nördlich des Mittelmeeres ausgeübt, eine weitere kräftige Bestätigung erhalten.

Wir können dabei hervorheben, daß sich diese Ergebnisse durchaus in den Rahmen der starken Anregungen stellen, die Frobenius von Anfang an vertreten hat und die, soviel Widerspruch sie auch zuerst fanden, doch jetzt durch seine eigenen Reisen und durch übereinstimmende Ergebnisse von vielen anderen und nach vielen Seiten hin in ihrer großen Wichtigkeit immer wieder gestützt und hervorgehoben werden. Freilich haben wir hier in Nordafrika nicht solche hervorragende

Kunstleistungen, wie sie uns in den Pyrenäen-Höhlen überraschten, aber es sind hier doch neben jüngeren und jüngsten, auch eine ganze Anzahl sehr kenntlicher Zeichnungen aus einer Zeit gegeben, die immer noch weit vor allem liegt, was wir mit geschichtlichen Dokumenten belegen können, und diese Darstellungen bringen uns — und das gibt ihnen allergrößte Bedeutung — mit aller Deutlichkeit Bilder aus einem früheren Zustand, die wundervoll in die Anschauungen passen, wie sie die Wissenschaft und namentlich Leo Frobenius selbst, seit den letzten Jahrzehnten mit soviel Glück herausgebildet hat. Jetzt finden wir diese Bilder, wie Frobenius uns in lebendigster Sprache schildert, in einer menschenlosen Steinwildnis, in der nur hier und da kümmerliche Reste ehemals ausgedehnter Palmwaldungen, von den wenigen Bewohnern oft schwach genug durch die nach alten Verfahren kunstvoll angelegten Wasserleitungen gegen den andringenden Sand verteidigt werden können, während doch zahlreiche Grabhügel aus alter Zeit und die an manchen Kulturstätten dicht mit Zeichnungen bedeckten Felsen von einer ehemals starken Bewohnerschaft und von Elefanten, Nashörnern, Büffeln und Antilopen, ja vom Ibis und dem Flußpferd, also von ausgesprochenen Sumpfbewohnern erzählen. Bekanntlich nimmt jetzt die Geologie an, daß zu der Zeit, da die Ebene Norddeutschlands noch von den Gletschern der Eiszeit bedeckt war, Nordafrikas Gebirge, ebenso wie das ganze Mittelmeergebiet, ja vielleicht selbst die Sahara von dichtem Walde überzogen wurde und in den Verlauf dieser langen Zeit fallen die ältesten Darstellungen, von denen uns Frobenius eine so reiche Fülle von Beispielen bietet. . . . . .

Nun hat Frobenius in seiner genialen Art häufig genug seine Leser durch neue, oft auch etwas eigenartig gefaßte Fachausdrücke nicht nur interessiert und angezogen, sondern wohl auch den gegnerisch gesinnten Teil mitunter stärker gereizt und abgestoßen als es im eigenen Interesse immer wünschenswert gewesen wäre. Selbst der alte Afrikaforscher Schweinfurth, ihm sonst durchaus günstig gesinnt, war keineswegs erfreut über den Ausdruck Atlantis, der, wie er meinte, doch zu stark an Atlantik erinnere, eine Bezeichnung, die auch in deutschen Fachkreisen hier und da für den Atlantischen Ozean verwendet wird. Schweinfurth wollte sich nur schwer davon überzeugen lassen, daß Frobenius bei seiner Auffassung der geschichtlichen Ausgestaltung des westlichen Sudans, etwa von Senegambien und dem Gebiet des Nigerbogens bis zum Kongo durch eine großzügige Anschauung, die ihm die alte Sage und seine vorgeschichtlichen Ergebnisse boten, dazu berechtigt war.

Wir haben nun aber in der letzten Zeit gelernt, das alte „Ex oriente lux“ gelte nicht für die ältesten Zeiten der europäischen Vorgeschichte. In den Fachkreisen siegt mehr und mehr die Erkenntnis, daß einmal, bevor das Licht der geschriebenen Geschichte uns den Weg beleuchtet, ein Kulturstrom von West nach Ost geflossen ist. Dann erst nahm der Orient seine kulturfördernde Aufgabe auf. Heute hat wiederum das westliche Europa noch die führende Stellung. In den Fach-

kreisen verschließt man sich aber auch der Erkenntnis nicht mehr, daß dies auf seinen geistigen Vorrang so übermäßig stolze und doch so winzige Europa in Wirklichkeit in geographischer, aber auch in anthropologischer Beziehung doch nur für eine gewisse Spanne der Geschichte, nur für ein paar Jahrhunderte in den Vordergrund getreten ist, vielleicht sich auch nur vorgedrängt hat. Für die großen Züge der Geschichte der Menschheit aber — auch das ist eine Erkenntnis, die sich mehr und mehr aufdrängt, wird die europäische Führung nur eine kurze Episode sein und bleiben müssen. Es ist ja das eigentümliche Schicksal der Engländer, daß sie in ihrem unbezähmbaren Drange auf eine alleinige Weltherrschaft zur See und in der Politik durch ihren Beitritt zur europäischen Gegnerschaft Deutschlands diese uns Europäern doch so ungünstige Entwicklung unaufhaltbar gemacht haben. . . . . .

Für die ältere Steinzeit haben wir nun so überraschend großartiges Material aus Nordafrika, besonders aber ja auch künstlerischer Art aus Spanien und Südfrankreich erhalten, daß wir uns den Einfluß der Kulturwelle, die einst aus Nordafrika heraus über Spanien und Südfrankreich nach Europa vorstieß, gar nicht groß genug vorstellen können. Schon in älteren Vorlagen findet man als ein Zeugnis dieser Kulturwelle besonders die großen Steingräber verwendet, die in so eigentümlicher Weise den Seestrand von Portugal bis zu den deutschen Küsten der Nord- und Ostsee begleiten, und sich doch nicht weit ins Land erstrecken. Jetzt ist aber die Anzahl der Zeugnisse für einen solchen Einfluß, der sich von Westen her auch in die von der Eiszeit neu entblößten Gebiete erstreckt haben mag, so groß geworden, daß es sich hier um eines der sichersten Ergebnissen der neueren Forschung handelt.

Lange nun waren uns — es ist das ja ein eigentümlicher Erfolg der großen Reisen des kühnen Schotten Mungo Park — die großen Städte und die blühende Halbzivilisation des inneren Sudans schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bekannt; sind doch an den weiteren Forschungen deutsche Männer wie Barth und Nachtigal in rühmlichster Weise beteiligt. So widerwillig das damals vielfach die gelehrte Bildung Europas anerkannte, es mußte zugegeben werden, auch die Welt des schwarzen Erdteils hatte große Leistungen in einer durchaus achtbaren Halbkultur aufzuweisen. Frobenius hatte sich aber von Anfang an mit kaum hoch genug anzuerkennender Ausdauer das Ziel gesteckt, die Bedeutung des schwarzen Menschen soviel wie möglich und mehr als das bisher von irgendeiner Seite geschah, in das Licht der Völkerkunde und damit auch einer umfassenden geschichtlichen Betrachtung zu ziehen. Das ist ihm nun schon in überraschendem Umfange gelungen, zum Teil, indem er in seiner kühnen, aber durchaus berechtigten Weise die Methoden und Ergebnisse der europäischen Vorgeschichte zur Erhellung der afrikanischen Völkergeschichte verwandte. . . . . .

* *
*

Neben das „Unbekannte Afrika", neben sein „Hadschra Maktuba" und seinen „Atlas Africanus" reiht sich ebenbürtig ein anderes Werk mit vielen Bildern: „Das sterbende Afrika". Es zerfällt in zwei große Abschnitte. Die „Pracht" des alten Afrikas und die „Freude", die ja beim Neger auch unter drückenden und ungünstigen Verhältnissen eine so gütige Gabe seiner eigensten Natur darstellt. Schon das Titelbild, ein Posaunenbläser hoch zu Roß, aus Nupe im deutschen Adamaua, kann uns ein Muster der Farbenfreude abgeben, wie sie der schwarze Kontinent in dem starken Licht der afrikanischen Sonne erzeugt. Diesmal setzt sich der Schatz der Bilder, das beweisen die Kamelreiter aus Kordofan, die die Tafeln einleiten, nicht nur aus dem Frobenius so vertrauten Gebiet des westlichen Sudans und des Kongostaates zusammen, sondern hier wird auch der östliche Sudan, den Frobenius noch kurz vor dem Weltkriege besuchen konnte, herangezogen, wenn auch das ihm vertrautere Gebiet überwiegt. Aber auch hier findet der Beschauer, der nicht bloß die Tafeln durchblättert, sondern der sich, wie der Verfasser es verlangt, in sie hineinliest, unendlich viel Stoff für die Verarbeitung und für die Vertiefung seines Gesichtskreises. Welch ungemein kräftiges und doch welch fremdartiges Leben gibt uns z. B. der Harfenspieler aus Deutsch-Adamaua (Tafel 26/27) wieder! . . . . . .

In einer Anzahl trefflicher Bilder wird belegt, wie das alltägliche Leben in Dorf und Stadt, in Gewerbe und Verkehr, in Haus und Hof sich abspielt, wobei der Hof auch hier ein mehr oder weniger alterümlicher, mit viel Zeremonien und Dekorationen umgebener Hofstaat großer und kleiner afrikanischer Fürsten sein kann. Zwischen den zahlreichen Photographien finden sich auch Zeichnungen und selbst farbige Bilder der Künstler eingestreut, die Frobenius auf seinen Reisen begleiteten.

* *
*

In drei kleinen, doch inhaltreichen Bändchen, den „Erlebten Erdteilen", schildert uns nun endlich Frobenius selbst seine eigene Entwicklung, die, wie das bei außergewöhnlichen Menschen oft der Fall ist, nicht immer in gerader Linie verlief, wenn sich beim Rückwärtsblicken auch die Entwicklung scheinbar als ganz sicher gegeben erweist.

Bastian und sein Völkergedanke, Friedrich Ratzel und die geographische Richtung, neben denen sich als entscheidendes Ziel die endgültige Aufhellung der Völkerverhältnisse im Kongobecken stellte, wie sie ja auch durch seinen Verwandten Pogge und durch Wißmann eingeleitet war, das waren, zumal als nun die junge Kolonialbewegung überall in den Vordergrund trat, die bestimmenden Einflüsse, die entscheidend damals

auf den jungen Frobenius wirkten. Schon unter den ersten Arbeiten trat aber der große Zug hervor, der 1897 in der Kulturkreislehre — die freilich erst nach mehr als einem Jahrzehnt von anderer Seite in weiterer Ausbildung aufgenommen wurde — zu einem für ihn entscheidenden Schritt führte. Zunächst bewegten sich dann freilich die Arbeiten der nächsten Jahre durch seine Museentätigkeit im Gebiete des Stillen Ozeanes. Schon 1898 hatte die Arbeit über die Mathematik der der Ozeanier ihm Gelegenheit zu einer Beschäftigung mit diesem scheinbar entlegenen Gebiet gegeben, in das die Arbeit über die Schilde und Bogen der Ozeanier gleichfalls gehörten. Im Anschluß an seinen großen Lehrer Ratzel ist hier aus der Kunde der Sachen fester Boden gewonnen und damit endlich einmal jenen haltlosen Theorien, wie sie bis dahin eine rein spekulative Methode so oft ergeben hatte, dauernd ein Ende gemacht. Seitdem sind wir mehr und mehr zu der Erkenntnis gekommen, daß wir die schwarzen Bewohner Melanesiens und Afrikas wirklich in Verbindung untereinander setzen können, ja müssen.

Abweichend von dem gewöhnlichen Gange unserer Afrikareisenden, hatte Frobenius der zehrenden Sehnsucht, die ihn doch gewiß die lange Vorbereitungszeit hindurch immer wieder gepeinigt hatte, zum Trotz, sich sorgfältig zugleich nach den wissenschaftlichen, wie den praktischen Seiten zum Expeditionsleiter im besten Sinne durchgebildet. Und als er dann endlich 1905 den Boden des Kongobeckens betrat, gelang es ihm mit einer sonst unerreichten Beschleunigung seinen großen Zug zu Lande und dann zu Wasser durch das ganze Gebiet auszuführen.

Schon im folgenden Jahre trat er seine nächste Reise an, diesmal nach dem Sudan. Auch hier verweilte er damals nur kurze Zeit, um dann seine Eindrücke zunächst durch eine ihm in dieser Verbindung unerläßlich erscheinenden Reise durch Nordafrika zu erweitern und zu vertiefen, um dann nochmals nach dem Niger zurückzugehen, und auf einer Reise, die ihn vom Niger bis in die innerste Bucht von Guinea und bis in die deutschen Kolonialgebiete Westafrikas führen, die neugewonnenen Anschauungen noch einmal zu überprüfen. Handelte es sich doch für ihn darum, durch diese lange geplante Reise seine Erkenntnis zu prüfen: jene antike Sage sei nicht so ganz unbegründet, die von einer großen verschollenen Insel Atlantis wußte, die außerhalb der Säulen des Herkules liegen sollte, und seit Platos Zeit zu so außerordentlich viel Fabeln und Spekulationen Anlaß gab. Nur hat sich für Frobenius die geographische Unterlage stark verschoben. Es handelt sich nicht mehr um ein durch eine Erdrevolution untergegangenes Gebiet, sondern nur um zeitliche und zugleich geographische Verschiebungen. Ein alter, jetzt auch durch die Vorgeschichte unwiderleglich erwiesener Zusammenhang der westlichen Mittelmeergebiete, vor allem Spaniens mit Nordafrika, habe einst, nahm er mit gutem Rechte an, nicht nur auf die Nordwestküste Afrikas gewirkt, sondern es habe sich einst auch über innere, jetzt erloschene und vergangene Wege, wie wohl auch an der zugänglicheren Küste ein breiter Strom mediterranen Lebens und östlicher Einflüsse in das Innere Afrikas ergossen und sich dort in langer

Auswirkung bis in die Zeit des stärker beginnenden nun rein-europäischen Einflusses erhalten. Eine Spur dieses Einflusses aber war nach ihm bei den Griechen in der Sage von den Bewohnern der Atlantis lebendig geblieben. Für Europa aber verschloß sich Afrika zuerst vielleicht durch einen einschneidenden Klimawechsel, der mit der zunehmenden Dürre die alten Wege verbot, dann aber versperrte sich Europa in jener Zeit, da es doch die Welt für sich entdeckte, alle Wege ins Innere Afrikas gründlich, durch das oben schon erwähnte Ungeschick und die Grausamkeit, die den im eigenen Lande wirtschaftlich zu starken und darum für die Ausbeutung nicht handlichen Neger aus seiner Heimat fortschleppte, um in fernen Gebieten auf seiner Kraft eine Wirtschaft aufzubauen, die ihm viel zu oft erbarmungslosen Untergang brachte. Nun ist seit 1793 und 1830 Frankreich andere Wege gegangen. Ob diese nach den „neuen" Anschauungen nun richtiger sind und weiter führen werden als die alten Irrwege? Es sind ganz besonders schöne und nachdenkliche Worte, die Frobenius diesen ihnen letzthin doch selbst so schädlichen Einflüssen der Europäer widmet, spricht er doch hier, wie die Wissenschaft so oft als rückschauender Prophet, wenn er den Franzosen (wie auch schon in seinem älteren Buch „Auf dem Wege nach Atlantis") seine Erfahrungen in Nord- und Westafrika vorhält und Politiker, Parlamentarier und Journalisten vor die Frage stellt: was aus dieser innigen und doch so bedenklichen Verbindung flachster europäischer Zivilisation und afrikanischer Urtümlichkeit, wie sie Frankreich nun so lange und so gedankenlos pflegt, sich entwickeln soll und wird?

Es ist Frobenius gelungen, für das Afrika-Archiv, das jetzt an das Institut für Kulturmorphologie in Frankfurt übergegangen ist, allerkostbarste Schätze an ethnographischem Material von seinen Reisen, die immer sorgfältig durchdachten und durchgearbeiteten Plänen folgten, heimzubringen und aufzuspeichern. Der „Friede" von Versailles hat mit dem Versuch, das Herz aus dem Körper Europas herauszuschneiden, auch den Verlust unserer gesamten, dem russischen, englischen und französischen, ja selbst dem belgischen Kolonialbesitz gegenüber doch wahrlich außerordentlich bescheiden abgemessenen Kolonien herbeigeführt.

Möge es wenigstens nun, wo sich ganz naturgemäß bei uns gerade in den besten unserer gebildeten Kreise das schmerzlichste Verständnis dafür, was unser Kolonialbesitz für uns bedeutete, immer entschiedener und stärker regt, auch Frobenius gelingen, sein so außerordentlich bedeutungsvolles Material, das in jahrzehntelanger schwerer Arbeit zusammengebracht ist, endgültig an einer festen Stelle anzusiedeln, zum Segen der deutschen Wissenschaft und als eine Grundlage seines unserem Vaterlande für die Zukunft so ungemein wichtigen neuen Instituts.

Auf- und Niedergang im deutschen Schicksal.

Fünf Vorträge von Erich Marcks.

Es ist ein Wesenszug der deutschen Geschichte, daß sie sich in Wellenlinien vollzieht, in denen die Abstände von Wellental und Wellenberg viel höhere sind, als in der Geschichte anderer Völker. Nirgends findet man so tiefe Abstürze, nirgends aber auch so glänzende Aufstiege, wie in der deutschen Geschichte. Wie sehr diese Tatsache mit dem deutschen Volkscharakter, sowie mit der geographischen Lage des deutschen Landes zusammenhängt, hat Karl Alexander von Müller in seinem trefflichen Buche „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter" gezeigt; ein würdiges Seitenstück dazu sind die fünf Vorträge von Erich Marcks, der dabei aber ganz besonders den Staat als bestimmenden Faktor aller geschichtlichen Entwicklung hinstellt.

Der erste große Aufstieg, vom 10. bis zum 13. Jahrhundert, ist die Entfaltung des deutschen König- und Kaisertums, das unter Führung einer ganzen Reihe überragender Gestalten im Herzen Europas eine politische Einheit schuf, die auch zum Träger und Beschützer einer einheitlichen, germanischen Kultur für viele Völker Europas wurde. In dieser Größe lag aber schon der Keim des Niedergangs: während England und Frankreich organisch, aus dem Kleinen ins Große, wuchsen, war Deutschland sofort groß und griff in die Welt; es mußte der Augenblick eintreten, da all die Sondergewalten, die vom Kaisertum umspannt worden waren, die deutschen Fürstentümer, die nationalen Mächte und vor allem die Kirche, die im Bunde mit dem Kaisertum groß geworden war, jetzt sich aber zu einer selbständigen Macht entwickeln wollte, ihr Eigenleben gegen das Kaisertum durchzusetzen begannen. So kam der erste große Absturz: der Untergang des Hohenstaufischen Kaisertums. Dieser Absturz betraf zunächst aber nur die Reichsgewalt, denn das nationale Leben des deutschen Volkes blühte auch in der zweiten Hälfte des Mittelalters in buntester Vielgestaltigkeit und reichem Leben; aber die Zerstöruug der Kaisermacht mußte doch zu einer tiefen Erschütterung der Weltstellung des kulturell hochstehenden deutschen Volkes führen: Deutschland griff nicht mehr ins Ausland, das Ausland griff von allen Seiten nach Deutschland hinein.

Der nächste große Aufschwung, die Reformation, eine Leistung von tiefstem, deutschestem Wesen hat sich politisch nicht so im einigenden Sinn auswirken können, wie etwa in England; von der Reformation her blieb dem deutscheu Volke die religiöse Spaltung, eben weil das deutsche Volk schon innerlich voller Zwiespalt war. So kam es, daß die Reformation, dieser gewaltigste Aufschwung deutschen Geistes, bald versumpfte und sich endlich im 30-jährigen Kriege entlud, dem zweiten, furchtbarsten Absturz, den das deutsche Volk erlebt hat. Dies-

mal riß der Sturz nicht nur das politische Leben hinab, sondern mit ihm auch alle anderen Lebensäußerungen des Volkes, wieder ein schlagender Beweis dafür, daß Blüte und Bestand aller Kultur untrennbar mit dem staatlichen Leben verbunden sind. Diese Behauptung erfährt eine weitere Bestätigung durch die Tatsache, daß der nächste Aufstieg deutscher Kultur mit dem Wiedererstehen des politischen Lebens Hand in Hand ging. Diesmal hatte aber nicht mehr ein deutsches Reich die Führung, sondern die Sonderstaaten, vor allem Preußen und Österreich. Der Staat wurde in langsamer, mühevoller Arbeit wieder zur festen Form, die das Kulturleben schützte und förderte; die Politik, d. h. das Bestreben, die Macht des eigenen Sonderstaates durchzusetzen, diente dem ganzen deutschen Volke. Preußen und Österreich, beide sich nach Osten hin bewegend, haben in der Verfolgung ihrer staatlichen Sonderinteressen im wesentlichen doch nationale, deutsche Politik getrieben, oft ohne es zu wissen und zu wollen. Es war aber deutsches Schicksal, daß aus dieser Lage wieder eine Spaltung entstehen mußte: die Nebenbuhlerschaft Preußens und Österreichs. Die Zweiheit zeigt sich wiederum auch im geistigen Leben: das protestantische Deutschland, mit ihm auch Preußen, wird zum Nährboden der großen Kulturbewegung, die ihren Gipfelpunkt in Weimar erreicht; der katholische Westen und Süden nimmt in höherem Maße fremdes Wesen, französisches und italienisches in sich auf, verarbeitet aber die fremden Anregungen durchaus in deutscher Weise. Nicht nur Goethe, Schiller, Bach und Kant, Friedrich der Große und Fichte gehören zum deutschen Wesen, ebenso auch Mozart und Gluck, und das wunderbare Barock des deutschen Südens und Westens. Die Führung hat allerdings der protestantische Teil, sowohl politisch wie geistig. Eine Staatsnation ist das deutsche Volk noch nicht, wohl aber eine Kulturnation, ja es ist die führende Kulturnation Europas geworden. Eine gewaltige Leistung ist es, die sich beim Vergleich der Jahreszahlen 1648 und 1800 als Fazit von anderthalb Jahrhunderten zeigt!

Die Französische Revolution brachte einen neuen jähen Absturz: die Zertrümmerung des alten Reichs und des friderizianischen Preußen. Aber dieser Sturz wurde zum Segen, denn er machte neue Kräfte frei; das nationale Ideal erwachte; nach kurzer Erhebung folgte zwar wieder eine Zeit politischer Dumpfheit (bis 1848), aber es war doch eine Zeit, in der die nationale Sehnsucht weiter wirkte, gleichzeitig eine Periode hoher geistiger Blüte, geistigen Wachsens. Das Jahr 1848 versuchte alle Blütenträume mit einem Schlage zur Reife zu bringen; der kleindeutsche Verfassungsplan der Paulskirche war eine gewaltige politische Leistung, zugleich die einzig mögliche Lösung der nationalen Sehnsucht; aber zu seiner Durchführung fehlte damals alles, daher folgte wieder der unvermeidliche Sturz von der Höhe; trotzdem blieb 1848 eine Stufe des Aufstiegs.

Den höchsten Gipfel deutscher Geschichte bezeichnet Bismarck. Das Reich ist durch den preußischen Staat begründet worden mit Hineinbeziehung aller lebendigen Kräfte des deutschen Volkes: entscheidend

blieb immer die staatliche Macht, verkörpert in dem Größten, den das deutsche Volk hervorgebracht, in Bismarck. Bismarcks Wesen war deutsch, wie sein Werk; in dieses sind alle historischen Kräfte der deutschen Vergangenheit hineingebaut worden, aber auch die deutschen Gefahren. Der alte Partikularismus blieb, aber geschwächt und beherrscht von der Reichsidee; aber es entstand ein neuer tiefer Spalt: Bürgertum und Arbeitertum. Die größte Gefahr für Bismarcks Werk lag aber darin, daß es so ganz von seiner einzigartigen Persönlichkeit durchsetzt war, daß nur ein Nachfolger von gleichem Ausmaß es hätte fortsetzen können.

1890 bedeutet den Beginn des neuen Abstiegs. Zunächst gibt es noch viel Leben und Schwung, geistig, wirtschaftlich und auch politisch. Aber die Spaltungen innerhalb des Volkes vertieften sich, die imperialistische Politik des Zeitalters zog auch Deutschland in ihre Strudel und ihre Gefahren mit hinein. Es begann wieder das „uralte Zusammenstreben aller Klingen gegen unsere Brust", und dem Deutschen Reich fehlte ein Bismarck. Der Ring um Deutschland schloß sich immer fester, und die richtige Führung fehlte. Es kam der Krieg, wieder verwirklicht sich das alte deutsche Schicksal, die Einpressung zwischen Ost und West, im inneren Leben aber erlebte man wieder nach kurzem einigendem Aufschwung den Zusammenstoß der einander entgegengesetzten Tendenzen. Unvergänglich war die militärische Leistung des Weltkrieges, und doch kam es zum tiefsten Absturz, zu schwersten Verlusten nach außen, zum Aufstreben eines jeden Gegensatzes im Innern, Bismarcks Werk schien gestorben.

Und dennoch lebt das Reich, und dennoch sind wieder tausend Kräfte am Werk, um das deutsche Volk hinaufzuführen zu neuer Größe.

Zwar fehlt dem Reich von heute die staatliche und militärische Macht, aber „wir spüren, halbgefesselt, wie wir noch sind, den elektrischen Strom des Deutschtums und seines Lebens- und Zukunftswillens in allen unseren Organen. Wir sehen überall den strebenden, suchenden, schaffenden Geist." Und weiter als früher hat sich der nationale Gedanke des Deutschtums seine Aufgaben gestellt: das ganze deutsche Volk in der Welt soll sich durchdringen mit dem Gefühl einer lebendigen nationalen Einheit. —

„Diese Vorträge wollten unsere Geschichte für unsere Gegenwart zum Sprechen bringen, warnend, aber auch tröstend. Die Geschichte bestimmt keine Wege und auch keine Ziele; aber sie hilft unsere Vorbedingungen zu erkennen, auch für eine jede Zukunft, wie die schlimmen, so auch die starken. Sie redet von Kräften des Unheils, aber auch des Heils, die stets wieder wirkten, und warnt vor Verzweiflung. Hoffnung und Ehre eines Volkes sprechen aus ihr. Der Wille der Lebendigen, der allein die Zukunft neu zu gestalten hat, wird doch aus dieser Vergangenheit lernen können: lernen vor allem Leben und Glauben."

W. Stillmark.

Die wichtigsten biologischen Erkenntnisse in der Philosophie Nietzsches.

Von Dr. Friedrich Würzbach, München.

Wie sehr Nietzsches vorauseilende Gedanken die biologische Wissenschaft — die einheitliche Erkenntnis aller, auch der geistigen Lebenserscheinungen — befruchtet haben, wurde aus den Vorträgen der Weimarer Nietzsche-Tagung (15.—17. Oktober) deutlich. Und eine noch stärkere, noch durchdringendere künftige Wirkung scheint sich anzukündigen.

Spengler, als erster Redner („Nietzsche und das zwanzigste Jahrhundert"), bekannte, was er Nietzsche für die Gewinnung seiner Morphologie der Geschichte verdankt. Nietzsches Begriff vom Leben, seine Definition der Kultur als „Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen" lehrten ihn, die Kulturen, in denen doch die geistigen Phänomene vorwiegen, biologischen Gesetzen unterworfen aufzufassen. Im übrigen war Spenglers Vortrag ein Versuch, Nietzsches Rolle im Lebensablauf der abendländischen Kultur nach Maßgabe seines bekannten morphologischen Schemas zu fixieren.

Prinzhorns Vortrag („Die Begründung einer neuen Psychologie") schilderte Nietzsche als den Begründer der „entlarvenden" Psychologie. Diese Forschung entfernt sich von den faktisch gegebenen Bewußtseinsvorgängen und dringt in eine tiefere Seinsschicht, weil dort erst die eigentlichen Motive und das Wesen eines Menschen zu fassen sind. Diese Schicht hat eine bestimmte Struktur, von welcher ihr Träger selbst nichts zu wissen braucht, über die er sich sogar in der Regel täuscht. Nietzsche war der erste, der hierfür einen sicheren Blick besaß, seine Charakterzeichnungen bedeuten daher eine wahre Umwälzung der Psychologie. Der Rückschluß „vom Werk auf den Urheber, von der Tat auf den Täter, vom Ideal auf den, der es nötig hat, von jeder Denk- und Wertungsweise auf das dahinter kommandierende Bedürfnis" wird seit Nietzsche von verschiedenen psychologischen Schulen (Freud, Adler, Jung, Jaspers) versucht; diese bauen einzelne Einsichten Nietzsches systematisch aus, meistens aber auch sehr einseitig.

Prinzhorn selbst sieht Nietzsche nur durch das Auge von Ludwig Klages, den er als den eigentlichen Schüler Nietzsches verehrt; folglich sieht er ihn in der Hauptsache falsch. Klages fällt, ganz im Gegensatz zu Nietzsche, bei der Frage nach dem Wesen des Bewußtseins und des Geistes aus der biologischen Betrachtungsweise völlig heraus. Nietzsche sieht in der Individuation einen im Lebensrhythmus selbst beruhenden Prozeß; Erkenntnis und Wille sind in jedem organischen Geschehen, beim Menschen kommt nur gesteigerte Bewußtheit hinzu;

das Geistige ist in seiner Allverbundenheit schöpferische Tat, apollinisch; erst in hypertrophischer Entartung strebt es sokratisch nach lebensfeindlicher Autonomie und absoluter Herrschaft über den ganzen Organismus. Für Klages dagegen ist das Geistige dem Wesen nach vom Leben verschieden und ihm feindlich; es bricht, man weiß nicht woher, störend und Spannungen schaffend in das Leben ein, aber nur beim Menschen, der dadurch streng von allen Tieren geschieden ist. Bezeichnend ist, daß Klages das Wort Entwicklung in Anführungszeichen zu gebrauchen pflegt. —

Völlig biologisch ist die Betrachtungsweise von Friedrich Würzbach („Vom Selbstopfer des tragischen Heros"): aus Nietzsches Gedanken die bisherige Biologie bereichernd und den Philosophen selbst in die Entwicklungsgeschichte des Lebens auf der Erde einordnend, um den Sinn seines Daseins und seines Schicksals zu deuten. Nietzsche hat den durch Darwin üblich gewordenen Begriff des Lebens umgestoßen: Nicht ein bloßes Streben nach Selbsterhaltung ist es, sondern Wachstum und Emporsteigen über sich selbst; nicht Anpassung an die Umstände, sondern Überwältigung derselben und Vorstoß in neue Reiche des Seins; wo es bloß um Daseinsverlängerung kämpft, ist es geschwächt und dekadent. — Besonders wurde hervorgehoben, wie Nietzsche den scholastischen Begriff des principium individuationis ganz neu geprägt hat, und das Individuum dadurch in einen neuen innigen — nicht metaphysischen Zusammenhang mit dem Kosmos gesetzt wird; diese Deutung stimmt mit den neueren biologischen Erkenntnissen völlig überein. Selbst die Wissenschaft wurde als biologischer Faktor in der Entwicklung erkannt nach dem Goetheschen Wort, daß die Tiere durch ihre Organe belehrt werden, der Mensch aber die Fähigkeit habe, seine Organe zu belehren, so daß er Geschöpf und Schöpfer zugleich ist. Unsere Organe werden aber durch die Wissenschaft belehrt und somit die einseitige Spezialisierung und Hypertrophie eines Organes verhindert. — Nietzsches Wort: „Der Wille zum Dasein benutzt die Philosophie zum Zweck einer höheren Daseinsform" läßt den Philosophen als diese neue Daseinsform selbst erscheinen, und was er aussagt, gilt von neuen Reichen des Lebens. Ein Beispiel aus der Geschichte unserer Erde — die Eroberung des Landes durch die Wirbeltiere — sollte zeigen, was unter einem Vorstoß in neue Möglichkeiten des Seins zu verstehen ist, und daß zu einer solchen Eroberung das Selbstopfer des Individuums notwendig ist. — Der moderne Mensch stellt, nach einer Äußerung Nietzsches in seinem Nachlaß biologisch einen Widerspruch der Werte dar: „Wir sind physiologisch betrachtet falsch, wir sagen ja und nein in einem Atem". Aus dieser Gegensätzlichkeit will uns Nietzsches Philosophie herausführen.

Forschungsheim für Weltanschauungskunde.

In der Lutherstadt Wittenberg.

Von Generalsuperintendent D. Schöttler, Magdeburg.

Das neue „Forschungsheim für Weltanschauungskunde" in Wittenberg ist in seine Winterarbeit eingetreten. Von dem ersten Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses, Generalsuperintendent D. Schöttler-Magdeburg, geht uns der nachstehende Beitrag zu, der über die Einrichtungen und Ziele der Gründung unterrichtet.

„Ein Ingenieur braucht keine Weltanschauung. Darum bleiben Sie nur hier!" — Das war der Bescheid, den ein junger Volontärtechniker von seinem Chef erhielt, als er für den gastweisen Besuch eines Weltanschauungslehrganges im Wittenberger Forschungsheim um drei Tage Urlaub bat.

In diesem Bescheid liegt ein gut Teil der Weltanschauungsnot der Gegenwart. Die führenden Kreise des modernen Lebens — und die Technik hat unbestritten die Führung übernommen — sind zwar durchaus entschlossen, die Weltkräfte im weitesten Ausmaß den Menschen dienstbar zu machen. Aber Wesen und Wirken dieser Kräfte in das Ganze ihres Weltbildes einzufügen und zu einer einheitlichen Weltanschauung auszudeuten, ist eine Aufgabe, die nur von wenigen mit dem ihr zukommenden Ernste in Angriff genommen wird. Auf der anderen Seite, bei den Vertretern der Geisteswissenschaften, ist man von der Notwendigkeit einer einheitlichen Weltanschauung durchaus überzeugt. Aber man bleibt hier zu leicht am Erkenntnisproblem hängen und ist in Gefahr, über der „Welt als Vorstellung" die „Welt als Wirklichkeit" zu vergessen, weil gerade für diese Wirklichkeit die Unterlagen einer klaren und sicheren, wenn auch elementaren Naturerkenntnis fehlen. So ergibt sich im Geistesleben des heutigen gebildeten Menschen nicht nur eine merkbare Lücke, sondern auch ein klaffender Widerspruch, der gerade bei der Jugend sich doppelt schwer zu rächen droht.

„Was fangen wir mit unserem Sohne an?" — fragte mich kürzlich ein hervorragender Führer auf wirtschaftlichem Gebiet. „Sein Religionslehrer ist orthodoxer Theologe, sein Physiklehrer ebenso orthodoxer Monist. Der erste entrüstet sich über den zweiten; der zweite spottet über den ersten. Die Kosten tragen die Schüler, denn sie werden zwischen diesen beiden Geistesrichtungen dauernd hin und her gerissen und endlich seelisch aufgerieben." Ich konnte dem Fragesteller nur antworten: „Setzen Sie sich mit Ihrem Sohn in Ihr Auto und fahren Sie nach Wittenberg ins Forschungsheim. Da will man solchen Nöten abhelfen, will allen, die mit Weltanschauungsfragen beruflich zu tun

haben, zu einer methodischen Behandlung des Problems in Form einer Weltanschauungskunde den Weg zeigen!"

Hierbei kommt es zuerst darauf an, diese auf eine gesunde Basis der Naturerkenntnis, speziell der anthropologischen Fragen (Abstammung und Rasse usw.), zu stellen. Diese Aufgabe liegt im Forschungsheim in den Händen des Dr. med. Kleinschmidt, einer Weltautorität auf ornithologischem, einer anerkannten Kapazität auf anthropologischem Gebiet, der mit seinem 1926 erschienenen Werk „Die Formenkreislehre und das Weltwerden des Lebens" die Descendenzlehre zur Decedenzlehre umgestaltet und damit dem ganzen Komplex dieser biologischen Endfragen ein anderes Gesicht gegeben hat. Mit Hilfe einer von ihm geschaffenen, geradezu einzigartigen Schau- und Lehrsammlnng, die dank dem Entgegenkommen der weitschauenden Stadtverwaltung Wittenbergs in dem alten kurfürstlichen Schloß Aufstellung gefunden hat, ist von ihm mit glücklichstem Erfolg der Versuch gemacht, für Weltanschauungszwecke die deiktische, d. h. vorzeigende Methode, zu benutzen. Denn eine einzige Feststellung am konkreten Objekt hat in vielen Fällen mehr überzeugende Kraft als ein ganzes Bündel von abstrakten Beweisen.

Die philosophische Auswertung solcher naturwissenschaftlicher Befunde ist Dr. phil. Ernst-Creypau bei Merseburg zugewiesen, der als Philosoph von Fach wie als langjähriger Geschäftsführer der Hagentaler Weltanschauungswoche für diese ebenso schwierige wie dankbare Aufgabe prädestiniert erscheint.

Durch Lehrgänge, Arbeitsgemeinschaften, Führungen im Forschungsheim sowie durch Vortragsreisen suchen nun die beiden Leiter des Forschungsheims das Edelgut ihrer Wissenschaft in gangbare Münze umzusetzen. Sie entfalten so eine Tätigkeit, die zum inneren Aufbau unseres Volkslebens von segensreichen Folgen sein wird.

„Alles ist mir hier klar," sagte der obengenannte Herr nach einem mehrstündigen Besuch des Forschungsheims, „nur eines begreife ich nicht, warum wir solch eine Einrichtung nicht längst gehabt haben. Es gibt keine, die nötiger und nützlicher wäre!"

Er hatte recht. Bei der bevorstehenden Synthese im Weltanschauungskampf der Gegenwart wird das Forschungsheim ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 3 Freitag, den 3. Februar 1928 4. Jahrgang

Zur gegenwärtigen Lage der deutschen Pädagogik.

Von W. Stillmark.

Nach einer pädagogischen Revolution ohnegleichen erlebt die deutsche pädagogische Wissenschaft eben eine Zeit der Selbstbesinnung und der Klärung. Als besonders typisch für diesen Zustand können zwei Bücher bezeichnet werden, die eben erschienen sind. Das eine ist von Th. Litt, der schon längst seine Stimme im brausenden Chaos pädagogischen Meinungsstreits warnend und zur Besinnung rufend ertönen läßt. Man erinnert sich noch der gewaltigen Wirkung seines Vortrags auf dem Kongreß in Weimar; man konnte kaum eine pädagogische Zeitschrift zur Hand nehmen, ohne sofort auf eine Auseinandersetzung mit den Gedanken Litts zu stoßen. Scharfe Kritik, meist schroffe Ablehnung fanden die Gedanken Litts; dabei ging aber die negative Kritik von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus. Die einen sagten, Litt predige Reaktion und fordere die Rückkehr zur „alten Schule", und lehnten ihn deswegen ab; die anderen meinten, das, was Litt fordere, sei gerade durch die „neue Schule" bereits erfüllt und daher sei Litts Kritik überflüssig. Diese Gedankenverwirrung hat Litt veranlaßt, einen Versuch zur Klärung des pädagogischen Grnndproblems zu unternehmen: es ist seine Schrift „Führen oder Wachsenlassen" (Leipzig, Teubner, 1927).

Das Grundproblem lautet: soll der Erzieher Führer der Jugend sein oder soll er sich darauf beschränken, die Jugend nach ihren eigenen Lebensgesetzen wachsen zu lassen und nur alles, was diesem Wachstum hindernd im Wege steht, zu beseitigen?

Die Forderung des „Wachsenlassens", die seit Rousseau immer wieder ertönt und die heute besonders aus der Ideologie der Jugendbewegung gespeist wird, enthält eine Absage an Gegenwart und Vergangenheit: die Jugend soll nicht belastet werden mit der Wesens-

gestalt der erziehenden Generation, sondern sie soll unbeschwert von den Fesseln der Vergangenheit in die Zukunft hineinwachsen. An diesem Punkt schlägt aber die Forderung „Wachsenlassen" in einen entschiedeneren Führerwillen um, also eigentlich in das, mit dessen Ablehnung sie begonnen hat, denn um die Zukunftsgestaltung vorwegzunehmen, ist Führung notwendig, allerdings eine Führung, die nur das erstrebt, wohin das Wachstum von selbst auch hinzielen würde. Der Führer ist gewissermaßen „Geburtshelfer der werdenden Zukunft". In diesem als Schlagwort sehr wirkungskräftigen Ineinander von Führen und Wachsenlassen steckt aber ein Grundfehler: wer bietet die Gewähr dafür, daß die Absage der Gegenwart und Vergangenheit wirklich genügt, um lebendige Zukunft zu schaffen? Ja noch mehr: jedes Zukunftsideal ist seinem Wesen nach Gegenwart, denn es ist durch die Vorbedingungen des gegenwärtigen Lebens geschaffen und bestimmt.

Wenn nun der politische Führer doch in die Zukunft wagemutig, oft blind hineingreifen muß, so darf der Erzieher das nicht: der Erzieher soll sich nur als Diener der in der Jugend selbst liegenden Werdemöglichkeiten fühlen, nicht aber die Jugend zum Objekt seines Führerwillens machen.

Und wenn der Erzieher glaubt, daß gerade er den Lebenssinn der Zukunft richtig vorausschaut, so daß er die Jugend dahin führen kann, so ist das eine unverzeihliche Selbstüberhebung. Daher ist auch jeder Versuch, die Jugend auf ein bestimmtes „Bildungsideal" hin zu erziehen, falsch; solchen Forderungen ist also die Mahnung: „Wachsenlassen" entgegenzuhalten: „Der Erzieher möge dasjenige Leben seinem eigenen Wachstum überlassen, dem seine Geschäftigkeit Weg und Ziel vorschreiben möchte." Das bedeutet natürlich nicht den Verzicht auf jegliche Führung: eine Erziehung, die nur „wachsen läßt", hebt sich selbst auf. Es bedeutet nur, der Jugend das Recht des eigenen Wachstums bewahren im Verhältnis zur Zukunft.

Hier kann sich nun der pädagogische Gedanke in ein entgegengesetztes Extrem verlieren: anstatt der völligen Abkehr von Gegenwart und Vergangenheit, wie sie den in die Zukunft gerichteten Führerwillen charakterisiert, kann eine Kanonisierung der Gegenwart und eine Idealisierung der Vergangenheit eintreten: der Erzieher kann seinen Führerwillen in dem Sinn betätigen, daß er der Jugend die Gegenwartskultur übermitteln oder sie zu einer idealisierten Vergangenheitskultur zurückführen will.

In letzterer Anschauung steckt aber ein ähnlicher Fehler, wie in der ersten: wie das Zukunftsbild notwendigerweise gegenwartsgebunden ist, so auch jegliches Vergangenheitsbild, denn wir können jede Vergangenheit nur mit unseren gegenwartsbestimmten Augen sehen: also Gegenwart im Kostüm der Vergangenheit (z. B. das klassische Humanitätsideal, die romantische Idealisierung des Mittelalters, die „deutsche Bewegung" der Gegenwart).

Wenn also weder ein Zukunfts- noch ein Vergangenheitsbild das Leitmotiv für ein „Bildungsideal" abgeben kann, so bleibt die Gegenwart als Grundlage der Erziehung bestehen, die Gegenwart aber nicht im Sinn einer zufälligen Struktur, sondern als zeitliche Verkörperung zeitloser Werte. Z. B. lernt das Kind die Sprache in ihrer gegenwärtigen Form, aber in dieser ist die Muttersprache, ja die menschliche Sprache schlechthin lebendig, also ein zeitloser Wert. „Geist lebt nur in der konkreten Besonderheit des Moments und ist doch in dieser seiner Momentanwirklichkeit ein den Moment Überwindendes."

Wie die Sprache, so haben auch viele andere Funktionen des Geistes, wie Wissenschaft, Kunst, Religion, Sittlichkeit den Wert bildender Formprinzipien, so daß die Aufstellung eines konkreten „Bildungsideals" überflüssig ist, wenn man nur diese Funktionen des Geistes auf den zu Bildenden wirken läßt. Es liegt immer eine Unnatur darin, die Menschen nach einem reflektierten Musterbild bilden zu wollen. Außerdem ist ein Bildungsideal immer ein Zweck, der mit bestimmten Mitteln erreicht werden soll; nun ist aber dieses technische Denken, das mit den Begriffen „Zweck" und „Mittel" operiert, wohl dort anwendbar, wo es sich um Beherrschung der Stoffe und Kräfte der Natur handelt, nicht aber im Leben des Geistes. Wenn also der Mensch nicht nach einem vorgefaßten Idealbild erzogen werden kann, so soll die Erziehung deswegen doch nicht planlos sein. Der Erzieher hat Sorge zu tragen, daß die in ihrer Eigenwertigkeit anerkannten Bildungsgehalte in angemessener Weise und in richtigem Zusammenhang mit der zu bildenden Seele in Berührung gebracht werden. Das Wort Bilduugsideal ist also höchstens in dem Sinne brauchbar, wie es Spranger anwendet, d. h. als die jeweilige Summe der Bilduugsgehalte, die einer bestimmten Zeit als Bildungsmaterial dienen können, nicht aber als Vorausbestimmung einer lebendigen Gestalt des Menschentums, oder auch als Aufblähung eines methodischen Gedankens zum allgemeinen Bildungsprinzip, wie es etwa im völlig zum Schlagwort entarteten Begriff der „Arbeitsschule" zu erkennen ist.

Es bleibt nur noch übrig, darauf hinzuweisen, worin sich im besonderen die pädagogische „Führung", die Aktivität des Erziehers, zu betätigen hat. Nicht im Sinn der Vorausbestimmung der Gestalt des Werdenden, wohl aber in der planmäßigen Übermittlung der als bildend anerkannten Kulturgüter. Ein Erzieher mit Verantwortungsbewußtsein wird den Standpunkt entschieden ablehnen, welcher der „Selbsttätigkeit" des Kindes, seiner Lust des Fragens und Gestalten, oder auch den Kräften der „Gemeinschaft" die Erziehung überlassen will. „Eine Erziehung, die allen Ernstes nichts weiter täte, als den Neigungen und Bedürfnissen des Kindes nachgehen, als den Fragen des Kindes Antwort geben, den Beschäftigungen des Kindes Unterstützung leisten, wäre in ihren Konsequenzen nichts Geringeres als der Rückfall in die Barbarei." Nein, der Erzieher muß als Anwalt des objektiven Geistes handelnd dem Kinde gegenübertreten; er

muß daher auch Vertreter der Tradition sein, denn alle Bildungsgehalte, mit denen er das Kind in Berührung bringen will, sind ihm nur in der „tradierten" Form zugänglich. Die von den „Zukunftspädagogen" geforderte Absage an die Vergangenheit ist also nicht nur falsch, sondern auch praktisch nicht durchführbar.

Die Gebundenheit der Erziehung an die Tradition ist so zu verstehen, daß sie versuchen muß, „den ewigen Gehalt im zeitgeborenen Werk zum Leuchten zu bringen"; nach dieser Möglichkeit wird sich die Auswahl der Bildungsgüter zu richten haben. Was das bedeutet, zeigt am deutlichsten der Wert des Klassischen für die Erziehung. Unter diesen Gesichtspunkt müssen auch alle die Fälle gestellt werden, wo der Erzieher das Kind persönlich, helfend und fördernd, führen muß: das Führen des Kindes „zu sich selbst" muß immer zugleich ein Führen zu den idealen Gehalten sein, die jeder höheren Form des Daseins als solcher einwohnen. —

„Im verantwortungsbewußten Führen niemals das Recht vergessen, das dem aus eigenem Grunde wachsenden Leben zusteht — in ehrfürchtig geduldigem Wachsenlassen niemals die Pflicht vergessen, in der der Sinn erzieherischen Tuns sich gründet — das ist der pädagogischen Weisheit letzter Schluß." In diesen Worten faßt Litt den Grundgedanken seines Buches zusammen. Es ist ein Buch, das jedem, der erzieherische Aufgaben zu erfüllen hat, warm empfohlen sei. Besonders eindrucksvoll ist die Fähigkeit des Verfassers, den Dingen unerbittlich auf den Grund zu gehen, den Schlagworten ihren Nimbus zu nehmen und dadurch Klarheit zu schaffen.

Vom Standpunkt des praktischen Erziehers aus nimmt Studiendirektor Dr. Hoffmann (Elmshorn) Stellung zum pädagogischen Grundproblem in seinem Buch „Die gegenwärtige Krise in der Schulreform". (Leipzig, Teubner 1922.) Als Schäden des Erziehungswesens sieht der Verfasser mit Recht an: den expressionistischen Geist derjenigen pädagogischen Strömungen, welche den Schüler vor allem zum Ausdruck seiner selbst führen wollen und daher auch die expressionistische Kunst als hervorragendes Bildungsmittel ansehen, ferner die übertriebene Kultivierung der Eigennatur im Schüler, die den Lehrer gewissermaßen ins „Passivum" versetzen will. Die starke Betonung des Individuellen muß letzten Endes zu selbstbespiegelnder ewiger Problematik führen, während der Weg zu kräftigem Menschentum nur durch Züchtung des Typischen möglich ist. Das Wort Dehmels: „Sei Du!" ist gefährlich; Kants Wort dagegen hat noch heute zu gelten: „Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, was man sein muß, um Mensch zu sein." Deshalb verdankt man dem alten klassischen Gymnasium so lebenstüchtige Naturen, weil es als Bildungsmittel eine Kultur benutzte, die durchaus das Typische im Gegensatz zum Individuellen betont.

Gefahren liegen ferner in den grundsätzlichen Forderungen des Arbeitsunterrichts, vor allem in der Forderung der „spontanen Aktivität", der „Freitätigkeit". Die Selbsttätigkeit soll zur Selbständigkeit

führen, aber Selbsttätigkeit hat bereits die Selbständigkeit zur Voraussetzung; „wo ferner Selbständigkeit des Denkens gedankliche Beherrschung des Stoffes voraussetzt, diese aber vom Schüler durch Selbsttätigkeit erst errungen werden soll, so beißt sich hier der circulus vitiosus in den Schwanz."

Nach Ansicht des Verfassers ist nicht die spontane Aktivität, sondern die Rezeptivität der natürliche Ausgang alles Unterrichts, also gerade die Haltung, die der grundsätzliche Arbeitsunterricht als bloße Passivität verurteilt. Freitätigkeit ist erst dem reiferen Menschen möglich, der imstande ist, Denkziele selbständig aufzustellen und Denkwege selbständig zu gehen, nicht aber dem Kinde, das ratlos der Umwelt gegenübersteht. „Wer die spontane Aktivität von jedem unreifen Schüler verlangt, . . . erzieht zu Selbstüberhebung und Dilettantismus." Außerdem zerstört die spontane Aktivität die Konzentration, denn die Klasse muß sich auf jede neue Äußerung der sprechenden Kameraden beständig umstellen; das rezeptive Verhalten dagegen fördert die Gesammeltheit.

Eine richtige Beobachtung des Verfassers ist, daß die meisten „Arbeitsschulklassen" sich durch große nervöse äußere Bewegtheit auszeichnen, was ein Anzeichen für fehlende innere Gesammeltheit ist. Kraftverschwendung, Zeitvergeudung, fehlende Vertiefung und Verinnerlichung infolge Mangels an Konzentration sind die Folgen des einseitigen Arbeitsunterrichts.

Freitätigkeit verleitet ferner zu Verfrühungen, denn sie stellt dem Kinde Aufgaben, denen seine Altersstufe nicht gewachsen ist; auch werden Stoffe an es herangebracht, die, weil nicht vollverständlich, nur zu Frühreife und Oberflächlichkeit führen können; höchstens können nur die Begabtesten mit, und dann kommt es zu der ganz absurden Lage, daß die rezeptiven Schüler nicht vom Lehrer, sondern von ihren begabten Mitschülern zu lernen haben.

Die Theoretiker des Arbeitsunterrichts haben oft den Denkfehler begangen, die Begriffe „rezeptiv" und „passiv" gleichzusetzen; die „rezeptive" Hingabe an einen Stoff ist dagegen durchaus aktiv.

Endlich ist noch zu beachten, daß die vielgerühmte Denkfertigkeit, welche der Arbeitsunterricht erziehen will, einen sehr problematischen Wert hat, denn das reine Denken führt niemals zu Ende und die denkfertigen Menschen bleiben im Grunde der Seele unfertig; daher ist der Arbeitsunterricht in dieser Hinsicht besonders für die Mädchen verhängnisvoll geworden, denn da er die angeblich passive Rezeptivität nicht pflegt und nur die ständige spontane Aktivität schätzt, hat er die Mädchen in eine ewige Problematik hineingehetzt und der Geschlossenheit der weiblichen Natur schweren Schaden zugefügt.

„Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
drängt immer fremd und fremder Stoff sich an."

Trotz dieser kritischen Stellung zu der von der Arbeitsschule einseitig geforderten Spontaneität will der Verfasser nicht einer Rückkehr

zur passiven Rezeptivität der alten Schule das Wort reden, sondern einer spontanen Rezeptivität und Reaktivität. Der Schüler muß die sachlichen Werte, welche Umwelt, Vorwelt und Mitwelt geschaffen haben, hinnehmen, die objektiven Gesetze in Natur und Kultur verstehen; dieses kann er aber weder durch einseitiges Lernen erreichen, noch frei aus sich selbst heraus erzeugen, sondern nur durch aktive Aneignung. Die Arbeit muß so unter Führung des Lehrers vor sich gehen, daß sie zu einem natürlichen Wachstum wird, wobei die Seele des Zöglings befruchtet wird vom Bildungsstoff, so daß ein wirklich aktives Hinnehmen erfolgt, nicht ein bloßes Lernen, aber auch nicht ein Aus-sich-selbst-Erzeugen.

Dieser oberste Bildungsgrundsatz stellt den Erzieher vor zwei Grundfragen: „Wie wird der Stoff befruchtungsfähig" und „Wie wird das Aufnahmevermögen empfangsbereit". Die Stoffmenge muß sich nach der aktiven Aufnahmefähigkeit der Kinder richten; die Wahl und Behandlung der Stoffe muß so erfolgen, daß der Schüler sich in sie hineinzufühlen, nicht nur hineinzudenken vermag (hier ist vor allem auch der Ausdruckskunst des Lehrers, seinem Vortrag, eine große Aufgabe gestellt!).

Das Tempo darf kein zu schnelles sein, Wiederholungen sind notwendig, damit die Vorstellungen, die sich mit dem Stoff verbunden haben, immer wieder lebendig werden. Konzentrationsübungen sollen die Aufnahmefähigkeit des Kindes steigern; Konzentration ist aber auch das beste Heilmittel gegen die Nervosität unserer Zeit, denn sie fordert vom Zögling gesammelte Willensanspannung.

Der einseitige Arbeitsunterricht hat aber auch das Gedächtnis verkümmern lassen; die spontane Rezeptivität aber fordert Gedächtnisbildung, ist daher auch in dieser Richtung segensreich. Ferner wird das Aneignungsvermögen durch das Zusammenwirken der Aufnahmeorgane (Hören, Sehen, Schreiben usw.) gesteigert und so die Vorstellungskraft von verschiedenen Seiten her auf ein Bildungserlebnis gesammelt. Die wichtigste Voraussetzung einer jeden Bildungsarbeit aber ist Ruhe im Unterrichtsbetrieb!

Die spontane Rezeptivität, die Aufnahme und Aneignung des Bildungsgnts kann erst die Grundlage bilden für die aktive Tätigkeit, die also im wesentlichen Reaktivität, d. h. eine Antwort auf die aufgenommenen Bildungserlebnisse darstellt. An vielen Beispielen, Sprachunterricht, Aufsatz, Kunsterziehung, Werkunterricht usw. zeigt der Verfasser, wie seine These „durch die Rezeptivität zur Reaktivität" praktisch angewandt werden kann.

Auch dieses Buch bietet dem pädagogisch interessierten Leser sehr viel. Beide hier besprochenen Schriften, so verschiedenartig ihre Problemstellung sein möge, haben symptomatische Bedeutung: sie zeigen, daß im pädagogischen Denken eine stetige Selbstbesinnung vor sich geht, eine Abwendung von Schlagworten, eine Rückwendung von Richtungen, die sich in Extreme zu verlieren drohten und eine Klärung der Grundprobleme.

Massenpsychologie und Pädagogik.

Von Heinrich Pantenius.

Wenn sich eine größere Anzahl von Menschen zu einer Gruppe zusammengeschlossen hat und gemeinsam handelt, treten zuweilen ganz eigenartige psychologische Erscheinungen zutage. Die verschiedenen Personen, die die betreffende Gruppe bilden, zeigen eine auffallende Übereinstimmung des Empfindens. Sie verschmelzen zu einer neuen seelischen Einheit, für die der Ausdruck Kollektiv- oder Massenseele geprägt worden ist. In diesem Sinne spricht man z. B. von einer Rassenseele, der Seele eines Volkes, dem Geist, der eine Versammlung beherrscht usw.

Diese Kollektiv- oder Massenseelen können ja nach den Umständen sehr verschieden sein. Dennoch haben sie alle eine Reihe von Merkmalen gemeinsam. So ist es für die Handlungsweise einer seelischen gleichgestimmten Menschenmenge bezeichnend, daß die Beweggründe ihres Handelns stets in das Gebiet des Triebhaften fallen. Vernunftgemäße Ergänzungen und logische Schlußfolgerungen liegen einer Masse fern. Sie läßt sich von Gefühlen leiten. Infolgedessen unterscheiden sich die Entschließungen einer Gruppe von klugen und gebildeten Menschen oft sehr wenig von den Beschlüssen einer Versammlung, die aus törichten und ungebildeten Leuten bestehen. „In der Masse", sagt der französische Philosoph Le Bon, „gleichen sich die Menschen stets einander an, und die Abstimmung von 40 Akademikern über allgemeine Fragen ist nicht besser als jene von 40 Wasserträgern". Daher werden auch Handlungen, zu denen sich der Einzelne nie entschlossen haben würde, von einer Masse ohne weiteres ausgeführt. Denn ist einmal der Einzelne zum Gliede einer gleichgestimmten Menschenmenge geworden, so verliert er damit die Fähigkeit des selbständigen Urteils und das Gefühl der persönlichen Verantwortung. Er hört auf in seelischer Beziehung eine Persönlichkeit zu sein. Bildlich ausgedrückt: Es geht dem einzelnen etwa so, wie einem Regentropfen, der ins Meer fiel. Der Tropfen hört dann auf zu sein, was er früher war, und wird zu einem nicht näher bestimmbaren Teil einer Wassermasse, an deren Wellenbewegung und Strömung er zwangsläufig teilnimmt.

Doch da Beispiele einen Gegenstand oft weit besser beleuchten, als lange Auseinandersetzungen allgemeiner Art, so sei zuerst an einzelnen aus dem Leben gegriffenen Fällen gezeigt, unter welchen Umständen es zur Entstehung einer gleichgestimmten oder psychologischen Masse kommt, und der einzelne jene Herabminderung seiner Persönlichkeitswerte erfährt, von der eben die Rede war.

I.

Wie Le Bon in seinem viel gelesenen Buch die „Psychologie der Massen" zu erzählen weiß, waren einmal zwei französische Kriegsschiffe auf einer gemeinsamen Reise begriffen. In einem heftigen Sturm werden sie von einander getrennt. Aus diesem Grunde kreuzt die eine Fregatte eine Zeitlang hin und her, um das Schwesterschiff aufzusuchen, von dem befürchtet wird, es habe einen Unfall erlitten. Plötzlich meldet die Wache, ein entmastetes Schiff sei zu sehen. Die Mannschaft der Fregatte richtet ihre Blicke auf die bezeichnete Stelle und ausnahmslos alle, sowohl die Matrosen, als auch die Offiziere, bemerken ganz deutlich ein mit Menschen beladenes Floß, das von Booten bugsiert wird, auf dem Notflaggen wehen. Noch mehr als das. Als sich das sofort herabgelassene Rettungsboot der Fregatte der betreffenden Stelle nähert, sehen die im Boot befindlichen Offiziere und Matrosen auch wieder ganz deutlich, wie sich Menschen auf dem Floß hin und her bewegen und die Hände ausstrecken. Sie hören sogar den dumpfen und verworrenen Lärm einer Anzahl von Stimmen. Und doch war das Ganze nur ein Massenwahn, eine Kollektivhalluzination! Denn als das Rettungsboot bei dem vermeintlichen Floß angelangt ist, steht man vor nichts anderem, als vor einigen mit Blättern bedeckten Baumästen, die sich während des Sturmes von der benachbarten Küste losgerissen haben.

Wie läßt sich nun dieses Erlebnis erklären? Wie konnte es dazu kommen, daß eine so große Zahl von gesunden, nervenstarken Männern, wie die Besatzung eines Kriegsschiffes, am hellen lichten Tage das Opfer einer groben Täuschung wurde? Vor allem sei darauf hingewiesen, daß sich die Mannschaft der Fregatte im Zustande erwartungsvoller Aufmerksamkeit befand, und daß diese Nervenspannung durch die Besorgnis um das Schicksal des Schwesterschiffes ihre Orientierung auf die Vorstellung eines Seeunfalls erhalten hatte. Zweitens, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß bei dem Ausschau haltenden Matrosen der Anblick der Baumäste die Halluzination eines Wracks veranlaßt hat. Bei ihm trat offenbar eine Vorstellung, die bis dahin in der Sphäre des Halb- oder Unterbewußten gelegen hatte mit einer solchen Wucht über die Schwelle des supraliminalen Bewußtseins, daß dadurch kritische Erwägungen ausgeschaltet wurden. Endlich wird die von der Wache ausgehende Suggestion sofort auf dem Wege der Ansteckung sowohl auf die Offiziere als auch auf die Matrosen übertragen. Denn „wie der Körper", bemerkt schon H. Taine in seiner Geschichte der französischen Revolution, so „hat auch der Geist seine epidemischen und ansteckenden Krankheiten." Der Grad der Ansteckung hängt davon ab, wie stark in den einzelnen Menschen die sogenannten apperzipierenden Vorstellungen vorhanden sind, d. h. solche Vorstellungen, denen sich ein neuauftauchender Gedanke zwanglos angliedern kann. Ist das in bedeutenderem Maße der Fall, dann wird aus einer nervös erregten physischen Menschenmenge sehr leicht eine *psychologische* Masse.

Namentlich trifft dieses zu auf Primitive, Frauen, Jugendliche und Kinder, die starken Gemütsschwankungen unterworfen sind, und deren Nervensystem leichter erregbar ist. Aus diesem Grunde ist es von der größten Wichtigkeit, daß Kinder, namentlich in der Schule, wo sie in größerer Menge beisammen sind, vor Einwirkungen bewahrt werden, die sie in Unruhe und Erregung versetzen. Welche Schädigungen im anderen Fall der lernenden Jugend zugefügt werden können, haben sehr deutlich die Ausschreitungen gezeigt, welche im Jahre 1905 in den Lehranstalten Rußlands stattfanden. Durch die Vorgänge, die sich im Herbst dieses Jahres tagein tagaus auf den Straßen der Städte abspielten, wurde die Jugend in einen Zustand nervöser Erregung versetzt. Damit war der Nährboden für die Entstehung einer psychologischen Masse geschaffen. Als dann gewissenlose Politiker einzelnen Jugendlichen die Vorstellung suggeriert hatten, auch die Schülerschaft müsse sich an der Revolution beteiligen, pflanzt sich diese Idee durch Ansteckung schnell fort, und es kommt zu einem Massenwahn, der in Schülerstreiks und Unbotmäßigkeit der gröbsten Art seinen Ausdruck findet.

Allein nicht nur in solchen Zeiten, auch unter ganz normalen Umständen geschieht es zuweilen, daß eine Gruppe von Schülern, z. B. eine Schulklasse, plötzlich zur psychologischen Masse wird. So fällt mir aus meiner Praxis folgender Fall ein, bei dem es sich um eine der oberen Klassen eines stark besuchten Gymnasiums handelt. Kurz vor dem Schluß eines Lehrjahres, als die bange Frage der Versetzung in die nächsthöhere Klasse das Gemüt der Schüler beschäftigte, hatte ein schwacher und zugleich als ungerecht geltender Lehrer einer Klasse ein größeres Pensum zur Wiederholung aufgegeben. Dabei war seine Stunde an dem betreffenden Tage die letzte. Als der Lehrer den Klassenraum betritt, erweist es sich, daß sämtliche Schüler nach Hause gegangen sind, und wie eine Nachfrage bei den anderen in der Schule anwesenden Lehrern ergibt, hat niemand von ihnen die Klasse versehentlich entlassen. Was war also vor sich gegangen? Die am nächsten Tage angestellte Untersuchung ergab folgenden Tatbestand. Nach Schluß der vorletzten Stunde, als die Schüler im Begriff waren in den Erholungsraum zu gehen, hatte einer von ihnen mit lauter Stimme gesagt: „X fehlt heute; seine Stunde fällt aus; gehen wir also nach Hause!" Darauf hatte dieser Tunichtgut seine Bücher ergriffen und war in den Ankleideraum gegangen, um dort abzuwarten, ob die von ihm ausgestreute Saat ihre Frucht bringen werde. Und in der Tat, gleich nach seinem Fortgang aus der Klasse legen die anderen Schüler eiligst ihre Siebensachen zusammen und verlassen die Schule.

Vergleicht man die Handlungsweise dieser Schar von Jugendlichen mit dem Erlebnis der Mannschaft jenes französischen Kriegsschiffes, so haben zwar beide Vorgänge einige psychologische Merkmale gemeinsam. Auch die Schüler waren in der Erwartung einer unangenehmen Stunde und nach der Ermüdung durch die bereits vorausgegangene Tagesarbeit in einer nervösen Verfassung. Ebenso haben wir es hier

mit einer suggestiven Beeinflussung durch einen einzelnen zu tun. Allein andererseits tritt auch manches Unterscheidende deutlich hervor. Die Mannschaft der Fregatte bildete sich etwas ein, was ihren Wünschen nicht entsprach. An die Schüler dagegen wurde eine Aufforderung gerichtet, deren Erfüllung für sie etwas Verlockendes hatte. Ferner sei bemerkt, daß den Schülern anfangs jedes Gefühl der persönlichen Verantwortung für ihre Handlungsweise fehlte. Sogar die besten Schüler der Klasse, die unbeeinflußt sicherlich an dem Unfug nicht teilgenommen hätten, erklärten zuerst sich keiner Schuld bewußt zu sein. A l l e wären ja der Ansicht gewesen, daß die letzte Stunde ausfalle. Alle hätten doch dementsprechend gehandelt. Erst als ihnen während der Untersuchung des Disziplinarfalles eingewendet wird: „Ihr seid lange genug in unserer Schule, um zu wissen, daß in solchen Fällen der Direktor oder ein Lehrer, und nicht einer von euch, die Klasse nach Hause entläßt" — erst da werden sie stutzig und geben zu, unüberlegt gehandelt zu haben.

Diese Momente: das Wachrufen einer im Unterbewußtsein schlummernden Wunschvorstellung, der Mangel an Überlegung und an persönlichem Verantwortungsgefühl sind für viele massenseelische Vorgänge außerordentlich bezeichnend. „Denkkurzschlüsse" schreibt Kurt Baschwitz in seinem Buch über den Massenwahn, können „furchtbar und erschreckend" sein „und zwar um so mehr, je leidenschaftlicher die massenseelische Wunscherfüllung des Glaubenwollens begehrt wird." Ganz richtig! Denn der Wunsch ist nicht nur der Vater des Gedankens; er befruchtet zugleich den Willen zur Tat. „Raubt das Geraubte!" rief Lenin im Herbst 1917 dem St. Petersburger Pöbel zu. „Ihr seid die Beraubten. Deshalb habt ihr ein Recht, euch die Schätze der Bourgeoisie anzueignen!" Diese Worte des großen russischen Revolutionärs haben in der Tat Furchtbares zur Folge gehabt. Im Grunde genommen sind sie aber nur graduell verschieden von den Aussprüchen des jugendlichen Agitators in der Schulklasse. In beiden Fällen wurde ein geheimer Wunscherfüllungsgedanke wachgerufen und eine Gruppe von Menschen zu seiner Verwirklichung aufgefordert.

Was aber den Mangel an persönlichem Verantwortlichkeitsgefühl betrifft, so sei hier daran erinnert, wie sehr wir alle im Banne der sogenannten gesellschaftlichen Meinung stehen. „Es ist das ganz einfache, alltägliche Gefühl mit vielen anderen Menschen gleicher Meinung zu sein", schreibt Kurt Baschwitz, „das die Verantwortung vor dem eigenen Verstand teilweise oder völlig aufhebt." Belege für die Richtigkeit dieser Behauptung lassen sich unschwer finden.

Obwohl der Hexenglaube schon längst sogar von einzelnen Päpsten als ein Irrtum erkannt worden war, dauerte die Verbrennung jener unglücklichen Frauen doch noch Jahrhunderte hindurch fort. Verständige und sonst wohlwollende Männer entschuldigten ihre Anteilnahme an den Hexenprozessen damit, daß sehr viele Menschen von der Existenz der Hexen überzeugt seien und deshalb diese Meinung nicht falsch sein könne. Während des Weltkrieges waren in den Ententestaaten sogar

kluge und feingebildete Leute von der Richtigkeit der unglaublichen Erzählungen von der Grausamkeit der Deutschen überzeugt. Auch sie fanden die Berechtigung dieser Ansicht in der Tatsache, daß alle anderen Menschen ihrer Umgebung die Dinge genau ebenso ansahen. Endlich sind in dieser Richtuug manche der Schäden zu suchen, an denen in unseren Tagen die Presse und die Verhandlungen in den Parlamenten kranken. Die Leiter selbst großer und vielgelesener Zeitungen und angesehene Abgeordnete vertreten keineswegs immer ihre eigenen, wohlüberlegten Ansichten. Sie bilden sich ein Führer zu sein. Tatsächlich sind sie selbst die Geführten. Sie werden von den vagen Wunscherfüllungsträumen ihrer Leser und Parteifreunde geleitet und sind im Grunde genommen nichts anderes als das Sprachrohr kritikloser Masse, die daran glaubt, was ihneu zu glauben erwünscht ist.

Was Wunder also, daß Kinder uud Jugendliche in dieser Beziehung um nichts besser sind, als wir Erwachsene. Schüler finden immer eine Entschuldigung darin, daß „die Andern" dasselbe gedacht und getan haben. So wurde einmal, um noch weitere Beispiele aus dem Schulleben anzuführen, ein harmloser und bescheidener Knabe von seinen Kameraden nur deshalb verprügelt, weil er ein „Fuchs", d. h. ein Neuling in der Klasse war. Als der diesen Disziplinarfall untersuchende Lehrer den ersten der verhörten Schüler fragte, warum er seinen Kameraden geschlagen habe, erfolgte die sehr bezeichnende Antwort: „Alle haben ihn gehauen." Das heißt also, meine Handlungsweise ist begreiflich uud entschuldbar. „Und warum habt ihr ihn gehauen?" forscht der Lehrer weiter. Nach einer kurzeu Verlegenheitspause heißt es: „Ich weiß nicht! Die ganze Klasse sagte, man solle ihn hauen." Erst ganz allmählich stellte sich der oben angeführte Grund heraus, und zwar war zuerst in der Klasse davon die Rede gewesen, ob man die „Füchse" hauen oder taufen, d. h. uuter die auf dem Schulhof befindliche Pumpe stecken solle. Die Vertreter der ersten Anschauung waren dann sozusagen in dem Redekampf Sieger geblieben, und einzelne besonders tatkräftige Jungen sogleich zu dem verkürzten und einfacheren Verfahren des Hauens übergegangen. Die weitaus größte Mehrzahl der Knabeu hatte sich an der Prügelei nicht beteiligt. Niemand war für den Geprügelten eingetreten, obgleich man dem Armen übel zugesetzt hatte.

Daß bei alledem massenseelische Faktoren mitgespielt hatten, ergab die Untersuchung des Disziplinarfalls ganz deutlich. Uuter den Schülern jener Stadt war es angenommen, die Neueingetretenen, ähnlich wie es die älteren Studenten mit den „Füchsen" tun, auf ihre Geistesgegenwart und Mannhaftigkeit hin zu prüfeu. Mithin hatte man es gewissermaßen mit einer Tradition zu tuu. Gegen herkömmliche Mißstände aber lehnen sich bekanntlich nur heroisch veranlagte Naturen auf. Solche gab es iu jener Klasse nicht. Daher trat niemand für den Mißhandelten ein, niemand war sich der Pflicht bewußt, einen Unschuldigen zu schützen. Und dieser Umstand ist um so auffallender, als die Jugend eineu ausgesprochenen Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit besitzt.

Sagen z. B. Schüler von einem ihrer Lehrer, er sei gerecht, so ist das in ihren Augen eine sehr hohe Tugend. Einen solchen Lehrer zu täuschen halten sie, für nicht ganz „anständig". Denn im allgemeinen verbietet es die Schülermoral keineswegs die Lehrer zu hintergehen. Das Benutzen unerlaubter Hilfsmittel, das Abschreiben einer schriftlichen Arbeit, wie überhaupt „das Spicken" sind Dinge, die aus dem Schulleben auszumerzen, bisher nicht gelungen ist. Ebenso wird meist gründlich gelogen, wenn es sich um die Aufdeckung irgend eines Unfugs in der Klasse handelt. Ja, so manches Kind, das zu Hause sehr warheitsliebend ist, macht sich in der Schule ohne Gewissenbisse zu empfinden, grobe Unwahrheiten schuldig. Dabei sind Vater und Mutter oft gar nicht weniger streng als die Lehrer.

Diese auf den ersten Blick rätselhaften Erscheinungen sind massenseelisch betrachtet dennoch erklärbar. Die Erziehung im Elternhause ist auf das Individuum eingestellt. Dort läßt sich das Kind von einzelmenschlicher Moral leiten. In stark besuchten Schulen dagegen tritt mit Naturnotwendigkeit die individuelle Behandlung zurück vor dem pädagogischen Massenbetriebe. Hier beherrschen den einzelnen die Anschauungen der Masse. Jedenfalls hat man es, was die Schülermoral betrifft, mit einem pädagogischen Problem zu tun, dessen Lösnng mit Hilfe der Individalpsychologie nicht gelingen kann.

Wie steht es daher um die Anschauungen und die Moral der Masse? Von welcher Art sind sie? Aus welchen Faktoren setzen sie sich zusammen und welche von diesen Faktoren spielen bei den Handlungen der Masse eine ausschlaggebende Rolle?

(Schluß folgt.)

Gedanken.

Von Wilh. Willige.

I.

Es gibt nicht „äußere Freiheit" und „innere Freiheit", sondern Freiheit besteht gerade in einem Zusammenhang zwischen Drin und Draußen, zwischen Wollen und Tun, Glauben uud Bekennen.

Erst wenn wir alles holden Wahnes bar,
Wird unser Lieben und Verehren wahr.

Mancher hat nur deshalb Geltung, weil man ihn nicht von innen besehen kann.

Die Gründe, die ein Mensch vorbringt, dienen oft nur dazu, den Grund zu verdecken.

„Sieh da — der Himmel bekennt auch endlich Farbe!“ sagte ein Esel, als der Himmel nach vielen Tagen der Bläue grau ward.

Unserer Zeit fehlt die Form, dafür ist sie reich an Formlosigkeiten und Förmlichkeiten.

Ziel: daß das Wort wohlgeboren aus einer Höflichkeitsphrase wieder zur Bezeichnung leibhafter Wirklichkeit wird.

Was wir Erkenntnis nennen, sind verstandmäßige Niederschläge unserer Wesenheit und unserer Gesamtlebensstimmung — oder sie sind ohne dauernden Wert.

Experimentelle Psychologie kann nur „Momentaufnahmen“ des Seelenzustandes geben, in das tief verborgene Wesen, das momentlose, unwandelbare dringt sie nie vor.

Laß dich nicht schmelzen, es sei denn um besserer Prägung willen!

Wir würden weniger belogen, wenn wir die Wahrheit mehr liebten. Es würde weniger gelogen, wenn es mehr Menschen gäbe, die Wahrheit vertragen.

Sehnsucht macht beredt, Erfüllung schweigsam; wo aber einer aus der Fülle noch redet, da höre man hin!

Wo man „aus der Rolle fällt“, da beginnt manchmal das wahre Leben; aber man kann auch in die Rolle fallen!

Die Wörter Gefahr und Erfahrung sind nicht umsonst stammverwandt.

Wie all unsere großen Worte ist auch das Wort Erlösung ganz neu zu prägen. Die meisten empfinden es fast nur im Sinn der Bitte: Erlöse uns von dem Übel! also Befreiung, Entledigung von Last und Laster. Aber wie Nietzsche fragte: Freiheit wozu? statt wovon? so müssen wir auch einen bejahenden Sinn, ein Ziel der Erlösung heischen. Erlösung im heut üblichen Sinne nimmt dem Menschen die Furcht vor dem nicht Geheuren, gibt ihm Ruhe und läßt ihn dann um so zufriedener sein gewohntes Alltagsleben aufnehmen, wobei ihm nun irgend ein guter Gott helfen mag. Erlösung in neuen Sinn ist wohl genau das Gegenteil. Zunächst ist sie Lösung! Lösung des Erstarrten, — in uns: Gewohnheit, Berechnung, — außer uns: Satzung, Sitte. Diese Lösung wird zur Erlösung, wenn sie uns neu zum Atmen Gekommene zugleich in eine Atmosphäre stellt, wenn wir unseren Rhythmus in Einklang zu bringen vermögen mit dem Weltrhythmus. Wieviel hierbei „Tat“ ist, wieviel „Gnade“, ist schwer zu sagen. Man kann hier nichts machen, aber man muß in Bereitschaft sein.

Ziel aller Wege — werden wirs ersehen?
Jed Ziel weist neuen Weg — es gilt zu gehen!

Unarten als Art auszugeben, das nennt sich oft „Individualismus". Seine Art bewahren gegen rings anstürmende Unart, das schilt man oft „Individualismus".

Je näher man einem Gegenstande steht, desto schwerer ists ihn als Ganzes zu überschauen. Am nächsten steht nun ein jeder sich selbst, darum ists am schwersten sich selber zu umblicken, darum die schwerste und am längsten dauernde Kunstleistung; *sich* zu gestalten. Selten wird einer damit fertig, die meisten kommen gar nicht zum Anfang und bleiben Rohstoff.

Wirtschaftliche Werte gibt es nur, soweit sie andre höhere Werte ermöglichen; man jammere nicht, wenn sie zugrunde gehen, wofern gerade ihre Vernichtung, also die „Verarmung", Vorbedingung ist für die Entstehung höherer Werte.

Leidenschaftlichkeit und Zorn des Erziehers schüren nur, was sie beim Kinde bekämpfen wollen. Warme Liebe und kühle Besonnenheit ist die rechte Mischung, die der Erzieher bereithalten muß. Vor allem darf er Fehler des Zöglings nicht als Angriff gegen sich, seine Ruhe und Behaglichkeit behandeln; so sehr diese gefährdet werden, er hat es mit sich allein abzumachen. Dazu gehört Übung, Selbstkenntnis, Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung.

Oft ist, was als Eigensinn bei Kindern bekämpft wird, eine früh keimende Selbständigkeit: wirklich eigner Sinn, der sich Meinung und Willen eines fremden Sinnes nur durch wirkliche Einsicht zu eigen machen kann. Das geht aber selbst bei Erwachsenen, *wenn* sie eignen Sinn haben, nicht plötzlich, sondern dauert bisweilen Tage, Wochen Monde.

Die Leidenschaft — jene große, stete — liegt oft im Kampfe mit den Leidenschaften.

Das Vermögen, Ideen zu erleben oder zu erkennen ist das *Schauen*. Im ganz entfalteten Menschen werden Sinne und Verstand beherrscht von der Schau.

Gewöhne dich, nicht *die* Worte auf die Goldwage zu legen, die du hörst, sondern die du sagst!

Wie beglückt es, wenn Menschen die Worte in ihrem wirklichen Sinne gebrauchen. Mit solchen kann man sich verstehen. Die meisten Menschen sind aber entsetzt, wenn man die Worte im eigentlichen Sinn anwendet, oder sie mißverstehen einen.

Thomas Mann.

Dritter Abend der Dichter-Akademie.

Thomas Mann einundeinehalbe Stunde stehend in einem überfüllten Saal anzuhören ist keine ungemischte Freude.

Damit ist nichts gegen den Dichter gesagt. Wechselt man unweit der Zentralheizung eine Stunde lang das Standbein und findet schließlich rettenden Halt an der Säule einer Gipsfigur, während der Vortragende die Perioden mit der Miene eines überlegenen Drechselmeisters als kunstvoll geschnitzte, kapriziöse, sorgfältig geglättete Buchsbaumfiguren behutsam vor sich hinstellt, so wird der Genuß an solch edlem Kunsthandwerk schwer beeinträchtigt. Man erkennt nun, daß man die Bücher dieses Dichters in tiefen Sesseln unter der Lampe oder an brennenden Kaminen lesen muß. Besser jedoch noch auf der überdeckten Terrasse eines nordischen oder alpinen Hotels, während die Landschaft grau verhängt ist und der Regen über die Dächer trommelt. Damit ist manches über Wesen und Art einer zivilen, scharfsichtig beobachtenden und ihres sprachlichen Artismus wohl bewußten Dichtung gesagt.

Der Professor und Doktor honoris causa Thomas Mann nimmt am Rednerpult Platz und liest, nachdem er sich seine Brille aufgesetzt hat, feierlich und mit Wohlwollen vor einem Auditorium, das neben dem Kultusminister Dr. Becker und dem Akademie-Präsidenten Liebermann andere prominente Kommilitonen umfaßt, das erste Kapitel seines neuen Joseph-Romans.

Er begleitet die Vorlesung mit sparsamen Bewegungen der linken Hand, während der stehende Leuchter Glanzlichter auf Brille und Frack wirft, und man fühlt sich an die bekannte Heinische Beschreibung des zeremoniellen Kollegs von August Wilhelm v. Schlegel erinnert.

Eingangs warnt er die Zuhörer, mehr zu erwarten als „ein wenig Zustandsschilderung und Gespräch", und spricht die Hoffnung aus, daß trotz der Kürze der Vorlesung doch eine kleine Wirkung spürbar werde.

Er schildert, wie der Knabe Joseph unter einer Terebinthe sich ekstatisch dem Monde, dem er sich horoskopisch verbunden fühlt, in einem somnambulischen Anfall darbringt, und unterbricht seine Erzählung mit Sätzen wie: „Man muß hier sagen, daß sich niemand einer solchen Unordnung im Betragen des Jungen versehen hätte." Er schildert weiter das Wesen des Knaben und sein Verhältnis zu Vater und Brüdern, und wie er durch hemmungsloses Ausplaudern jenem lieb, den Brüdern aber zum höchst störenden Familienmitglied wurde.

Die Sätze sind lang und kunstvoll von Anmerkungen des Schriftstellers unterbrochen, und man glaubt fast, Zeuge eines mühseligen und doch virtuosen Entstehungsprozesses zu werden. Das chemische Geheimnis ihres Reizes liegt in einer eigentümlichen Trockenheit und in jener Antithese von bewußter väterlicher Pedanterie (die im Tonfall des Redners vorzüglich zum Ausdruck kommt) und einer scheinbar unbewußten liebenswürdigen Ironie — eine Mischung, die einen ganz leisen Schimmer von Zynismus auf transparente Weise wirkungsvoll kaschiert.

Über die Dichtung ist nach diesem fragmentarischen Ausschnitt noch wenig zu sagen. Ein großes legendäres und mythisches Thema wird durch seine Transponierung in eine bürgerliche humorvolle, behagliche und doch gänzlich ungläubige Welt eine wesentliche Veränderung erfahren. Und wenn den Autor auch das Material der Sprache und ihre Handhabung bisweilen zu artistischen Experimenten verführt, so wird man sich den Wirkungen dieser Eigenart kaum entziehen können.

Nur anderthalb Stunden ist man in diesem Fall nicht der ideale Zuhörer. So darf man es auch nicht der jungen Dame übel nehmen, die sich plötzlich zu kämmen anfing, worüber wiederum eine lächelnde Unruhe durch die letzten Stuhlreihen lief. Die wahren Andächtigen bekamen bald das charakteristische Thomas-Mann-Zuhörergesicht. Sie saßen bequem zurückgelehnt, legten die Ohren wie Hasen im Kohlfeld eng an den Kopf und schmunzelten zuweilen. P. E. W.

Ein Baum-Ahne im Sterben.

Vor mehr als 250 Jahren fand man in einem Buchenwald der Fürsten Schwarzburg bei Sondershausen in Thüringen eine Buche, die nicht grüne, sondern blutrote Blätter hatte. So etwas kannte man früher nicht. Die Wissenschaft nennt solche Veränderungen, die im Wuchs der Pflanzen, in der Form und Farbe der Blätter, Blüten und Früchte nicht durch Kreuzung, sondern plötzlich, aus unbekannten Ursachen entstehen und sich vererben: Mutationen. Ungezählte Jahrbillionen vergingen seit der Schöpfung der Pflanzenwelt — — und da war einmal ein neuer Baum entstanden, eine neue Art der Buche, die Blutbuche (Fagus silvatica purpurea). Sie ist in den öffentlichen Gärten nicht selten. Auch sonst ist sie überall in der Welt verbreitet. Der Ahne aller heute lebenden Blutbuchen ist die Blutbuche von Sondershausen. Alle stammen von ihr ab. Die Fürsten von Schwarzburg beehrten ihre Standesgenossen, „die höchsten und allerhöchsten Herrschaften" Europas, mit Stecklingen und Samen des Wunderbaumes. So kam die Blutbuche zuerst in die Lustgärten der Mächtigen. Besonders schöne und alte Exemplare von ihr findet man auch in Schönbrunn in Wien, in der Nähe der berühmten Hängebuche und des Palmenhauses.

Die Sondershausener Mutterblutbuche hatte im Jahre 1877, also vor fünfzig Jahren, einen Stammdurchmesser von 97 Zentimeter und eine Höhe von 27 Meter. Ihr Höhenwachstum war schon damals abgeschlossen. Ihr Stammdurchmesser betrug aber im Jahre 1924, also vor drei Jahren, 110 Zentimeter. Nun erfährt man, daß das Leben dieses berühmten Baumahnen von Gefahren bedroht ist. Auch ihm wurde es nicht gegeben, in den Himmel zu wachsen. Er soll an der Grenze seines Daseins angelangt sein. Hierüber berichtet das letzte Jahrbuch der Deutschen dendrologischen Gesellschaft folgendes:

„Die früher bis zu sieben Meter Stammhöhe reichende Beastung ist durch Absterben der unteren Äste eine viel geringere geworden, und auch in der Krone zeigen sich bedenkliche Lücken. Der Stamm wird an einzelnen Stellen von den gelblichweißen Trägern der Frucht des Holzpilzes, Hydnum diversidens, bedeckt, die auf den inneren Zerfall der Holzsubstanz durch Weißfäule schließen lassen. Und so wird dieser vorgeschrittene Prozeß über kurz oder lang diesem einzigartigen Naturdenkmal ein Ende bereiten."

Es ist klar, daß es viele gibt, die die Lebensdauer dieses berühmten Baumahnen verlängern möchten. Es wurde angeregt, den Baum von den Trägern des Holzpilzes zu befreien, die abgestorbenen Aststümpfe bis aufs Holz abzusägen und alle diese Stellen mit Karbolineum zu behandeln. Vielleicht wäre es möglich, auf diese Weise — wie die schwärmerischen Freunde des sterbenden alten Baumes meinen — dieses Naturdenkmal noch einige Jahrzehnte zu erhalten. Es wäre schön, wenn dieser Wunsch in Erfüllung ginge. Doch scheint das Schicksal der Mutterblutbuche besiegelt zu sein; denn man hört schon Stimmen aus Fachkreisen: das Ende des alten Baumes ist im Interesse der unter denselben stockenden Jungblutbuchen zur Erhaltung der Art erforderlich. Und auch sonst: was können Wünsche gegen die ehernen Gesetze der Vergänglichkeit.

Dr. Josef Redei.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 61. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R v. Engelhardt — Reval

Nr. 4 Freitag, den 17. Februar 1928 4. Jahrgang

Massenpsychologie und Pädagogik.

Von Heinrich Pantenius.

(Schluß.)

II.

Nach der landläufigen Auffassung sind die Anschauungen und die Moral einer Masse stets minderwertig. Anlaß zu dieser Ansicht hat namentlich das Studium der Revolutionen und Bürgerkriege gegeben. In solchen Zeiten versteigen sich in der Tat erregte Volksmengen sehr oft zu Handlungen, die ein Höchstmaß von Rohheit, Grausamkeit und Gemeinheit darstellen. Allein andererseits zeigt auch die Geschichte, daß sich Massen für große und edle Ideen begeistern können, und dann sehr selbstlos und heldenhaft zu handeln imstande sind. Man denke an die Kreuzzüge, an die Reformation, an den Freiheitskrieg in Deutschland usw.! Alles das weist darauf hin, daß sich die Empfindungsweise und die Moral einer Masse aus sehr verschiedenen Faktoren zusammensetzt. Daher möge auch hier zuerst ein einzelnes Beispiel zeigen, worum es sich dabei handeln kann.

Im Jahre 1864 bewirbt sich J. S. Mill um einen Sitz im englischen Parlament. Er hält vor einer großen, aus Arbeitern bestehenden Versammlung eine Rede. Plötzlich richtet einer der Anwesenden, um den Wahlkandidaten vor seinen Zuhörern bloßzustellen, an ihn die verfängliche Frage, ob es wahr wäre, daß er einmal gesagt habe, die englischen Arbeiten seien lügenhaft? J. S. Mill zaudert keinen Augenblick. „Ja!" erwiderte er, „ist habe es gesagt!" Man stelle sich vor, schreibt Emile Boutmy, dessen vortrefflicher Abhandlung über die Psychologie der Engländer diese Erzählung entnommen ist, mit welchem Lärm und Unwillen ein französisches Publikum diese Antwort aufgenommen hätte. In London gab es nichts dergleichen. Im Ge-

genteil, stürmischer Beifall übertönte die Stimme des Redners. Die englischen Arbeiter waren ebenso wenig an Schmeicheleien gewöhnt, wie J. S. Mill daran, Schmeicheleien zu erfinden. Was die Menge begeisterte, war der schlichte moralische Mut, mit dem Mill ihrem Mißfallen zuvorkam. Eine solche Nation, schließt Bontmy seine Erzählung, kann sich mit weniger Gefahr der Demokratie hingeben. Die englische Wesensart bietet eine Gewähr dafür.

Jedenfalls hat eine jede Rasse, jedes Volk und jede Gesellschaft ihre besonderen durch Naturanlage, Geschichte und Tradition bedingten Charaktereigentümlichkeiten, die bei massenseelischen Vorgängen ihre Auswirkung finden. Im Gegensatz zu den langsam denkenden, kaltblütigen Engländern sind bekanntlich die Franzosen sehr lebhaften Geistes und Gemütes, zugleich eitel und leicht begeistert für eine abstrakte Idee. „Das italienische Knochengerüst," sagt Viktor Hehn in seinem Buch über Italien, „ist feiner als das deutsche, reineres Gleichgewicht trägt jedes Teil; elektrisch blitzartig zuckt jede Lebensregung, jede Gemütsaffektion durch das Nervennetz und die Muskelfaser" des Itlieners. Die Deutschen dagegen zeichnet, wie Jacob Grimm meint, eine „behäbige Genauigkeit" aus. Sie sind geduldig, arbeitsam, gewissenhaft im Kleinen und durch eine besondere „Innerlichkeit" des Empfindens ausgezeichnet, die Hegel als ein Hauptmerkmal des deutschen Nationalcharakters ansieht. Wieder anders geartet ist der Russe. Nach Dostojewski sind ihm „das Vergessen jeglichen Maßes" und ein „unstillbares Leidensbedürfnis" eigen. Kaum haben sich daher die Russen von der Tyrannei ihrer Zaren befreit, so kommen sie gleich wieder unter die weit schlimmere Gewaltherrschaft der Kommunisten. Der Bolschewismus stellt deshalb in Rußland nicht nur eine politische Richtung dar. Er ist zugleich als eine Auswirkung bestimmter national-psychologischer Eigenschaften des russischen Volkes aufzufassen.

Gerade diese national-psychologischen Charaktereigentümlichkeiten der verschiedenen Völker verdienen eine weitgehende Beachtung. Sie bilden die konstanten Faktoren in der Gleichung geschichtlichen Geschehens. So wäre z. B. eine Revolution, wie die von 1789 kaum denkbar in England. Und die französischen Revolutionen von 1830 und 1848 ergaben in Deutschland nur einen matten Abklatsch, weil dem Germanen nach seiner natürlichen Veranlagung das Talent für Revolutionen mangelt. Demnach stellt die gesamte geistige Erbschaftsmasse der Personen, aus denen eine Masse besteht, gewissermaßen den vulkanischen Boden dar, auf dem sich alle massenseelischen Vorgänge abspielen. Daneben aber gibt es natürlich auch variable oder zufällige Faktoren. Durch sie werden vorhandene Spannungen entbunden und potentielle Energien ausgelöst, die im Nationalcharakter liegen. Zu solchen Faktoren gehören z. B. Wunscherfüllungsgedanken, unbefriedigt gebliebene Bedürfnisse, ein plötzlich auftauchender Verdacht, der Haß gegen eine Körperschaft oder führende Persönlichkeit usw. Und dabei kann es vorkommen, daß das eine Mal die konstanten und das andere Mal die variablen Faktoren sich als die stärkeren erweisen. Antriebe und see-

lische Hemmungen bilden, wie überall, auch hier die Komponenten, aus denen sich die Resultante einer Handlung oder einer Unterlassung ergibt.

Als z. B. im Herbst 1905 in fast allen Schulen Rußlands die bereits erwähnten Schülerstreiks und Tumulte stattfanden, gelang es in den deutschen Schulen St. Petersburgs solche Ausschreitungen zu verhindern. Denn, erstens haben wir Deutsche bei unserer „behäbigen Genauigkeit" eine ausgesprochene Abneigung gegen derartige Unbotmäßigkeiten. Zweitens aber gehörte es seit lange zu den feststehenden Traditionen jener Schulen, daß Lehrer und Schüler sich von der Politik fernzuhalten haben. Mit anderen Worten, die konstanten Faktoren waren damals bei den Schülern der deutschen Schulen St. Petersburgs stärker, als die zufälligen. Allein daß auch das Umgekehrte eintreten kann, zeigt folgender Fall. Während der Revolution im Herbst 1917 gab es wieder einmal in St. Petersburg, dem jetzigen Leningrad, Schülerstreiks. Zugleich fügte es ein böser Zufall, daß die Abiturientenklasse einer der deutschen Kirchenschulen von einer Anzahl jüdischer Jünglinge besucht wurde. Nun waren im zarischen Rußland die Juden, da dieses Volk von der Regierung ganz besonders schlecht behandelt wurde, sozusagen traditionelle Revolutionäre. Außerdem sind die Juden, wie es schon die Bibel zeigt, vorzügliche Agitatoren. Im Handumdrehen hatten daher jene Jünglinge ihre Klassenkameraden dazu gebracht, sich dem plötzlichen angekündigten politischen Generalstreik anzuschließen, so daß sich dieses Mal die zufälligen Faktoren als stärker erwiesen.

Wägt man aber des weiteren die Bedeutung der konstanten und der variablen Faktoren gegen einander ab, so ist soviel sicher: den schwankenden und oft wechselnden Stimmungen und Wünschen der Massen liegen stets als fest stehende Unterschichten die Rassenseele, der Nationalcharakter, die Gleichheit der äußeren Lebensbedingungen und die Bedürfnisse des in Betracht kommenden Gemeinschaftslebens zugrunde. In ihnen finden sich die Antriebe zu alledem, was Zivilisation, Kultur, Geschichte und Tradition heißt. Sie wirken sich nicht nur im Massenwahn aus, sondern normalerweise auch in jener Richtung, die man als die Bestimmung oder die welthistorische Aufgabe der einzelnen Völker zu bezeichnen pflegt. So brachte uns, um es in einem Wort auszudrücken, Hellas die Gabe der Schönheit dar, dem Orient verdanken wir die Religion und Rom schuf das Gesetz. Diese Errungenschaften menschlichen Geistes sind zwar mit der Persönlichkeit Einzelner aufs engste verknüpft, allein andererseits darf man auch die Bedeutung des Individuums nicht überschätzen. Nicht einzelne Persönlichkeiten, sondern die verschiedenen Rassen und Nationen stellen die Einheiten dar, aus denen sich das Rechenexempel des Kulturfortschrittes zusammensetzt. Selbst die größten Geistesheroen und die willenstärksten Gestalten der Geschichte sind Kinder ihrer Zeit und erst als individuelle Ausdrucksformen der massenseelischen Strebungen ihres Volkes ganz zu verstehen. Auch sie wurden von bestimmten äußeren Lebensbedingungen

beeinflußt; auch in ihnen spiegeln sich die Bedürfnisse des Gemeinschaftslebens deutlich wieder.

Beachtet man diese Tatsachen, so fällt damit zugleich einiges Licht auf das pädagogische Problem der Schülermoral. Man wird sich dessen bewußt, daß solche Erscheinungen, wie jenes merkwürdige, auf den ersten Blick unbegreifliche Verhalten der Kinder in der Schule, von dem oben die Rede war, nur mit Hilfe der Massenpsychologie begriffen werden kann. Gleichartig sind jedenfalls für alle Kinder und Jugendlichen die äußeren Bedingungen ihres Lebens in der Schule. Ausnahmslos alle müssen sie sich einem Zwange fügen; und dieser Zwang steht leider recht oft in einem schroffen Gegensatz zu ihren körperlichen und seelischen Bedürfnissen. So hat ein jeder gesunde, junge Mensch das ganz natürliche und lebhafte Verlangen, seine Muskeln zu betätigen. Die Schule dagegen zwingt Knaben und Mädchen stundenlang stille zu sitzen und aufmerksam zuzuhören. Kinder und Jugendliche besitzen viel Sinn für Humor und komische Situationen. Sie lieben es einander zu necken, allerlei Kurzweil zu treiben und fröhlich zu sein. Die Lehrer aber müssen natürlich volle Hingabe an ernste geistige Arbeit verlangen. Was diese Arbeit stört, gilt in der Schule als Unart und wird bestraft. „Artig?" sagte daher einmal ein kleiner Philosoph zu dem Schreiber dieser Zeilen, „artig sind doch nur kranke Kinder; ich aber bin gesund."

Aus allen diesen Gründen gibt es und hat es immer in der Schule eine gewisse Spannungsdifferenz zwischen Lehrern und Schülern gegeben. Der auf die letzteren ausgeübte Druck hat massenseelische Faktoren geschaffen, die sich von einer Schülergeneration auf die andere fortpflanzend, eine Moral gezeitigt haben, nach der zu lügen unter Umständen erlaubt ist, und das Klatschen und Preisgeben eines Kameraden als verwerflich gilt. So mancher Lehrer steht solchen Erscheinungen verständnislos gegenüber. Er spricht von einer Halunkenmoral der Schüler. Allein so schlimm ist die Sache nicht. Tout comprendre, c'est tout pardonner, pflegen die Franzosen zu sagen. Hier handelt es sich um etwas Zwangsläufiges, um Schutzvorrichtungen der Jugend gegen Eingriffe in ihre Natur und in ihr Gemeinschaftsleben. Deshalb finden jene Unzulänglichkeiten im Verkehr der Schüler mit ihren Lehrern instinktiv vor dem Gewissen der Kinder eine ganz ähnliche Rechtfertigung, wie die vielen gesellschaftlichen Lügen vor dem Gewissen der Erwachsenen, oder etwa jene Betrügereien, die sich beim Überschreiten einer Zollgrenze sonst sehr achtbare und sittlich hochstehende Menschen zu Schulden kommen lassen. Ja, um vergleichsweise noch weitere Beispiele anzuführen, so denke man hier an die Moral jener Berufsklasse, die wir Staatslenker und Diplomaten nennen. Wodurch rechtfertigen denn diese Leute ihre Lügen, Kniffe und Schliche? Konnte etwa ein Unternehmen, wie der englische Opiumkrieg gegen China, vor der bürgerlichen Moral und dem Gewissen des einzelnen Briten bestehen? Wie kamen der russische Außenminister und die russischen Generale dazu, im Sommer 1914 ihren „vergötterten" Monarchen grob zu belügen? Um das Ganze nicht zu schädigen, lautet bei solchen Gelegenheiten die Ent-

UTRAT

schuldigung, durfte der einzelne nicht an sich und sein Gewissen denken. Seien wir also gerecht! Um die ganze Klasse, d. h. um die Interessen und Bedürfnisse ihrer Gemeinschaft nicht zu schädigen, lügen auch die Jungen und Mädel in der Schule. Der Engländer, hat jemand behauptet, ist als Einzelperson ein Gentleman, in der Maße, als Vertreter seiner Nation ein fragwürdiges Subjekt. Mutatis mutandis kann man dasselbe von so manchem Schüler und so mancher Schülerin sagen. Zu Hause tun sie vielleicht nichts, was der einzelmenschlichen Moral widerspricht. In der Schule aber machen sie sich kein Gewissen daraus, unerlaubte Hilfsmittel zu benutzen und zum Schutz der Kameraden ihre „verehrten" Lehrer zu belügen. Hier sind sie Glieder einer Masse und für diese gilt das konstitutive Gesetz: Überall, wo Menschen in größerer Menge beisammen sind, sich gemeinsam beraten und betätigen, tritt eine moralische und intellektuelle Niveausenkung ein.

Nichtsdestoweniger wäre es ein Irrtum zu meinen, daß der Gruppenunterricht und die Massenerziehung der Schule ihren Zweck verfehlen. Wie die Beobachtungen am Einzelkinde, d. h. dem einzigen Kinde seiner Eltern zeigen, ist das Abgetrenntsein des Zöglings von gleichaltrigen Kameraden ihm keineswegs zuträglich. Bei der Erziehung soll ja der Mensch auf den Menschen einwirken, und daß Kinder einen sehr starken und im allgemeinen einen günstigen Einfluß auf einander ausüben, wird von allen Pädagogen anerkannt. Endlich steht neben jenem Satz von der moralischen und intellektuellen Niveausenkung auch noch das massenpsychologische Gesetz von der Summation der Affekte. Dieses läßt sich folgendermaßen fassen: Eine jede Gemütsbewegung wird von dem Einzelnen um so stärker empfunden, je mehr Menschen gleichzeitig und am selben Ort von ihr ergriffen werden. Darauf beruht das wirkungsvolle gemeinsamer Gottesdienste, das Abhalten offizieller Feierlichkeiten usw. Gelingt es daher dem Lehrer im Unterricht seine Schüler für einen Gegenstand zu interessieren, sie für etwas Edles und Schönes zu erwärmen, so ist die Einwirkung auf das Individuum stärker, als im Einzelunterricht. Mag dann auch die logische Schärfe der Überlegung eine Niveausenkung erleiden, das emotionale Denken erfährt eine Steigerung. Gefühlsmäßig erfaßte Vorstellungen aber haften in der Seele stärker, als eine rein verstandesmäßig erfaßte Gedankenwelt. Und das ist vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet weit wichtiger. Zugleich wird die Arbeitsenergie desEinzelnen durch den Gruppenunterricht nicht herabgesetzt. „Schon Florel," bemerkt W. Moede in seiner Massenpsychologie, „zeigte experimentell bei Ameisen, daß die Energie der kämpfenden Tierchen proportional ist zu ihrer Anzahl." Desgleichen haben neuerdings in der Schule angestellte Beobachtungen und Versuche erwiesen, daß beim Gruppenunterricht die Arbeitsintensität der einzelnen Schüler eine Steigerung erfährt. Wo das nicht der Fall ist, liegt es entweder an unzweckmäßigen Anweisungen, d. h. an der Unterrichtsmethode oder aber daran, daß sich die Persönlichkeit des Lehrers nicht dazu eignet,

ganze Gruppen von Schülern zu leiten und zu beeinflussen. Denn hier darf Eines nicht übersehen werden! Nichts nötigt einer Masse mehr Achtung ab, als eine eindeutig sich auswirkende Persönlichkeit. Von ihr geht eine Macht aus, der sich niemand zu entziehen vermag. Alles was eine solche Persönlichkeit sagt oder anordnet, gilt bei der Masse als richtig und sittlich berechtigt. „Mißhandelt die Menschen soviel ihr wollt," meint Le Bon im Hinblick auf Napoleon I., „schlachtet sie millionenweise ab, macht eine Invasion nach der anderen, alles ist euch gestattet, wenn ihr ein genügendes Maß von Prestige und das zu dessen Aufrechterhaltung nötige Talent besitzt." Kritik setzt, wie bei jeder Masse, so auch bei Schülern erst ein, wenn sich die Führer als ungeschickt und schwankend erweisen. Die Güte des Lehrers wird dann als verächtliche Schwäche, seine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue als lästige Haarspalterei angesehen. Sogar sein Wissen und seine vielleicht sehr große Gelehrsamkeit machen keinen Eindruck. Hier fühlen es die Schüler mit einer Treffsicherheit, wie sie zuweilen Massen eigen ist, ganz richtig heraus: Nicht der Wissensstoff als solcher wirkt erzieherisch fördernd und bildend; die ganze Art und Weise, wie er vorgetragen wird, alles das, was der Lehrer, aus dem innersten Born seiner eigenen Persönlichkeit schöpfend, von sich aus hinzufügt, spielt beim Unterricht eine sehr wichtige Rolle.

Daher gibt es für eine Schule kein größeres Unglück, als Lehrer zu haben, die nur wenig Persönlichkeitswerte besitzen. Stets wird in solchen Fällen in den einzelnen Klassen ein Kampf zwischen den guten und den schlechten Elementen einsetzen und mit einem Siege der letzteren enden. Denn die Masse neigt immer eher zum Schlechten als zum Guten, was diejenigen in Erwägung zu ziehen hätten, die sich für die sogenannte Selbstverwaltung der Schüler erwärmen. Mit anderen Worten: Auch solche Fragen, wie die von der Bedeutung der Lehrerpersönlichkeit, der Unterrichtsmethode, der Selbstverwaltung der Schüler, usw., können nur unter Berücksichtigung der Massenpsychologie gelöst werden.

Aus allen diesen Gründen sollten Lehrer stark besuchter Schulen massenseelische Erscheinungen bei ihren Schülern aufmerksam beobachten. Sie müßten es sich angelegen sein lassen der noch jungen Wissenschaft der Massenpsychologie und damit auch der Pädagogik neues und wertvolles Material zuzuführen. —

Wie weit reicht der Wert eines guten Gedächtnisses?

Von Gr. v. Glasenapp.

Zum guten Gedächtnis gehört zweierlei: erstens: leicht behalten; zweitens: auf lange Zeit festhalten. Die erstere Fähigkeit bleibt uns meist bis ins Alter hinein; die letztere ist ein Vorzug der Jugend. Das Gedächtnis ist ein Sieb, dessen Löcher durch den Gebrauch mit der Zeit größer werden. Jede der beiden Fähigkeiten hängt von dreierlei ab: 1) von der Naturanlage des Einzelnen; 2) von der Übung; 3) vom

Interesse, das wir dem Gegenstande entgegenbringen. Daher kommt es, daß mit der Vertiefung im reiferen Alter nebst dem Interesse auch das Gedächtnis für manches, was wir früher für wichtig hielten, abnimmt. Für (1) die Naturanlage kann ein Mensch ebenso wenig, wie für die Farbe seiner Augen; das Interesse (3) ist teils Sache der Charakteranlage, teils Sache der Vorerlebnisse; die Übung (2) ist Sache meines Fleißes und meiner Einsicht. Hier lautet die Regel so: um das, was ich meinem Gedächtnis einpräge, nicht zu vergessen, muß ich es mir mehrmals aufsagen, mich mehrmals überhören, aber nicht durch sofortige häufige Wiederholung; auch nicht indem ich es mir nach so langer Zeit aufzusagen versuche, daß ich mich seiner nicht mehr erinnern kann, es also von neuem lernen muß, sondern nach Verlauf solcher Zeitabschnitte, daß ich es jedesmal noch eben gerade im Gedächtnis habe und mit einer kleinen Anstrengung mich seiner erinnern kann. Habe ich mich einigemal so abgefragt, so darf ich hoffen, daß es jetzt für längere Zeit festsitzt. Das ist leicht begreiflich. Damit mir der, den ich bei mir zu bleiben gewöhnen will, nicht entgehe, rufe ich ihn oftmals und immer dann zu mir zurück, wann ihn meine Stimme noch gut erreichen kann, nicht aber dann, wann er ohnedies dicht bei mir steht, also nichts zu tun braucht, um zu mir zu kommen, und ebensowenig, wann ihn meine Stimme überhaupt nicht erreicht und ich mich von neuem aufmachen muß, ihn zu suchen. Im übrigen lautet das mnemonische Hauptgesetz: ich lerne ein Wort oder erinnere mich eines Wortes bezw. einer Wortfolge leicht, sobald sie lautlich oder inhaltlich mit solchen Worten oder Vorstellungen sich in Verbindung befinden, die mir im Gedächtnis schon leicht zur Disposition stehen. Man bleibt gern in der Gesellschaft, wo man Bekannte findet. So lernen wir auch besonders leicht die Worte der romanischen Sprachen, weil sie an das Lateinische erinnern. Wann nun die Kinder zu lernen anfangen und in die Schule kommen, zeigt sich teils dank ihrer Charakteranlage, teils dank ihren Erlebnissen und der Geschicklichkeit, mit der sie unterrichtet werden, mehr oder weniger Interesse für die Sache und verhilft dazu, daß ihr Gedächtnis etwas faßt: denn das Interesse wirkt wie ein durstiger Schwamm, der, was ihn berührt, aufsaugt; es läßt den Whistspieler aller Stiche bis zum Ende der Robbers sich erinnern; und falls er sich dabei geärgert hat, kennt er sie vielleicht noch am nächsten Morgen.

Gesetzt aber, alles sei sonst an zwei Schulkindern gleich, dann hängt ihr Fortkommen in den meisten Fächern von der Naturanlage des guten oder schlechten Gedächtnisses ab. Nicht nur gleicht bei dem einen das Gedächtnis dem Wachse, in das sich leicht etwas einprägt, aber auch bald verwischt, bei dem anderen, dem Granit, der die entgegengesetzte Eigenschaft hat; nein! es gleicht bisweilen zwei schrägen Platten, die mit Leim bestrichen sind; die eine — dick, die andere nur wenig; dann bleiben von den darüber gestreuten Körnern des Wissens in derselben Zeit auf der ersten vielleicht doppelt so viele kleben, als auf der zweiten.

Das Funktionieren der beiden Gedächtnisse gleicht somit nicht seelenhaften, sondern mechanischen Vorgängen. Wie kommt es aber dann, daß sowohl die Eltern als die Lehrer und die Schüler unter sich die Höhe ihrer Intelligenz fast ausschließlich nach dem besseren oder schlechteren Gedächtnis bemessen, das besonders in Geschichte, Geographie und den fremden Sprachen sich geltend macht, daß also das bessere Gedächtnis einfach eine bessere Begabung bedeutet und oft sogar der spätere Lebenslauf der Zöglinge diesen Verstandeshochmut nicht widerlegt? Kann wirklich die größere Zahl in der Schulzeit eingeprägter Worte den einen geistig höher fördern als den anderen? — Sie kann es tatsächlich; wie ein Blick auf die beiden mit Leim tingierten Ebenen, über die die Körner rollten, uns überzeugen wird. — Unser auffassendes Gedächtnis ist nicht, wie das Gleichnis annahm, eine tabula rasa, d. h. hier eine Ebene von allerorts homogener Beschaffenheit. Denken wir uns also, die schiefen Platten seien nicht jede überall gleichmäßig bestrichen, sondern es seien auf jede die gleichen Konturen eines Gegenstandes, z. B. eines Hahnes oder Schafes, mit Leim skizziert, bei der Platte mit dünnem Aufstrich werden dann nach dem Schütten vielleicht 10 Körner auf diesen Konturen kleben bleiben, auf der anderen etwa 20 Körner. Nun wird man doch, wiederum ceteris paribus, aus den 20 Körnern leichter als aus den 10 erkennen, daß ein Hahn oder Schaf dahinter steckt. Das bedeutet aber, wenn man vom Bild auf die Sache übergeht, daß unser Seeleninhalt nicht aus den Einzeldaten des Gedächtnisses allein, sondern vorzüglich aus dem Zusammenhang besteht, den wir durch beziehendes Denken zwischen diesen Daten schaffen; sie verhelfen uns dazu, in die Menge der Einzelheiten einen Sinn zu bringen; hierdurch bereichern wir unseren Geist. Und da ist es, auch abgesehen von den Umrissen bestimmter Gestalten, wohl klar, daß, wo mehr Einzelheiten und Daten im Gedächtnis haften geblieben, auch mehr Kombinationen, mehr Gedankenbeziehungen geknüpft werden und damit die Fülle der Seeleninhalte in geometrischer Progression zunimmt; dies Wachstum der Anzahl von Beziehungen lehrt am exaktesten die algebraische Theorie der Permutationen und Variationen gewisser Elemente mit und ohne Gruppenordnung. Mit jeder Vermehrung der Elemente um eins, vergrößert sich die Zahl der Permutationen und Variationen nicht um eins, sondern um eine fortschreitend immer größere Zahl. Hieraus ergibt sich, unter anderem, die Tatsache, daß die Zahl neuer Erfindungen in der Technik mit jedem Jahr um eine größere Menge wächst. Jede Erfindung ist eine neue Kombination vorhandener Beziehungen; und da heißt es:

Wenn du hast, so wirst du bald noch viel mehr dazu bekommen,
Doch wer wenig hat, dem wird auch das wenige genommen;
Aber wenn du gar nichts hast, ach! dann lasse dich begraben;
Denn ein Recht zum Leben, Lump! haben die nur, die was haben.

(Heine.)

Hieraus erkennt man, daß wenigstens die Mutter der neun Musen die Mnemosyne war und man sieht, um wie viel die ganze Geistesentwicklung demjenigen erleichtert ist, dem eine freundliche Fee ein gutes Gedächtnis beschеert hat.

Allein, nicht um denjenigen, dem es versagt ward, zu betrüben, begannen wir diese Zeilen zu schreiben; im Gegenteil: um zu beruhigen. Und das können wir; denn das wahrhaft Wertvolle beruht hier wie überall nicht auf der Quantität, sondern auf der Qualität, nicht in der Menge, sondern in der Harmonie und Gediegenheit der im Kopfe festsitzenden Begriffe.

Weniger wichtig ist es, ob viele, als welche Begriffe, ob solche von bleibender Bedeutung und solche, die unter sich einen geordneten Zusammenhang bilden, diesem Kopfe zu Gebote stehen; und was von den Einzelbegriffen, das gilt vollends von den Gedanken, die sie verknüpfen. Straßennamen einer Stadt zu kennen, ist auch mitunter wichtig, aber auf wie lange? Bloß zahlenmäßiges Anwachsen der Kombinationen zu den Einzeldaten läßt manchen Gelehrten vor Bäumen den Wald nicht sehen. Das, was unsere Gedächtnisplatte von der tabula rasa unterscheidet, sind nicht nur die unsichtbaren Umrisse von Hähnen und Schafen. Zu allem, auch dem Höchsten, was aus uns werden soll, bringen wir die Anlagen, die Tendenzen als ein Streben nach dunkel geahnten Zielen mit auf die Welt; und das für unseren Wert Entscheidende ist dann nicht, ob besonders viele Körner auf der Platte kleben bleiben und sich zwischen ihnen besonders viele Verbindungen, mithin Gedanken und neue Begriffszentren ergeben, sondern der Einklang, die Anordnung und Geschlossenheit der Kurven, ja, sagen wir es gerade heraus: der Ewigkeitswert der Bilder, die der Gedächtnisspiegel uns schauen läßt. Das gute Gedächtnis allein bietet nur „discordia semina rerum", die erst von höheren in uns waltenden Mächten zu einem Kosmos gemacht werden können und es verführt so manchen dazu, von sich zu viel zu halten, wie den Pädagogen Tentetnikow in Gogols „Toten Seelen". Mit wie viel unnützem, eitlem, nur einen Augenblickswert repräsentierendem Gedächtniskram füllen so manche auch gelehrte Leute und nicht bloß Whistspieler ihren Kopf! Wie quälen sie sich, immer neue Worte und Daten sich einzuprägen und sie im Gedächtnis unvermindert mit sich fortzuschleppen; als ob sie die Sprossen der Leiter, die sie ersteigen, sich nacheinander auf den Rücken laden, keuchend und froh, daß sie so viel daran besitzen. Die Narren! sie tragen das, was sie tragen sollte. — Und wie wenige einfache, aber klar gefaßte, reiflich überlegte Begriffe und Gedanken genügen schon, um dem Menschen von wahrer Seelentiefe, auch trotz des mangelhaften Gedächtnisses eine schön vollendete, in sich einige Weltanschauung zu geben, die dem Leben standhält! Und solchen schlichten, aber mit dem inneren Frieden gesegneten Personen, — ist ihnen nicht jeder von uns vielleicht schon begegnet? Weil das die wahren Weisen sind, sagt Fichte: „pectus est quod facit philosophum". Ihr Gedächtnis vergleichen wir, ein anderes Bild nehmend, einem weitmaschigen Netz, in dem nur die

großen Fische nachbleiben, oder besser: einer Platte, über die der Wind weht: die Goldkörner bleiben liegen; die Spreukörner werden weggeblasen; und das lebendige Bild eines solchen zeichnet uns Grillparzer in seinem „Armen Spielmann", der beim Lernen am Horaz stecken blieb, aber durch klassische Musik den Geschmack des Volkes veredelte; und Goethe in seinem „Hermann", der eine Dorothea zu würdigen und damit ein doppeltes Lebensglück zu begründen verstand, aber in der Schule der Letzte gewesen war und sich vor den gebildeten Kaufmannstöchtern blamierte, weil er vom augenblicklichen Modethema der Konversation, dem Text zur „Zauberflöte", nicht wie sie, etwas aufgeschnappt hatte.

Gewiß bezeichnet auch die Natur den Wert ihrer Geschöpfe mit untrüglichen Merkmalen; aber sie sind, wie die Ziffern, mit denen die Kaufleute den Einkaufspreis einer Ware bezeichnen, nicht sogleich jedem verständlich.

Erlesenes

von

R. v. E.

„Um Goethe, als die Welt viel einfacher war, fand die Dichtung ihre Leser und Hörer ausschließlich bei den Gebildeten, bei jenen Aristokraten des Geistes, dazu die bürgerlichen Familien mit Überlieferung und die Studierten des Adels gehörten. Diese Auslese bestimmte jede Forderung und jeden Wert ...

In den fünfzig Jahren nach Goethes Tod ist jene fordernde, wertende und zuweilen leise überhebliche Schicht verschwunden, die Welt wurde schwierig, ungeheuer weit und sehr schnell; wo bei pflichttreuer, fleißiger Arbeit Brot verdient werden mußte, reichten die Freistunden und die Mittel nicht mehr aus zur ruhigen Übersicht, zu dem Zusammenverstehen, das man Bildung nennt, und gar nicht zum ganzen Erleben ..." so Hans Grimm in einem Aufsatz („Von der zeitlichen Aufgabe des Romans und der Novelle") im „Deutschen Volkstum", Jan. 1928. Und an anderer Stelle „und mancher von uns kann an sich selbst beobachten, daß er nach zehn- oder vierzehnstündiger angestrengter Tagesarbeit zu müde ist, um einen Buchtext oder auch nur die Begleitzeilen eines Journals zu lesen, sondern sich am einfachen Bilderbuch des Straßengedränges oder der „Illustrierten" genug sein läßt. So wird das Denken durch flachere Netzhautreflexe abgelöst." (H. J. Moser, „Die neue Musik als Ausdruck unserer Zeit". Deutsches Volkstum.).

Es ist so: man liest nicht mehr in unserer hastenden Zeit und man versteht auch nicht mehr zu hören, wenn gesprochen wird, denn sei es, daß das gesprochene Wort nur in Ausnahmefällen verdiente ge-

hört zu werden, sei es, daß man den eigenen bescheidenen Gedanken für wichtiger hält. Kino und Radio decken den Bedarf von Auge und Ohr — und wenn einmal die Menschen notgedrungen um ihrer selbst willen zusammenkommen — Geschwätz, Geschäft und der liebe Nächste, wenn's hoch kommt „Politik", das unverantwortlichste Thema, das es gibt.

Vor mir liegen die Zeitschriften: „Deutsches Volkstum", 1 Heft, „Die Tat" (Diedrichs), „Die Zeitwende" und „Preuß. Jahrbücher". Eine Fülle gediegenster Arbeit, ernsten Denkens, zielbewußter und gesunder Belehrung von Autoren, die sich ihrer Verantwortung bewußt sind. Man möchte einmal eine Umfrage anstellen, um eine Statistik darüber zu erhalten, wer diese Arbeiten nicht nur flüchtig zwischen Wachen und Träumen durchblättert, sondern wer sie wirklich mit innerer Anteilnahme gelesen hat.

Und man vergleiche mit diesem Lesestoff, was uns heute und jeden Tag die politische Tagespresse bietet — ein Chaos von Worten, die nichts Verbindliches haben, Schachzüge, die das Spiel niemals zum reinlichen Ende bringen, bewußte und unbewußte Verlogenheit, hier und da ein Körnchen Wahrheit.

Zwei Welten hier und dort, hier die praktische Forderung, sich heute in der politischen Situation zurechtzufinden, die Konjunktur richtig zu erfassen, aber schon morgen sein Mäntelchen nach dem neuen politischen Winde zu drehen und doch dabei Haltung zu zeigen! Dort die ernste Gewissensfrage an unsere Zeit, an ihre Institutionen, an die Menschen, welche für dieses Gesicht der Zeit verantwortlich sind: was macht ihr aus dem Sinn des Lebens? seid ihr echt oder unecht? betrügt ihr oder seid ihr die Betrogenen?

Alles, was heute wirklich von Bedeutung für unser geistiges neiu — seelisches Leben ist, trägt diesen Stempel der Gewissensfrage! Und bekanntlich sind diese im allgemeinen recht unbeliebt, unbequem, keineswegs geeignet für die wenigen Mußestunden unseres Lebensbetriebes.

Es ist ja aber zweifellos, daß wir mit dem absichtlichen Ausschalten aller Fragen, die über den engeren und engsten Rahmen des eigenen Arbeitsgebietes, des Berufes hinaus gehen, sehr bald dazu gelangen, diese Fragen überhaupt nicht mehr für wesentliche zu halten, und das Reden über sie als eine Art Luxus für geistiges Genießertum anzusehen.

In einem vortrefflichen Aufsatz „von der deutschen Universität" („Zeitwende" 1928. 2) spricht R. Seeberg von der doppelten Aufgabe dieser Bildungsanstalten. „Wissenschaft (das ist die eine Aufgabe) dient immer auch der äußeren Zivilisation, aber das ist ein Nebenertrag. Die Zeitalter verstehen den Geist nicht, welche die äußeren Errungenschaften für die Hauptsache ansehen. Die Hauptsache ist die innere Einstellung des Geistes, oder die Kultur. Hier ist der Punkt, wo wir als zweiten Ertrag des Wirkens der Hochschulen die allgemeine Bildung hinzufügen zu der strengen wissenschaftlichen Forschung. Bildung ist der Zustand der Menschen, die sich im Gebiete des Geistes zu Hause fühlen ... Bildung ist geistiges Leben. Sie ist das Staunen vor dem Glanz des Geistes, der sich im kleinen wie im

großen dem geistigen Auge offenbart. Sie ist daher ein neues Lebensgefühl ... Sie hat einen sicheren Kontakt zu dem Ersten und zu dem Letzten und darum ist sie innere Nötigung zur zielgemäßen Ordnung des Lebens. Bildung ist der Besitz eines das ganze Leben umspannenden Obersatzes, vermöge welches man alle im Leben sich ergebenden Untersätze geistig zu meistern vermag, indem man sie einer festen Richtung einfügt. Bildung ist somit einheitliche Weltanschauung ... ist der geistige Stil des Lebens." Aber der Verfasser zweifelt daran, ob heute — wo die Grundlagen einer einheitlichen Weltanschauung nicht vorhanden sind durch die „wohlgemeinten Einrichtungen wie die Weltanschauungsprofessuren diesem Übelstand Abhilfe geschaffen werden könne", „Überhaupt wird man auf diesem Gebiet durch das heute so abergläubisch verehrte Organisieren kaum etwas erreichen!"

In der Erziehung zum „geistigen Volkstum in den studentischen Verbindungen" sieht der Verfasser hoffnungsvolle Entwicklungsmöglichkeiten, und warnt vor der in solchen Kreisen leicht eintretenden Gefahr des „Leerlaufs einer spintisierenden Dialektik oder der eitlen Ekstase des Unmöglichen nach dem Vorbild etwa der heute viel gelesenen russischen Schriftsteller."

„Zum inneren Kampf um eine Weltanschauung zu nötigen und in den freien Erwerb einer solchen einzuführen, das ist der letzte Zweck auch der studentischen Vereinigungen. Sie wollen und können aus ihren Mitgliedern keine Gelehrten machen, aber sie können und sollen ihnen helfen gebildete Menschen zu werden."

„Man lese Bücher, die auf diese Probleme Bezug nehmen. Man schrecke auch vor Schwierigem und Entlegenem nicht zurück ..."

„Die innere Not, die Rastlosigkeit des Fragens, der Willenstrieb zum Leben sind nicht immer leicht zu tragen und doch bieten sie eine Gewähr für den Fortbestand und die Fortentwicklung unseres Volkes." „... Das wäre der Weg zur Bildung" ...

Es sind die gleichen Töne, die gleichen Forderungen, die wir in unseren Hochschulkursen, in diesen Blättern, in der Wanderbücherei immer wieder angeschlagen und erhoben haben. Es sind die gleichen hüben und drüben.

Aber in diesem Suchen nach einer festen Weltanschauung haben wir uns vor allem zu hüten vor den „Wahnbildern" dieser Zeit (W. Stapel „Die sozialen Wahnbilder", Deutsches Volkstum. 1. Heft 1928). „Unser ‚geistiges' Leben besteht eben darin, daß wir uns Bilder machen von der Welt. Unser Bewußtseinsleben ist überall von solchen Bildern erfüllt und sie bestimmen das Leben der Menschen mit-, für- und widereinander." „Solange die Menschen sich bewußt bleiben, daß Vorstellungen, Begriffe, Gesetze nur behelfsmäßige Ordnungsbilder sind, deren Aufgabe es ist, die Wirklichkeit zu bewältigen, laufen sie nicht Gefahr, in ein falsches Verhältnis zur Wirklichkeit zu geraten...."

Wenn die Menschen diese „hypostasierten" Wirklichkeitsbilder „verabsolutieren", laufen sie Gefahr, „nicht mehr dem von Gott Geschaffenen zu dienen, sondern dem vom menschlichen Gehirn Geschaffenen". So wird das Bild zum „Wahnbild".

Stapel nennt die drei Gruppen dieser Wahnbilder: „Phantome, Fiktionen, Moralismen".

Jeder einzelne Mensch, jede Gemeinschaft ist immerfort „von Gefahren umdroht", er wird „kaum je einer heimlichen Lebensangst ledig." Das Bedrohliche wird zum personifizierten „Phantom".

Der preußische „Militarismus" ist ein typisches Phantom. Das Mißbehagen aller, die sich durch „das drängende Wachstum" Deutschlands bedroht fühlten, hing sich an dieses Phantom — an den deutschen „Militarismus".

„Das deutsche Volk bildet nach seinem Zusammenbruch ein besonders günstiges seelisches Feld für alles Phantomatische" (auch eine Art Massenpsychose!) — die bald den Charakter geheimer Vereinigungen (die „Feme", „Freimaurerlogen" usw.) annehmen können.

„Menschen, die einem Phantom verfallen sind, werden daher leicht blind gegen die wirklichen Gefahren" (typische Beispiele hierfür bietet die Hysterie!). Die Phantome tragen Abwehrcharakter.

„Hingegen sind Fiktionen immer positiv gerichtet". Zu solchen Fiktionen zählt Stapel den „Kapitalismus" und „Sozialismus" („Die für primitive Geister sogar etwas Phantomatisches haben: der Kapitalismus ist das satanische Prinzip, der Sozialismus das irdische Reich Gottes"). Fiktionen werden auf Begriffe aufgebaut (man denke an Sowjetrußland und den Leninismus).

Auch die „Moralismen" entstehen aus der Intellektualisierung des Lebens. „Die sittliche Entscheidung ist nicht eine logische „Konsequenz", sondern ein Sieg des Lebens". An einem ausgezeichneten Beispiel zeigt Stapel die Verknöcherung des kategorischen Imperativs zum Moralismus.

„Du sollst nicht lügen! — Solange dieser abstrakte Satz als der bedingte Ausdruck einer edlen Gesinnung verstanden wird, liegt keine Gefahr der Hypostasierung vor. Sobald aber dieser Satz eine „Erkenntnis" und damit als etwas verstandesmäßig Einsehbares und Erlernbares aufgefaßt wird, ist er nichts als ein kümmerlicher Moralismus. Denn nun abstrahiert der Verstand aus jedem Handeln das Merkmal der „Unwahrheit", subsumiert es unter den Begriff „Lüge" und erklärt damit alles, was sich unter den Begriff der Lüge bringen läßt, für verboten. Alsbald erstarrt das sittliche Leben in Moralismen: Eine Mutter darf den Kindern nicht mehr Märchen (vor allem nicht das vom Storch) erzählen, denn damit macht sie sich des Lügens schuldig... So wird durch einen Moralismus das unmittelbare lebendige Walten des sittlichen Gefühls, die selbstverständliche Herzlichkeit, die natürliche Reinheit und Hoheit abgetötet und ersetzt durch eine abstrakte, intellektuelle Gehirnmoral ....." (Typische Beispiele wiederum der Kampf gegen den Religionsunterricht in Sowjetrußland oder in der

deutschen Sozialdemokratie — unter dem Banner einer „höherstehenden" Gehirnmoral!)

„Ebenso verhält es sich mit den pazifistischen Moralismen". „Ein großherziger, vornehm empfindender Mensch ruht in der Sicherheit seiner Kraft und Überlegenheit. Er fordert niemanden unnütz heraus.... Er ist ein friedfertiger Mensch. Nun aber wird die Gesinnung in einen logischen Satz zusammengezogen: Du sollst Frieden wollen. Das kommt dem Feigling gerade recht." „Und so geraten die moralistischen Menschen in den Fällen des Konfliktes auf die Seite der Erbärmlichen und Ehrlosen". (Der bekannte Fall Förster in Deutschland oder der mit dem Schillerpreise bedachte Fritz v. Unruh!!)

Während die Phantome mehr gefühlsmäßiger Art sind, sind Fiktionen und Moralismen typische Ausgeburten des Intellektualismus (auch Tolstoi gehört in gewissem Sinne in diese Gruppe!). Sie sind Lebens-Ersatz. „Das Leben in Phantomen, Fiktionen und Moralismen ist das ewige Donquichotentum des Geistes. Darum sind alle großen Entscheidungszeiten der Menschheit immer wieder Durchbrüche zur Wirklichkeit". „Reif geworden ist, wer auf alle wahnhafte Sinngebung verzichtet und heimegefunden hat zur Wirklichkeit." „Wer der Trugbilder des Lebens nicht mehr bedarf, der überlebt das Leben", so schließt Stapel seine Arbeit.

Aber wenn es kurz zuvor heißt „Leben ist Irrtum, Leben ist Ungerechtigkeit, Leben ist Täuschung. Durch Enttäuschung überwinden wir das Leben. Die Enttäuschung führt uns zur Wirklichkeit", so ist es klar ersichtlich, daß hier nicht die banale Erscheinungsform des Wirklichen, sondern jene tiefere Wirklichkeit gemeint ist, die wir Wahrheit nennen (vergl. „Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit" Nr. 1, 1928 „Geistesarbeit").

Damit sollte nur der reiche Inhalt dieser Hefte und Zeitschriften angedeutet, nicht erschöpft werden. Zum Schluß nur noch einen kurzen erfrischenden Bericht über Amerika von Paul Ernst (Deutsch. Volkstum „der Feind"). Dort, in Amerika, schreibt ein Schriftsteller Namens Menken über Dinge, welche die amerikanische Geistesverfassung charakterisieren. So berichtet er von dem Ausspruch eines hohen methodistischen Geistlichen „Football ist eine der höchsten Formen geistiger Übung" oder von dem 14-jährigen Johanny Meggs in Texas, daß er zu Korrektionshaus verurteilt wurde, weil er seine letzten fünfundsechzig Cents ausgab, um sich einen Shakespeare zu kaufen.

„Wegen solcher und ähnlicher Berichte wurde Menken verhaftet, weil er obszöne Schriften verbreite.

Das ist nun also die amerikanische Kultur."

Elsie Frobenius. Mit uns zieht die neue Zeit. Eine Geschichte der deutschen Jugendbewegung mit 16 Tafeln. Berlin, deutsche Buch-Gemeinschaft. 1927.

Diese erste umfassende Geschichte der Jugendbewegung ist das Werk einer Baltin, der Tochter des letzten Rigaschen und Livländischen Generalsuperintendenten Theophil Gaethgens. Uns interessiert das Buch aber nicht nur deshalb, weil es eine Baltin ist, die sich hier tief und fein eingefühlt hat in das Wollen und Streben der deutschen Jugend, sondern weil das Buch es wirklich verdient, beachtet zu werden. Behandelt ist darin die ganze Jugendbewegung mit all ihren Randerscheinungen, der eigentliche Wandervogel, die Bünde, die Jugendpflegeverbände, die parteipolitisch eingestellten und geführten Organisationen der Jugend. Die Darstellung ist streng objektiv. Man merkt kaum einen anderen Ton, sei's, das die Verfasserin den eigentlichen Wandervogel schildert, die evangelische oder die katholische Jugend, sei's daß sie von der kommunistisch-proletarischen Arbeiterjugend erzählt. Auf 411 Seiten ist eine ungeheure Stoffülle zusammengedrängt. Alle Personen, die in den Jugendorganisationen vom Urwandervogel an eine bedeutendere Rolle gespielt haben, werden angeführt. Alle Kulturgebiete, die im Wollen der Jugend von irgendeiner Bedeutung gewesen sind, finden eine umfassende Darstellung: Musik, Laienspiel, Volkstanz, darstellende Kunst etc. Besonders interessant ist das Kapitel, das die von der Jugendbewegung angeregten pädagogischen Reformbestrebungen behandelt und eine Übersicht aller von hier beeinflußter Landerziehungsheimgründungen gibt. Eine etwas weiter und tiefer gehende Behandlung der Zusammenhänge zwischen Jugendbewegung und der neueren Literatur wäre bei einer Neuauflage sehr erwünscht. Zunächst ist es erstaunlich, wie gering der literärische Niederschlag des „neuen Lebensbildes" der Jugendbewegung erscheint. Hier liegt offenbar ein Gebiet vor, das noch zu wenig erforscht ist. Um nur Eines zu nennen — es besteht doch sicher eine innere Beziehung zwischen dem Suchen nach vertiefter Weltanschauung in Kolbenheyers Parazelsusroman und der Jugendbewegung!

Die Verfasserin ist bemüht Ordnung in die fast unübersehliche Fülle des Stoffes und der Erscheinungen zu bringen. Dem dient vor allem die Gliederung des Werkes unter den im allgemeinen sehr glücklichen Kapitelüberschriften: 1. Aufbruch der Jugend, 2. Durchbruch der Jugendbewegung, 3. Umbruch der Jugendbewegung, 4. Ausbruch ins Volk, 5. Einbruch in die Jugendpflege, 6. Neubruch. (Die letzte überschrift ist vielleicht etwas gewaltsam und wird auch in der Ausführung des Kapitels nicht ganz klar.) Trotz diesem Ordnungs- und Gleichungsversuch bleibt die Entwicklung dem, der das Ganze in einem Zuge liest, in manchem etwas unklar — der Stoff ist für den Umfang des Buches zu groß und war bei der angestrebten Vollständigkeit der zu schildernden Ereignisse nur auf Kosten der übersichtlichkeit darzustellen. Bietet es so dem Leser gewisse Schwierigkeiten, so wird es auf der anderen Seite hiermit zu einem treuen und sehr brauchbaren Nachschlage- und Orientierungswerk. Letztere Bedeutung wird erzielt durch ein genaues Inhaltsverzeichnis, ein sehr nützliches Namensverzeichnis, das Verzeichnis aller „der dem Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände ange-

schlossenen Bünde und Gruppen und ihrer Zeitschriften", sowie durch einen „allgemeinen Literaturnachweis".

Das Buch ist durchdrungen von der Überzeugung, daß die Jugendbewegung trotz gewisser Irrwege als Ganzes eine erfreuliche auf Kulturerhaltung und -vertiefung ausgehende geistige Bewegung ist, die dem deutschen Volke die Überbrückung der Partei- und Ständezerklüftung und das Entstehen einer im Würdig-Nationalen wurzelnden wirklichen Volksgemeinschaft zu bringen imstande sein könnte. In dieser Richtung ist es der Verfasserin entschieden gelungen, durch geschickt gewählte Aussprüche und Verse aus dem Schrifttum der Jugendbewegung darzutun, wie sehr auch die gegensätzlichen Gruppen sich innerlich einander genähert haben und wie sehr die scheinbar zerrissene und gespaltenen Bewegung im inneren schließlich doch eine einheitliche Erscheinung verkörpert. Neben dieser nationalen oder völkischen Seite der Bewegung ist es der Verfasserin geglückt, auch die religiöse und soziale Erneuerungstendenz der Jugendbewegung scharf herauszuarbeiten.

Das Buch wird, wenn mich nicht alles täuscht, in Deutschland weite Verbreitung finden, denn es gibt tiefe Einblicke. Auch die äußere Druck- und Bildausstattung ist ansprechend und gelungen. Bei uns im Baltikum, wo es oft nicht leicht fällt, den Zusammenhang mit den erst allmählich zu uns herüberdringenden Volksbewegungen herzustellen, ist ihm weite Verbreitung dringend zu wünschen. Namentlich ist es allen zu empfehlen, die mit unserer Jugend zu tun haben: Lehrern und Pastoren. Schon die vielen Schilderungen, Gedichte und Sprüche aus dem weitverzweigten Schrifttum der Jugendbewegung werden vielen der Sache Fernstehenden Achtung vor dem verinnerlichten Wollen jener jungen Menschen abnötigen, wie etwa der bei einer Pfingstfeier auf der Brandenburg entstandene Spruch:

Heiliges Feuer.

„Gott, den die Menschen flammend gedacht
Hellstrahlend im Licht,
Gott, gib uns Feuer ins Herz,
Gib uns die stete, heißglühende Flamme,
Wie sie Eisen und Erze zerschmilzt,
Hämmer und Räder bewegt.
Gib uns das Feuer der harten notwendigen Arbeit,
Daß zu Herren der Erde wir werden ...
Gib uns, Gott, Feuer der Sehnsucht,
Göttlich zu werden wie du!" (S. 93.)

Alfred Walter.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rml.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 5 | Freitag, den 9. März 1928 | 4. Jahrgang

„Baltisches Geistesleben"

„Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit"

So heißt der Titel einer zwanglosen Folge von Heften, die unter Mitwirkung des Berliner Freundeskreises der deutschen Akademie von einer Reihe namhafter Historiker Revals und Rigas im Verlage von Kluge und Ströhm herausgegeben wird.

Aus dem unserem ersten Heft beigegebenen Prospekt sind Ziele und Grenzen dieses Unternehmens zu ersehen.

Mit vollster Absicht und Überlegung hat die Redaktionskommission die beiden Vorträge des Grafen Alexander Keyserling zum Gedächtnis K. E. v. Baer's und dessen klassischen Vortrag „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?", welche unserer älteren Generation bekannt sein dürften, in diese Sammlung wieder aufgenommen, da sie überzeugt davon ist, daß diese zum eisernen Bestande unserer baltischen Kulturgeschichte gehörenden Dokumente nicht nur unserer heranwachsenden Jugend, sondern auch der ihr vorangehenden Altersschicht zum größten Teil unbekannt sein dürften.

Es ist aber ein dringendes Erfordernis unserer hastenden und betriebsamen Zeit, sich wieder auf das zu besinnen, was eigentlich den Kern unserer geistigen Eigenart — in unseren besten Jahren — ausmachte und dieser spiegelt sich kaum irgendwo in so würdiger und vornehmer Weise wider, wie in den genannten Arbeiten.

Wer sich mit ernster Vertiefung in diese Dokumente einer wahrhaften Geistesaristokratie versenkt, wird staunen, welch' weiter Horizont weltanschaulicher Aspekte sich vor einem auftut, wie wahrhaft umfassend hier Fragen beantwortet werden, deren Lösung noch heute an der Enge des Blickpunktes krankt, wie in wahrstem Sinn diese Arbeiten erzieherisch zur Selbstbesinnung auf unsere baltische Aufgabe führen. Unsere Schulleiter dürfen an diesen Arbeiten nicht vorübergehen,

wenn sie sich ihrer Pflichten unserer baltischen Jugend gegenüber bewußt bleiben wollen, denn hier ist den obersten Klassen ein Lesestoff geboten, den wir ruhig neben die deutschen Klassiker stellen können.

Wenn ein rühmlichst bekannter einheimischer deutscher Verlag trotz der Ungunst der Zeiten es für seine Ehrenpflicht hält, dieses Heimatsunternehmen zu fördern, ohne die Gefahr eventueller Opfer zu scheuen, wenn die deutsche Akademie zur Pflege und Förderung des Deutschtums den Plan einer solchen Ausgabe gutgeheißen hat und ihre Bedeutung für den geistigen Austausch zwischen Deutschland und uns erkannt hat und wir von ihr die weitgehendste Förderung erfahren, so sollte es wohl jeder gebildete Balte für seine Pflicht halten, sein Interesse an diesem Unternehmen auch trotz des geringen Opfers zu beweisen, das von ihm als Gegenleistung verlangt wird.

Wie sollten wir wohl von unserer Jugend eine Besinnung auf ihre ernstesten Aufgaben in unserem eingeengten Lebensraum erwarten, wenn wir selbst mit „Zeitmangel und Arbeitsüberlastung" die Gleichgültigkeit diesen tiefsten Lebensfragen gegenüber zu entschuldigen suchen.

An uns wird es sein, den Beweis zu erbringen, daß wir des Interesses und der opferfreudigen Hilfe unserer Stammesbrüder in Deutschland noch wert sind, daß wir uns der Verantwortung vor unserer Geschichte bewußt sind, das Edelgut unserer besten baltischen Tradition vor Verfall und Vergessen zu bewahren.

R. v. E.

Ändert sich unser Klima?

Von Dr. P. Mildner,

Geophysikalisches Institut der Universität Leipzig.

Unser Wetter hat sich gegenüber früheren Zeiten geändert. Ältere Leute erzählen gern von den strengen Wintern mit ihren langen Frostperioden und langanhaltender Schneedecke, die sie in ihrer Jugend erlebt haben. Da gab es reichlich Gelegenheit zu Eislauf und Rodelfahrt, auch im Tieflande, während man in den letzten Jahren Wintersport fast nur noch im Gebirge betreiben konnte. Solche strenge Winter waren z. B. in den Jahren 1870/71, 1879/80, dann folgte eine weitere Reihe ziemlich strenger Winter in den Jahren 1885/95. Viel strenger noch waren die Winter in der Zeit von 1788/1845. Es gab in diesen 58 Jahren 17 sehr strenge Winter, in den 61 Jahren von 1846/1916 dagegen nur 6. Die Zahl der milden Winter hat besonders seit 1900 stark zugenommen.

In den Sommertemperaturen macht sich ebenfalls eine Änderung bemerkbar, wenn auch nicht so ausgesprochen, wie bei den Wintern. Die Sommer waren in den letzten Jahren vielfach etwas kühler, als dem Durchschnitt entsprechen würde.

Das gegenwärtige Jahr zeichnet sich durch besonders anormale Witterung aus. Die Zeitungen wissen fast täglich von Naturkatastrophen, Gewittern, heftigen Regengüssen, Überschwemmungen, Wirbelstürmen u. dergl. zu berichten. Zu alledem häufen sich die Meldungen von Erdbeben. Man muß nun freilich bedenken, daß in den letzten Jahren die Nachrichtenübermittlung außerordentlich verbessert worden ist. Kaum hat sich irgendwo auf der Erde eine Katastrophe ereignet, so verbreitet auch schon die elektrische Welle die Kunde hiervon in alle Welt, und innerhalb weniger Stunden ist die zeitungslesende Menschheit aller Erdteile hiervon unterrichtet. Daß wir in diesem Jahre von so vielen Naturkatastrophen Kunde erhalten, ist aber nicht nur auf die Verbesserung der Berichterstattung zurückzuführen. Es ist ja schon in den Gegenden eine Häufung von Unwettern wahrzunehmen, in denen schon früher jedes derartige Ereignis gewissenhaft registriert wurde.

An Hand einwandfreien Beobachtungsmaterials läßt sich sehr wohl nachweisen, daß sich vielerorts der allgemeine Witterungscharakter, das Klima, in den letzten Jahrzehnten geändert hat.

Es fragt sich nun, ob diese Änderungen des Klimas, die man in verschiedenen Erdteilen beobachtet, in einer bestimmten Richtung fortschreiten, oder ob es sich dabei nur um vorübergehende Erscheinungen, um Schwankungen um eine Mittellage herum handelt. Gehen wir einer neuen Eiszeit entgegen, steht uns eine Zeit tropischer Wärme bevor, oder werden auch in Zukunft ungefähr die gleichen klimatischen Verhältnisse weiter bestehen?

Um dieser Frage näher treten zu können, müssen wir die Witterungsgeschichte der letzten Jahrtausende in Betracht ziehen. Hat es in früheren Zeiten ähnliche anormale Verhältnisse gegeben, oder ist das, was wir gegenwärtig beobachten, etwas einzig dastehendes?

Leider stehen uns zur Beantwortung dieser Frage exakte Beobachtungen der einzelnen Witterungselemente nicht zur Verfügung. Die längsten Beobachtungsreihen reichen nicht viel über 200 Jahre zurück. Für weiter zurückliegende Zeiten können direkte Angaben nur aus alten Schriftstücken entnommen werden, in denen sich mancherlei gelegentliche Aufzeichnungen über besonders auffällige Witterungserscheinungen finden. Es geht aber aus diesen in alten Urkunden verstreuten Bemerkungen mit aller Deutlichkeit hervor, daß auch in früheren Zeiten mitunter recht anormales Wetter bestanden hat.

Schriftliche Aufzeichnungen über Witterungsverhältnisse vergangener Zeiten sind jedoch vielfach recht mangelhaft und vor allem sehr unvollständig. Glücklicherweise läßt sich auf indirektem Wege ein ziemlich vollständiges Bild der klimatischen Bedingungen der letzten Jahrhunderte gewinnen. Die Natur selbst hat alles gewissenhaft registriert, es ist nur nötig, ihre Aufzeichnungen zu lesen.

Großartige Klimaregistrierinstrumente sind z. B. die Bäume. Es ist bekannt, daß man das Alter eines Baumes aus der Zahl seiner

Jahresringe bestimmen kann. Bei genauerem Zusehen findet man, daß diese Wachstumsringe von sehr verschiedener Stärke sind. In einzelnen Jahren sind sie äußerst schmal, in den anderen breit. Die Größe des Wachstums ist naturgemäß von der Güte der jeweiligen Lebensbedingungen abhängig. Vergleiche mit gleichzeitigen Witterungsbeobachtungen haben ergeben, daß hauptsächlich die Menge des gefallenen Niederschlages für das Wachstum maßgebend ist, ganz besonders in solchen Gebieten, die an und für sich ziemlich trocken sind.

Auf die letzte Eiszeit folgte in Europa eine Periode kontinentalen Klimas. Die Winter waren kalt und rauh, die Sommer wärmer als gegenwärtig. Die Niederschlagsmenge war gering. Es herrschten bei uns damals ähnliche Verhältnisse, wie etwa zur Zeit in Südwest-Rußland. Um das Jahr 4000 v. Chr. wurde das europäische Klima allmählich gemäßigter. Der Einfluß des Ozeans machte sich viel stärker bemerkbar. Es gab milde Winter, kühle Sommer, und reichliche Niederschläge. In Norwegen, Schweden und selbst auf den Inseln des Nördlichen Eismeeres, Spitzbergen, Franz Joseph-Land, Grönland usw. konnten damals eine Reihe von Pflanzen gedeihen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen in diesen Gegenden nicht existieren können. Darauf folgte eine Periode trockneren Klimas, von mehr kontinentalem Charakter. Es kam in Westeuropa zur Entwicklung ausgedehnter Wälder, selbst an Stellen, die früher von Mooren bedeckt gewesen waren. Um 1800 v. Chr. beginnt wiederum eine Periode stärkerer Niederschläge, die bis etwa zum Jahre 500 nach Chr. dauerte, und die in den Jahren 450—250 v. Chr. ihren Höhepunkt erreichte. Es ist recht bemerkenswert, daß gerade in diese Periode die Blütezeit der griechisch-römischen Kultur fällt. Es liegt nahe, den Verfall derselben in Zusammenhang zu bringen mit der allmählichen Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse, die in Italien und Griechenland etwa vom Jahre 200 n. Chr. einsetzte. Die Regenmenge wurde geringer, Flüsse, die früher das ganze Jahr hindurch Wasser geführt hatten, lösten sich im Sommer in einzelne Lachen auf, die Brutstätten für Moskitos bildeten. Dadurch wurden viele Mittelmeergegenden von der Malaria heimgesucht. Viele Gebiete in Nordafrika, Kleinasien, Syrien und Persien waren während der klassischen Regenzeit dicht bewohnt von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung, Gegenden, in denen unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine so zahlreiche Menschenmenge nicht leben könnte. Besonders eindrucksvolle Zeugen des gänzlich veränderten Klimas sind die Ruinen von Palmyra und anderen Städten in der syrischen Wüste. Man findet dort große Aquädukte, die diesen Städten gewaltige Mengen von Wasser zuführten. Die Quellen aber, aus denen einstmals das lebensspendende Naß geflossen ist, sind jetzt versiegt; selbst wenn die Aquädukte noch völlig intakt wären, würde kein Tröpfchen Wasser mehr durch sie hindurchfließen.

Seit dem Jahre 500 n. Chr. sind einige kleinere Klimaschwankungen von den Bäumen registriert worden. Um 1000 war der Regenfall wiederum für einige Jahrzehnte etwas stärker, ein neues Maximum

wurde in den Jahren 1350—1400 erreicht, darauf folgte ein leichtes Minimum gegen 1500, worauf sich allmählich die heutigen Verhältnisse einstellten.

Aus diesem kurzen Überblick ersehen wir, daß das Klima ziemlich beträchtlichen Schwankungen unterworfen war. Es traten Klimaperioden auf, deren Dauer Jahrzehnte und Jahrhunderte betrug. Seit dem Ende der letzten Eiszeit ist jedoch keine fortschreitende Klimaänderung in der einen oder anderen Richtung festzustellen gewesen.

Kehren wir nun zu den gegenwärtigen Verhältnissen zurück. Man macht sich in Laienkreisen mancherlei Gedanken über die in diesem Jahre etwas anormale Witterung. Verschiedene glauben, daß durch die vielen elektrischen Wellen, die seit der gewaltigen Entwicklung der Funkentelegraphie und des Radiowesens dauernd die Luft durchschwirren, die Atmosphäre ungünstig beeinflußt wird und daß Gewitter, Regengüsse und Überschwemmungen dadurch verursacht werden. Andere hinwieder meinen, daß die Entwaldung verschiedener Gebiete, die Trockenlegung von Mooren, kurz die Umgestaltung der Erdoberfläche durch Menschenhand schuld sei an den Katastrophen. Gewiß übt die Beschaffenheit der Erdoberfläche einen merklichen Einfluß auf das Wetter aus. Die Wetterkatastrophen treten aber in den verschiedensten Gebieten der Erde gleichzeitig auf, auch in Gegenden, die keine Umgestaltung durch Menschenhand erfahren haben. Also kann diese nicht die Ursache sein. Noch viel weniger aber kann den Radiowellen ein Einfluß auf das Wetter zugeschrieben werden. Die zur Erzeugung derselben aufgewendeten Kräfte stehen in gar keinem Verhältnis zu den ungeheuren Energiemengen, die in Wind und Wetter zur Auswirkung kommen.

Die wahren Ursachen der Klimaschwankungen sind noch längst nicht mit Sicherheit erkannt. Es spricht aber sehr viel dafür, daß in erster Linie der Zustand der Sonne für das Klima maßgebend ist. Die Sonnenstrahlung ist ja die einzige Energiequelle, durch welche die gewaltige Wärmemaschine der Atmosphäre gespeist wird. Von der Menge des zugeführten Betriebsstoffes aber hängt das Arbeitstempo der Maschine ab. Intensivere Sonnenbestrahlung zieht stärkere Verdunstuug und ergiebigere Niederschläge nach sich. Leider existieren zuverlässige Beobachtungen über den Zustand der Sonne und die Zahl der Sonnenflecken erst seit wenigen Jahrhunderten, so daß es nicht möglich ist, die großen Klimaschwankungen der Vergangenheit dazu in Beziehung zu setzen. Für die letzten 100—150 Jahre haben sich jedoch eine Reihe wichtiger Zusammenhänge zwischen Sonnentätigkeit und Wetter mit großer Sicherheit nachweisen lassen.

Intelligenzprüfungen.

Von Univ.-Prof O. Klemm, Leipzig.

Nach dem Kreuzworträtsel beschert uns Amerika den „Autotest", die „Selbstprüfung der Intelligenz". Der schlimme Name Autotest soll uns nicht schrecken, denn die Sache selbst ist ernst und wichtig. Bei den Einführungen der Autotests in populären Magazinen wird die Patenschaft der Psychotechnik angerufen. Der Name des ehrwürdigen Gelehrten Cattell taucht auf als „Vater der Tests" und Vorsitzender einer Gesellschaft für Intelligenzselbstprüfungen in Neuyork, desselben Cattell, der im Jahre 1886 der erste Assistent Wilhelm Wundts in dem Leipziger Psychologischen Institut gewesen war! Erhöbe der Autotest keine anderen Ansprüche, als das Kreuzworträtsel, so bliebe er eine amüsante Unterhaltung, die zugleich ein nützliches Training einzelner geistiger Funktionen abgäbe. Aber der Autotest segelt unter der Flagge einer „Intelligenzprüfung", er will dem Menschen die geistige Visitenkarte schreiben, und an dieser Stelle beginnt sein Vorhaben jeden anzugehen, der sich zum Hüter geistiger Güter berufen fühlt.

Gewiß stecken in den Autotests, die jetzt auch in deutschen Zeitschriften sich anzusiedeln beginnen, mancherlei Prüfungen einfacher geistiger Funktionen, die sich seit langem in der experimentellen Psychologie bewährt haben, so etwa die als Bourdon-Probe bekannte, in Wirklichkeit aber von dem Kräpelin-Schüler Oehrn erdachte Aufgabe, in einem fortlaufenden Text bestimmte Buchstaben, z. B. alle „e", oder alle „r" anzustreichen. Die Geschwindigkeit, mit der die Aufgabe eine verabredete Zeit hindurch möglichst ohne Fehler gelöst werden kann, ist eine zureichende Bestimmung für eine dauernde Aufmerksamkeitsleistung, namentlich dann, wenn man einen sinnlosen Text wählt, und so den Einfluß einer von Fall zu Fall schwankenden Teilnahme an dem Sinne des Gelesenen ausschaltet.

Oder, man legt als Probe der „Beobachtungsfähigkeit" ein Bild mit vielen anschaulichen Einzelzügen vor, z. B. eine Straßenszene mit einem Verkehrsunfall. Das Bild ist aufmerksam während einiger Minuten zu betrachten, dann wird es weggenommen, und die Versuchsperson soll nun eine Reihe von Fragen über die Einzelheiten des Bildes beantworten. Nichts erscheint auf den ersten Blick selbstverständlicher, als daß man nach der Summe der „richtigen" Antworten die Schärfe der „Beobachtung" und des „Behaltens" beurteilen könnte. Und doch zerfällt dieser Schein der Selbstverständlichkeit für jeden, der auch nur ein wenig in diesem in Wirklichkeit so verwickelten Gebiet unserer sinnlichen Wahrnehmungen Bescheid weiß. Gerade die letzten Jahre haben

psychologische Entdeckungen gebracht, die den Dilettantismus derartiger „Intelligenzprüfungen" besonders peinlich empfinden lassen. Wir haben durch den Marburger Psychologen Jänsch die „eidetische Beanlaguug" kennen gelernt. Ein solcher „Eidetiker" kann ein Bild, das er aufmerksam betrachtet hat, auch später, nachdem das Bild weggenommen worden ist, so anschaulich vor sich haben, als wenn es in Wirklichkeit noch daläge. Diese eidetische Beanlagung tritt namentlich bei Jugeudlichen auf, erhält sich aber in manchen Fällen auch bei Erwachsenen. Der „Eidetiker" liest bei dem nachträglichen Verhör die einzelnen Züge von seinem „Anschauungsbilde der ursprünglichen Vorlage" so ab, als wäre sie ihm noch leibhaftig gegenwärtig. Man mache sich einmal klar, was für ein Unsinn zustandekommt, wenn jemand ohne Rücksicht auf das eidetische Verhalten aus der Anzahl der richtigen Antworten die „Intelligenz" zu beurteilen sich unterfängt. Der Eidetiker antwortet auf sämtliche Fragen mit einer geradezu unheimlichen Genauigkeit, ohne damit eine Intelligenzleistung zu vollziehen. Gewiß ist namentlich bei Erwachsenen der eidetische Typus ein Grenzfall mit einer beschränkten Häufigkeit, aber es gibt zahlreiche Übergänge zu dem nichteidetischen Verhalten und Mischformen, die es eben verhindern, daß die Summe der richtigen Antworten ohne nähere Analyse, die wiederum nur der Psychologe auszuüben vermag, einen eindeutigen Beitrag zur Charakterisierung der Intelligenz darstellt.

Selbst solche Aufgaben, die eine reine Denkleistung zu verlangen scheinen, wecken bei näherem Zusehen bedenkliche Vieldeutigkeiten. Beliebt ist das Vorlegen eines Sachverhalts, in dem mehrere Gegenstände durch gleichartige Relationen verknüpft sind, um die Versuchspersonen bei diesen Relationen zu erfassen. In eingekleideter Form lautet die Aufgabe etwa: „Hans ist älter wie Grete, Fritz ist jünger als Anna, Karl ist ebenso alt wie Grete, aber älter als Anna" uff. Dann fragt man: Ist Hans älter oder jünger als Anna? Ist Fritz älter oder jünger als Karl? u. s. f. Diese Aufgabe kann ungewöhnlich schwer werden, wenn man sich wirklich die begrifflichen Beziehungen zwischen den einzelnen Individuen, eben die Altersunterschiede zu denken sucht. Sie wird dagegen spielend leicht, wenn man sich möglichst nichts dabei zu denken versucht, sondern mechanisch die Reihe der abnehmenden Altersstufen festhält, Hans, Grete, Karl, Anna, Fritz. Darauf kann man von dieser Reihe ohne jedes Denken die gewünschten Altersverhältnisse ablesen, uud auch uoch viel längere Reihen, als dieses Bruchstück durch eiue mechauische Gedächtnisleistung „meistern". Ich frage, ist eine Aufgabe, die ich nur dann lösen kann, wenn ich mir nichts dabei „denke", wirklich eine Intelligenzprüfung? Sie ist bestenfalls eine Prüfung des unmittelbaren Behaltens. Sowie ich den Bleistift zur Hand nehme, und mir auch uur ein Paar fragmentarische Stützen für das unmittelbare Behalten auf das Papier male, ist jede Schwierigkeit behoben. Das Gedankliche an der Aufgabe ist gleich Null, es besteht überhaupt keine Schwierigkeit. Nur daraus entsteht die Schwierigkeit, wie ich sie im Kopfe lösen muß.

Wie aber diese Fähigkeit mit der Intelligenz zusammenhängt, ist eine schwere Frage. Nicht die Leute, die am besten im Kopfe rechnen können, waren auch die tiefsinnigen Mathematiker.

Damit erhebt sich die Kernfrage: Läßt sich überhaupt die Intelligenz aus solchen Teilfunktionen aufbauen? Die Psychologie antwortet darauf nicht mit einem glatten Nein. Es ist durchaus sinnvoll, solche Teilfunktionen zu bestimmen, und einer Messung zu unterwerfen, die der Leistung der Intelligenz nahe stehen, und niemand wird es in Abrede stellen, daß in diesen Zusammenhang die Aufmerksamkeit mit ihrer Ausdauer und Konzentration gehört, die Kombination, das Gedächtnis. Aber diese Funktionen treten nicht zusammen, wie die Teile eines Gerüstes, die nun fast automatisch eine bestimmte Last des geistigen Geschehens zu tragen vermöchten, sondern das Entscheidende ist stets eine aus diesen Einzelheiten nicht ableitbare, seelische Gesamthaltung. Ich kann mir wohl denken, daß ein Mensch, bei manchen der üblichen Proben der Intelligenzprüfung versagt, aus dem einfachen Grunde, weil er auf die hier geforderten Leistungen einer mechanischen Intelligenz nicht anspricht, und daß er doch in den wahren gedanklichen Leistungen gigantisch hinausragt über jene Geister, die mit schnellen Antworten sich an diesen einfachen Aufgaben tummeln. Man mißverstehe mich nicht: Ich behaupte keineswegs, daß etwa das Versagen in solchen Intelligenzprüfungen den Adelsbrief ausstelle für die Zugehörigkeit zu jener Sphäre, sondern es kommt darauf an, diese Proben durch solche zu ergänzen, an denen sich ein wirkliches gedankliches Erleben entzünden kann. Dies hat die Psychologie ganz unabhängig von den praktischen Aufgaben einer Intelligenzmessung getan, als sie den Vorgang des Denkens dem Experiment unterwarf.

Man hat das bittere Wort ausgesprochen, daß in Deutschland eigentlich der eine Teil der Menschen immer bemüht sei, den anderen zu prüfen. Mit dem „Autotest" kann es nun sogar jeder für sich allein! Aber die Sache ist keineswegs scherzhaft. Es ist nicht nur das gute Recht, es ist vielmehr die Pflicht einer jeden Fähigkeitsfeststellung, keinerlei erworbenes Wissen vorauszusetzen. Aber die Bewunderung der Fähigkeit soll uns nicht abblenden gegen den Wert solcher Lebensformen, die erst aus deren Betätigung erwachsen.

Gegen die bloße Fähigkeit drängt man den Wert des Wissens und Könnens, allgemeiner, den der Bildung zurück. Wir wollen die Mahnung einer alten Inschrift nicht vergessen:

Meister ist, wer was ersann,
Geselle ist, wer etwas kann,
Lehrling aber Jedermann!

Biologie und Erziehung.

Ein Vortrag von R. v. E.

Autoreferat.

Die Bedeutung des Zusammenhangs zwischen Biologie und Erziehung, d. h. biologischem Denken und erzieherischer Aufgabe nicht nur in der Schule, sondern auch im Leben des Erwachsenen sollte dem Arzt ganz besonders bewußt bleiben.

Es gibt keinen Beruf, der es in erster Linie mit Leben und Tod in seiner banalsten und seiner subtilsten, in seiner leiblichen, wie geistigen Form zu tun hat — wie der ärztliche. Der Arzt kommt um das biologische Denken nicht herum.

Biologisch dachte Schiller, als er in seinem berühmten Brief an Goethe dessen Geistigkeit im Gegensatz zu der eigenen mit den Worten charakterisierte, daß Goethe „das Höchste gelungen wäre" — nämlich „seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen", während sein, Schillers, Verstand „mehr symbolisierend wirke" und er selbst „als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie" schwebe.

Diese Überbrückung des Gegensatzes zwischen Begriff und Anschauung, zwischen Regel und Empfindung — wäre auch eine Überbrückung der Kluft zwischen Bewußtem und Unbewußtem, sie allein kennzeichnet das Wesen des Genies, das sein Weltbild aus den Tiefen der unterbewußten Lebenszusammenhänge schöpft und sie von dort in die Helle des Bewußtseins hebt.

Der Unterschied zwischen biologischem und nicht-biologischem Sehen wird an dem bekannten Bilde von Rembrandt „Die Anatomie" demonstriert. Der Biologe unterscheidet sofort den Bildunterschied zwischen einer automatischen Geste und einer in den Einzelheiten bewußt bewegten Hand, wie sie die linke Hand des Anatomen Tulp darstellt, der an ihrer Bewegung die Wirkung des an der Leiche demonstrierten Muskels zeigen will. Wir sollen in dem erstarrten Bilde des festgehaltenen Lebensmomentes die Motivenreihe des dynamisch-biologischen Vorgangs erkennen. Von Natur sind die meisten Menschen eidetisch veranlagt, das Bild haftet besser, als der Begriff, aber es kommt darauf an, daß richtig gesehen wird, d. h. der Bildausschnitt des Lebens in die entsprechende Lebensreihe eingesetzt wird.

Zwei Beispiele mögen den Unterschied zwischen biologischem und rein rationalem Denken erläutern.

Der Expressionismus ist in seinen wesentlichsten Zügen Abkehr von der lebendigen Erscheinungswelt, d. h. Abstraktion oder rationaler Konstruktivismus, den dargestellten Dingen fehlt jedes innere Be-

zugssystem, sie stehen anorganisch nebeneinander, sie sind naturfern, sie sind nicht biologisch gesehen.

Charakteristisch ist der Mangel an biologischem Sehen und Denken für einen großen Teil der heutigen Historiker. Meinecke unterscheidet drei Kausalreihen im geschichtlichen Geschehen — die mechanische, biologische und ethisch-geistige. Die Geschichte habe es aber im wesentlichen mit der letzteren zu tun, denn hier erst treten die drei typisch menschlichen geistigen Fähigkeiten in Aktion „unterscheiden, wählen und richten". Die Naturwissenschaft habe es nur mit dem „Unterscheiden" zu tun.

Das ist ein Irrtum der Geisteswissenschaftler, denn sobald der Biologe an das Lebensproblem herantritt, muß er die Finalität zu Hilfe nehmen, d. h. sinnvolle Ziele und Zwecke substituieren. Um diesen Komplex in seinem Werden richtig zu verstehen, muß er zwischen wesentlichen und unwesentlichen Faktoren unterscheiden, d. h. er muß wählen und werten nach einem ihm immanenten Wertmaßstab.

So tritt die idealistische Biologie gleichberechtigt in den Kreis der Geisteswissenschaften.

An den vom Vortragenden während seiner Arbeit am deutschen Hygienemuseum in Dresden entworfenen Bildtafeln wurden diese theoretischen Ausführungen erläutert, so die Frage — welche Folge hat der Entwicklungsfaktor der Differenzierung für das Verhältnis von Reiz und Handlung. Mit der Ausraubung niederer Hirnteile zugunsten der höheren, also der Differenzierung geht die reflexartige Instinktsicherheit verloren, die größere Wahlmöglichkeit steigert die Irrtumsfähigkeit, aber wir gewinnen dafür Freiheit und Bewußtsein.

Ferner: der triebartige Gestaltungsdrang der Ganglienzelle erwacht durch den Anprall am Widerstande zur bewußten, überlegten Tat, d. h. wir brauchen den Widerstand, um bewußt zu gestalten.

Am Edingerschen Schema der Gehirnentwicklung wurde gezeigt, daß die Überentwicklung des Neuhirns über das Althirn zu einer unheilvollen Trennung zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein geführt habe, die intellektuelle Überlegung habe die Fühlung mit unseren unterbewußten Werturteilen, die aus der Affektzone stammten, verloren. Die Krisis der heutigen Zeit beruht auf dieser Diaschisis zwischen Intellekt und Intuition, nur letztere hat die Fähigkeit den Lebensvorgang bis zu gewissen Grenzen zu schauen, nachzuerleben.

Das letzte Bild zeigte den Menschen in Beziehung zu seiner Umwelt, deren Bild immer ein subjektives bleibt. Aber die Möglichkeit des Menschen sich in einer Umwelt zu orientieren, die ihm nur in Teilstücken direkt zugänglich ist, spricht dafür, daß Mensch und Welt, Mikro- und Makrokosmus ihrem Sinne nach von analoger Struktur sein müssen. Demnach wäre die Welt ein Organismus oder sie wäre biozentrisch orientiert — d. h. sie hätte den Sinn eines Aufstiegs, einer Entwicklung — ein Wertziel!

Etwas über Führer und Geführte.

Von A. Behrsing.

Goethehaus in Weimar. Amtlicher Führer: „Hier, meine Herrschaften, sehen Sie das Junozimmer. Links im Hintergrunde der überlebensgroße Kopf der römischen Göttin Juno, den der Herr Geheimrat im Jahre 1788 aus Italien herüberbrachte. An der rechten Wand das Spinett, auf dem Felix Mendelssohn dem Herrn Geheimrat vorgespielt hat usw."

Eine ausdruckslos lauschende Menge, die vorher schon durch andere Räume gehetzt ist.

Ein Görlichsches Anschauungsbild: Häuser, Tore, Kuh-, Pferde- und Geflügelstall, Taubenschlag, Haustiere aller Art, Männer, Frauen, Kinder, Geräte, Getreidearten, im Hintergrunde Berge usw.

Ein Durcheinander von Farben, die dem Auge, und Dingen, die dem Vorstellungsvermögen wehtun.

Der Lehrplan von heute: Religion, Bürgerkunde, Singen, Logik, Turnen, Physik, Sprachen, Geschichte, Handarbeit, Philosophie, Anatomie, Erdkunde, Mathematik usw.

Der Stundenplan von heute: 45 Min. Handarbeit, 45 Min. Religion, 45 Min. Anatomie, 45 Min. Singen usw.*)

Was ist das Gemeinsame in den oben angeführten Beispielen? Fühlen wir ihn nicht überall durch — den „amtlichen" Führer? Oder wie anders sollten wir uns durch den Wirrwarr des Anschauungsbildes, sowie den des Lehr- und Stundenplanes winden?

Amtlich wollen wir den Führer nennen, der an die Bildungsgüter, nicht an den Bildungsempfänger denkt. Und nun ein Gegenbeispiel.

Jemand, an dessen Innenleben Goethe mitgebaut hat, erwischt einen Augenblick, da er der einzige Besucher des Goethehauses in Weimar ist. Er erobert sich vom amtlichen Führer, dessen Interesse sich auf die Länge der Finger des Besuchers zurückzieht, die Erlaubnis, die Räume allein zu betrachten. Ist er deshalb ohne Führer? Mit nichten.

Seine Führer sind alle die, die ihm seinen Goethe lebendig gemacht haben, vor allem Goethe selber, deren Stimmen er nun in sich hört. Er hat nur keinen — amtlichen Führer.

Nennen wir seine Führer im Gegensatz zu den amtlichen — die berufenen Führer.

---

*) Verlangt nicht das Leben selbst — wenigstens alle 45 Minuten — von uns eine Umstellung unserer Gedankenwelt? Gehört diese nicht zu unserer Lebensökonomie? R. v. E.

Berufen ist derjenige Führer, der nicht nur an die Bildungsgüter, sondern auch an die Bildungsempfänger denkt.

Und damit kommen wir auf die Problemstellung in der heutigen Pädagogik.

Das Problem ist nicht, ob die Jugend geführt oder führerlos, mit oder ohne Vergangenheit heranwachsen soll, sondern: wer darf Führer sein?

Der versteht die Jugendbewegung von heute nicht, der sie als Drang zur Führerlosigkeit deutet. Das ist sie nicht.

Eine Abkehr vom amtlichen Führertum ist sie, sonst nichts. („Folterknechte, die sich Lehrer nannten". Frank Thieß). In Wirklichkeit ist die Sehnsucht der Jugend nach Führern — freilich berufenen —, oft ganz unterbewußt, nie ehrlicher, stärker und innerlicher gewesen, als eben. Und das ist verständlich. Eine Welt, eine ganze Weltanschauung ist in Trümmer geschlagen. Eine neue ist im Werden. Die Jugend wandert mit durstender Seele zwischen Felsen. Wer schlägt lebendiges Wasser aus dem Felsen?

Natürlich der, der ihr eine Weltanschauung zu bieten hat. Das ist die unterirdische Wasserader, die unser aller Seelen speist, ganz besonders die der Jugend.

„Wer keine Weltanschauung hat, darf kein Erzieher sein", sagt Spranger.

Und damit kommen wir auf den tieferen Unterschied zwischen amtlichen und berufenen Führern.

Bei letzteren verschiebt sich der Standpunkt auch zu den Bildungsgütern. Nicht addierte und angehäufte Bildungsgüter verhelfen ihrer Ansicht nach zur Weltanschauung (erweiterte Bildung, Aggregatkultur), sondern innerlich angeeignete und verarbeitete (vertiefte Bildung, „organische Kultur", vgl. das Buch von R. v. Engelhardt unter diesem Titel): Der berufene Führer weiß, daß die Geschichte, wie die Natur, keine Sprünge macht. Eine vollständige Rückkehr zum Alten gibt es nicht. Erschütterungen sind vorübergehende Krankheiten oder Ausscheidungen ungesunder Stoffe. Was stetig weiterwächst, wie die Weltesche, ist die Kultur. Ihr Wachstum ist durch nichts aufzuhalten, auch nicht durch die von Spengler so sehr gefürchtete Zivilisation oder durch ihre vollständige Verneinung im Materialismus des europäischen Orients. Im Menschen selbst schlummern die Möglichkeiten der kulturellen Entwicklung. Welch ein weiter Weg von Goethes „schöner" bis zu Nietzsches „wunderlicher" Seele.

Der berufene Führer hat sich seine abendländische Seele gesund erhalten. Was er irgend entbehren konnte, hat er im Sturm der Zeiten über Bord geworfen, aber seine Seele hat er gerettet, diese nun so feinfühlig, feinsichtig und -hörig gewordene, schneller verstehende, Wesen von Erscheinung, Sein von Schein schneller trennende Seele. Wie sie

auf die wertvollsten Reiser der Jahrtausendkultur gepfropft ist, so steht sie auch eben im Zusammenhang mit dem Wertvollsten, das die Gegenwart zeitigt.

Wenn wir nun auch die Seele des Jugendlichen auf den abendländischen Kulturstamm pfropfen wollen, ja müssen, müssen wir sie zuerst erfühlen und erkennen.

Und da ist es eine hocherfreuliche Beobachtung, daß auch die Pädagogik der letzten hundert Jahre hierin keine Sprünge macht. Wer sie aufmerksam verfolgt, wird von Pestalozzi an eine stetig und bewußt ansteigende Kurve zur Erkundung der Seele des Jugendlichen feststellen können. (Für die ersten 10 Lebensjahre brauchen wir eben nur an Frau Dr. Montessori, für die spätere Zeit an Kerschensteiner (seine Seelenstruktur!) und an Spranger (seine „Lebensformen" neben der „Jugendpsychologie!) zu denken). Das ist ein wissenschaftlicher Drang geworden, der durch keine Litaneien mehr aufzuhalten ist.

Daß man den Boden kennen muß, den man bepflanzt; daß man alle Saaten nicht auf den gleichen Boden streut; daß man keine Weide auf einen Apfelbaum pfropft; daß man eine Pflanze nicht 6 Stunden hintereinander mit verschieden temperiertem Wasser begießt, sind jedem Gärtner geläufige Dinge. Eine Anwendung auf die Schule der Gegenwart kann ich mir sparen. Der berufene Führer ist selbst organisch geworden und will andere organisch werden lassen. Nur das ist Bildung. Alles andere ist ein Kartenhaus, und jedenfalls kein Damm gegen die starke osteuropäische Ideenwelle.

Gegen Ideen helfen nur Ideen.

Der Osten hat es mehrfach kraß ausgesprochen: „Unsere Weltanschauung ist der Materialismus!" In diesem Geist erzieht er eine Millionenjugend. In diesem Licht verabfolgt er alle Kenntnisse. Welches ist die Weltanschauung des Westens? In welches Licht stellen wir den Erwerb der Kenntnisse?

Ich fürchte, daß wir mit Dingen, wie „Amerikanismus", „nützlicher Bürger", „Platz im Leben ausfüllen", „Traditionen wahren", „Schraube in der Maschine werden" usw. nicht weit kommen.

Unser Bildungsziel muß die vom Osten gehaßte und negierte Kultur sein, — beseelte Kultur!

Der berufene Führer des Westens hat seine Kultur als Seelenkultur erworben und will auch dem Geführten zu einer solchen verhelfen, in dem er alles zur richtigen Zeit und in richtigem Umfange Mitzuteilende — auch das Unscheinbarste, ja, Mechanische — in steten Zusammenhang mit dem Wachstum der Seele des Zöglings bringt.

So einfach das klingt, so liegt darin doch die Weisheit, die der Erzieher des Westens haben sollte, beschlossen.

Gedanken.

Von Wilh. Willige.

II.

Ideen sind Versinnlichungen und Verständlichungen von Wirklichkeiten, die außer dem Bereich des Verstandes und der Sinne liegen; daher sind sie dem nur sinnlichen, nur verständigen Menschen nichts oder höchstens Begriffe ohne Anschauung. — Wir glauben an „Recht", wiewohl „Verstand und rechter Sinn" uns täglich zeigen, wie das Leben eine Kette von Unrecht ist; wir glauben an „Liebe", wiewohl wir täglich die Luft des Hasses atmen müssen; wir glauben ein Wesen, vor dessen unbeschränkten „Sinnen" und „Verstand" alles sinn- und zweckvoll ist, wiewohl (oder weil) wir täglich durch unsere Sinne und unsern Verstand über die Sinnlosigkeit des Daseins belehrt werden. Jene Ideen leuchten nur bisweilen auch in diesen Bereich hinein und daraus entnehmen wir, daß sie immerfort bestehen, wie die Sonne ja auch ihr Licht ausgießt, wenngleich der ganze Himmel umwölkt und umnachtet ist. Gegen Wolken und Nacht können wir nichts tun, wohl aber ists uns gegeben und also aufgegeben, dem Lichte der Ideen in unserem Umkreis immer mehr zum Siege zu verhelfen.

Nicht „ideal" und „real", nicht Idee und Einzelding sind Gegensätze; der Gegensatz zur Idee besteht vielmehr in der von den Sinnen und dem Verstande wahr (d. h. als wahr) genommenen Erscheinung. Zur Wirklichkeit aber gehört beides: Idee und Erscheinung. In ihr ist eins, was uns als getrennt oder gegensätzlich erscheint.

Früher fragte man: Wodurch unterscheidet sich der Mensch von der übrigen Natur? Und man antwortete: durch das Bewußtsein, die Vernunft, die ordnende Kraft. Uns ist notwendig geworden zunächst danach zu forschen, was wir denn mit der übrigen Natur gemeinsam haben. So kamen wir zur Erlösung des Unbewußten, Instinktmäßigen, der schaffenden Kräfte, aber zugleich zu der Erkenntnis, daß der Mensch an Lebensstoff einen überragenden Reichtum aufzuweisen hat, und können nun unseren Vorzug vor der untermenschlichen Schöpfung als das bewußte schöpferische Vermögen bezeichnen.

Erlesenes.

In seinem berühmten philosophischen „Teleskop" (1836) gibt Tschaadajew*) folgende Charakteristik der russischen Gegenwart: „Alle Völker haben Perioden einer starken, leidenschaftlichen Tätigkeit, Perioden einer Jugendentwicklung, in der die besten Erinnerungen geschaffen werden, Poesie und fruchtbare Ideen, die zum Urquell ihrer ferneren Geschichte werden .... Wir haben nichts von alledem. Zum Anfang wildes Barbarentum, dann roher Aberglaube, dann die grausame und erniedrigende Herrschaft der tatarischen Eroberer, deren Spuren bis zur Stunde noch nicht ganz geschwunden sind. Das ist die traurige Geschichte unserer Jugend: uns fehlte das Lebensalter einer ungemessenen Tätigkeit, eines poetischen Spiels der sittlichen Kräfte im Volke. Die Epoche unseres öffentlichen Lebens, die einem solchen Lebensalter entsprechen würde, wird mit einem dunklen, unfarbigen, kraft- und energielosen Vegetieren ausgefüllt. Wir haben keine Erinnerungen, die uns gefangen nähmen, keine starken und lehrreichen Beispiele aus der Überlieferung des Volkes stammend. Überschaut alle Jahrhunderte, die wir durchlebten, das Land, das wir bewohnt haben, nirgends findet ihr eine Erinnerung, die uns Halt geböte, nirgends einen Denkstein, der uns die Vergangenheit stark und lebendig vor Augen führte. Was die anderen instinktiv, in der Gewohnheit erwarben, muß uns mit dem Hammer in die Schädel eingeschlagen werden. Unsere Erinnerungen reichen nicht weiter als der gestrige Tag, wir sind uns selbst fremd geblieben." Diese Traditionslosigkeit des russischen Volkes, die Tschaadajew so schwer empfand, kommt seiner Meinung nach vor allem darin zum Ausdruck, daß dem Russen das fehlt, „was dem Westen seinen Gehalt und seinen Sinn gibt." „Wollt ihr wissen", fragt Tschaadajew, „was das ist? — Es sind die Ideen der Pflicht, des Gesetzes, des Rechts und der Ordnung."

Neuanschaffungen der Wanderbücherei seit September 1927.

Wissenschaftliche Bücher.

Allen: Rheinland-Tagebuch. **Benkard:** Das ewige Antlitz. **Berdjajew:** Das neue Mittelalter. **Berg:** Die letzten Adler. **Blüher:** Traktat über die Heilkunde. **Boß:** Erziehung im Geiste Goethes und Fichtes. **Braun, Otto:** Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. **Bruhns:** Frühzeit und mittelalterliche Dome. **Bruhns:** Die alten Völker. **Bühler, J.:** Die Germanen in der Völkerwanderung. **Bühler, J.:** Das Frankenreich. **Bühler, Char-**

*) Tschaadajew, ein typischer „Westler", geb. 1794, gest. 1856, entging bloß durch einen Zufall der Verschickung nach Sibirien als Beteiligter am Dekabristenaufstande.

lotte: Das Seelenleben des Jugendlichen. **Campan:** Marie-Antoinette. **Chamberlain:** Mensch und Gott. **Christiansen:** Philosophie der Kunst. **Dacqué:** Natur und Gott. **Delekat:** Von Sinn und Grenzen bewußter Erziehung. **Dessauer:** Philosophie der Technik. **Diesel:** Der Weg durch das Wirrsal. **Dürer:** Landschaftsaquarelle. **Eckardstein:** Persönliche Erinnerungen an König Eduard. **Eulenburg:** Aus 50 Jahren. **Feiler:** Amerika—Europa. **Fürst:** Der Widersinn des polnischen Korridors. **Goethe:** Briefe an Frau von Stein. **Gooch:** Deutschland im Spiegel des Auslandes. **Griewank:** Königin Louise. **Griggs:** Das Tal der zehntausend Dämpfe. **Grünewaldt:** Erinnerungen. **Halfeld:** Amerika und der Amerikanismus. **Headlam-Morley:** Der Ausbruch des Krieges. 2 Bde. Die Dokumente des Britischen Auswärtigen Amtes. **Hessen:** Deutsche Männer. **Heye:** Allah hu Akbar. **Hoek:** Wetter, Wolken, Wind. **Hoerschelmann:** Versunkenes. **Huch, Ricarda:** Im alten Reich. **Humboldt:** Briefe an eine Freundin. **Jung:** Gegen die Herrschaft der Minderwertigen. **Keyserling:** Das Ehebuch. **Keyserling:** Menschen als Sinnbilder. **Klages:** Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. **Kölliker:** In den Einsamkeiten Patagoniens. **Kurz:** Florentinische Erinnerungen. **Lawrence:** Aufstand in der Wüste. **Lenz:** Aufriß der politischen Ökonomie. **Linde:** Der Alte vom Walde. (Bismarck.) **Ludwig:** Kunst und Schicksal. **Lutz:** Lord Grey und der Weltkrieg. **Maering-Freemann:** Dollardiplomatie. **Nawrath:** Im Reiche der Medea. **Niemann:** Hindenburg. **Nietzsche:** Also sprach Zarathustra. **Pagel:** Feldmarschall Blücher. **Pagel:** Stein, Briefe und Schriften. **Paley:** Erinnerungen aus Rußland. **Polgar:** Ja und Nein. I Bd. Kritisches Lesebuch. **Polgar:** Ja und Nein. II Bd. Stücke und Spiele. **Polgar:** Ja und Nein. III Bd. Noch allerlei Theater. **Polgar:** Ja und Nein. IV Bd. Stichproben. **Polgar:** An den Rand geschrieben. **Philipp:** Bismarck-Gespräche. **Prüfer:** Wie erziehen wir unsere Kinder. **Rohan:** Moskau. **Rörig:** Geschichtsbetrachtung und deutsche Bildung. **Roß:** Die erwachende Sphinx. **Scheffler:** Geist der Gotik. **Schellenberg:** Die deutsche Mystik. **Schlözer:** Amerikanische Briefe. **Schreiber:** Deutschland und die Kultur der Ostsee. **Schüßler:** Österreich und das deutsche Schicksal. **Schweitzer:** Verfall und Wiederaufbau der Kultur. **Stackelberg:** Ein Leben im baltischen Kampf. **Verhaeren:** Rubens. **Wallner:** Fichte als politischer Denker. **Wegener:** Die Entstehung der Kontinente und Ozeane. **Wegener-Köppen:** Die Klimate der geologischen Vorzeit. **Weise:** Sanssouci und Friedrich der Große. **Kaiser Wilhelm II:** Aus meinem Leben. **Zweig:** Marceline Desbordes-Valmere.

Belletristik.

Bang: Ludwigshöhe. **Bernewitz:** Die Entrückten. **Blunck:** Die Weibsmühle. **Enking:** Wie Truges seine Mutter suchte. **Galsworthy:** Die dunkle Blume. **Galsworthy:** Das Herrenhaus. **Galsworthy:** Der Patrizier. **Ganghofer:** Der Unfried. **Geijerstam:** Karin Brandts Traum. **George:** Die Bücher der Hirten. **George:** Der Stern des Bundes. **Gmelin:** Das Angesicht des Kaisers. **Herzog:** Die Stoltenkamps und ihre Frauen. **Huch, Rudolf:** Spiel am Ufer. **Jansen:** Heinrich der Löwe. **Kapherr:** Sibiriens Recht und Rache. **Kellermann:** Der Tor. **Kellermann:** Ingeborg. **Lagerlöf:** Charlotte Löwensköld. **Lagerlöf:** Der Ring des Generals. **Larsen:** Der Garten des Paradieses. **Löns:** Der kleine Rosengarten. **Die Märchen** der Weltliteratur. 9 Bände. **Mereschkowski:** Julianus Apostata. **Miegel:** Gedichte und Spiele. **Neumann:** Der Teufel. **Rolland:** Mutter und Sohn. **Rosner:** Befehl des Kaisers. **Schreckenbach:** Markgraf Gero. **Strobl:** Der wilde Bismarck. **Strobl:** Mächte und Menschen. **Strobl:** Die Runen Gottes. **Thieß:** Abschied vom Paradies. **Undset:** Olav Audunssohn.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R v. Engelhardt — Reval

Nr. 6 Freitag, den 23. März 1928 4. Jahrgang

Vortragszyklen des Deutschen Kulturamts.

Prof. S. Frank

(ehem. Prof. der Philosophie an der Universität Petersburg)

Über die Strömungen in der russischen Philosophie der Gegenwart.

Im Gegensatz zum westeuropäischen Geiste, soweit er in der Philosophie zum Ausdruck kommt, ist der russische charakterisiert durch seine tiefe Religiosität, seine Aufgabe ist nicht die Erkenntnis der Wahrheit, sondern sein Ziel ist Gott. Bedeutsam für diesen Unterschied sind die beiden russischen Begriffe für Wahrheit „prawda" und „istina", von denen der erste als typisches Zentralproblem der russischen Philosophie eine Doppelbedeutung hat; er bezeichnet nicht nur das theoretische Bild des Weltsinnes, sondern zugleich das moralische Recht, die Gerechtigkeit, hat also einen stark ethischen Einschlag. So sucht Dostojewski nicht die Welt zu erklären, sondern den Grund des Seins zu finden, aber zugleich das Rechte, das Richtige für das Leben. Der Russe kennt keine Bindung an Werte (oder an ein Stufenreich der Werte), sondern nur an diesen letzten einzigen Wert „Gott".

Verliert er diesen Wert, so verliert er alles, die Welt mit ihrem ganzen Komplex von kulturellen Gütern, Wissenschaft, Kunst wird für ihn wertlos. So entsteht der russische Nihilismus oder durchsetzt mit dem westeuropäischen Marxismus der heutige Bolschewismus. Typisch für diese Einstellung auf ein Entweder-Oder ist auch Tolstois Kampf gegen alle Kultur, sie ist schlechthin überflüssig, ja schädlich, irreführend. Sein Kampf ist aber doch in dieser Form eine rationalistische Verflachung des russischen Geistes, er ist nicht Moral, sondern Moralismus (vergl. hierzu „Aus deutscher Geisteswelt" Nr. 4 „Erlesenes").

Ein zweiter wesentlicher dem westeuropäischen Denken fremder Zug des russischen Geistes ist der Ontologismus der russischen Philosophen, der sich darin äußert, daß der Gegensatz von Ich und Sein, wie er dem Westen eigentümlich ist, für ihn nicht existiert. Der russische Geist findet sein Ich unlösbar verbunden, eingetaucht in das All-Eine, in das kosmische Sein. Das ist die Grundidee bei Dostojewski: er ist nicht in erster Linie Psychologe, ihn interessiert nicht die psychische Schicht im Leben und Schicksal des Einzelmenschen, sondern jene tiefere, in welche der Mensch — ja, die Menschheit von kosmischen Mächten berührt, von ihnen umklammert wird. Deshalb blieb dem Russen auch der subjektive Idealismus eines Kant, eines Fichte, der erst die Welt mit der subjektiven Idee durchgeistigte, erhöhte, fremd. Näher lagen ihm Schelling und Hegel, aber auch nicht in dem Sinne, daß der objektive Geist und die Erkenntnis seiner Wirkungen Hauptproblem der Philosophie wurde, sondern das Leben stand ihm im Mittelpunkt seiner Fragen. Das cogito ergo sum hatte für ihn keine Bedeutung, im Vordergrunde der philosophischen Aufgabe stand die „Lebenserfahrung", die aber nicht eine sinnlich-empirische und keine begriffliche, abstrahierte war, sondern das ganze „Lebenssein" umfaßte.

Es sind mithin die uralten Fragen nach dem tiefsten Lebenssinn: wohin geht — nicht der Einzelmensch — nein, die Menschheit? Was ist der Sinn, das Ziel dieses Weges?

Bis in die 80-er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat die russische Philosophie überhaupt keine selbständigen Leistungen nationaler, eigener Prägung auf dem Gebiete der Philosophie aufzuweisen, sie folgt den Spuren der westeuropäischen, entweder sie bejahend oder sie ablehnend, wie die Westler und die Slawophilen.

Erst um 1880 tritt Wladimir Ssolowjew als erster nationalrussischer Philosoph auf. Er ist durchaus Mystiker, durch Visionen offenbart sich ihm die Stimme Gottes. Ssolowjews Philosophie stellt den ersten großangelegten Versuch dar, den griechisch-orthodoxen Glauben philosophisch zu begründen und zwar durch die Idee der „All-Einheit". Wenn die Philosophie des Westens von einem abstrakten Prinzip des Absoluten beherrscht wird, dem das Relative, Unvollkommene, Unzulängliche gegenübersteht, so widerspricht dieser Gegensatz nach Ssolowjews Meinung dem Begriff des Absoluten, welcher das Relative, als ein noch nicht Absolutes in sich schließen muß. „Die Wahrheit ist das allumfassende Sein — Gott". Wie sich dieses Absolute auf Erden als Gottmenschentum dargestellt, offenbart hat und offenbart, so muß andererseits der Weg des Menschen zur Vergottung führen. Wenn der Mensch des Westens Gott-los ist, so ist der Gott im Osten Mensch-los, fehlt dort die Richtung des Menschen zu Gott hin, so hier die Möglichkeit einer Offenbarung Gottes im Menschen.

Diese in gewissem Sinne religiös-evolutionistische Idee wich in den letzten Lebensjahren Ssolowjews einer pessimistischen Weltuntergangsstimmung, ja, einer Prophetie der Weltkatastrophe. Eine sehr

starke und befruchtende Wirkung auf die gesamte russische philosophische Bewegung der letzten Jahrzehnte ist von Ssolowjew ausgegangen.

Hierbei sind zwei wesentliche Richtungen, die sich häufig durchkreuzen, zu unterscheiden — die ontologisch-systematische und die mystisch-religiöse.

Zu der ersten gehört vor allem Leo Lopatin († 1919), der den Gedanken, der heute auch in der deutschen Philosophie den breitesten Raum einnimmt, vorahnend betonte, daß „Metaphysik das Wesen aller Philosophie" sei. Durch den Umstand, daß nicht unser erkennendes Bewußtsein das Transzendente, Metaphysische, Gott umfaßt, begreift, sondern dieses Bewußtsein von dem Sein — auch Gottes — umschlossen wird, bekommt die Kategorie der Kausalität einen dem erkenntnis-theoretischen, übergeordneten metaphysischen Akzent, der nun auf die schöpferische Tat (ähnlich bei Bergson) gesetzt wird, d. h. das scheinbar Ursachlose, Spontane ist eben Ausdruck der auch das Bewußtsein umfassenden All-Einheit, Gottes.

Dieser dem westlichen Denken — insbesondere dem Schellings — nicht fremde Zug wird vom Vortragenden selbst in seinem Werk „Der Gegenstand der Erkenntnis. Über die Grundlagen und Grenzen der begrifflichen Erkenntnis", im Gegensatz zu allem Rationalismus, Empirismus und Kritizismus stark betont.

Diese Denkrichtung erinnert auch an die moderne deutsche Philosophie Diltheys mit ihrer Lehre vom „Verstehen" (auch Spranger), nämlich, daß das Sein nicht ein außerhalb unseres Bewußtseins liegendes ist, sondern dieses im Sein beschlossen liegt.

Hierher gehört auch Losskys „Intuitivismus".

Ganz auf dem Boden religiös-philosophischer Intuition steht Florenskij, der mit dem Begriff der „Sophia" Ssolowjews Spuren folgt. Sophia — die Gottweisheit, auch die Kirche, welche kosmisch-mystische Einflüsse von Gott empfängt, sein Gefäß wird, um das Erdendasein zu heiligen.

Eigenartige Wege ist der mystische Denker Berdjajew gegangen, der von Nietzsche und Feuerbach stark beeinflußt, ihre Philosophie aber gewissermaßen in eine christliche Richtung umbiegt. Im Zentrum dieser Philosophie steht der Mensch, seine Rechtfertigung — eine Anthropodizee. Nicht nur der Mensch muß von und durch Gott erlöst werden, auch Gott muß durch den Menschen erlöst werden, dessen schöpferische Tat die Antwort ist auf Gottes Offenbarungsruf. Somit wird der Mensch eine religiöse Instanz an sich. Es ist ein Versuch, die weltliche Kultursphäre — die von der Barth-Gogarten-Richtung aus der spezifisch-religiösen Aufgabe des Menschen ausgeschlossen wird — religiös zu weihen.

Liegt nun ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen dem westlichen Denken und dieser östlichen Philosophie, oder eine tiefe, sich ergänzende Wahlverwandtschaft?

Der Vortragende betonte diese letztere, denn zwischen dem religiösen Zug des russischen Denkens und dem metaphysischen des deut-

schen liege eben eine tiefe Wesensverwandtschaft, die weit bis in die Tiefen der deutschen Mystik hinabreiche. Zwar wird ein Kant von den Russen abgelehnt, aber Jak. Boehme's „Aurora" wird von den Gliedern einer russischen Sekte als heiliges Buch verehrt.

Beide Denkarten stehen einander näher als zu dem weit rationaleren Denken der romanischen Völker.

Und der Gegensatz: „Die westliche Weltanschauung geht vom „Ich" aus. . . . Das Ich ist hier sozusagen der einzige unmittelbare metaphysische Punkt des Lebens, der einzige Verknüpfungspunkt des Lebens mit dem Sein; die letzte Realität besitze ich nur in den Tiefen meines in sich abgeschlossenen und für andere undurchdringlichen Ich.

Im Gegensatz dazu enthält die russische Weltanschauung eine sozusagen „Wir"-Philosophie. . . . „Wir" ist nicht als eine äußere, nur später hinzukommende Synthese von mehreren „Ichen" gemeint, sondern als ihre ganz primäre unzerlegbare Einheit, aus deren Schoß das „Ich" erst erwächst und durch die es erst möglich wird . . . „Ich" und „Du" . . . . bilden zusammen integrierende und voneinander nicht abzutrennende Teile eines primären Ganzen — des „Wir" . . . Das „Ich" erhält erst seine Eigentümlichkeit und Freiheit in diesem Zusammenhang mit dem Ganzen, es schöpft seinen Lebenssaft aus der überindividuellen Ganzheit. . . . Allerdings kann diese Wir-Anschauung eine adäquate theoretische Darstellung und praktische Verwirklichung nur in einer religiösen Lebensauffassung und durch den religiösen Willen erhalten, da die von ihm geforderte Vereinigung des vollsten Universalismus mit dem vollständigen Individualismus nur in den letzten Tiefen des geistigen Seins begründet ist und nur dem lebendigen Erfassen dieser Tiefen gelingen kann. Im Gegenfall gehen diese beiden Tendenzen hoffnungslos auseinander und wir erhalten eben einerseits das unbändig-anarchische Walten der persönlichen Willkür und andererseits den lebenvernichtenden despotischen Fanatismus des Sozialwillens". (Aus „S. Frank, Wesen und Richtlinien der russischen Philosophie.") R. v. E.

Die Weltanschauungskrisis der Gegenwart.

II. Vortrag von Prof. S. Frank.

Mit dem Weltkriege beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des Geistes. Schon das Tempo des geschichtlichen Erlebens ist ein ganz anderes geworden als früher; außerdem aber merkt man hinter all den sich überstürzenden äußeren Ereignissen eine tiefgehende Krisis der Weltanschauung, des Lebensgefühls. Noch vor einem Vierteljahrhundert war der Glaube an einen stetigen Kulturfortschritt der Menschheit allgemein; die Ereignisse haben ihn widerlegt, an seine Stelle ist ein Gefühl des Tragischen, der Unsicherheit getreten. Die ruhige Sicher-

heit des frühen Lebens ist dahin, man spürt in der Tiefe des Geschehens elementare Kräfte, die jederzeit hervorbrechen können. Der letzte wirklich tiefe Glaube der Vorkriegszeit war der Sozialismus: der konsequente, rationale Glaube, daß der Mensch aus eigenen Kräften eine gerechte und vernünftige Weltordnung verwirklichen und dadurch das Paradies auf Erden herstellen könne. Dieser Glaube ist jetzt praktisch widerlegt durch seine Verwirklichung in Rußland: die Verwirklichung hat einen Zustand geschaffen, der viel mehr Ähnlichkeit mit der Hölle hat als mit dem Paradies. Dadurch, daß der Sozialismus ad absurdum geführt worden ist, wird eine entscheidende Wendung in der Geistesgeschichte eintreten, denn der Sozialismus war selbst das letzte Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung. Er stammt ab von der demokratischen Idee des 18. Jahrhunderts; er ist entstanden aus der Enttäuschung an der Tatsache, daß die Französische Revolution und ihre Folgeerscheinungen nur rein formale Rechte gewährt hatten; der Sozialismus will das Glück, das die Aufklärung versprochen hatte, tatsächlich verwirklichen. Ein Kind der Aufklärung ist der Sozialismus auch insofern, als auch er an die rationalistische Idee vom stetigen Kulturfortschritt (Condorcet) glaubt. Von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts läßt sich diese Ideenrichtuug weiter rückwärts verfolgen zum Rationalismus des 17. Jahrhunderts (Grotius, Hobbes), ja noch weiter zum Humanismus der Renaissancezeit. Dieser, die Abkehr des Menschen von der Kirche, ist der eigentliche Beginn des Glaubens au die menschliche Kraft und daher der Beginn der neuen Geschichte, die im Gegensatz zum Mittelalter, ganz anthropozentrisch gerichtet ist. Nicht mehr das Reich Gottes, sondern die Menschheit ist der Inhalt neuzeitlichen Denkens. Die Reformation, die dem Einzelnen die religiöse Autonomie gegeben hat, versucht noch das Band des Menschen mit Gott festzuhalten; die Aufkläruug will den Menschen ohne Gott zum Glück führen, der Sozialismus gegen Gott.

Der eben geschilderte Ideenkomplex, vom Humanismus zum Sozialismus, ist gekennzeichnet durch zwei Grundgedanken: 1) die Anschauung vom Menschen als Erdensohn im Gegensatz zur mittelalterlichen Idee von der Gottessohnschaft des Menschen; die Einordnung des Menschen in die gesamte Natur. Die letzten Früchte dieser Richtung, die man als Naturalismus bezeichnen kann, sind der Darwinismus mit seiner mechanistischen Welterklärung und der Materialismus.

2) Die Überzeugung, daß der Mensch souveräner Herrscher über die Erde und über sein Schicksal sei, eine Überzeugung, die die wesentliche Triebkraft der faustischen Kultur bildet. —

Dieser Ideenkomplex, sowohl dieser Humanismus als auch der Naturalismus, erlebt jetzt seine Krisis. Die Grundthesen des Naturalismus und des Humanismus sind nicht mehr unbestreitbar, ja sie erscheinen veraltet. Die Symptome dieser Wandlung sind folgende: 1) Das Wiedererwachen des religiösen Bedürfnisses, die Sehnsucht nach Anlehnung an höhere Kräfte. 2) Eine Umwälzung in den grundlegenden Anschauungen vieler Wissenschaften. Die Biologie hat

den Darwinismus überwunden; der Vitalismus erkennt eine selbständige Lebenskraft an, die kausale Betrachtung des organischen Geschehens weicht der teleologischen; der Entelechiebegriff kommt wieder zu seinem Recht. Die Psychologie strebt wieder nach einer vertieften Seelenanschauung, die alte Assoziationspsychologie ist überlebt, die Seele wird wieder als Einheit erlebt (der Intentionalismus Brentanos, der in vielem auf die mittelalterliche Philosophie zurückgeht, die Tiefenpsychologie, die Psychologie des Unbewußten usw.). Der Glaube an die Seele als vernünftiges Agens ist wieder erwacht, der Zusammenhang des Seelischen mit dem Transzendenten wird wieder gefühlt. Wandlungen gehen auch in anderen Wissenschaften vor: der gemeinsame Sinn dieser Wandlungen ist die Überwindung der blinde, chaotische Kräfte setzenden naturalistischen Weltauffassung.

Eine ähnliche Umwälzung macht auch die Auffassung von der Stellung des Menschen zum Schicksal und zur Welt durch, die vorher als die humanistische bezeichnet wurde. Die aus ihr geborene demokratische Ideologie ist in Mißkredit geraten, die Begeisterung für Volkswillen, Menschenrechte usw. ist im Schwinden begriffen, der Gedanke an Menschenpflichten tritt in den Vordergrund. Es ist noch kein neues konkretes Ideal vorhanden, man merkt nur, daß die alten Ideale veraltet erscheinen. Man sehnt sich nach Synthese, nach Einordnung in höhere Zusammenhänge; kurz, auf allen Gebieten sieht man das Ende der „neuen" Geschichte mit ihrem anthropozentrischen Lebensgefühl herannahen. (Es ist sogar schon die Bezeichnung „neues Mittelalter" geprägt worden.)

Eigenartig berührt die Tatsache, daß gerade Rußland dazu berufen war, den entscheidenden Abschluß der neuen Geschichte zu vollziehen. Rußland, das die früheren Entwicklungsstufen der zum Abschluß gelangten Ideenreihe (Renaissance, Protestantismus, Aufklärung) gar nicht innerlich erlebt hat, dasselbe Rußland, das ganz besonders als Hort des Konservatismus galt. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, daß dem russischen Volkscharakter eine absolute Religiosität eigen ist, als deren Kehrseite der Nihilismus auftreten muß. Der russische Geist kennt nur Gott oder Nichts, es fehlt ihm das ganze Mittelreich der heilig-profanen Werte (Kunst, Wissenschaft u. a. Lebenswerte), die in der abendländischen Kultur als Bollwerk gegen das Hinübergleiten in den Nihilismus dienen konnten. Der russische Nihilismus ist daher auch keine bloße Negation, sondern ein neuer fanatischer Glaube an etwas, das wider Gott ist. Daher hat gerade Rußland die letzten Konsequenzen der humanistisch-faustischen Kultur erlebt und daher fühlt der Russe auch die gegenwärtige Krisis besonders stark. Der Bolschewismus ist nicht der Beginn von etwas Neuem, sondern die letzte Agonie des Alten.

W. Stillmark.

Dialoge zum Ost-Westproblem.

Von R. v. E.

Die hochinteressanten Vorträge Prof. S. Frank's, die leider von einem ganz geringen Teil unserer deutschen gebildeten Gesellschaft gehört wurden und uns mancherlei Ausblicke für unsere deutsch-baltische Kulturaufgabe boten, führten naturgemäß zu Erörterungen über die geistigen Probleme, wie sie augenblicklich in der Spannung zwischen östlicher und westlicher Denkart zutage treten. Aus solchen gelegentlichen Gesprächen mit dem Vortragenden seien im folgenden einzelne Gedankengänge wiedergegeben, die zum Nachdenken Anregung geben dürften.

In dem Wesen des Bolschewismus erblickt Prof. Frank in gewissem Sinn einen religiös gefärbten Radikalismus, der ein typisches Symptom für die der russischen Mentalität eigentümliche Bewegung, Spannung zwischen den äußersten Extremen sei, jener „Entweder-Oder"-Stimmung, wie sie etwa in Iwan Karamasow von Dostojewski meisterhaft geschildert wurde. Die kompromißlose Alternative „Gott" oder „Nicht-Gott" habe im Bolschewismus zu einer Art „Antichrist"-religion geführt, die völlig folgerichtig zum Evangelium des nacktesten Materialismus und Amoralismus wurde. Und merkwürdigerweise geschah das in der Form des in Rußland historisch üblichen „Ukases" — sic volo, sic jubeo — Lenins, der dem geistigen Gesicht der ersten revolutionären Bewegung mit ihrer Relativisierung aller bisherigen politischen, sozialen und ethischen Ordnungsbegriffe, den nackten Materialismus als Norm, als letzte unumstößliche Bindung aufzwang. Wenn der atheistische Skeptizismus eines Voltaire im Westen eine indifferente „Als ob"-Atmosphäre schuf, die keineswegs radikale Konsequenzen für Staat, Religion und Lebensgemeinschaft nach sich zog, so mußte der Radikalismus Lenins zu einem völligen Umsturz aller bisherigen Wertordnungen führen.

Aber gerade in dieser grauenvollen Alternative des „Entweder-Oder", dem „Zu-Ende-Denken" und „Zu-Ende-Führen" der radikalen Gott-losigkeit sieht Prof. Frank die Gewähr dafür, daß es ein „Weiter" auf diesem Weg zur irdisch-geistigen Hölle nicht gibt und daß die Besinnung auf die methaphysisch-religiöse Bindung des Menschen auf diesen Abfall des Menschen von Gott folgen müsse. Ganz ähnlich, wie Nietzsche in Deutschland durch den Radikalismus seiner Menschen-Vergottung, den Übermenschen, durch seinen Kampf gegen Gott und seine Absage an Ihn, dem im tiefsten Grunde doch eine unerfüllte Sehnsucht nach religiöser Bindung an ein Absolutes zugrunde lag, den Weg für die tiefgehende Selbstbesinnung in der heutigen deutschen Philosophie freimachte, so dürfte auch dieses russische Experiment der „Mensch-Vergottung" in wahrhaft apokalyptischem Ausmaße zu jener

religiösen Sehnsucht, der durch maßloses Leid geläuterten russischen Seele geführt haben, wie sie die russische Philosophie der Gegenwart aufweist.

Wenn nun weiterhin die Frage berührt wurde, wie sich eine derartige Neueinstellung und Umwandlung der slawischen Seele als Leben und Umwelt gestaltender Faktor auswirken würde, welche Form diesem doch stark esoterischen Idealbilde auf Erden gegeben werden könnte, so berührten sich hier die Anschauungen Prof. Franks stark mit denen des Referenten in dem Sinn, daß solches nur im Sinne einer Verwirklichung *organischer Strukturgesetze* geschehen könne.

Hierbei ließen sich nun weitgehende Übereinstimmungen zwischen den Anschauungen Frank's mit denen Dacqué's und Driesch's feststellen, d. h. ein metaphysisch fundierter Vitalismus, der die aristotelische Entelechie allerdings mit stark betontem Akzent auf das platonische Element, die Idee des Seins, des Statischen, nicht nur Dynamischen gelten ließ.

Der gleiche Gegensatz, wenn man von einem solchen sprechen kann, lag in Prof. S. Franks Kritik der „Organischen Kultur" (des Ref.). Er war der Ansicht, daß das Moment der Immanenz im Gegensatz zu dem der Transzendenz zu stark in der „Org. Kultur" betont wäre, daß letzteres wohl im „Organischen, nicht aber im „Biologischen" liege, das doch immer nur eine Vorstufe der höchsten organischen Idee darstelle.

Ganz auffallend berührten sich hier die Einwände des russischen Philosophen mit denen des protestantischen Theologen Grüner in Riga (siehe „aus deutscher Geistesarbeit" 1925. Nr. 2).

Dem gegenüber konnte Ref. darauf hinweisen, daß die „Organische Kultur" keineswegs den Anspruch erhöbe, den letzten Aufstieg des Menschen zum höchsten Gipfel auf einer via regia zu zeigen, sondern den uns vorgezeichneten Weg durch die *irdische* Wirrnis gewissermaßen jenes „Reich der Mitte" in seiner inneren Struktur zu bestimmen suchte, welches Berdjajew als charakteristisch für die Einbeziehung des Ideals auf die Menschheit und die irdische Welt des Deutschen ansieht. Der Hinweis auf die beständige Spannung zwischen menschlichem Trieb und Gebot des Dämon, Schuld und Schicksal, zwischen Muß- und Sollgesetz, zwischen schöpferischem Tatwillen und Begnadung deute doch auch auf jene beständige Wechselwirkung von Immanenz und Transzendenz, wie sie uns ein Goethe in höchstem Maße repräsentiere.

Diese repräsentative Geistigkeit Goethes erkannte auch Frank in hohem Maße an und war sich mit dem Ref. auch darin einig, daß eine Rückkehr Deutschlands zu seiner klassischen Epoche auch für die Entwicklung und Wiederbelebung des organischen Strukturbegriffs in der russischen Philosophie von hoher Bedeutung sein dürfte, der er bisher gefehlt habe.

Wie die deutsche Romantik mit ihrer ausgesprochenen Richtung auf das Lebensproblem, als einer Dynamik und zugleich auf ein weltfernes Sehnsuchtsziel stark von östlichen Einflüssen bestimmt worden ist, so mag auch der Seele des Balten dieser östliche Einschlag einen gewissen

Schutz vor der rationalen Einengung und Lebensferne gegeben haben, die heute noch in der westlichen Philosophie und Weltanschauung eine ganz wesentliche Rolle spielt, ja vielleicht die Denkrichtung noch bestimmt. Hier ist vielleicht auch der tiefste Grund für die dem Balten eigene aristokratische Abwehr des demokratischen Gedankens zu suchen, der doch nur eine Abart des rationalistischen Aufklärungsgedankens darstellt.

Sollte diese jedem Deutschen in seiner tiefsten Tiefe doch eigentümliche Ost-Weltspannung nun im Balten zu besonders deutlicher Ausprägung gelangt sein — ein Prozeß, der durch seine historische Vergangenheit wohl motiviert wäre, so dürfte er erst recht die von H. Oncken als deutsche Aufgabe bezeichnete Überbrückung der Gegensätze von Ost und West als Wegbereiter und Pontifex für sich in Anspruch nehmen und damit in bedeutsamer Weise der Vorposten und Träger des deutschen Gedankens für den Osten werden.

Diese Gedanken fanden eine eigentümliche Bestätigung in den allzu bizarren, oft saloppen und zum Widerspruch reizenden Ausführungen des Grafen Hermann Keyserling in dem letzten Erzeugnis seiner vielgeschäftigen Feder, im „Spektrum Europas". Nomen est omen — denn jedes der vieldeutigen Worte Keyserlings schillert in allen Farben des Spektrums und nur selten läßt sich in diesem regenbogenfarbigen Feuerwerk die „reine Farbe der Entschließung" — und Erkenntnis eindeutig bestimmen.

Aber zum baltischen Problem hat trotz vieler, nur aus der Heimatlosigkeit der eigenen Seele erklärbaren Entgleisungen — Keyserling doch so manches kluge Wort gefunden.

Den deutsch-russischen Gegensatz im Kampf des Baltentums um sein deutsches Erbe deutet Keyserling folgendermaßen: „Die meisten wissen nicht, daß Feindschaft ebenso Gemeinschaft schafft wie Liebe und nur der Gleichgültige unbeeinflußt bleibt. Jetzt, wo diese äußere Hemmung fehlt, kann sich der russische Einfluß nur immer stärker manifestieren. Wenn nicht die meisten, so doch die besten und repräsentativsten baltischen Emigranten in Deutschland finden mehr und mehr, wieviel von Rußlands Seele in ihnen lebt... So muß im Baltikum auf die Dauer ein richtiges Übergangsgebilde zwischen Rußland und Europa entstehen, ein Übergangsgebilde, das aber doch sein Zentrum im Westen hat... Und ein solches Übergangsgebilde braucht Europa. Wie Rußland ein Fenster nach Europa haben mußte — Peter der Große schuf es — so braucht Europa heute mehr denn je eines Verbindungsgliedes mit dem neuwerdenden Osten, und zwar eines lebendigen, verleibten Bindeglieds, nicht bloß vermittelnder Theorie."

Nach Keyserling liegt „die Aufgabe des Landes auf einer Linie mit der von Polen und Rumänien; alle drei verkörpern die innerlich befestigte Grenze Europas gegenüber dem Osten", aber dank ihrem „Slawentum" oder seiner Nähe, spürten sie besonders ihre Unterschiedlichkeit vom Russengeist."

„Der baltische Nationalismus und Protestantismus hat die gleichen Wurzeln", d. h. sie sind tief in den Geist des Westens gesenkt.

„Aber im Unterschied vom Rumänien und Polen fühlt sich der Balte, gegenüber dem Russen, nicht wesentlich als Feind; er ist nach Osten zu nicht nur abgeschlossen, sondern auch offen. In ihm lebt der Russe auch als Verwandter. Vom Standpunkt Europas ist er geradezu der Russe westeuropäischer Abart ... Das aber bedeutet: in ihm lebt trotz seines Westländertums, die weite russische Natur, die starke russische Spannung, nur eben in Form traditioneller Kultiviertheit." Den Keyserlingschen Aperçus, die vielleicht etwas zu viel „Steppengeist" atmen, muß der „begrenztere" Sinn des Westlers immer den festumrissenen geistigen Raumbegriff entgegenhalten, denn nur in ihm ist Struktur möglich und dieses geistig schweifende Nomadentum charakterisiert so recht seine seelische Schollenlosigkeit.

Es ist sicher ein arges Mißverständnis, wenn wir noch heute den Druck des russischen Joches als wahren Ausfluß und Ausdruck der slawischen Seele ansehen, er war vielmehr Symptom einer innerlich unkonsolidierten Staatsidee, die auf westlichen Fremdelementen aufgebaut die Angst vor der Überwucherung des slawischen Geistes durch den westlichen nie verloren hatte und im Panslawismus in Gemeinschaft mit einer völlig säkularisierten Orthodoxie den Nationalismus als Palliativ gegen den innerrussischen Zerfall, gegen den drohenden Nihilismus ausspielte.

Jeder Balte, der im Weltkriege mit dem einfachen russischen Bauer, mit der nicht durch das Beamtentum infizierten russischen Intelligenz zu tun hatte, wird keinerlei Spur von Haß gegen das „Deutsche", im Gegenteil, eine weitgehende Hochachtung bemerkt haben.

Aber auf einen sehr wesentlichen Umstand, den Keyserling übersehen hat, sei in diesem Zusammenhang noch zum Schluß hingewiesen.

Die Ost-Westspannung, die bei dem Reichsdeutschen entweder zu einer uferlosen Hochschätzung des Russentums, oder zum mindesten zu einer zerrissenen Problematik der eigenen Seele führt, konnte beim Balten, der in den realen Kampf um sein traditionelles deutsches Erbe gestellt war, niemals diese haltlose Form annehmen. Die praktische Lebensaufgabe zwang ihn nicht zu einer theoretischen, sondern praktischen Lösung des Problems, zu einer Synthese in der Gesinnung und in der Tat. Und deshalb hatte für den Balten die gesinnungsmäßig betriebene Wissenschaft, die gesinnungsmäßige Lösung der Lebensprobleme diese entscheidende Bedeutung *). Er mußte sich des Wertes seiner Begriffe von Ordnung, Struktur, eines Stufenreiches gegliederter Gemeinschaft, eines Oben und Unten beständig bewußt bleiben, um dem drohenden Chaos, einer geistigen Bolschewisierung Stand zu halten. Aber diese zwangsläufige Abkehr von dem wertfreien, reinen intellektuellen Denken des Westens, band ihn stärker als jenen

*) Siehe dazu „Balt. Geistesleben" Heft 1. „Aus der Blütezeit baltischen Geistes". Kluge u. Ströhm. 1928.

an die letzten metaphysischen Grundlagen des Lebens, oder der ihm gemäßen Lebensform. Und in diesem — nicht spekulativen — sondern lebendig-praktischen Vitalismus, in dem metaphysisch-verankerten organischen Gedanken — eines Goethe, K. E. v. Baer, Schelling, Humboldt — liegt vielleicht die Brücke zu einer neuentstehenden östlichen geistigen Welt!

Agnes von Zahn-Harnack: Die Frauenbewegung

(Geschichte, Probleme, Ziele). Deutsche Buch-Gemeinschaft Berlin.

In einem Buch von ca. 370 Seiten orientiert die Verfasserin den Leser über die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung. Die Einleitung enthält einen kurzen Überblick über die wichtigsten Probleme der Bewegung: Familie, Bildungs- und Berufsleben, endlich Staat, Kommune, Kirche. Die Bewegung lebt heute vor allem in den Frauenvereinen, von denen die karitativen und politischen Vereine nur mittelbar der Frauenbewegung dienen; die „reinen" Frauenbewegungsvereine zerfallen in 1) neutrale, zusammengefaßt 1894 im Bund deutscher Frauenvereine; 2) konfessionelle (deutsch-evangelischer Frauenbund 1899 und katholischer Frauenbund 1903); 3) berufliche Organisationen. Eine übersichtliche Tabelle am Schlusse des Buches erleichtert die Orientierung.

Das erste Hauptkapitel behandelt die Stellungnahme der Frauenbewegung zum Problem der Familie. In dieser Frage hat die größte Organisation, der Bund deutscher Frauenvereine, gegenüber allen abweichenden Bestrebungen („Neue Ethik" Helene Stöckers, Bund für Mutterschutz) grundsätzlich an dem Standpunkt festgehalten, daß „Liebe, Ehe, Mutterschaft für die Frau eine unteilbare Dreieinigkeit bilden müssen, wenn sie ihr Selbst behaupten, ihre Kinder schützen und das Kulturgut der Gesamtheit wahren will".

Indem die Frauenbewegung also grundsätzlich die Idee der Ehe gegenüber der freien Liebe in jeder Form bejaht, hat sie doch oft kritisch Stellung genommen zu den heutigen Formen der Ehe und des Familienlebens, so z. B. im Kampf für Abänderung des Bürgerl. Gesetzbuches im Sinne der Gleichberechtigung der Frau in der Familie (die Fragen der Gütertrennung, der elterlichen Gewalt, der Ehescheidung, der Stellung des unehelichen Kindes zum Vater u. s. w.). Da eine Abänderung der Gesetze zunächst nicht erreicht werden konnte, mußte man durch praktische Maßnahmen helfen, durch Beratung, Rechtsschutz, Übernahme von Vormundschaften. Nachdem die Weimarer Verfassung grundsätzlich die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Ehe anerkannt hatte, konnten die Frauenorganisationen wieder den Kampf für Abänderung der Ehegesetze des Bürgerlichen Gesetzbuches aufnehmen. Mit der rechtlichen Seite ist das Wesen der Ehe natürlich nicht erschöpft;

es galt, der Frau innerhalb der Familie eine Stellung zu verschaffen, die ihre Hausfrauenarbeit als Beruf bewertet und sie dadurch der berufstätigen Frau gleichstellt. Besonders der Krieg mit seinen Ernährungsschwierigkeiten hat dem Hausfrauenberuf eine sehr wichtige Bedeutung gegeben; jetzt erwies sich auch die Notwendigkeit einer Berufsausbildung der Hausfrau. Der Verband deutscher Hausfrauenvereine (1915) hat sich vor allem dieser Aufgabe gewidmet. Im Zusammenhang damit steht auch die Hebung des Dienstbotenberufs. Sehr viel hat die Frauenbewegung auf dem Gebiete der Kinderfürsorge getan, in der richtigen Erkenntnis, daß Mütterlichkeit eine nicht nur auf physischer Verwandtschaft beruhende weibliche Pflicht ist; auch hierin ist besonders in der Kriegszeit mancher Fortschritt erzielt worden, und nach dem Kriege, 1922, hat Deutschland das beste Jugendwohlfahrtsgesetz der Welt erhalten, ihm ist dann unter tätiger Mitwirkung der Frauenorganisationen das Jugendgerichtsgesetz 1923 gefolgt.

Der Abschnitt „Das Bevölkerungsproblem" zeigt, wie die Frauenbewegung in diesem überaus schwierigen Fragenkomplex mitgearbeitet hat, z. B. an der Gesetzgebung über die Abtreibungsfrage. Die Kernfrage läßt sich aber, wie die Verfasserin richtig betont, durch keinerlei Gesetze regeln, sondern nur durch Erziehung der Menschheit zu einer gesunden und verantwortungsbewußten Sexualethik. Dasselbe läßt sich sagen vom Kampf gegen Alkoholismus und gewerbsmäßige Unsittlichkeit mit allen ihren Folgeerscheinungen; auch an diesem Kampfe haben die Frauenvereine regen Anteil genommen, oft mit teilweisen Erfolgen.

Das nächste Kapitel ist der Frauenbildungs- und Frauenberufsbewegung gewidmet. Anfangs wird das im 19. Jahrhundert mächtig erwachende Bildungsstreben der Frauen dargestellt, das sich in dreifacher Ausprägung zeigte: als Drang nach Erkenntnis, als Sehnsucht nach Erweiterung und Vergeistigung des eigenen kleinen und engen Lebensbezirks und als den Wunsch nach wirtschaftlicher Selbständigkeit durch vertiefte Allgemein- und Berufsbildung. Der Drang nach Erkenntnis, der in der Frauenwelt etwa um 1840 erwachte (Ausnahmen gab es schon in der klassischen und romantischen Zeit) war vor allem eine Gegenwirkung gegen die geistige Öde und Beschränktheit des Frauenlebens in der Zeit der zwanziger bis vierziger Jahre; gegen die Forderung der Frauen, in wissenschaftlicher Ausbildung dem Manne gleichgestellt zu werden, erhoben sich Widerstände aller Art, vor allem gegründet auf das Argument der physischen und geistigen Minderwertigkeit der Frau (geringwertigere Gehirnstruktur, zeitweilige körperliche Behinderung, das Fehlen schöpferischer Leistungen u. s. w.). Hinderlich war auch das bisherige Frauenideal (die 3 „K": Kirche, Küche, Kinder). Gegen diese Beschränkung des Frauenlebens richtete sich der Drang der Frau nach Ausweitung des eigenen Lebens; dazu kommt dann noch der Wunsch, durch Arbeit frei und wirtschaftlich selbständig zu werden, und so begann der Kampf, der zeitweilig zu einem erbitterten Konkurrenzkampf mit dem Manne

wurde, ja es zum Teil heute noch ist. Die ersten Bemühungen galten den Bildungsanstalten, und zwar nicht, wie von sozialistischer Seite oft behauptet worden ist, nur denen des Bürgertums, sondern auch des Arbeiterstandes. Bis in die 80er Jahre beschränkte sich die Frauenbewegung darauf, hauptsächlich Ausbildungs- u. Fortbildungsmöglichkeiten für Frauen zu schaffen; später jedoch bemühte sie sich, die gesamte Mädchenbildung gründlich umzugestalten (das „Mädchengymnasium" mit Zulassung zum Abiturium), was zunächst auf schroffen Widerspruch in der Gesellschaft und den Behörden stieß; ferner kämpfte sie für das Frauenstudium, auch hier mit großen Schwierigkeiten, endlich auch für die Umgestaltung der Lehrerinnenbildung und die Sicherung des Fraueneinflusses in der Mädchenerziehung. Gegenüber den sehr weitgehenden Forderungen in dieser Richtung (weibliche Leitung der Mädchenschulen, fast ausschließlich weibliche Lehrkräfte, völlige Angleichung der Lehrpläne der Mädchengymnasien an die der Knabengymnasien) hat die Mädchenschulreform von 1908 abweichende Auffassungen vertreten, glücklicherweise, denn es kann wohl kaum geleugnet werden, daß die möglichste Ausschaltung männlichen Einflusses bei der Mädchenerziehung keinen Fortschritt, sondern eine starke Verarmung bedeuten würde.

Die Motivierung dieses Standpunktes mit der Tatsache, daß „der Schaden unmeßbar sei, der jahraus jahrein in Mädchenschulen angerichtet wird durch Lehrer, die aus Mangel an Selbstbeherrschung, pädagogischem Unvermögen, aus Eitelkeit oder psychologischer Ahnungslosigkeit das Interesse der Schülerinnen auf ihre Person lenken, statt auf die geistigen Werte", ist doch wohl ungeheuer übertrieben. Gewiß gibt es solche Fälle, aber einerseits kommt derselbe Fehler bei Lehrerinnen genau ebenso vor, und anderseits wird heute mit Recht, gerade auch von weiblicher Seite, gefordert, daß die Schülerinnen der oberen Klassen möglichst stark in ihrer geistigen Arbeit vom männlichen Geiste beeinflußt werden sollen. Natürlich ist dabei höchste Sachlichkeit notwendig, aber zu sachlicher Arbeit sind ja auch die Männer nicht unfähig. In jüngeren Jahren soll der weibliche Einfluß herrschen, später durch den männlichen ergänzt werden, so wird die Mädchenerziehung vor Einseitigkeit bewahrt. Die Weimarer Verfassung hat den Frauen grundsätzlich alle Fortbildungsmöglichkeiten gewährt, die Schulreform von 1924 hat die Gleichwertigkeit in den Lehrplänen der Knaben- und Mädcheuschulen hergestellt.

Unter den weiteren Aufgaben, welche die Frauenbewegung in Angriff genommen und auch teilweise durchgeführt hat, wären noch zu nennen: die Sorge für die Mädchenfortbildungsschule, besonders für die Volksschulentlassenen (ein sozial eminent wichtiges Arbeitsgebiet!), die Idee des weiblichen Dienstjahres, d. h. der Erfüllung sozialer Pflichten, eine Idee, die besonders während des Weltkrieges aktuell wurde, die Berufsberatung und der Schutz der Frau im Berufsleben (Sicherung gegen körperliche Überanstrengung, Rechtsschutz u. s. w.).

Das nächste Kapitel des Buchs behandelt die politische Frauenbewegung: den Kampf um die Gleichstellung im Vereinsrecht (bis 1908) und die Weiterentwicklung bis zum Kriegsende und zur Erlangung des vollen Stimmrechts. Mit der politischen Gleichstellung erwuchs der Frauenbewegung eine neue große Aufgabe: die weiblichen Wähler für die neue Pflicht zu schulen. Der Bund deutscher Frauenvereine machte für die Werbearbeit den ihm angeschlossenen Vereinen strengste Neutralität zur Pflicht; die „10 Gebote zum Frauenwahlrecht" versuchen das politische Ethos der Frauen zu stärken. Die starke Beteiligung der Frauen an den Wahlen zeugt von ihrem großen politischen Interesse, besonders bei den jüngeren Frauen (bei den Wahlen in die Nationalversammlung beteiligten sich 78% der weiblichen Wähler gegen 62 der männlichen). Die Zahl der weiblichen Abgeordneten ist allerdings seit der Weimarer Nationalversammlung stark gesunken. Daher ist der Gedanke aufgetreten, entweder eine Frauenpartei zu gründen oder Frauenlisten zu den Wahlen aufzustellen. „Man kann es nicht oft genug wiederholen: das Stimmrecht bedeutet nicht das Ende, sondern den Anfang der Frauenbewegung, die jetzt erst taugliche Mittel in den Händen hat, um das ganze öffentliche Leben zu durchdringen und mit ihrer Eigenart zu prägen."

Auch das Gemeindewahlrecht war ein wichtiges Kampfziel der Frauenbewegung, die Mitarbeit an der sozialen Fürsorge, in der kommunalen Schulverwaltung u. a. wurde dadurch im weitesten Umfange möglich.

Die jüngste Stimmrechtsbewegung war die kirchliche; sie ist erst im 20. Jahrhundert entstanden und hat nach dem Kriege ihr Ziel erreicht; die Wählbarkeit zum Pfarramt ist allerdings noch nicht gewährt, nur das Amt der Vikarin steht ihr seit 1927 offen.

Zum Schluß finden wir noch eine kurze Abhandlung über die internationalen Beziehungen der deutschen Frauenbewegung.

Das Buch ist zur Orientierung über die Geschichte der deutschen Frauenbewegung vorzüglich geeignet; die Darstellung ist zwar nicht immer frei von polemischen Tönen, andererseits werden aber auch begangene Fehler, die in der Geschichte eines jeden Kampfes unvermeidlich sind, ruhig und offen eingestanden. Und doch kann man sich bei der Lektüre dieses Buches eines gewissen zwiespältigen Gefühls nicht erwehren: es betrifft nicht die Darstellung, sondern das Dargestellte. So sehr man einerseits den großen Idealismus bewundern kann, der als Triebkraft hinter der ganzen Bewegung steht, so kann man doch das Bedenken nicht unterdrücken, daß hier die Gefahr der Überorganisation nicht vermieden ist, eine Gefahr, die unserer Zeit überhaupt droht. Die Zukunft wird es zeigen, ob die Frau, bisher durch ihre persönliche Wirkung in Familie, Beruf und Gesellschaft einer der wichtigsten Faktoren organischer Kulturentwicklung, die Kraft haben wird, diese ihre Wesensart auch in all den Gebieten des öffentlichen Lebens zu bewähren, in denen sie sich als Glied der Organisationen betätigt, oder ob sie selbst dem zivilisatorischen (Zivilisation als

Gegensatz zu Kultur verstanden) Einfluß des technisierten öffentlichen Lebens erliegen wird. Besonders stark scheint diese Gefahr auf dem Gebiete der aktiven politischen Betätigung vorzuliegen, was man auch aus den Ausführungen der Verfasserin bisweilen herauslesen kann.

W. Stillmark.

Das Programm des diesjährigen **Frühjahrs-Vorlesungszyklus**, das mit Prof. S. Frank's Vorträgen außerordentlich interessant eingeleitet wurde, wird uns noch folgende Vorträge bringen.

Am 31. März spricht der in ganz Deutschland rühmlichst bekannte Prof. Dr. K. Haushofer, Generalmajor a. D. über „Das Weltbild in geopolitischem Lichte". In Dorpat über das gleiche Thema am 30. März. Die Vorträge sind zweistündig.

Ferner spricht Ende der Osterwoche, voraussichtlich am 13. u. 14. April Dr. W. Stapel in Reval über die beiden Themen „Der Zivilisierte" und „Moral und Moralismus". In Dorpat am 16., 17., 18. u. 19. April über

1) Biologische Volkskunde.
2) Bauerntum, Bürgertum, Großstadt.
3) Die Bedeutung des Lebensraumes für ein Volk.
4) Führerauslese und Staatsform.

In der Woche nach Ostern wird der Vorsitzende der Nietzsche-Gesellschaft in München Dr. Fr. Würzbach sowohl in Dorpat, wie in Reval über „Die Krisis des Geistes — ein biologisch-erdgeschichtliches Problem" sprechen.

Die genaueren Termine werden in den Tagesblättern bekannt gegeben werden. Zugleich sei bemerkt, daß sämtliche zu uns eingeladenen Vortragenden auch in Riga im Rahmen der Herder-Gesellschaft sprechen werden.

Der Grundgedanke, der diese vier Vortragsreihen verbindet, ist die Beziehung zwischen Volk und Raum und die aus einer solchen Beziehung oder besonderen Struktur erwachsenden kulturellen Aufgaben.

Behandelte Prof. S. Frank die möglichen geistigen Beziehungen zwischen Westen und Osten, so wird Prof. Haushofer die wirtschaftlich-politischen Beziehungen der Völker in ihrer Abhängigkeit von ihrem Schicksalsraum im Lichte der neuen geopolitischen Wissenschaft zeigen, Dr. Stapel die innere Struktur eines lebens- und wachstumsfähigen Volkstums auch wieder im Verhältnis zu seinem Lebensraum, zugleich mit der Frage nach der richtigen Führerauslese und den beiden Gefahren, die jedem Kulturvolk drohen und sein Werturteil verbiegen — Zivilisation und Moralismus an Stelle von Kultur und Moral.

Dr. Friedr. Würzbach wird nun voraussichtlich im Lichte Nietzsche'scher Prophetie „die Krisis des Geistes" beleuchten und zwar als „biologisch-erdgeschichtliches Problem", d. h. als Schicksal und als Aufgabe.

Zu dem Vortrage Prof. K. Haushofer's, der — wenn nicht wieder alle Zeichen trügen sollten, hoffentlich eine große Hörerschaft anlocken

dürfte, mögen einzelne Abschnitte aus der glänzenden Kritik seines letzten Werkes „Grenzen" aus der Feder Prof. Dr. Karl C. v. Loesch's hier Platz finden:

Der Ausländer bemerkt in dem vielfach Widerspruchsvollen des deutschen Charakters zuerst seine „Neigung zum Ordnen" die je „nach der Voreinstellung des Urteilenden als Organisationstalent gelobt oder als Pedanterie getadelt wird". v. Loesch hält diese Eigenschaft für eine „erworbene", denn eigentümlich sei dem Deutschen „ein grenzenloses Schweifen des Geistes" und die Sehnsucht oder der Sinn für Freiheit. „Nun sind aber die Deutschen gelegentlich in der Selbstbegrenzung ihrer Freiheit über alles erträgliche Maß hinausgegangen" ... insbesondere aber „in der geistigen Selbstbegrenzung". Sämtliche geistigen Gebiete werden sorgfältig getrennt „so hat das gelehrte Buch einen eigenen Typus, und wer ... nicht die nötigen Fußnoten oder den sonstigen gelehrten Apparat bringt, ist des Dilettantismus verdächtig". „So kommt es, daß die Grenzgebiete, sowohl zwischen den Wissenschaften als auch zwischen dieser und den übrigen Wissensformen des deutschen Volkes unbeackert sind: Terra incognita."

Aber „das Sehen der Deutschen erweitert sich wieder und im Deutschen von 1927 werden wieder Grundeigenschaften seines Volkes lebendig. Neben die atomistische Spezialforschung ... tritt langsam wieder die Synthese, die Schau aufs Ganze". „Ein Zeugnis dafür ist das jüngste Buch, das uns Karl Haushofer geschenkt hat, der schon mit seiner Person über die Wände hinweg reicht als General und Universitätsprofessor." Mit seinem Buche „Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung" „tritt er mitten in die Probleme der abendländischen Welt und des deutschen Volkes."

„Der deutsch empfindende Mensch, der bewußt deutsch-politisch Fühlende, der Europäer, der Künstler-Dichter, alle diese Eigenschaften Haushofers vereinigen sich ..."

Das Kapitel über „die Kunst des Grenzziehens", das „allen Staatsmännern und Politikern ebenso warm ans Herz gelegt sei, wie die anschließende Betrachtung des Verhältnisses von Natur- und Geisteswelt zur biologisch richtigen Grenze" enthält folgenden Anfangssatz: „Von der Unfähigkeit der reinen Geisteswissenschaften (Theologie, Jurisprudenz, bodenentwurzelte oder bodenscheue Staatswissenschaften) biologisch richtige, d. h. einigermaßen auf Jahrhunderte haltbare (säkulare, stabile) und umformungsfähige (evolutionäre) statt biologisch falsche, labile und deshalb unvermeidlich Kriege und Umstürze erzeugende Grenzen zu schaffen, zeigt das bisherige Schicksal der Erde, Europas im besonderen: denn deren Vertreter waren es, die bisher die maßgebende Stimmen bei ihrer Festsetzung hatten." R. v. E.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2, Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122655.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 7 | Freitag, den 20. April 1928 | 4. Jahrgang

Hochschule und Weltanschauung.

Von Geh. Rat Prof. D. Dr. Reinhold Seeberg.

Bei der Eröffnung des Deutschen Hochschultages 1927 in Aachen sprach Geheimrat Seeberg von Problemen der deutschen Universität. In diesen Ausführungen eines führenden deutschen Hochschullehrers über die Entwicklung der deutschen Hochschule in einer schwer zu erfassenden Zeit ist die Darstellung der Aufgaben der Hochschule als Bildungsstätte im Hinblick auf die Behandlung der Weltanschauungen höchst bemerkenswert.

Einst waren die Universitäten unbestritten die Pflanzstätten der Weltanschauung und somit der Bildung des ganzen Volkes. So ververschiedenartig die einzelnen Wissenschaftsgebiete und die Methoden ihrer Forschung auch damals waren, so stand doch hinter ihnen eine Weltanschauung. Wie man sie auf der Universität übernommen hatte, so teilte man sie im Leben anderen mit. Es war zuerst die religiöse Anschauung eng verknüpft mit dem älteren Humanismus. Es folgte dann die Weltanschauung des deutschen Idealismus. Dieser folgte die neue Zeit. Sie ist in manchem ein Rückgang zur Aufklärung. Dafür sind charakteristisch der Individualismus in der Deutung des menschlichen Lebens und der Einstellung des Geistes auf das Einzelne, Konkrete und Positive. Dazu tritt die Stimmnug der Kritik und der Skepsis dem Allgemeinen gegenüber. Nur die Erkenntnis des einzelnen erscheint als sicher. Die Naturwissenschaft und die Geschichte bieten sie. Ins Kleinste gilt es einzudringen, will man die Wahrheit finden, Das Spezialistentum wächst mächtig an und der Gesichtskreis verengt sich immer mehr. Man spöttelt wohl über die Möglichkeit einer

Gesamtanschauung oder man zuckt resignieret die Achseln, wenn von ihr die Rede geht. Eine Zeitlang versuchte man, sie in dem entwicklungstheoretisch zugestutzten Materialismus zu erreichen. Der Versuch mißlang und war auch zu plump, als daß er an den Hochschulen tiefere Wurzeln hätte schlagen können. Man fing dann vielfach an, die Weltanschauung, die man brauchte, auf dem Wege des Positivismus zu suchen. Eine Synthese der von Naturwissenschaft und Geschichte dargebotenen greifbaren Tatsachen und Gesetze erstrebte man. Aus ihnen ergab sich dann eine Gesamtanschauung von der Welt unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit. Das Brauchbare und Nützliche soll gelten. Auch wenn man seine objektive Wirklichkeit nicht erweisen kann, schaut man das Leben an, „als ob" sie wirklich wäre. Es gibt also keinen Gesamtwillen, keine objektive wirksame Geistigkeit, es gibt nur einzelne Menschen, die auf Grund konkreter Erfahrungen verstehen, was ihnen Nutzen bringt und sich auf Grund dieses Gesichtspunktes zu einer Gesellschaft verbinden.

Wir brauchen darauf nicht weiter einzugehen. Die positivistische „Synthese" wird ja heute häufig empfohlen und man meint, es sei etwa die neue Wissenschaft der Soziologie, die diese Synthese darbieten möchte. Es sind englische und französische Ideen, die hiermit in das deutsche Denken eingeführt werden sollen. Man kann sie nicht als neu bezeichnen, sie gehören dem vergangenen Zeitalter an. Im deutschen Geist regen sich heute neue Triebe zu einer einheitlichen Weltanschauung, die, ohne den Ertrag der großartigen Arbeit der Naturwissenschaft und der Technik irgendwie zu verleugnen, mehr zurückdrängen auf die eigentümliche deutsche Denkrichtung, wie sie unser Idealismus vertreten hat.

Aber einstweilen sind die positivistischen Ansätze bei uns noch in Kraft. Man versucht gegenüber der steigenden Klage über den Mangel einer leitenden Weltanschauung sich mit der Hoffnung auf die Resultate jener Synthese zu trösten. Aber gesetzt auch, sie käme zustande, so würde sie dem vorhandenen Bedarf nicht entsprechen, denn trotz dieser pragmatistischen Verbindung bleibt für das schärfere Denken hier alles getrennt und gesondert. Nur der subjektive Nutzen vereinigt es. Es ist keine innere Notwendigkeit der Einheit vorhanden. Gibt es aber keine gemeinsame Weltanschauung, so hören auch die einzelnen Wissenschaften auf, Glieder eines umfassenden Ganzen zu sein. Sie haben nur zufällige Berührungen miteinander, sie sind nicht mehr Ausdruck des einheitlichen Eindrucks des Volksgeistes von der Realität des Weltprozesses sondern sie gestalten sich mehr und mehr zu Fachschulen, welche nützliche Kenntnisse suchen und verbreiten. Eine Gesamtorganisation vereinigt den Betrieb, aber die einzelnen Wissenschaften haben immer weniger miteinander gemein. An die Stelle der Universitas literarum tritt die Diversitas literarum. Gibt es keine einheitliche Weltanschauung, so ist die notwendige Konsequenz, daß die einzelnen Wissenschaften keine andere Verbindung miteinander haben, als die, unter demselben Dach vorgetragen zu werden.

In immer weiteren Kreisen, vor allem auch unserer akademischen Jugend, wird mit ernster Besorgnis auf diese Gefahr hingewiesen. Man klagt die Hochschulen an, daß sie aufgehört haben, Lehrerinnen des ganzen Volkes, Hüterinnen seines Geistes zu sein. Sie würden damit in ähnlicher Weise um jeden tieferen Einfluß auf das geistige Leben kommen, wie es bei den Universitäten des 17. Jahrhunderts allmählich eintrat. Ein Fragen und Suchen hat daher eingesetzt, ob nicht, ähnlich wie vor mehr als hundert Jahren die deutsche Universität unter dem Einfluß der idealistischen Bewegung neu geboren wurde, heute eine gleiche Bewegung zu erstreben sei. Die Lage ist freilich außerordentlich anders. Wir haben heute keine herrschende Philosophie, wir besitzen auch keine Dichtung und Kunst, welche das geistige Leben der Zeit zu leiten fähig wäre. Es müßte eine gemeinsame Weltanschauung mit ihrem einheitlichen geistigen Lebensstil vorhanden sein, wenn eine solche entstehen sollte. Aber gerade hieran fehlt es ja. Was dieser Mangel für die Bildung wie für die Moral und die Politik zu bedeuten hat, erfahren wir täglich. Wir sind eben in einer ganz anderen Lage, als wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Damals war das Eis gebrochen und Lebensströme rauschten einher, bereit, die Aecker mit Frühlingskraft zu tränken. Heute liegt das Eis noch tief auf den Strömen und die einzelnen Löcher, die geschlagen worden sind, haben für das Ganze wenig zu bedeuten.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß man durch irgendeinen Zwang, er sei wie immer beschaffen, diese Lage nicht bessern kann, denn ihre Eigengesetzlichkeit darf die Wissenschaft natürlich nicht antasten lassen. Es wird daher mit den an sich so wohlgemeinten Einrichtungen, wie den Weltanschauungsprofessuren, diesem Übelstand auch keine Abhilfe geschaffen werden können. Ueberhaupt wird man auf diesem Gebiet durch das heute so abergläubisch verehrte Organisieren kaum etwas erreichen. Unsere Hoffnung richtet sich auf etwas anderes und dieses andere muß daher auch der Ausgangspunkt für unsere weiteren Erwägungen werden! Die großen Wendepunkte in dem geistigen Leben der Menschheit nehmen durchweg ihren Anfang in einer mächtigen inneren Erregung des Volksgeistes. Man braucht etwas. Eine tiefe Sehnsucht hat sich aller bemächtigt, der Wille reckt sich empor, bereit zuzugreifen. Der Spiegel des Geistes fängt an klar zu werden, letzte tiefe Eindrücke in sich aufzunehmen. Man sucht nicht nach Lehrsätzen, sondern nach einer neuen Tiefe, nicht nach einzelnen Gedanken, sondern nach stärkerem Leben. Dieses Streben und Denken spannt alle geistigen Kräfte des Volkes an, schafft Führer und macht die anderen bereit, sich führen zu lassen. Es ist nicht nur der Vorbote einer neuen Epoche, sondern es ist die erste Entfaltung der diese Epoche hervorbringenden Kraft.

So ist es ja immer in der Geschichte des Geistes gewesen. Wir nehmen also nicht etwas Unerhörtes für unsere Zeit in Anspruch. Wir wollen aber auch keineswegs der Meinung das Wort reden, als wenn

neue Wendungen in der Geistesgeschichte wie Wunder außer Zusammenhang mit der Vergangenheit hereinbrechen oder als wenn durch sie das „Alte" sinn- und wertlos würde. Jene neue Entwicklungsstufe steht zu der vorangehenden in notwendiger Beziehung; ohne sie wäre sie nicht. Diese Beziehung ist aber positiv und negativ zugleich. Man führt das von anderen Begonnene fort und man vertieft und vereinfacht es zugleich durch Abtun erstarrter und zur Hemmung gewordener Formen. Es ist begreiflich, daß man zunächst auf dieses negative kritische Element aufmerksam wird samt der mit ihm verknüpften Sehnsucht nach der Ueberwindung der Hemmnisse. Mit ihr geht in der Tat das Neue an, aber je tiefer es greift und je weiter es sich entfaltet, wird das Nein zu einem neuen Ja, in dem das alte Ja vertieft und vereinfacht nachklingt.

Man pflegt auf die Flut einander widersprechender Meinungen, auf die Erregung, die sie begleitet, auf den Mangel an Gründen, für die kecke Verneinungen eintreten, bei der Betrachtung des geistigen Lebens seitens unserer Jugend hinzuweisen, und man erklärt dieses alles für unreif und irrig. Ich glaube, daß eine andere Betrachtungsweise hier am Platze ist. Das, was uns umgibt, ist der Anfang einer neuen Geisteepoche, denn nicht, wie gesagt, die fertigen bewiesenen Theorien oder die erwünschten Synthesen sind die Kraft, welche diese begründen, sondern eben das Ringen und Suchen, das Fragen und Anklopfen

„Deutsche Allg. Zeitung" nach dem Aufsatze des Verfassers „von der deutschen Universität" in der „Zeitwende".

Realisten und Utopisten.

Aus der Festrede Prof. Rudolf Otto's zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Philippina zu Marburg*).

„Preußen war geschlagen, zerstückelt. Sein staatliches Dasein selbst stand noch in Frage. Seine Kassen waren leer, seine Mittel erschöpft. Die elementarsten Daseinsbedürfnisse drängten von allen Seiten zu. „Soll man nicht sparen an allen Orten? Soll man nicht — wenigstens in dieser Situation —, alle Kräfte, alle Interessen, alle Intelligenz sammeln auf die „realen" und auf die politischen Anforderungen des Volks- und Staatslebens" — so fragten die Realisten. „Nein, man soll es nicht — so sagen diese Utopisten — und man soll es gerade

*) Der Abschnitt, den wir hier abdrucken, behandelt das „neue Universitäts-Ideal, das im bewußten Unterschiede gegen frühere Zeiten vor hundert Jahren entsprungen ist und im Laufe des letzten Jahrhunderts sich entfaltet hat. Es gehört zu Preußens unvergänglichem Ruhme, daß dieses neue Ideal in schwerer schicksalsvoller Zeit auf seinem Boden geboren ward ...."

jetzt nicht und in dieser Situation nicht, und soll es gerade um des Vaterlandes willen nicht. Man soll eine Universität schaffen". „Wenn man denn schon neue Schulen und Hochschulen schafft — so sagten die Realisten — so soll man die längst überlebten, aus dem dunklen Mittelalter stammenden Universitäten nicht vermehren. Man soll nicht geistige Luxusanstalten schaffen, sondern Zweck- und Fachschulen: Industrie- und Handwerksschulen, praktisch abgezielte Elementarschulen, abgestuft nach den Berufen und den Ständen, gesonderte Fachschulen für die höheren Berufe, Schulen für Ärzte, für Lehrer, für Prediger, für Rechtskundige und Staatsmänner. Und alles dieses, damit der größtmögliche und greifbare Nutzen herausspringt für das gemeine Beste, und ein jeder an seinem Platze, Bauer und Handwerker, Kaufmann und Kavalier mit nützlichen und standesgemäßen Kenntnissen ausgestattet, im Schutze der Obrigkeit ein geruhiges Leben führe in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit". „Nein, man soll das nicht — so sagen diese Utopisten — sondern gerade eine Universitas soll man schaffen. Und diese nicht als zweckmäßige Standesschule sondern als eine Volksschule, die für die in sie Aufgenommenen die „Stände" nicht mehr anerkennt. Wie Schelling sagt: „Es soll auf Akademien nichts gelten als die Wissenschaft, und kein anderer Unterschied sein, als welchen das Talent uud die Bildung macht". Man soll eine „Universität" schaffen, die zunächst und ihrer letzten Idee nach nicht unter dem Zweck der „nützlichen Kenntnisse" ja nicht einmal unter der Idee der bloßen Überlieferung fertiger Kenntnisstoffe steht, sondern zu höchst unter einer ganz andern Idee: unter der Idee der zweckfreien, weil selbst Zweck seienden Bildung, die ihrerseits getragen ist von der Idee des „Wissens selbst" und der „freien" Wissenschaft.

Ja, diese Utopie ging noch weiter: nicht nur die Universität sollte unter dieser Idee einer selbst Kulturzweck seienden wissenden Bildung und eines bildenden Wissens stehen. Vielmehr die gesamte deutsche nationale Bildung — so forderte es Fichte in seinen glühenden Reden an die deutsche Nation — sollte von ihr ergriffen und durchleuchtet und idealisiert werden. Selbst die „Elementarschule" soll dem Bereiche der bloßen „nützlichen Kenntnisse" entzogen werden, sie soll mindestens Anschluß und Zugang gewinnen zu diesem Ideale der „Bildung", die zugleich verstanden ward als Bildung zu freiem, höheren Menschentume. — „Bildendes Wissen" als neuen selbständigen Kulturwert für den erzogenen Menschen überhaupt, und das Ideal des „wissenschaftlichen Menschen" als besonderes und gesteigertes Ideal für den akademischen Menschen — das ist, was diese Männer fordern. Die so forderten, waren selber eben die Männer, in deren Kreisen das junge deutsche Nationalgefühl aufs stärkste erwacht war. Und die Akademie, die sie schufen, wurde der Hort und die Pflegestätte dieses Nationalgefühles."

Vortragszyklus des Deutschen Kulturamtes.

Generalmajor a. D. Professor Dr. K. Haushofer-München.

„Das Weltbild in geopolitischem Lichte".

„Es ist vornehmste Pflicht des Gebildeten, sein Weltbild in Ordnung zu halten" — mit dieser Mahnung Jakob Burckhardts leitete der Vortragende die Darstellung seines Weltbildes ein. Wie es unmöglich ist, vom Projektionsbild unseres kugelförmigen Planeten auf eine ebene Fläche bei beschränktem Raum mehr als nur eine Seite zur Anschauung zu bringen, so muß jeder Versuch einer auch nur annähernden Wiedergabe des umfassenden planetarischen Weltbildes, welches uns Prof. Haushofer bot — vor der Fülle des Stoffes, vor der Weiträumigkeit des Problems versagen. Es sei bloß der bescheidene Versuch gewagt, den Eindruck wiederzugeben, den diese neue Wissenschaft auf den unbefangenen, nicht von der Sehnsucht nach Fußnoten belasteten Hörer machte. „Neue Wissenschaft" — denn es ist Wissenschaft, die sich uns hier im Bilde eines vornehmsten „Dilettantismus" im Goethe'schen Sinne darstellt, jene umfassende Erhellung weitreichender Bezirke nicht durch die engzentrirten Lichtkegel spezialistischer Scheinwerfer, sondern durch eine Zusammenfassung scheinbar heterogenster Zustände und Vorgänge in ein Bezugssystem dynamischer Art.

Der Wissenschaftler strengster Observanz mag das Wagnis eines Ueberblicks über ein von unendlich vielen, scheinbar unergründlichen Faktoren abhängiges Bezugssystem ablehnen und sich auf sein Einzelgebiet beschränken, um ganze, scheinbar letzte Resultate zu Tage zu fördern, aber daß erst die Zusammenfassung, die Synthese dieser analytisch gewonnenen Einzelresultate, die wahrhafte Einsicht in dieses Bezugssystem gibt, wird auch er zugeben müssen. Wie die einzelne Erdbebenwarte mit ihrem Seismographen die Richtung der unterirdischen Erschütterungswellen nur in Bezug auf ihren Standort feststellen kann und erst durch die Zusammenfassung der Beobachtungsresultate mehrerer Warten der Ausgangspunkt der Welle festgestellt werden kann, so ist auch wieder ein umfassender Geist — der Geopolitiker als Seismograph für die unterirdischen Erschütterungen politischer Räume notwendig, um, prophetisch vorahnend, diesen weltgeschichtlichen Kataklysmen vorzubeugen oder sie, wenn möglich, in ein Kraftfeld geringeren Widerstandes abzuleiten.

So entrollte uns der Stratege und Wissenschaftler an einzelnen plastisch herausgearbeiteten Bildern ein umfassendes Weltpanorama, das nicht in einem statischen Nebeneinander nur die willkürlich von der Hand des Politikers zu leitenden Faktoren zeigte, sondern in tiefgehender Einfühlung jenen elementaren naturhaften Bedingungen gerecht zu werden suchte, die nun einmal nach ewig gültigen Gesetzen den festen,

unverbrüchlichen Schicksalsrahmen bilden, der dem menschlichen Wollen seine Grenzen setzt. Auf diesem Boden begegnen sich Natur und Geschichte, und erst die Erkenntnis der elementaren naturhaften Triebkräfte eines historischen Raumes in ihrer geographischen, landschaftlichen und volkspsychologischen Bindung lassen uns den Wirkungsbereich einer persönlichen Willensdynamik des Einzelmenschen, des Staatsmannes und verantwortlichen Politikers ahnen.

So wird Politik und Geopolitik weit emporgehoben aus dem trivialen Schema der Tagestaktik oder des politischen Schiebertums in lokalbegrenzten Interessenkreisen auf eine Hochebene weitesten Horizontes, der allerdings nur dem umfassenden Blick seine fernen Geheimnisse erschließt.

Um nur ein einziges Beispiel von der Bedeutung eines solchen umfassenden Blickes zu geben, so mag hier der kurze Hinweis auf die beiden großen schematisch gezeichneten Gruppen der ozeanisch und kontinental orientierten Staaten Japan nud China genügen und innerhalb dieser jene geradezu naturhaft wirkenden Faktoren der nord- und südwärts gerichteten Dynamik dieser Völker. Der immer mehr und mehr auf die Nordinsel Hokaido beschränkte ursprüngliche nordische Kolonisator der japanischen Inselgruppe, der Aino und seine mit südlichem malaischen Blut durchsetzten Stammesverwandten, mußten der geistig beweglicheren reineren Südrasse immer mehr und mehr Platz machen. Ist diese durchaus ozeanisch eingestellt, so war es ein politischer Fehlgriff, daß nach dem Weltkrieg Japan sich längs der mandschurischen Eisenbahn bis zum Baikalsee und darüber hinaus auf kolonisatorische Abenteuer einließ. Und diese Fehler wurden einfach durch die Abneigung der Volksstimmung gegen eine derartige kontinentale Expansion wieder gutgemacht, der japanische Einfluß in Ostsibirien ist zurückgegangen, um sich den Südinseln, den Pilippinen und Insulinde zuzuwenden, d. h. einer Natur, in deren Rahmen ihre historische Aufgabe liegt. Anders China, das nur die Tendenz der kontinentalen Expansion hat und von seinen unzähligen Millionen bereits die Vortrupps nicht nur bis Singapore in den Süden, sondern auch über den Ozean nach Amerika schickt. Diese kurze Probe mag genügen.

Dem Referenten ist es eine ganz besondere Freude, auf diesem völlig neuen Wissenschaftszweige, der jeden denkenden Menschen seine suggestive Kraft und Evidenz lebendig empfinden läßt wiederum dem organischen Gedanken zu begegnen, der einzig und allein im Stande ist, die verschlungenen Wege durch die Wirrnis unseres Lebeens aus dessen Gesetzen selbst zu erhellen und uns die Möglichkeit zu zeigen, diese Wege selber zu gehen. Denn „was wir als wahr und richtig erkannt haben, sollen wir auch wollen".

Einen unendlich genußreichen Abend schenkte uns der Vortragende noch mit der Vorführung wundervoller handkolorierter Lichtbilder aus Stadt und Land in Japan.

Jenes Land, das wie kaum ein zweites auf unserem Planeten — vielleicht mit Ausnahme des alten Griechenland — eine Kultur ge-

schaffen hat, die aus der Natur des Landes und seiner Bewohner herausgewachsen zu sein scheint, das durch und durch organisch empfindet, denkt und gestaltet, weil es die Ehrfurcht vor dem organisch Gewordenen hat (Gegensatz — der Russe!) — dieses Land wird auch schon durch die „Errungenschaften" europäischer und amerikanischer Zivilisation schmerzhaft entstellt und langsam entseelt.

Aber noch lebt die alte Heldentradition Japans, die sogar heute noch schonungslos die harte Forderung an den Einzelnen stellt, Hand an das eigene Leben zu legen, wenn Würde und Ehre es verlangen — in den alten Adelsgeschlechtern des Landes, die ihrer Ahnenreihe gegenüber verantwortlich sind für jede Tat, die dieser nicht würdig ist und diese bewußte Ehrfurcht vor der Tradition wird vielleicht auch Japans Seele vor der Verflachung und Verkümmerung retten und ihr die vornehme Eigenart ihrer organischen Kultur trotz aller zivilisatorischen Überfremdung erhalten.

Das waren nicht blutleere „Begriffe "und „Regeln", die das Lebendige in ein fremdes konstruktives Schema zwängten, sondern „Anschauung" und „Empfindung", die dem genial umfassenden Blick tiefste Lebenszusammenhänge entschleiern und uns ahnen ließen, daß nur der berufen ist, die verworrene Lebensdynamik unseres Planeten zu meistern, der ihre Gesetze erkannt hat.

In unserem eingeengten Lebensraum tun uns solche Lichtblicke not, die auch unsere verhängte Zukunft erhellen und unseren Seelenraum erweitern. Das danken wir den unvergeßlichen Stunden. R. v. E.

Ibsen und Tolstoi.

(Geboren 1828)

Von P. Bokowneff.

Vor hundert Jahren wurden die beiden großen Wahrheitssucher geboren, die einige Zeit mächtige Faktoren im geistigen Leben Europas waren, Henrik Ibsen am 20. März, Leo Tolstoi am 9. September 1828. Beide rüttelten sie unerschrocken und unbeirrt an den Grundfesten einer sklerotischen Gesellschaft, übten eine Zeit lang eine ungeheure Wirkung auf das Denken ihrer Mitmenschen aus und wurden dann überraschend bald zur Seite geschoben. Es ist so viel Gemeinsames nicht nur in ihren äußeren Schicksalen, sondern auch in ihren Ideen, und zugleich doch so viel Trennendes in diesen weltenweit voneinander entfernten Geistern, daß es lohnend sein dürfte, sie einmal vergleichend zu betrachten.

Beider Denken ist ethisch gerichtet: sie wollen reinigen und bessern. Dabei sind sie radikal. Teilweises und stufenweises Bessern erscheint ihnen als ethisches Flickwerk. Die verderbte, verlogene Welt muß

von Grund aus anders werden. Alles oder nichts! lautet ihre Forderung.

Der Boden aber, aus dem dieser Radikalismus hervorwächst, ist bei beiden grundverschieden. Ibsen, der Wahrheitsfanatiker, ist der Dichter des unerbittlich strengen Verstandes, der mit gleicher Unbarmherzigkeit über sein eigenes Ich und seine Mitmenschen Gerichtstag hält. Die dunklen Gewalten im Inneren des Menschen gilt es zu bekämpfen, durch folgerichtiges Denken zu bannen und den ewigen Wahrheiten unterzuordnen. Die menschliche Gesellschaft muß nach festumrissenen Prinzipien umgestaltet werden, und Ibsen schrickt in seiner Unnachgiebigkeit und einem Anflug von Schopenhauerschem Pessimismus nicht davor zurück, zu sagen, daß eine lügenhafte Gesellschaft ausgerottet werden müßte. Nicht im Leben selbst, nicht in der Sinneswelt im weitesten Sinne sind Richtlinien für das Leben zu finden, sondern der Verstand schreibt sie ihm vor. Hier steht die Ratio gegen das Leben, das Seinsollende gegen die Wirklichkeit — ein Rationalismus reinster Ausprägung, wie er für die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts charakteristisch ist.

Das Aufbauende in Ibsens Weltanschauung liegt in seinem Individualismus. Das oberste Gesetz ist ihm das Gesetz der Persönlichkeit. Persönlichkeit ist nicht das Ich des sinnlichen Trieblebens, sondern das Ich als Vernunftwesen. Die Ichsucht, die Instinktgebundenheit ist verwerflich, der entschiedene Wille zum Ich in jenem höheren Sinne ist lebensteigernd. Über die Unfreiheit des Willens hinweg, die für Ibsen unumstößliche Voraussetzung seines ethischen Denkens ist, fordert er im Sinne Nietzsches den Aufstieg zur starken Persönlichkeit, dem Adelsmenschen, der die anderen mit hinaufziehen soll. Aber diese starke Persönlichkeit gewinnt bei ihm nicht Leben, weil ihr das Triebhafte, Gefühlsmäßige fehlt, sie bleibt Verstandeskonstruktion.

Auch Tolstoi geht mit schonungsloser Härte gegen alles Unwahre im Leben der Gesellschaft und des Einzelnen vor und fordert vollständige Unterdrückung der Ichsucht. Aber sein Radikalismus ist völlig anderer Art. Es ist der Radikalismus des religiösen Fanatikers, für den alles andere verblaßt neben der einen großen Gottesidee.

Tolstois Religiösität wächst aus dem typisch-russischen religiösen Empfinden hervor, erfährt dann aber mannigfache Umbildungen. Es ist für den Russen typisch, daß er in seiner Einstellung zu Gott sich nicht wie der Mensch des abendländischen Kulturkreises als ein selbständiges Individuum Gott gegenüber fühlt, sondern sich im innersten Wesen in der alle Menschen umfassenden Gottheit verwurzelt fühlt. In den letzten Wurzeln ihres Wesens sind die Menschen eins mit Gott, und sie sind eins untereinander. Die Grenzen treten hier nicht so scharf hervor wie im religiösen Empfinden des Abendländers. Das bewirkt einerseits eine geringere Betonung und Wertung der Einzelpersönlichkeit, andererseits ein eigenartiges Hervortreten des sozialen Moments im russischen Denken. Der Mensch ist wie eine Welle im Ozean, eine vorüber-

gehende Erscheinung, an sich unwichtig und wertlos, wertvoll nur als Teil des Ganzen, der Gottheit, in deren Schoß zurückzukehren, unterzutauchen, der letzte, höchste Zweck des Menschenlebens ist. Sich dieser Wiedervereinigung mit Gott entgegenzustemmen, ist die größte Sünde — die Ichsucht.

Das russische religiöse Denken hat das Ideal des asketischen Heiligen geschaffen, der die Ichsucht überwunden hat und zu einem gottähnlichen Menschen geworden ist. Diesen Weg ist das Denken Tolstois nicht gegangen. Er hat sich eine besondere Anschauung vom Christentum konstruiert, ein recht einseitiges, willkürliches Vernunftgebilde, das der Menschheit Erlösung bringen soll. Hier tritt bei Tolstoi das rationalistische Moment hervor, in dem er sich mit Ibsen berührt: das verstandesmäßige Konstruieren von Lebensidealen, in die das wirkliche Leben hineingezwängt werden soll, ohne Rücksicht auf Tatsachen und historisches Geschehen.

Demut, Entsagung, Wunschlosigkeit fordert Tolstoi vom Menschen. Vor allem soll der Mensch nicht Gewalt gegen Gewalt anwenden, nicht dem Übel widerstreben; das würde die Summe des Übels nur vergrößern, während das Gute schließlich von selbst siegen werde, ohne jede Anstrengung von seiten des Menschen. Alles menschliche Streben ist ein lächerliches Beginnen, und es hat nie zu etwas geführt. Die Bedeutung der Persönlichkeit ist ein Wahn. Die sogenannten großen Persönlichkeiten in der Geschichte sind nur Etiketten, die den Ereignissen den Namen geben, aber mit ihnen im Grunde nichts zu tun haben. Der Staat ist organisierte Räuberei, die Kirche — Betrug, Privateigentum — Unrecht, Kunst und Wissenschaft unnütze Spielerei. Nur eines soll der Mensch — freiwillig und bewußt den Willen Gottes erfüllen, d. i. die christliche Lehre in der Tolstoischen Fassung annehmen; dann kommt das Reich Gottes. Höchstes Glück aber ist das Erlöschen des Menschengeschlechts.

Von der russischen Passivität kommt Tolstoi über den verwandten chinesischen Quietismus des Laotse zur pessimistischen Lebensverneinung Schopenhauers. Wie Ibsen fordert auch Tolstoi die Unterdrükkung des sinnlichen Ich, aber während Ibsen bestrebt ist, an seine Stelle ein geistiges, ideales Ich zu setzen, läßt Tolstoi die Stelle leer. Nur ein schwacher Schatten von Individualismus bleibt bei ihm nach, insofern als er es dem einzelnen Individuum überläßt, allein für sich seine Erlösung zu suchen.

Der zu hoch gespannte rationale, lebensfremde Idealismus führt bei beiden am Schluß des Lebens zu einem Bankrott. In der „Wildente" beginnt Ibsen über seine Ideale Gericht zu halten; es sei ein Unrecht, dem Schwachen seine Illusionen zu zerstören, das Recht auf Wahrheit habe nur der Starke, der sie ertragen könne. Im „Baumeister Solneß" erkennt er, daß er Forderungen aufgestellt hat, denen er selbst nicht gewachsen war. Noch tiefer dringt seine Erkenntnis in „John Gabriel Borkmann", wo der achtundsechzigjährige die Frage nach dem Sinn des Lebens mit bitterem Pessimismus beantwortet. Das Men-

scheulebeu ist nicht eine Rechenaufgabe, die mit dem Verstande allein gelöst werdeu kann. Wenn wir das Leben durch Ideen dividieren, geht die Aufgabe nicht restlos auf. Es bleibt ein Rest: das Irrationale. Und im Epilog seines Lebenswerkes „Wenn wir Toten erwachen" kommt er zu der trostlosen Erkenntnis, daß er sein Leben nicht gelebt, sondern Ideen geopfert habe.

Auch Tolstoi ist in eine Sackgasse geraten, wenn es ihm auch nicht zum Bewußtsein kommt. Er hat nicht Recht, wenn er in seinem „Reich Gottes auf Erden" die Ansicht verficht, das Bekenntnis zum Christentum, natürlich in der von ihm geprägten engen Form, sei die einzige Forderung an den Menschen, und es sei imstande, die ganze Menschheit zu erneuern. Die christliche Lehre, besonders wenn sie zu der ganzen menschlichen Kultur in Gegensatz tritt, kann doch nicht das Leben in seiner ganzen Breite umspannen. Das Leben ist nicht so einfach, wie Tolstoi es sich in seinen alten Tagen vorstellen will. In seiner Jugend hätte ihm sein Christentum, wenn man es ihm vorgeführt hätte, sicher nicht ausgereicht. Das sieht Tolstoi nicht, aber er empfindet doch mit Schmerzen, daß es ihm nicht gelingt, sein eigenes Leben mit seinen Lehren in Einklang zu bringen. Wie furchtbar er selbst uuter diesem Widerspruch litt, haben seine Tagebücher und sein nachgelassenes Drama „Und das Licht leuchtet in der Finsternis" gezeigt. Als er diesen Widerspruch nicht mehr ertragen konnte, floh der zweiundachtzigjährige aus Jasnaja Poljana vor der Welt, in die seine Lehre nicht paßte.

Der ungeheure Eindruck, den die Gedanken dieser beiden Geistesheroen aus der Peripherie des abendländischen Kulturkreises in ganz Europa hervorriefen, erklärt sich zum Teil aus dem Stillstand in der Ideenbildung, der in der Zeit ihres Auftretens in Deutschland eingetreten war, zum Teil aus der radikalen Form, in der sie auftraten.

Ibsen läßt uns die Wirklichkeit durch seine scharfe Brille sehen, entkleidet sie alles Scheines, aber seine Ideen vermögen uns nicht den Weg zu zeigen, der hinauf in die Höhe führte. Tolstoi hat seine Zeit gewaltig aufgerüttelt, wenn er dabei auch gegen vieles sehr Wertvolle angerannt ist. Beider Wirkung versiegte sehr schnell, weil sie ganz Menschen des Heute waren, nicht in der Vergangenheit verwurzelt, so daß auch ihre Gedanken nur in ihrer Zeit Lebenskraft hatten. Tolstoi lebt heute in Europa nur uoch als Künstler, seine Gedankenwelt ist uns wesensfremd. Ibsens Dramen muten einen heute schon veraltet an, aber in dem tragischen Zusammenbruch seines Rationalismus und in seinem Suchen nach dem „Dritten Reich", dem harmonischen Glück des Geistes und der Sinne, weist er über sich hinaus auf das, was einer späteren Zeit wiederzufinden und zu werten beschieden war, — das Irrationale.

Stimmen zum Ibsen-Tage.

Von R. v. E.

Der kurze Bericht über Alfr. Polgar's Ibsenkritiken in Nr. 23 (2. Dez. 1927) dieser Zeitschrift schloß mit den Worten: „unsere jüngere Generation weiß es kaum mehr, was uns Älteren Ibsen einst bedeutete und diese Bedeutung scheint mir, wird eines Tages wieder entdeckt werden, wenn wir übersättigt sein werden von der Leere der heutigen Produktion". Ganz abgesehen von der Zeitbedingtheit seiner Probleme und ihrer radikalen Zuspitzung auf eine scharf gestellte Frage (in Klein-Eyolf das „Verantwortungsgefühl", in der Wildente „Illusion und Wahrheit" u. s. f.) sind Ibsens Gestalten von stärkster Dramatik erfüllt, sie sind — ohne Pose, ohne Pathos — im Alltagskleid seelisch tief charakterisierte Personen und haben ein inneres Leben, das den meisten Bühnengestalten fehlt. Das allein schon rettet sie vor dem Veralten. Es sind Menschen wie wir — in ihren Kämpfen, in ihrem Ringen aus der stickigen Enge des Alltags herauszukommen, in ihrer Auseinandersetzung mit dem scheinheiligen Pharisäertum der Gesellschaft — wahrlich ein altes und doch ewig neues Lied bald echt tragisch erlebt, bald mit dem leisen Anflug von Lächerlichkeit zur Tragikomödie gedämpft! Ob Ibsen Rationalist, ob Leugner der Willensfreiheit war — er war es vielleicht mit jenem ungeheuren Selbstwiderspruch eines jeden Deterministen, der aller Unfreiheit des Willens zum Trotz doch an den Menschen die sittliche Forderung richtet — aber vor allem war er Mensch, Dichter und Seher mit ungeheurem Scharfblick für die hintergründige Natur des Menschen.

Zu dieser Frage schreibt Paul Fechter in der „D. A. Z."

„Denn darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben: die Zeit Ibsens kommt bestimmt noch einmal wieder, und wir werden es vielleicht sogar noch selbst erleben. Schon aus einem rein äußeren Grund wird er zurückkehren: weil das Theater in seiner Not nach ihm greifen wird. Die jungen Dichter, die nach ihm kamen, haben vergessen, daß das Theater nicht nur Stücke, sondern auch Rollen braucht. Sie schufen keine Rollen mehr, keine Gestalten für Schauspieler; sie ließen ihre wichtigsten Helfer auf der Szene verdorren. Die Schauspieler aber brauchen nun einmal Gestalten, und soviel man auch gegen Ibsen vom Standpunkt der heutigen Welt einwenden mag: Rollen hat er geschaffen. Vom Konsul Bernick bis zu John Gabriel Borkmann, von Lona Hessel bis zur Frau vom Meer, von Frau Alving bis zur Nora; es gibt schon manches für die Schauspieler bei ihm. Und wenn eines Tages der große Hunger nach Menschengestalten auf der Szene ausbrechen wird, wenn die Schauspieler es satthaben werden, farblose Typen statt runder, dreidimensionaler Gestalten hinzustellen, dann wird man ganz

von selbst auf den Theatern zu ihm zurückkehren müssen. Und dann wird man wahrscheinlich eine große Überraschung erleben.

Denn dann wird hinter dem Ibsen, mit dem wir als junge Menschen aufgewachsen sind, hinter dem ernsthaften, spintisierenden, schwerblütigen, dem Norweger, vielleicht der K o m ö d i e n schreiber sichtbar werden. Was wir zuweilen schon früher ahnend zu fühlen glaubten, wird dann offenbar werden: daß hinter diesem Problematiker ausgehen- Welt der Bürgerlichen und Kleinbürgerlichen von selbst dialektisch in die dien saß, einer, der nicht nur den heroischen Kampf kämpfte, Tragödien an untragisch gewordenem Menschenmaterial entstehen zu lassen, sondern einer, der selbst deutlich hinter diesen sinnlos gewordenen und kaum noch halben Tragödien die böse spitze Komik des Lächerlichen empfand. Ibsen war einer der vorläufigen Totengräber des Tragischen, der den hoffnungslosen Versuch unternahm, die Tragödie, die nur den Ungewöhnlichen, den Menschen des religiösen und des heroischen Lebens zukommt, in die Welt der gewöhnlichen Menschen zu verschleppen.

Aber irgendwo in ihm saß etwas wie die heimliche Erkenntnis der Vergeblichkeit dieses Bemühens, saß das Wissen, daß Tragödien in der Welt des Bürgerlichen und Kleinbürgerlichen von selbst dialektisch in die Komödie umschlagen müssen. Ob man an Baumeister Solneß oder Hedda Gabler, an Nora oder an „Wenn wir Toten erwachen" denkt: irgendwo sitzt hinter dem Ernst immer lauernd das heimliche Lachen, sind das Geschehen oder zum wenigstens die Erkenntnisse hinter ihm bis dahin getrieben, wo alles von selbst in sein Gegenteil umschlägt. In dem Epilog steht sicher genug an Selbstbekenntnis des Siebzigjährigen, genug Bitterkeit eines Lebens, das doch an Werk und Wirkung reich wie wenige gewesen war. Über diesem Bekenntnis aber wächst wie eine grausige Selbstparodie die komödienhafte Parallele des Künstlerschicksals: Rubek und Irene steigen mit großen Worten bergan und enden in der Lawine — der untragische unkünstlerische Mensch der Wirklichkeit und die kleine, belanglose Frau, die dasselbe unternehmen wie die tragischen Leute, kommen durch und bleiben Sieger. Der dieses Stück schrieb, wußte mehr von seinem Werk als die Zeit, in die er es schaffend hineingestellt hatte, begriff und ahnte.

Und hier ist der Punkt, von dem aus auch jenseits des Theaters noch einmal eine lebendige Auseinandersetzung mit dem Norweger kommen muß. Gewiß: für die Zeit der Wege zu Kraft und Schönheit, der gewonnenen Frauenbewegung auf allen Gebieten, der Relativierungsversuche nach der kümmerlichsten Moral zugunsten eines primitiven Vitalismus, — für die sind die Probleme seiner Helden und Heldinnen höchstens noch Objekte des Achselzuckens. Wenn aber einmal diese Jahrzehnte der Kümmerlichkeiten erledigt sein werden, wenn Leute mit neuen Augen versuchen werden, den Weg zu sehen, der von den letzten Zeiten mit Kulturresten zu Heutigem und darüber hinaus geführt hat, dann werden sie an der Gestalt des kleinen Apothekers aus Bergen nicht vorüberkommen. Sie werden dann die beiden Gesichter seines Werks deutlicher erkennen, als es die Zeit, zu der Ibsen gehörte, und als wir es

vermochten. Sie werden sein rückwärtsgewandtes Antlitz im angeblich Neuen, Modernen erkennen, daneben aber auch das, was trotz allem in die Zukunft blickte. Es wird ihnen vielleicht nicht allzu sympathisch erscheinen, so wenig wie einst uns — aber aus anderen Gründen. Wir schoben, damals erwachsen geworden, Ibsens Probleme und Forderungen beiseite als provinzielle Kleinbürgerprobleme mit falschen Konsequenzen. Die Späteren werden vielleicht schon erkennen, daß gerade dieses, die Übertragung tragischer Verflechtungen aus der Welt des Heroischen, wo sie ihre legitime Heimat haben, in die Illegitimität der Kleinbürgerwelt mit der leisen, doppelbödigen Komik dahinter, das beste und sicherste Mittel war, die Katastrophe der Tragik am falschen Ort und am untauglichen Objekt, den Untergang einer Literatur mit untauglichen Mitteln beschleunigt herbeizuführen und so den Boden zu bereiten für das Neue, das jenseits dieser Versuche nach dem ganzen tristen Zwischenspiel der geistlos gewordenen Jahrzehnte wieder anheben mußte.

Von hier aus gesehen ist Ibsen nicht nur ein Helfer beim Zerstören der sterbenden bürgerlichen Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts gewesen; er war vielleicht, von einem höheren Standpunkt aus gesehen, auch ein Wegbereiter kommender Geschlechter, die ihn, wenn die Zone des Schweigens durchschritten sein wird, von sich aus von neuem und dann bleibender auf ihre Schilde heben werden."

Und nun mag noch zum Schluß eine Frau zu Worte kommen, die Ibsen als „Entdecker der Frau" schildert, Anselma Heine („D. A. Z.").

„Vorkämpfer der Frauenemanzipation" besagte das Etikett, das ihm Europa anheftete und ihn damit für heute zu einem stempelte, dem Erfüllung längst das Szepter aus der Hand nahm. Die wenigsten nur haben begriffen, daß das, was er getan hat, weit mehr war. Nicht der Frau zu eigener Stellung und eigenem Beruf zu verhelfen war sein Streben — einfach entdeckt hat er sie.

Schon im Jahre 1877 läßt er in einem seiner ersten Gesellschaftsdramen „die Stützen der Gesellschaft" die grauhaarige, aus Amerika heimkehrende Lona sagen: „Ihr seid Hagestolze. Ihr seht die Frauen nicht."

„Ibsen aber sah sie. Durch und durch. Erbarmungslos. Und doch mit dem feinsten Verständnis für ihren Reiz, ihre Sehnsüchte, ihre Leiden. Und nicht um ihre Rechte ist es ihm zu tun, sondern um ihr Menschentum. Mit Lehre und Forderung dringt er in sie ein. Er weiß auch, wie es um die sogenannte befreite Frau steht; weiß, daß die früheren Frauen Macht hatten, die jetzigen nur Rechte. Seine Frauen siegen immer. Nie aber wegen ihres Strebens nach Gelehrsamkeit und Beruf. Nur immer trotzdem. Durch ihr Weibtum."

„Ibsens Frauengestalten wurden bald allen Gebildeten vertraut. Den großen Schauspielerinnen waren diese Rollen als interessante Bühnenaufgabe willkommen. Es reizte sie die Innerlichkeit, Natürlichkeit und Tiefe dieser Frauen. Jede Seelenregung hatte da ihren Körper be-

kommen. Und war so darstellbar geworden. Eine ganz neue Kunst des Theaters ist durch Ibsen möglich geworden. Eine Kunst, die Idealismus und Naturalismus verschmolz.

Und auch das Publikum kam mit. Zum erstenmal wieder ging es uns etwas an, was da oben auf der Szene gesprochen wurde. Die moderne Frau erkannte einen Teil von sich selber in dieser Nora, dieser Hedda Gabler, dieser Beate aus Rosmersholm. Nicht in deren Handlungen, aber in der seelischen Zusammensetzung waren sie eine von uns; in ihren Anlagen und in deren Reaktionen.

Und wir wollen unsern Dichter, Warner und Erzieher nicht wie weiland die Frauen ihren Frauenlob zu Grabe tragen, sondern zu Leben. Indem wir herausschreiten aus den Pforten, die er uns geöffnet hat, und wieder heimkehren, sei es auch in Enge und Opfer: freiwillig, unter eigener Verantwortung!

Wie er es uns gelehrt hat."

Marburger Ferienkurse.

Die Universität Marburg veranstaltet auch in diesem Jahre Ferienkurse für In- und Ausländer. Der Hauptlehrgang der vom 2.—22. August währt, ist der Darstellung der wichtigsten Probleme des gegenwärtigen Europa gewidmet. In der ersten Woche sprechen u. a. die Professoren Deutschbein-Marburg, Platzhoff-Frankfurt, Manuhardt-Marburg, Laubert-Breslau, ferner René Fülöp Miller-Wien über „Die Mächte als Subjekte des europäischen Handelns". In der 2. Woche werden die besonderen deutschen Probleme von Dr. Fritz Klein-Berlin, Niekisch-Dresden, Regierungsrat Maßmann-Berlin und Dr. Bäumler-Dresden behandelt. Die 3. Woche dient der Erörterung gesamteuropäischer Probleme. Hier werden folgende Herren sprechen: Dr. Barandon-Genf, Professor Gerber-Marburg, Dr. Ammann-Aarau-Schweiz, Professor Kähler-Breslau und Dr. Holfelder-Marburg.

Neben dem Hauptkursus laufen Nachmittagskurse über Deutsche Literatur, Kunst, Pädagogik und Sprache, für welche ebenfalls eine Reihe namhafter Marburger und auswärtiger Vortragender gewonnen wurden. Im Anschlusse an die Marburger Arbeitswochen erfolgt eine großangelegte Studienreise ins Frankenland unter sachkundiger Führung, die in Frankfurt beginnen und in Coburg enden soll. — Gesamtkosten während der vier Wochen von 200 RM. aufwärts.

Ausführliche Prospekte versendet die Geschäftsstelle der Marburger Ferienkurse, Marburg a. d. L., Rotenberg 21.

Historische Bäume.

So wie wir Stätten und Bauten verehren, von denen wichtige geschichtliche Wirkungen ausgegangen sind, so müssen wir auch solchen Bäumen eine besondere Achtung entgegenbringen, die gleichsam die Urväter ganzer Baumgenerationen geworden sind. An solchen historischen Bäumen ist der Botanische Garten der holländischen Stadt Leiden reich, dessen Bedeutung Camillo Schneider im neuesten Heft der „Gartenschönheit" hervorhebt. Der Leidener Botanische Garten, der 1587 gegründet wurde, ist nur 40 Jahre jünger als der älteste Botanische Garten überhaupt, der zu Pisa in Italien. In dem bereits 1602 veröffentlichten ersten Pflanzenverzeichnis der Leidener Bestände sind einige noch heute vorhandene Bäume erwähnt, die durch den Leidener Garten zuerst in Europa eingeführt wurden. Da ist ein Goldregen, der mindestens 340 Jahre alt sein muß, eine ganze Gruppe von Stämmen, die mit Efeu berankt sind. Ein ehrwürdiger Zeuge ferner Vergangenheit ist auch der Tulpenbaum, ein Kind der Neuen Welt, wohl der älteste Baum dieser Art, den es gibt. Der dritte dieser bereits aus dem 16. Jahrhundert stammenden Bäume ist die Libanon-Ceder. Von besonderer historischer Bedeutung ist ferner ein Ginkgo-biloba-Baum, der älteste in Europa, wohin diese Pflanze um 1730 kam. Bisher hat noch niemand die Ginkgo wild gefunden. Nur der holländische Forscher Frank Meyer glaubte, im östlichen China auf wildwachsende Ginkgo gestoßen zu sein, eine Annahme des allzufrüh verstorbenen Reisenden, die noch nicht bestätigt ist. Jedenfalls ist er ein uralter Kulturbaum Ostasiens, der besonders die buddhistischen Tempel schmückt und dem Goethe in seinem berühmten Gedicht des Diwan in unserer Literatur Heimatrecht erworben hat. Erwähnenswert ist auch die japanische Walnuß des Leidener Gartens, die durch den holländischen Botaniker Franz von Siebold um 1860 in Europa eingeführt und zuerst in Leiden angepflanzt wurde. Der Baum ist etwa 18 Meter hoch. So stellt dieser Botanische Garten ein denkwürdiges Baum-Museum dar, in dem sich so manches Gewächs befindet, das in der Geschichte der Botanik und der Menschheit eine wichtige Rolle gespielt hat.

Amerikanismus.

Wie Neuyorker Blätter melden, soll Graf Hermann Keyserling beim Betreten des amerikanischen Bodens von einem Schwarm von Reportern umdrängt und mit der Frage „Welchen Eindruck machen unsere Wolkenkratzer auf Sie? Was sagen Sie dazu?" bestürmt worden sein, worauf der Graf zum Entsetzen der gespannt lauschenden Menge, schlicht und verständlich nur das Wort „nothing" gesagt haben soll. — Man spricht davon, daß demnächst im Weißen Hause eine Eingabe bevorsteht, entweder die Wolkenkratzer Neuyorks dem Erdboden, oder zum mindesten dem Häuser-Normalmaß gleich zu machen oder den Grafen „wegen spektralanalytischer Verfälschung der Seele Amerikas" auszuweisen.

Ein bedauerlicher Fall von verdrängter Selbstkritik soll in Los Angeles zu einem tragischen Ausgang geführt haben: ein Schwergewichtsmeister, der mit einem Zentnergewicht jonglierte, soll berauscht von dem tosenden Beifall der Menge die ungeheure, hoch empor geschleuderte Last nicht mit seinem Nacken oder Biceps, sondern mit seinem Kopf aufgefangen haben und auf der Stelle tot niedergebrochen sein. Die nachträgliche spektral-psycho-analytische Untersuchung des Gehirns des Beklagenswerten soll das Bild eines ausgesprochen extravertierten Typus ergeben haben. So bewahrheitet sich hier in tragischer Weise das Wort des großen Philosophen Wilh. Busch „Die Selbstkritik hat viel für sich". (Bericht vom 1. April.)

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 8 | Freitag, den 1. Juni 1928 | 4. Jahrgang

Albrecht Dürer.

Zu seinem Jubiläum.

Unter obigem Titel erschien im Märzheft der „Deutschen Rundschau" ein vortrefflicher Aufsatz aus der Feder **Paul Fechter's**, dem wir folgendes entnehmen:

„Im zweiten Teil von Goethes Schriften über Kunst aus dem Jahre 1831 stehen folgende Sätze: „Albrecht Dürer und die übrigen Deutschen der älteren Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuren Gegenstände die Freiheit des Wirkens verlieren oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und denselben gewachsen ist. Daher sie bei allem Anschauen der Natur, ja Nachahmung derselben ins Abenteuerliche gehen, auch manieriert werden."...

„Der alte Goethe spricht hier nicht nur als Mensch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, aus der Zeit des späten Rokoko und der frühen Winckelmannbetrachtung, nicht nur als Deutscher: er spricht gerade in diesen Sätzen als Europäer und aus einem zeitlosen Instinkt." ... „Was der alte Goethe hier formuliert ... ist etwas, was viele von uns, sofern sie ihre Erfahrungen mit sich selbst ohne Voreingenommenheit prüften und registrierten, mehr oder weniger vor allem in jüngeren Jahren, vor den Werken Dürers und der älteren deutschen Malerei in gleicher Weise empfunden haben... Man erkannte wohl, daß da etwas Bedeutsames vorlag, etwas, das man nicht ohne weiteres abtun oder verneinen konnte, man erkannte aber auch, daß es in keiner Weise mittelbar oder unmittelbar dem gewöhnlichen Gefühl des gewöhnlichen Menschen von heute zugänglich war ... Man war ja durchaus bereit, etwas mit Rembrandt, mit Lionardo, mit Michelangelo zu gehen. Es lag also nicht an einer naturgegebenen Feindschaft gegen das, was man früher große Kunst nannte.

Dieser Zusammenstoß mit Dürer ... ist im Grunde nichts als der Kampf um das Deutsche ..., den wir wohl alle einmal mehr oder weniger ausfechten müssen. Was wir und was im Grunde auch die Welt, die europäische, wie die nichteuropäische, deutsch nennt und als deutsch empfindet, ist im Grunde das, was jenseits des schon geformten, gewöhnlichen, allgemein gewordenen Lebens noch ungeformt und nur durch ein Individuum formbar **in den Untergründen der allgemeinen menschlichen, oder wenigstens der europäischen Seele schläft.** Es hat seinen guten Grund, wenn man Deutschland immer das Reich der Mitte genannt hat: die Menschen hier leben in der Tat nicht nur geographisch, sondern sofern sie wirklich, das heißt wesentlich leben, aus der Mitte, aus dem Zentrum, aus den Regionen der Seele, die uns gewöhnlichen Menschen von vornherein nicht zugänglich sind; diejenigen, die ganz von diesem Wesen erfüllt eine wirklich deutsche ... Kunst machen, stellen damit in die Welt des schon Verbundenen, schon Konvention Gewordenen etwas hinein, das nur aus sich selbst ... lebt ...

Ist man aber einmal zu dieser Erkenntnis gelangt ..., dann ergeben sich von ihr aus weitere Einsichten und Bereicherungen, welche die aufgewandte Mühe durchaus rechtfertigen. Diese Mühe ist nicht klein ... man muß den eigenen Protest, den Widerstand des gewöhnlichen Menschen in sich ... zum Schweigen bringen ... damit der zunächst leise Widerhall des Fremden vernehmbar wird, man muß sich ... vergewaltigen lassen, um mit dem fremden Geheimnis in den Kontakt zu kommen, der die Voraussetzung dafür ist, daß es aufhört, Geheimnis, fremd zu sein.

... Man gelangt über diesen Kampf gegen sich selbst um dieses großen fremden Meisters willen zu Erkenntnissen, die weit über das bloße Gebiet künstlerischer Dinge, künstlerischen Lebens hinausgreifen. Man macht Erfahrungen, von denen aus die Stellung dieses Volkes zu sich selbst und gleichzeitig die Stellung der ganzen Welt zu dieser Nation einen ganz merkwürdigen, über das Politische hinaus vertieften Sinn bekommt ... Die jahrhundertelange erbitterte Auseinandersetzung gerade zwischen diesem Volk der Mitte und den Nationen des Westens wie des Ostens empfängt von hier aus eine fast metaphysische Deutung, die dem deutschen Schicksal wenigstens etwas von seiner dunklen Sinnlosigkeit in der Geschichte nimmt. ..

Das wirklich deutsche Wesen ist da, wo es rein ist, wie bei Dürer. Verneinung alles nicht Wesentlichen, Unwesentlichen, Gewöhnlichen in dem Sinne, daß es um erkannt zu werden, von dem Gewöhnlichen, Nichtwesentlichen Aufgeben seiner normalen Art verlangt und ein Durchdringen bis dahin fordert, wo auch in ihm ein kleines Restchen Wesen, ein wenig Substanz vorhanden ist. Die Erfüllung dieser Aufgabe geht nicht ohne harte innere Widerstände vor sich ...

Hier liegt der eigentliche metaphysische Grund für die ... fast erbitterte Ablehnung und Verneinung des Deutschen, die es daheim, wie draußen hervorruft ...

Wenn die Deutschen einst wie heute in ihrer großen Mehrzahl das Leichte, Gefällige französischer Kunst bewundern — so ist es Flucht vor der Aufgabe, die das Deutsche in seiner reinen Form stellt, Flucht vor dem Wesen ...

Das vielberufene Glück, das Dürer in Italien empfunden hat, beruhte sicherlich nicht zum kleinsten Teil auf der unwillkürlichen Erleichterung, die er verspürte, weil sich die seelische Aufgabe, die jedes Werk war, hier unvermerkt in eine formende, die jenseitige in eine diesseitige löste.

Kampf um das wirklich Wirkliche, um das absolute Leben, Kampf um das, was Wesen, existente Wahrheit hinter und in aller Form ist — tatsächliche Verwirklichung dessen, was sonst auf keine andere Weise Wirklichkeit werden kann — das ist Sinn und Ziel dieses Menschen, den man mit Recht als den reinsten Typus deutschen Wesens in seiner reinsten Ausprägung bezeichnet hat. Ein katholischer Mensch, aus einer noch ganz von bildhaften Geistwesen bevölkerten Welt herkommend, nimmt hier die protestantische Aufgabe auf sich, allein den reinen Glauben, das reine wirkliche Wesen, die innere Wahrheit seiner und damit jeder deutscheu Existenz suchend zu realisieren, am Bild seiner ganzen, der wirklichen wie der visionären Welt ... Er lebt als Einzelner, was Lebeussinn der ganzen Nation ist."

„Als Goethe im Jahre 1808 Dürer's Randzeichnungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilians in den Lithographien von H. Strixner zu Gesicht bekam, sagte er sie seien „wie Gottes Friede und höher als alle Vernunft"; ihre wiederholte Durchsicht wird ihm „in diesen unfruchtbaren Zeiten eine trostreiche Gemütserquickung". Und das schreibt Goethe zu einer Zeit, da er noch Klassizist strengster Observanz war, da er selbst bekennt, daß er Dürer bisher wohl für einen Künstler gehalten habe „der mit pünktlicher Treue und offenem Sinn für Leben, Farben und Formen die Natur nachahmte ..., daß er Fruchtbarkeit und Erfindungen besessen", allein „ohne Anmut uud wenig fähig, in eine heitere poetische Stimmung überzugehen". Was hätte der Olympier erst geschrieben, wenn er, wie wir heute, das Gesamtwerk des Nürnberger Meisters hätte klar überblicken können, er, in dem sich wie in Dürer „der Typus eines neuen Bildungsidealismus und Universalismus" verkörperte, wobei dieser Universalismus bei beiden „in einer nie versagenden Anteilnahme an allem, was die Menschen geistig beschäftigte und der Phantasie Nahrung bot, begründet war" (Dvorák).

(Aus dem Aufsatz v. Dr. Günther Probszt-Wien „Dem Andenken Albr. Dürers". Alpenländ. Monatshefte. Nr. 7. 1928.)

Zu Dürers Bildnissen.

Wer den Weg zu Dürer's tiefsinniger Griffelkunst uoch nicht gefuuden hat, der suche die Seele dieses großen Deutschen zuvor iu seiner

Bildniskunst und er wird sie finden. Die grandiosen Bildnisse des Barend van Orley (Dresden), des Holzschuher (Berlin), des Imhof (Prado), die Selbstbildnisse in München und im Prado — sie packen unmittelbar den Beschauer durch die durchdringende seelische Tiefe ihres Blickes und sind so Kennzeichen auch der Seelentiefe des Künstlers. Vor ihnen erlebt man jenes Große, das Broder Christiansen als typisch für die Meisterwerke der Bildniskunst feststellt: „Es ist als ob sie dich anschauten, aber doch bleibt ihr Blick nicht an dir haften, nicht bist du ihnen Grenze und Ziel, sondern ihr Blick geht durch dich hindurch, über dich hinaus in ferne Weiten und Räume, die dir noch verschlossen sind, als suchten sie dort ihr Ewigkeitsziel, ihren letzten Ankergrund." R. v. E.

Zum Gedächtnis Otto Brauns

Von Conrad Wandrey.

Am 29. April 1918 endete im Nordosten Frankreichs bei Marcelcave ein Granatvolltreffer das Leben des zwanzigjährigen Otto Braun. Wäre dieser junge Mensch nur eines der vielen reichen Talente gewesen, die das eherne Schicksal hinwegraffte, es bestünde kein Anlaß, seiner am zehnten Todestage ausdrücklich zu gedenken. Aber der Band nachgelassener Schriften, aus Tagebüchern und Briefen, die bis ins neunte Lebensjahr zurückreichen, von liebender und kundiger Hand als ein geistiges Denkmal des Frühvollendeten zusammengestellt (Berlin 1920 bei Bruno Cassirer), hat nicht nur anspruchslose und leichtgerührte Leser erschüttert, sondern kritische Beurteiler von Rang, die dem Sensationellen so abhold sind wie Joseph Hofmiller und Rudolf Borchardt,, der Überzeugung Ausdruck geben lassen, daß Otto Braun eine der seltenen, vielleicht die genialste Begabung der jungen Generation war, die auf dem Schlachtfeld geblieben ist.

Man nimmt diese „Nachgelassenen Schriften" jetzt wieder prüfend zur Hand und sieht, daß ihnen die Zeit nichts anzuhaben vermochte. Sie haben das in Hinsicht des geschriebenen und gedruckten Wortes ephemerste aller Dezennien überlebt, und sie werden weiter dauern, weil sie der notwendige und ursprüngliche, der individuell geprägte Ausdruck einer Persönlichkeit sind, die den gültigsten Rechtsanspruch hatte, in ihr Tagebuch zu schreiben: „Ein Mensch ist nicht wertvoll weder um seiner Worte, noch um seiner Taten willen, sondern nur um dessentwillen, was er wirklich und wahrhaftig ist." Wer war Otto Braun?

Zunächst einmal ein Knabe, dessen Auffassungsvermögen ans Phantastische grenzte. Er macht die gesamte antike Überlieferung: Kunst, Dichtung, Philosophie, Historie, dazu die deutsche Literatur und Geistesgeschichte von den Minnesängern bis zu Nietzsche herauf, er macht dies alles neben vielem andern, wozu eine ausgebreitete staats-

und wirtschaftspolitische Lektüre gehört, mit rastlosem Fleiße, aber ohne sonderliche Schwierigkeit wie etwas Selbstverständliches sich zu eigen, und er nimmt dabei doch, was das Entscheidende ist, nicht nur passiv auf, sondern formt sich bildend an, was seiner Natur gemäß ist, das Ungemäße mit einer für diese Altersstufe unerhörten Sicherheit ausscheidend. Das Tagebuch Otto Brauns birgt eine Fülle von scharfäugigen Bemerkungen über Kunstwerke und Probleme, Bücher, Personen und Zeitverhältnisse, die nicht nur geistreich sind, sondern sachlich, und meist mitten ins Schwarze treffen. Mag er über Wölfflins klassische Kunst oder Gundolfs Goethe, über Homer oder Napoleon, indische Mystik oder modernen Sozialismus sich Rechenschaft ablegen, stets ist es die Reife und Sicherheit des Urteils, des ohne Altklugheit bescheiden und nur um der eignen Klarheit willen aufgezeichneten und nie für die Öffentlichkeit bestimmten Urteils, was immer von neuem überrascht.

Und wie weiß Otto Braun zu schreiben. Auch die sprachliche Fixierung dessen, was er ausdrücken will, ist ohne jugendlich tastendes Ungeschick und ohne nebulose Weitschweifigkeit, von einer Präzision des Griffs, um die mancher professionelle Literat diesen Gymnasiasten beneiden könnte. Und dabei hatte Otto Braun sogar nichts von einem werdenden Literaten. Er war kein Büchermensch, kein Stubenhocker, vielmehr ein Jüngling, den es stürmisch ins tätige Leben drängte, dem „das Wesen des Staates" immer entscheidender in den Mittelpunkt seines Interesse rückte und die Aktivität mehr galt als die subtile Reflexion des Denkens, ja das schöne Bildnertum des großen Künstlers, so viel und tief er um beides wußte. Jede Art „Spintisiererei" ist ihm höchst verhaßt, sein Wille geht „auf die irdische Luft, auf den Leib und das Leben". So ist er auch aufgeschlossen jedem Wunder der Natur: die sparsame Schönheit der heimatlichen Mark, der üppige florentinische Frühling, die sommerliche Hoheit der bayrschen Alpenlandschaft wirkten an seiner Entfaltung mit, waren seiner Seele „eine herrliche Quelle von Sicherheit und Reinheit" nicht anders wie die Gebilde menschlicher Hände und Geister.

Die Augusttage 1914 fanden den Siebzehnjährigen, der sich sofort zur Fahne meldete, in der Gewißheit, daß „wir uns noch nicht erfüllt haben, das Deutschland, das wir im Herzen tragen, noch nicht Form und Gestalt geworden ist. In diesem Sinne will ich hinaus. Verächtlich und töricht scheint es mir, sich zu sparen, sich zu schonen. Für die Erhaltung deutschen Wesens, für seine Erfüllung will ich kämpfen. Wer und was könnte mich da zurückhalten!" Die Bewährung Otto Brauns im Feld, seine Standhaftigkeit gegenüber einer noch unbekannten Welt des harten Alltags und des grausamen Leides, sein jähes Reifen zum Mann und Führer, seine Überwindung des tiefsten Schmerzes, als die über alles geliebte und verehrte Mutter plötzlich stirbt, sein ungebrochener Lebensmut, nur weil es „nicht mehr um Wohl und Wehe einzelner Menschen, sondern um die Freiheit und Größe des Besten geht, was wir haben, unsres Vaterlandes, aus dem uns alles quillt und dem wir

alles verdanken": dies ist dann das Erhebenste und Wertvollste an diesem unvergänglichen Gedächtnisbuch, das in der Bibliothek keines Deutschen fehlen sollte.

Keines jungen Deutschen besonders. Denn noch ehe der hysterische Expressionismus einer methodisch zerstörenden Generation wuchernd ins Kraut schoß, war mit dem tragischen Hingang Otto Brauns ein menschliches Leitbild dem Zeitlichen entrückt, wie es der Nachkriegsjugend unsrer Tage, soweit sie wirklich jung ist, nicht mahnend genug vor Augen stehen kann. Otto Brauns weite Empfänglichkeit war frei von dem schlimmsten Gebrechen der Gegenwart: das Tempo um seiner selbst willen zu vergötzen, ohne zu wissen wohin es geht. Mit einem gesunden Sinn für die Ertüchtigung des Körpers ausgestattet, aber fern der einfältigen Geistfremdschaft des muskelprotzenden Sportlers war er differenziert, ohne darum blasiert, war er lebensfroh ohne darum lebensfrech zu sein. Wenn Jugend, nach einem schönen Wort Martin Bubers „die ewige Glückchance der Menschheit", zum Maß ihres Wesens ganz wieder zurückfinden will, das nicht minder ewig ist: sie wird es kaum irgendwo anschaulicher und anspornender verkörpert finden als in der unvergeßlichen Gestalt Otto Brauns.

Vortragszyklus des deutschen Kulturamts.

Dr. W. Stapel, Hamburg.

„Der Zivilisierte".

Seit Nietzsche und Spengler sind die Begriffe Kultur und Zivilisation scharf geschieden, ja zum Gegensatz geworden.

Ebensowenig wie man vom „zivilisierten Bürger", sprechen kann, denn der „Bürger" hat eine spezifische bürgerliche „Kultur", so würde auch die Kombination „kultivierter Proletarier" sinnlos sein, denn wenn der Proletarier kultiviert wäre, so hörte er auf zum Proletariat, zur „Masse" zu gehören. Die grundlegenden Begriffe der Zivilisation sind **Masse** und **Maschine.**

Eine Ansammlung von Menschen, ein Menschenhaufen wird in dem Moment zur **Masse,** in welchem das massenpsychologische Moment des gleichgerichteten Interesses hinzutritt, das mit suggestiver Gewalt die Masse in eine Richtung lenkt. Sie ist demnach ein zufälliges Gebilde, was nur möglich ist bei suggestiblen Menschen, die von einer Phrase, vom Schlagwort gepackt werden.

Noch deutlicher wird der rein zufällige Charakter der Masse, wenn wir die Begriffe Gewerkschaft und Innung miteinander vergleichen. Hier ist es eine Institution, eine seelisch betonte Gemeinschaft und Verbundenheit, dort eine Organisation, eine Interessengemeinschaft, in welcher das Interesse immer wirtschaftlicher oder wirtschaftspolitischer Art ist. In dieser Interessengemeinschaft herrscht eine völlige seelische Be-

ziehungslosigkeit, daher muß an Stelle seelisch bestimmender Tendenzen Zentralisierung treten, um die unorganische Masse in der Gewalt zu haben. Alle Zentralisierung führt aber zur Typisierung jedes Massenteilchens, zur Entseelung des Einzelnen. (Hierzu gehört auch die ständig wachsende Bürokratisierung der Organisationen!)

Auf politischem Gebiet führt diese auf die rein praktische Zusammenarbeit der Massenteilchen gerichtete Tendenz zu immer umfassenderen Organisationen, zum Ideal des „Menschheitsstaates", der sich als **Imperialismus** beim Starken, als **Pazifismus** beim Schwachen auswirkt. Es sind das bloß zwei verschiedene Seiten des gleichen seelischen Vorganges.

Hand in Hand mit diesem Prozeß der Typisierung und Uniformierung, der Entindividualisierung des Einzelnen arbeitet die **Maschine.** Sie leistet nicht mehr die individuelle Arbeit des Handwerkes, sondern sie typisiert ebenfalls ihre Erzeugnisse. Wenn sich die Handarbeit der Natur des Gegenstandes und der Natur des Käufers der Ware anpaßte, mithin ihren höchsten Wert in dem individuellen, naturverwobenen Charakter ihres Erzeugnisses erblickte, so muß sich jetzt die höchste individuelle Natur dem typisierten Maschinenprodukt anpassen. Die Arbeit wird entseelt, die Seele entweicht aus dem Beruf und findet sich erst wieder in der Freizeit. Das Leben wird reglementiert in 8 Stunden seelenlose Berufsarbeit, 8 Stunden Freizeit für die Seele und 8 Stunden Schlaf. Die exakte Einteilung muß eingehalten werden, weil sonst Hemmungen im maschinellen Arbeitslauf eintreten würden. Ein Jeder — sei es der Arbeitgeber, sei es der Arbeitnehmer steht unter diesem Zwang der Exaktheit, einem Begriff, der erst seine Bedeutung im Reich der Maschine erlangt hat.

So wird innerhalb dieser Maschinenarbeit die Exaktheit und mit ihr die Schnelligkeit der Produktion zum Ideal. Diese kann aber nur erreicht werden durch eine radikale Fächertrennung, Spezialisierung der Einzelarbeit, die ihre Rückwirkung auch auf das Leben ausübt. Die Abstraktion, der rationale Begriff beherrscht das Leben im Rahmen der Zivilisation, denn nur durch diesen Kunstgriff ist der Zivilisierte im Stande es zu beherrschen.

Charakteristisch für diese rationalisierte Welt ist die Vereinerleiung aller individuellen Unterschiede, die so weit geht, daß nur noch Sachunterschiede gelten, was besonders in der Anonymität der großen Betriebe (A. E. G. etc.) ins Auge fällt. In dieser anonymen Welt des Betriebes und der Arbeit schwindet völlig die Verantwortlichkeit des Einzelnen, die auf den Apparat übergeht.

Diese Welt von Beton, Eisen und Glas wird beherrscht von drei Begriffen — der exakten Ordnung, dem Glück und der Aufklärung. Den Ersatz für den Verlust des eigenen Seelenlebens, die Verwandlung des Eigenlebens in den Typus besorgt das Schlagwort, die Phrase, die zwei suggestive Handhaben der Masse gegenüber im Appell an ihren Stolz, oder ihren Neid (Resentiment) besitzt. Niemand läßt sich so leicht vom Schlagwort fangen, wie der Großstädter, der ihm wehrlos gegenüber-

steht. Auf dieser psychologischen Grundlage beruht der Erfolg der Reklame.

Der Endeffekt ist niemals Tiefenwirkung, sondern Nervenreizung durch die Sensation.

Das gleiche gillt von der heutigen Kunst in allen ihren Arten und Abarten. Selbst der Tanz wird zu einem rationalisierten Nervenreiz, er entbehrt der in das Ästhetische gehobenen Erotik des alten Tanzes. (Es liegt im modernen Tanz eine seltsame Mischung von maschinellem Gleichtakt und gehemmter Eigenbewegung, man könnte ihn vergleichen mit der rhythmischen Zuckung eines Hampelmannes, dessen Lebensrest noch mit einem gewissen Eigenrhythmus gegen den aufgezwungenen rebelliert. D. Schriftl.).

Das neue Körpergefühl führt zum „Körperkult", es wird nicht mehr Mittel zu höherem Zweck, sondern Selbstzweck. Die Höchstleistung, der Rekord steht im Vordergrunde des Interesses, und Tausenden wird dieses Interesse suggeriert, um sie von unbequemer politischer Betätigung abzulenken.

Auch das Verhältnis zur Natur hat sich verschoben: die Natur wird (Volkspark etc.) in den Bereich der Stadt „verpflanzt", der Naturgenuß wird systematisiert (Gesellschaftsreisen etc.).

Tief einschneidend ist das Verhältnis des Zivilisierten zur Religion: Okkultismus und Spiritismus sind im Grunde nichts anderes, als die Versuche das ewig Unerforschliche, das Irrationale zu rationalisieren, es betriebsfähig zu machen. Es ist eine neue Art Gnostizismus, Alexandrinertum. Alle diese „verkappten Religionen", diese „Reform"vorschläge und -programme (Bodenreform, Antialkoholbewegung etc.) enthalten mehr oder weniger richtige Grundgedanken, aber sie kranken daran, das Übel von **einem** Punkt aus zu kurieren, den „guten Menschen" nach einem Rezept „herzustellen", diesen einzelnen Menschen, der der höchste Wert geworden ist.

Zivilisation ist Zähmung des Menschen, ist Domestikation, oder von einem anderen Gesichtspunkt gesehen, eine Alterserscheinung, eine Schizophrenie der Menschheit d. h. Spaltung, Zerfall der Menschheit in Seele und Betriebsamkeit. Diesen Prozeß kann niemand aufhalten, denn aus der Zivilisation selbst kann nie die Regeneration entstehen, solange Kultur nicht lebendig bleibt und nur noch im Museum aufgebahrt, Erinnerungen an die bessere Vergangenheit weckt.

Vom gleichen Geiste wird die Wissenschaft des Zivilisationszeitalters beseelt — sie wird Technik, wird Kombinatorik.

Erscheint so das Bild des Zivilisierten als unabwendbares Schicksal Europas, so scheinen doch noch im deutschen Geiste Kräfte zu ruhen, die an die Oberfläche drängen und dazu berufen sein dürften, auch unserer entseelten Welt die Seele wiederzugeben.

R. v. E.

II. Vortrag von Dr. W. Stapel, Hamburg.

„Moral und Moralismus".

Auch außerhalb der Zivilisation, die unser heutiges Leben zu beherrschen scheint, gibt es noch lebendige Kräfte; wie diese verwertet werden können, ist letzten Endes ein ethisches Problem. Moral und Moralismus — das sind zwei Lösungsversuche des ethischen Problems, deren Gegensatz in der Art liegt, wie das sittliche Handeln begründet wird: durch das Gefühl oder durch die Vernunft, oder anders ausdrückt: ob die Sittlichkeit einen emotionalen oder aber einen logischen Charakter trage. Aus dieser verschiedenen Begründung entstehen zwei verschiedene Arten der Sittlichkeit: die Sittlichkeit des Unmittelbaren und die Sittlichkeit des Gesetzlichen. Der Vortragende schilderte zuerst die letztere: die Moral der Gesetzlichkeit. Woher kommt die Anschauung, daß das Sittliche ein mit dem Verstande erfaßbares Gesetz sei, das auch von Verstand zu Verstand übermittelt werden könne? Die Gründe dafür liegen in den Notwendigkeiten des menschlichen Gemeinschaftslebens: aus bestimmten Handlungsweisen, die sich bewährt haben, werden Regeln abstrahiert und diese werden dann zu allgemeinen Gesetzen hypostasiert. Der abstrakte Begriff ist zu einer Realität geworden, welche als Maßstab für Entscheidungen und Bewertungen dient. An drei Beispielen zeigte der Vortragende, zu welchen Konsequenzen eine solche abstrahierte Gesetzlichkeitsmoral gelangen kann. Das Gebot: „du sollst nicht lügen" ist aus der Einsicht entstanden, daß ein Gemeinschaftsleben ohne Wahrhaftigkeit nicht möglich sei, daraus ist durch Abstraktion die Regel abgeleitet, daß das Merkmal der Unwahrheit eine Tat unter allen Umständen zu einer verwerflichen mache. Dann ist aber auch das Märchen etwas Verwerfliches, denn es enthält auch das Merkmal der Unwahrheit; wenn man aber das Märchen aus der Erziehung streichen will, so beraubt man sich eines der schönsten Erziehungsmittel, denn im Märchen sind die Volksideale Gestalt geworden; an seine Stelle tritt dann die nackte Aufklärung, die nur zu einer Banalisierung des Lebens führt. Ähnlich ist es mit dem Gebot: „du sollst nicht töten". Die Hypostasierung dieser Regel, die auch aus gesellschaftlichen Notwendigkeiten folgt, muß auch den Krieg verwerfen und damit auch die ungeheure Steigerung der Lebenskräfte, die durch einen Krieg hervorgerufen wird. Eine weitere Forderung sagt: du sollst friedfertig sein. Die Friedfertigkeit, die gewiß eine Tugend ist, wenn sie im Bewußtsein der Kräfte wurzelt, wird zu einem An-sich-Wert gestempelt. Es gibt aber Lagen, wo es verbrecherisch ist, friedfertig zu sein, wenn nämlich Werte auf dem Spiel stehen, die durch die eigene Friedfertigkeit gefährdet sind. Alle diese Regeln vermögen nicht, dem wirklichen Leben gerecht zu werden, daher müssen auch die Anhänger der logischen Sittlichkeit Ausnahmen zulassen, und das

Ergebnis ist eine kasuistische Sittlichkeit, ein sittliches Gesetzbuch mit Regeln und Ausnahmen statt des lebendigen Lebens. Der Zweck aller solcher logischer Moralsysteme ist die sittliche Weltverbesserung. Auch Kants Ethik ist logizistisch, aber doch in einem anderen Sinne. In seiner Lehre vom kategorischen Imperativ liegt die Betonung auf „kategorisch": das „du sollst" ist zwingend, ohne Vernunftbegründung; der Imperativ ist die Stimme des Gewissens und wohnt im Herzen, nicht im Verstand. Kants berühmte Regel: „Handle so, daß die Maxime deines Handelns zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung erhoben werden könne" hat einen rein formalen Charakter, ihr Sinn ist durchaus abhängig davon, was materiell in sie hineingelegt wird. Das Gesetz ersetzt also nicht das Gewissen, sondern ist uns nur eine erkenntnistheoretische Formulierung der Sittlichkeit.

Dem Moralismus steht die Moral der Unmittelbarkeit gegenüber. Ihr Sinn ist kurz folgender: der Mensch muß in jedem Augenblick unmittelbar wissen, was er zu tun hat. Wehe dem Menschen, der anfängt darüber nachzudenken, denn dadurch trübt er die innere Stimme. „Handle stets unmittelbar aus der Situation heraus, du sollst immer mit dem Leben als Ganzem ringen, nachher kannst du überlegen, ob du Fehler gemacht hast, um sie das nächste Mal zu vermeiden" (nach Kleist). An einigen Beispielen aus der Dichtung zeigte der Vortragende den unmittelbar verantwortungsvoll handelnden Menschen „Götz", „Egmont", „Tell", „die Jungfrau von Orleans".

Es entstehen aber doch Konflikte bei sittlichen Entscheidungen: sie kommen aus der Zugehörigkeit des Menschen zu verschiedenen Lebenskreisen, die sich überschneiden: der Mensch wird zwischen den verschiedenen Zentren hin- und hergerissen. In solchen Konflikten hilft nur eines: der Mensch muß sich fest in einen Kreis stellen und von hier aus handeln; in welchen, muß ihm sein Herz sagen, die Logik sagt ihm nur, was vorteilhaft ist, aber nicht, was sittlich ist. Echte Moral ist unbekümmert um die Folgen, denn diese haben wir nicht in unserer Hand; wir dürfen nur fragen: „was ist recht?"

Alles Sittliche ist singular, daher ist kein allgemeines, für alle verbindliches Gesetz möglich, das Sittliche will eben jedesmal neu errungen sein. Eine verschiedene Sittlichkeit gilt für jung und alt, Mann und Weib. („Kriemhilds Rache" ist ein Beispiel für die Grenzüberschreitung weiblicher Sittlichkeit ins männliche Gebiet hinüber. Gudrun dagegen eine Verkörperung weiblichster Art — der Geduld). Ebenso hat der Bauer eine andere Sittlichkeit als der Krieger; jeder Stand hat seine eigene Moral und wer fest in seinem Stande wurzelt, dem sagt es sein Herz, nicht ein hemmungsloser Trieb, sondern ein Instinkt, der jeden Augenblick sein Korrektiv in sich trägt. Dieses Korrektiv hat Wolfram von Eschenbach sehr fein bezeichnet: beim Manne ist es die Treue, die seine Tatkraft zu kontrollieren hat, beim Weibe die Scham. — Die Sittlichkeit Luthers ist ein gutes Beispiel der Moral der Unmittelbarkeit, daher ist sie auch oft mißverstanden worden. Luther leugnet den An-sich-Wert einer guten Tat, wenn ihr die entsprechende Gesinnung fehlt, ja er

hat seinem skrupulösen Freunde Melanchthon einmal zugerufen: „Wenn du schon sündigst, so sündige wenigstens tapfer!“ Auch dieses ist bisweilen nötig! Kläglich ist daher das Nachschnüffeln im Leben großer Männer, ob ihre Taten auch immer den Maßstab der moralischen Gesetzlichkeit vertragen.

Zum Schluß berührte der Vortragende die von allen rationalen Moralsystemen bejahte Frage, ob es eine sittliche Aufwärtsentwicklung der Menschheit gebe. Die unbefangene Betrachtung der Geschichte kann nur zu einer Verneinung dieser Frage führen, denn Sittlichkeit ist überhaupt nicht quantitativ und qualitativ meßbar. Jede einzelne sittliche Tat ist ursprünglich und daher schöpferisch, daher aber auch unvergleichbar, wie auch eine künstlerische Tat.

Alle Moralismen haben außerdem die Absicht, die Welt gerechter zu machen: gleiches Recht soll für alle gelten, alle Vorrechte sollen fallen. Wenn man aber den Maßstab der Gerechtigkeit als Ideal hinstellen will, so ist auch die Natur ungerecht, denn sie schafft Mann und Weib und gibt jedem *sein* Recht, Eltern und Kinder mit eigenem, aber verschiedenem Recht, sie verteilt die Gaben verschieden. Aber auch Gott ist, von diesem Standpunkt aus gesehen, ungerecht, denn er sucht die Sünden der Väter heim an den schuldlosen Kindern. Die Biologie hat eben mit der Logik nichts zu tun, daher muß der Mensch sich dem unerforschlichen Ratschluß Gottes fügen, und jeder Rationalismus, der alles besser wissen will, ist Sünde. Der Mensch soll aber nicht nur jedes Schicksal mit festem Herzen tragen können, sondern er muß die Fähigkeit haben, sich zu opferu. Das Opfer ist niemals vergeblich, und der metaphysische Wert eines Volkes wird am Grade der Opferfähigkeit seiner Glieder gemessen. Die Opferbereitschaft ist die höchste Sittlichkeit.

Der Vortragende schloß seine prachtvollen Ausführungen mit einem Worte Kolbenheyers: „*Was vornehm* gehandelt ist, ist immer richtig, mag es noch so töricht (vom Standpunkt einer Zweckmäßigkeitsmoral) sein!“ **W. Stillmark.**

Aphorismen

von M. Kaubisch, Dresden.

Was wir *nicht* zu Ende denken können, bildet die Brücke vom Ich zum All....

Die letzte Lösung vor unauflöslichen Problemen; das vollkommene Opfer...

Nur der Liebende ist wahrhaft gerecht...

Licht kann auch Qual sein und Dunkel Gnade...

Auch wo der Genius irrt, zeugt er Wahrheit...

Lebenswert hat alles Erforschliche und Erforschte nur, sofern und soweit es zu einer Offenbarung des Unerforschlichen wird ...

Wer kennt sie nicht, die seltenen Menschen, die im Grunde niemals Unrecht haben? Dann bleibt kein Rettungsmittel als die Liebe ...

Wehe dem Künstler, der nur im Reiche des Sagbaren waltet; erst das Unsagbare bezwingt uns ...

Die Menschen der großen Not sind auch die Menschen der großen Erlösung ...

„Gott strahlt von Weltlichkeit". (Ein alter Mystiker) ...

Wir können dem Tragischen nicht entgehen: weder im Fall der Bejahung, noch in dem der Entsagung. Bejahen wir das Unbedingte in uns, so droht uns stets die Möglichkeit früher Vernichtung (Hölderlin, Byron, Napoleon, Kleist, Nietzsche). Entsagen wir aber, so liegt eben in dieser Entsagung, d. h. in der Qual und Fülle der unerlöst gebliebenen Kräfte, die Tragik (Goethe). Das Leben ist somit durch und durch tragisch, und aus ihm selbst, aus seinem innersten Wesen — nicht nur aus irgend einer „Verschuldung" — wachsen die Antinomien, die uns zerstören ...

Wer nicht warten kann, wird auch nie reifer ...

Es ist oft schwerer „Ja" zu sagen, als zu ent-sagen ...

Schöpfertum und Satanismus der Technik.

Von Hans v. Schulmann.

Bei Beurteilung der Rolle der Technik in unserem Zeitalter ist nicht so sehr die zutagetretende außerordentliche Divergenz der herrschenden Anschauungen bemerkenswert, als vor allem die Tatsache, daß Technik überhaupt zum Problem wurde. Denn offenbar ist Technik an sich nicht neu und selbst die gesteigertste Form ihrer Verwirklichung vermag nicht zu erweisen, warum sie heute qualitativ in Polaritäten zerfallen muß, wo sie früher ausgesprochen qualitätslos war. Es muß innerhalb des Wesens der Technik etwas vor sich gegangen sein, was die Aufmerksamkeit der Menschheit plötzlich auf sie gelenkt hat, eine innere Umlagerung, die ihr äußeres Bild verschob. Die Technik will sich nicht mehr in unser Weltbild reibungslos eingliedern lassen, was früher selbstverständlich und zwanglos geschah. — Technik gehörte von jeher, namentlich aber zu Zeiten potenzierter Geistigkeit als Mittel in die Sphäre des Daseinskampfes. Darüber hinaus war ihre Bedeutung gleich Null, und die etwa fehlende zwingende Notwendigkeit zu ihrer Ausübung ließ sofort Grenzen erstehen, deren Überschreitung mit Macht und mit ungeheurem Fanatismus bekämpft wurde. Daß diese Grenzen heute überschritten worden sind, unterliegt keinem Zweifel. Und

eben darum steht das Problem „Technik" plötzlich in riesiger Größe da. Die autonome entfesselte Technik, früher unter scharfer Kontrolle gehalten, heute von keiner Autorität einer ausgesprochen geistlosen Zeit gehemmt, mit ihrer lebensfernen Eigengesetzlichkeit. Technik gebar „Technizismus". —

Die Reaktion der Menschheit auf diesen erfolgten Durchbruch der Technik findet seinen Ausdruck in erbittertem Meinungsstreit, der je nach der Einstellung zu starken Ausschlägen nach positiver und negativer Richtung führt.

Jüngst sind zwei in dieser Hinsicht bezeichnende Schriften erschienen, in schärfstem Gegensatz zueinander: **Friedrich Dessauer „Philosophie der Technik"** und **Eugen Diesel „Der Weg durch das Wirrsal".***)

Man hat beim Lesen dieser Bücher den Eindruck, daß hier zwei Weltanschauungen geradezu in einem Punkte zusammenstoßen. Versucht Dessauer geistige Potenzen in der Technik nachzuweisen, so spricht Diesel in seinem temperamentvollen Werk das Verdammungsurteil über sie aus. Ist nach Dessauer die Technik berufen „an der Menschheit die Schöpfung nach des Schöpfers Plane in unabsehbare lichte Weiten emporzuführen zur Befreiung, Erhöhung und Läuterung," so erhofft Diesel, daß die Technik „dermaleinst mit voller Wucht an ihre Grenzen prallen wird", „um die menschlichen und geistigen Kräfte weiter freizugeben für den Aufbau einer (neuen) Gesittung."

Biologisch — etwa im Sinne Würzbachs — gesehen, stellt sich die Technik als Erfüllung einer höheren Notwendigkeit dar. Die als bestimmende Richtung wirksame Lebenskraft bedurfte der Technik als Mittel die notwendigen Wandlungen des Menschen in seiner Umwelt zu sichern. Der Entwicklung der Technik liegt somit höhere Notwendigkeit zu Grunde, die sich verschieden je nach der Epoche manifestieren muß. Das erhellt allein schon aus der Tatsache, daß jede technische Erfindung „ihre Zeit" hat, der sie untrennbar, wesentlich angehört. So wäre der moderne Tank etwa im Altertum verwandt, zwar gerade ein höchst zweckmäßiges Landverkehrsmittel gewesen. Seine Erfindung fiel aber nicht in diese Zeit, weil im biologischen Sinn „der einzige Zweck notwendig zu sein" (Nietzsche), dem auch die Wissenschaft unterworfen ist, nicht bestand. So wurde denn der Tank als Verkehrsmittel garnicht erfunden, denn heute wird sein Zweck von anderen Fahrzeugen besser erfüllt. Hieraus erhellt, wie bei Divergenz menschlicher Zwecke und höherer Notwendigkeit die letztere obsiegt. — Die Natur bedurfte der Technik, wann s i e wollte. Darum ist es auch ungenau von einer „Schuld" der Menschheit an „unverstandenen" technischen Genies im allgemeinen Sinne zu reden, obgleich persönliche Schuld andrerseits zumeist vorliegen mag. Denn auch diese Frühgeburten unter den Erfindungen, die in ihre Zeit nicht hingehörten, sind gewollt, also Naturexperimente in biologischem Sinn. Im übrigen besorgt die Natur von selbst die Auswahl unter den von ihr erschaffenen Dingen und derart, daß stets das Entwicklungsfähigste er-

*) Beide Bücher in der Wanderbücherei vorrätig.

halten und verwandelt wird. — Hier wäre auch der Ort auf die nachträgliche zumeist starke Überschätzung der Bedeutung von Früherfindern hinzuweisen. Auch das Beispiel Lionardos gehört hierher. Hier liegen die Dinge eben noch anders. Lionardo war Künstler und als solcher zeitabgewandt, unzeitgemäß, seine technischen Gedanken entnahm er nur dieser seiner künstlerischen Einstellung, Gedanken die notwendig seiner Zeit voraus waren. Das war keine Prophetie und kein Wunder, denn in der Technik ist jede Vorstellung qualitativ realisierbar und selbst die primitivste Phantasie vermag, wenn sie technisch gerichtet wird, Zukunft vorherzuwissen. Darum war es auch einem so dilettantischen Geist wie Jules Vernes möglich in den Ruf eines Sehers zu kommen. Es ist darum aber auch kein Wunder, daß heute im Zeitalter der Technik, die Grenzen des Vorstellbaren so schnell erkannt wurden. Grundsätzlich Neues haben wir von der Technik nicht zu erwarten, solange es eine raumzeitliche Welt, die einzig in der „Technik" möglich ist, gibt. — —

Verläuft nun die Entwicklung der Technik nach einem außermenschlichen Plan, und ist der Techniker auch an der Ausführung dieses Planes mitbeteiligt, so braucht daraus noch nicht der Schluß gezogen zu werden, daß gerade in der Technik etwa besondere ethische Aufgaben schlummern, daß die Berührung mit einem „Fluidum" ethischer Werte unmittelbar gerade dem Techniker zugute kommt. Von innen, nicht von außen her werden ethische Werte verwirklicht. Auch der Wert des Dienstnens (heute ein beliebtes Aushängeschild der Industrie) läßt sich an keinem *Tatbestand als solchem* messen. Die ethische Indifferenz, man mag sich noch so sehr gegen dieses Wort wehren, ist nun einmal jeder Tätigkeit eigen, entscheidend bleibt stets und allein die Gesinnung. Ob diese aber in der Erfindung eines Sprengstoffes, oder eines Medikaments, eines Giftgases, oder einer Gasmaske zur Geltung kommt, ist an sich völlig gleichgültig. — Diese Fragen sind hier von Bedeutung, da vielfach und mit besonderem Nachdruck leider auch von Dessauer auf ein Ethos der Technik hingewiesen wird. Ja, letzterer geht so weit, die erzieherischen Wirkungen derselben dem Wert nach sogar dem der Kunst überzuordnen. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, die rein sachliche Arbeit des Ingenieurs bewirke von selbst inneres Wachstum, weil sie egoistischen Motiven keinen Spielraum hinterläßt, und die Folgen falscher Einstellung sofort bar bezahlt werden. (Wirkung von außen und innen!) Die heutige Technik verlangt eben gerade die Ausschaltung *jeder Art* persönlicher Teilnahme am Werk; auf dieser Erziehung zur Seelenlosigkeit beruht oft gerade ihre mechanische Leistungsfähigkeit. Die Gefahr seelischer Schädigung ist in ihrem Machtbereiche keine geringe, selbst bei günstigster innerer Einstellung. Am größten ist diese Gefahr jedoch dann, wenn die Triebfeder der höheren Notwendigkeit, das Werk, den Betrieb, die Arbeit nicht beseelt, wenn satanischer Machtwillen und nicht schöpferischer Idealismus dahinter steht. —

Nicht minder wichtig erscheinen die mit der Definition des Wesens und der Realisierbarkeit der Technik zusammenhängenden Fragen. Mir

scheint, daß man hier vor unlösbaren Problemen steht, die letztendlich mit der Frage zusammenfallen: was ist Leben? Bereits die einfache Dessauersche Formel — „von außen bedeutet Technik: Vermehrung der Wahrnehmungswelt um Gegenstände und Verfahren mit eigenen neuen Qualitäten" — erscheint unrichtig weil zu weit gefaßt, da sie auch z. B. Werke der Kunst umgrenzt. Auch eine teleologische Auffassung führt zu keiner befriedigenden Definition, noch weniger die Beleuchtung vom ethischen Standpunkte aus. Bereits die aprioristische Behauptung Dessauers, Technik sei nie im Widerspruch zur Naturgesetzlichkeit, erweckt Zweifel. Welche Naturgesetze? Gibt es eindeutige Naturgesetze? Müssen wir nicht vielmehr mit unseren heutigen Anschauungen zur Ansicht neigen, daß die bisher gerade gesicherten unter ihnen sich als schwankende Fundamente erweisen? Beginnen wir doch selbst dem Gesetz von der Erhaltung der Energie nur bedingten Wert zuzusprechen insofern, als es nach einer Wahrscheinlichkeitsbetrachtung Zeiten geben kann, wo dieses Gesetz seine Gültigkeit verliert!

Ja es läßt sich in zahllosen Fällen beweisen, daß die Naturgesetze im Augenblick der Geburt einer Erfindung nicht den Nachweis ihrer Möglichkeit erbringen konnten, sondern erst in der Folge durch ihre neue, oder genauere Fassung. Obgleich es darum, wie Dessauer lehrt, zwar richtig ist, daß Erfindungen eine „Qualität" eigen ist, so kann der Beweis ihres Vorhandenseins nicht aus der Tatsache abgeleitet werden, daß sich Erfindungen im Prinzip nicht errechnen lassen. Es ist sicher, daß auch unsere klarste Erkenntnis eines Naturzusammenhanges nur eine scheinbare und unzureichende ist, die stets nach erfolgter Schöpfung einer „Qualität" eine — oft nur unmerkliche Wandlung erfährt. In der Entwicklung der Naturwissenschaft sind „Kausalität" und „Qualität" ineinander verflochten beteiligt, darum bedeutet die Formel: Technik ist nie im Widerspruch zur Naturgesetzlichkeit keinen Schritt vorwärts in der Erkenntnis.

Andrerseits sind Erfindungen aber nicht die notwendige Voraussetzung der sich in tiefem biologischen Sinn planmäßig wandelnden Wissenschaft, sondern ihre notwendigen Wirkungen und helfende Mitwirkende zugleich. So brauchen die technischen Lösungen, obgleich sie im obigen Sinne planmäßig praestabiliert sind, noch nicht „eindeutig praestabiliert" (Dessauer) zu sein, nicht was Form u. Material betrifft, denn diese sind zeitverbunden, wie es Mensch und Wissenschaft sind. Es ist nicht erwiesen, daß es „für jedes eindeutige Problem der Technik offenbar nur eine beste Lösung gibt" (Dessauer). Ein eindeutiges Problem fällt mit seiner Lösung zusammen: das genau also auch in Zeitverbindung konkretisierte dem „Fahrrad" zu Grunde liegende Problem würde jeden Sinn verlieren, d. h. zur unmittelbaren Lösung: Fahrrad = Fahrrad führen. Wenn daher Dessauers Formel richtig ist: Weiterschöpfung durch Technik: Erfüllung eines unverrückbaren Planes, die Erfindung: Begegnung mit diesem immanenten Plan — so erweist sich sein Weg zu dieser Erkenntnis und seine Deutung nicht als überzeugend.

Warum gehen dann aber unsere Maschinen, wenn wir nicht einmal die primitivste Gesetzmäßigkeit im Universum klar erkennen können? Weil, um einen Gedanken R. v. Engelhandts auszuführen, die von Menschen jeweils getroffene Auswahl unter den unendlichen möglichen Erscheinungsformen, die man als momentanes Weltbild auffassen kann, auch zeitlos und objektiv biologisch zentriert, d. h. tatsächlich mit menschlicher Struktur in Korrelation ist.

Der Gedanke des Schöpfertums der Technik im Dienste der biologischen Evolution führt zurück zum Beginn dieser Betrachtung: wie es bei der biologischen Notwendigkeit der Technik überhaupt zu ihrer Problematik im heutigen Verstande kommen konnte? — Bezeichnender Weise richtet sich die Abwehrstellung der Kulturmenschheit instinktiv gegen bestimmte Erscheinungs f o r m e n der Technik, wie den Industrialismus, und von dort verallgemeinernd gegen diese selbst. Das treibende Gefühl ist dabei in der Überzeugung ihrer Naturfeindlichkeit begründet. Dazu tritt das beklemmende Gefühl der Ohnmacht einem irreversiblen Prozeß gegenüberzustehen.

In der Tat besteht ein weiter Unterschied zwischen den im Innersten letzten Endes undefinierbar lebendigen Äußerungen und den geistig amorphen Abfallprodukten der Technik, zu denen leider heute in zunehmendem Maße die Menschheit sittliches Material hergibt. Es ist nicht leicht die seltsam anorganische Gebärde der heutigen übersteigerten Technik, ihr maschinenhaftes Wachstum, ihre stupid-bewegliche und doch tote Struktur zu übersehen. Überall Seelenschändung, Kumulierung von Minderwertigkeit, Idealfälschnng, satanische Machtgier und satanische Moral. Die Anreizung nicht vorhandener Bedürfnisse nicht aber höhere Notwendigkeit gibt dem heutigen Maschinenzeitalter den stärksten Antrieb.

Diese wuchernde Technik, deren einziger Zweck in ihrer Eigenexistenz liegt, wird sich in ein sinnvolles Weltbild nie einfügen lassen. Wir leben — auch technisch — einer neuen Zeit entgegen. Was nicht lebensfähig ist, wird untergehen. Was heute zu sinnlosem Scheindasein emporlodert, wird in Stahl und Beton erstarren.

So wird die heutige entfesselte Technik, wie Diesel sagt: „mit voller Wucht an ihre Grenzen prallen." Sie wird es, wenn ihr die Waffen: Stoff und Energie entgleiten werden, wenn diese entwertet in den Händen A l l e r liegen und über die verödeten Stätten der Massenbetriebe sich Vergessenheit senken wird. Die Schöpfung wird aber, sagt Dessauer, an der Menschheit nach des Schöpfers Plane in unabsehbare lichte Weiten emporgeführt werden. — —

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. S t i l l m a r k. Herausgeber: Prof. Dr. E r n s t M a s i n g. Direktor A l f r e d W a l t e r. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Z a h l s t e l l e n (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in R i g a: Rigaer Kreditbank; in D e u t s c h l a n d: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 9 | Freitag, den 15. Juni 1928 | 4. Jahrgang

Aphorismen

von M. Kaubisch — Dresden.

Gott ist noch unerbittlicher als die „Wahrheit"; er kreuzigt die, die ihn lieben ...

Alles Große wirkt mit Notwendigkeit. Wo diese Notwendigkeit fehlt, fehlt auch die Größe ...

Der geniale Mensch als der unterirdische Mensch: er bringt eine neue Tiefe ans Licht ...

Nichts ist gegeben: alles auf gegeben ...

Ergründbarkeit der Welt wäre einer der schwersten Einwände gegen ihre Göttlichkeit ...

Angst.

Von Generalarzt Dr. Buttersack — Göttingen.

Mit dem überlegenen Lächeln des Besserwissenden lesen wir über so viele Dokumente der ältesten Zeiten hinweg, ohne zu ahnen, wie viel wahre Weisheit darin verborgen liegt. Unsere Seele hat eine — vielleicht unmerkliche Umstimmung erfahren, vergleichbar der Abänderung des Kammertones von 440 auf 435 Schwingungen. Die Differenz ist unbedeutend, aber sie genügt, — wenigstens für feine Ohren — dem betr. Musikstück einen anderen Charakter zu geben, oder, wie bei der drahtlosen Telegraphie, völliges Nichtverstehen herbeizuführen.

Übersetzen wir z. B. Heraklits Theorie vom πῦρ nicht mit Feuer, sondern mit Wärme, oder lesen wir aus der Lehre von Thales vom

Wasser als Urstoff unseren Satz heraus: corpora non agunt nisi fluida, so mutet uns das alles höchst modern an; auch vom ἄπειρον, dem Grenzenlosen des Anaximander und Anaximenes zu unserm Welt-Äther lassen sich unschwer Brücken schlagen. Zugleich zeigen aber diese Beispiele auch an, wie ungemein schwierig die volle Verständigung sowohl zwischen den einzelnen Menschen, wie zwischen Völkern und Zeiten sich gestaltet.

So enthält auch das 3. Kapitel des 1. Buches Moses die ganz richtige Erklärung der, von der offiziellen Psychologie stiefmütterlich behandelten Angst als Folge von Erkenntnis, als Folge von Schlüssen, die ins Bewußtsein hereintraten. Psychische Vorgänge, die sich reflektorisch, automatisch außerhalb oder unterhalb des Bewußtseins abspielen, enthalten niemals die Angstkomponente. Wundervoll ist das in einem Gedicht von G. Herwegh ausgedrückt:

„Du wirst nicht hingehn, wie das Abendrot;
Du wirst nicht stille wie ein Stern versinken;
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod;
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.
Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur;
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen.
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur;
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen."

Die Angst ist eine rein menschliche Zutat zum Ablauf der Dinge, bedingt durch das Wissen, Erkennen um ihre Wirkung auf unser Ich. Wenn hinten, weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, steht man am Fenster, trinkt sein Gläschen aus und fühlt von Angst nicht eine Spur. Je näher aber das Getümmel unserem lieben Ich rückt und je mehr dieses Ich unsere Seele ausfüllt, um so zahlreicher und intensiver werden die Möglichkeiten, dieses Ich könnte Schaden leiden; und eben weil wir uns dieser Möglichkeiten immer mehr bewußt werden, wächst die Begleiterin des Erkennens, die Angst. Der Schlafwandler hat keine Angst.

Indessen, das Erkennen ist an sich kein kristallisiertes, bleibendes Produkt der psychischen Vorgänge, sondern ihr unübersehbares Verschlungensein, ihr gegenseitiges Durchkreuzen, Gegeneinanderlaufen, Verschlingen u. s. w. Wie in allen organischen Prozessen, geschieht das auch hier in Wellenform. Deshalb sehen wir die Angst in kürzeren oder längeren Perioden an Intensität wechseln, ja sogar nicht allzuselten in ihr Gegenteil, die Hoffnung, hinüberschwanken. Gerade bei den allerpersönlichsten, den Liebesangelegenheiten, ist dieses zwischen Furcht und Hoffnung Schweben eine typische Erscheinung.

Der größte Teil dieser Prozesse verläuft in Form von unbewußten Urteilen und Schlüssen im Sinne von Jerusalem und Helmholtz. Das Bewußtsein liest sie nur gewissermaßen ab, bald mehr, bald weniger deutlich und gibt ihnen, je nach seinem Temperament,

die rosige Färbung der Hoffnung oder die fahle der Angst. Jedenfalls gehen die unbewußten Prozesse den bewußten voraus; um wie viel? — das kann zwischen Sekunden und Jahrhunderten liegen.

Im Außerbewußten haben wir mithin die Wurzeln der Angst zu suchen als nicht aufgelöste Dissonanzen mit dem Gefühl der Unsicherheit, in welchem Sinne die Auflösung erfolgen wird, ein typisches Beispiel von psychischer Dissoziation, bei welcher die Fähigkeit fehlt, die einzelnen psychischen Momente zu etwas Einheitlichem, zu einem klaren Resultat zusammenzufassen. Es ist wahrlich ein Glück, daß uns diese unbewußten Regionen verschlossen sind. Rob. Schumann sagte in der Besprechung einer Symphonie von Berlioz mit vollem Recht: Wir würden schreckliche Dinge erfahren, wenn wir bei allen Werken bis auf den Grund ihrer Entstehung sehen könnten. Sehr gut fügen sich diesen Überlegungen die Sätze anerkannter Psychologen ein: für Harald Höffding sind Angst und Hoffnung noch ganz unbestimmte Lebensgefühle ohne scharfe Sinnesempfindungen oder Vorstellungen;[1]) und H. Ebbinghaus spricht von einem völlig unerklärlichen, aber doch sehr lebhaften, elementaren, reinen Angstgefühl.[2]) Einen tieferen Einblick in das Gewoge der unbewußten psychischen Vorgänge gewähren die Explosionen in der motorischen Sphäre: das Ringen der Hände, das Wechseln der Farbe, das zwecklose Hin- und Herlaufen, das Sträuben der Haare, die Angst-Diarrhoe, die Brustbeklemmungen und Störungen der Herztätigkeit, die eigentümliche Form des Sprechens, das Auftauchen und Verwerfen von Plänen und dergl., ja, diese Auswirkungen im körperlichen Gebiet ermöglichen überhaupt erst einen Einblick in die Psyche des anderen.

Natürlich spielen sich bei jedem, auch beim Mutigsten, Entschlossensten, Kühlsten dabei widerstreitende Vorgänge im Außerbewußten ab. Sie begleiten uns das ganze Leben hindurch. Dem berühmten Satz: Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf, kann man den anderen gegenüberstellen: Erst mit dem letzten Atemzug entflieht zugleich die letzte Angst. Die Frage ist nur die: bezieht man diese unbewußten Schlüsse auf sich selbst oder auf die Sache? Je mehr das letztere der Fall ist, um so mehr tritt das Moment der Angst zurück. Lehrreich erscheint da der Vergleich zwischen einem Börsensaal und dem Beratungszimmer eines Generalstabs. Hier herrscht kühle Ruhe und sachliches Abwägen der verschiedenen Möglichkeiten mit einem unverrückbaren Ziel vor Augen; kaum daß ein lautes Wort gehört wird — dort ein Rufen und Schreien, Gestikulieren, Hin- und Herrennen, daß dem Fremden fast schwindelig wird: es will eben jeder einzelne die Konjunktur der Sekunde für sich ausnützen, in steter Angst, ob ihm die nächste den Gewinn nicht wieder entreißt.

In der gleichen Weise stellen wir uns eine Senatssitzung im alten

---

[1]) Harald Höffding, Psychologie in Umrissen, deutsch von Bendixen. 1887. S. 285.

[2]) Herm. Ebbinghaus, Grundzüge d. Psychol. 4. Aufl. I. 1919. S. 436.

aristokratischen Rom ruhig, gemessen und würdig verlaufend vor, in schroffem Gegensatz zu dem Durcheinanderschwätzen in späteren Demokratien oder gar zu den Handgreiflichkeiten in modernen Parlamenten. Die motorische Unruhe des Plapperns bzw. der Extremitäten gibt ein gutes Abbild der dahinter wogenden seelischen Unausgeglichenheiten. Daß dabei nichts Gutes herauskommen kann, leuchtet ein. Für den Einzelnen wie für die Masse gilt der Ausspruch des berühmten Chirurgen Desault: je suis comme les substances salines: je ne cristallise qu'en repos.

Halten wir fest: die Angst ist ein Ausdruck überwerteten Selbstgefühls. Wollen wir diese peinliche Begleiterscheinung unseres Daseins loswerden, so brauchen wir nur diese Überbewertung auf das ihr gebührende Maß zurückzuschrauben. Schiller hatte ganz recht: „Man könnte den Menschen zum halben Gott machen, wenn man ihm alle Furcht zu benehmen suchte." Sobald wir uns klar machen, daß wir Einzelerscheinungen nichts anderes sind, als Werkzeuge, Organe in der Hand einer höheren, außerhalb unseres bewußten Erkenntnisvermögens liegenden Macht, schrumpft unser Selbstwert beträchtlich zusammen. Zugleich aber erscheinen auch unsere Mitmenschen als solche Werkzeuge, und weil uns die meisten Gefahren und Ängste eben seitens dieser Mitmenschen drohen oder zu drohen scheinen, so verlieren diese ihre persönliche Bedrohlichkeit. Andererseits verleiht das Bewußtsein der Verbundenheit mit Gleichstrebenden und Gleichwertigen jedem einzelnen einen inneren Halt und verscheucht dadurch die Angstgefühle.

Eine solche Erkenntnis läuft freilich dem dermaligen Zeitgeist schnurstracks zuwider. Die Losung lautet ja: Analyse! Auflösung! Sie erscheint ebenso in den Bemühungen der physikalischen Chemie, auch die Atome aufzulösen, wie in dem ärztlichen Spezialistentum, in den antisozialen Klassen- und Parteikämpfen, wie in der raffinierten Sabotierung der an sich schönen, ja notwendigen Idee des Völkerbundes und schließlich auch im Verfall der Religiosität. Allmählich erwacht das Gefühl der Vereinsamung inmitten von Zehntausenden. Es löst das Gefühl der Hilflosigkeit, Unterlegenheit den Eventualitäten des Lebens gegenüber aus und damit eine Art von Weltangst, die schließlich im Freitod Erlösung sucht.

Man begreift leicht, wie unzulänglich demgegenüber alle die übliche „soziale Fürsorge" ist. Sie befriedigt vielleicht, wie ein Almosen, momentane materielle Not, führt aber — auch bei den größten Zuwendungen — den Wurzeln unseres Seins, den seelischen Vorgängen im Außerbewußtsein, auch nicht einen einzigen Tropfen lebendiger Nahrung zu. Und doch wohnt einem ermunternden Wort, einer freundlichen, mitfühlenden, verstehenden Gesinnung, die aus dem Herzen kommt, eine ungleich größere Macht inne, als einer noch so hohen „sozialen" Unterstützung oder Rente. Der soziale Ausgleich besteht nicht darin, daß alle aus dem gleichen, großen Portemonnaie des Staates schöpfen, sondern aus der seelischen Verbundenheit sämtlicher Mitglieder der societas.

Indessen, mag auch die Atomisierung zurzeit noch die Gemüter beherrschen: bei der Wellenform aller Vorgänge — auch der psychischen — können wir vertrauen, daß auch der überspannte analytische Geist einmal ein Ende nimmt. Solche Umgestaltungen des Denkens bereiten sich in aller Stille vor, einem mysteriösen geistigen Prozeß vergleichbar, von welchem sich die wenigsten Rechenschaft ablegen. Ganz allmählich wächst er zu einer so starken Gewalt heran, daß er nunmehr überlebte Auffassungen zertrümmern und neue hervortreiben kann. [1]) So wird auch einmal wieder die uralte, dermalen verschüttete, indisch-platonische Idee wieder zu Ehren kommen, welche im Universum eine Einheit sieht, der alle einzelnen Teile dienen. Haben wir aber erst einmal diesen Gedanken wiedererfaßt, dann tritt die Überschätzung des einzelnen Menschen und des einzelnen Ereignisses ganz von selbst zurück und damit auch die Angst.

Als Beispiel mag uns Schiller dienen, von welchem W. v. Humboldt am 26. Januar 1811 an Körner schrieb: „Jedes geistige Wirken erschien ihm immer in seiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat jemand die Menschheit so als Ganzes in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen." Zu solcher Größe der Auffassung, wie sie uns auch aus den Veden, aus Anaximander, Platon, G. Bruno, Spinoza, Goethe entgegenleuchtet, werden sich allerdings nicht viele aufschwingen. Allein es genügt schon, wenn wir uns als Diener, Organe kleinerer Einheiten fühlen. Das Bewußtsein, eben kraft solcher Zugehörigkeit der Verantwortung überhoben zu sein, beseitigt mit einem Schlage alle Bedenklichkeiten, Zweifel, Hemmungen der Angst. So würde das natürliche Schamgefühl des weiblichen Geschlechts an sich die Frauen ängstlich abhalten, sich allzu unverhüllt zu zeigen; aber die Königin Mode unterdrückt dieses Gefühl so energisch, daß manche Frau sich in Gesellschaften, auf Bällen in einem Gewand zeigt, in welchem sie niemals im eigenen Heim erscheinen würde.

Der einzelne Soldat geht mutig sogar in den Tod, wenn ihm sein Hauptmann die Erstürmung dieses oder jenes Punktes befohlen hat. Der Befehl erfüllt ihn so völlig, daß ihm die Gefährlichkeit des Unternehmens gar nicht zum Bewußtsein kommt. Erst nachträglich geschieht das. Deshalb ist man nie tapfer, man war es nur. Aber der Ängstliche ist schon lange vorher ängstlich.

So wünschenswert es wäre, wenn jeder ebenso untrüglich, wie Sokrates, den Dämon, die höhere Macht kannte, welcher zu gehorchen, deren Befehle auszuführen er berufen ist: diese Forderung läßt sich nie verwirklichen; ja, ich möchte glauben, daß auch die bedeutendsten Helden der Geschichte, welche wir Halbgöttern gleich zu verehren

---

[1]) C. A. Wunderlich, Über die Notwendigkeit einer exakteren Beachtung der Gesamtkonstitution bei Beurteilung und Behandlung von Kranken. Arch. der Heilkunde. I. 1860. S. 97/98.

pflegen, daß auch sie sich nicht völlig klar gewesen sind, an welchem Teil des unendlichen Gewebes sie mitgewirkt haben. So schrieb Luther an Reuchlin: „Du warst das Werkzeug des göttlichen Ratschlusses, wenngleich Dir unbewußt. Anderes scheinst Du und die Deinigen betrieben zu haben — anderes aber hat Gott daraus werden lassen."

Wir dürfen füglich annehmen, daß die Weltseele ihre Organe nicht gleichzeitig alle an der nämlichen Stelle wirken läßt, sondern daß der eine da, der andere dort beschäftigt wird. Beim Bau einer Pyramide wird ja auch gleichzeitig an den verschiedenen, scheinbar entgegengesetzt gerichteten, sich bekämpfenden Seiten gearbeitet, ohne daß der einzelne Arbeiter weiß, was schließlich der Zweck seiner Arbeit ist. Was für die eine Seite gilt, gilt nicht ohne weiteres auch für die andere. Gemeinsam ist beiden nur das Ziel. Drum hat jeder einen Wegweiser in Gestalt des Gewissens mitbekommen, das ihn streng auf dem für ihn vorgeschriebenen Weg hält.

Allerdings: Gewissenlosigkeit und Rücksichtslosigkeit stehen heute hoch im Wert; sind sie doch wirkungsvolle Waffen im Kampf um den eigenen Vorteil. Allein der Kampf des bewußten Denkens mit dem Unbewußten ist auf die Dauer aussichtslos. Er wird begleitet von jenem Angstgefühl, das man charakteristischerweise Gewissensbisse nennt. Was nützen auch schließlich die größten Reichtümer, die höchsten Ehrenstellen und drgl., wenn an ihnen die Angst nagt, das unrechtmäßig Erworbene möchte im nächsten Augenblick wieder verloren gehen? Im Inneren der kleinen und großen historischen Verbrecher, welche das Wohl ihrer Mitmenschen ihren Sonderinteressen opferten, kann nicht das beglückende Bewußtsein herrschen, Werkzeug einer höheren Idee gewesen zu sein, sondern das aufgeregte Toben nicht ausgeglichener Angstkomponenten. Wie bei der Börse, so bildet auch bei diesen das ruhelose, lärmende, aufdringliche, handgreifliche Gebahren den äußeren Ausdruck für die innere Zerrissenheit und Unsicherheit. Und eben in diesen Angstprozessen erschöpft sich schließlich das egoistische Tun, auch wenn das für unsere menschliche Zeitrechnung lange zu dauern scheint. Auf diese Weise kommt jene Wellenbewegung zustande, welche schon 1868 der belgische Physiolog Spring richtig charakterisierte: dans ce bouillonnement perpétuel, il y a des bauts et des bas qui reviennent à des périodes régulières. [1])

So ist schließlich die Angst ein segensreiches Regulativ- und Schutzorgan in unserem Handeln, ein Gegengewicht des unbewußten Ewigen gegen die, auf persönlichen Vorteil eingestellte bewußte Erkenntnis, das Attribut des Bösen, das als Loslösung des Einzelnen vom Ganzen in den Religionen aller Völker und aller Zeiten wiederkehrt und das — ein interessanter zeitgeschichtlicher Anblick — in der Gegenwart geradezu Orgien feiert.

---

[1]) Spring, sur la périodicité physiolog. — Bull. de l'Académie Royale d. scienc. etc. de Belgique. 1868. 2-e sér. XXVI. S. 535.

Dr. F. Butterjack, Generalarzt a. D.

Wider die Minderwertigkeit.

81. Seiten Leipzig 1926.

Das in dieser Schrift behandelte Problem verdient in allerhöchstem Grade die Aufmerksamkeit aller, die sich für Fragen des Gemeinwohls interessieren, und das sollten eigentlich alle Gebildeten. Die Ausführungen des Verfassers sind, auch wo sie zum Widerspruch reizen, geeignet, aufrüttelnd und zum Nachdenken anregend zu wirken.

Des Verfassers Grundeinstellung wird im einleitenden Kapitel festgelegt: die Einzelnen, die Individuen, sind vergängliche, flüchtige Erscheinungen und haben keinen Bestand in der Geschichte. Das Verharrende in ihr bilden die Gemeinschaften, die Stämme und Völker, durch die erst das Leben des Einzelnen Sinn erhält. Es gilt die völkischen Gemeinschaften als biologische Einheiten aufzufassen und für ihre Ertüchtigung zu sorgen, ohne Rücksicht auf Wohl und Wehe des Einzelnen, um sich im Wettbewerb der Völker durchzusetzen und zu erhalten.

Fundamentalsatz der Sozialbiologie ist: „der Wert des Einzelnen bemißt sich nur nach den Diensten, welche er der Gemeinschaft leistet." „Eine Sozialpolitik, die den Schutz der Schwachen will, muß den Staat in die Irre führen."

Unsere heutigen Völker schleppen an den körperlich und geistig Minderwertigen einen in mehrfacher Hinsicht bedenklichen Ballast mit sich, durch den Gefahren drohen. Das sind: einmal die Lasten, die die Allgemeinheit tragen muß, um die erwerbsunfähigen Minderwertigen zu ernähren, ferner der Schaden, den die minderwertigen Verbrecher usw. der Gemeinschaft zufügen, endlich, das Gefährlichste, die Erzeugung minderwertiger Nachkommenschaft, die wie ein Krebsschaden sich im Orgnismus des Volkes ausbreiten und zum Untergange desselben führen kann.

In erster Linie sucht der Verfasser die Zahl der Minderwertigen in Deutschland festzustellen, deren Unterhalt mehr oder weniger vollständig dem Gemeinwesen zu Last fällt, und schätzt sie auf rund eine Million: Es sind das: unheilbare Schwindsüchtige — 200.000, Geisteskranke (einschließlich Epileptiker und Trunksüchtige) — 300.000, Schwachsinnige und Taubstumme — 100.000, Krüppel unter 15 Jahren — 100.000, Fürsorgezöglinge — 100.000, Hilfsschüler — 68.000, konstitutionelle Verbrecher — 100.000.

Man kann diese Zahlen in Einzelheiten kritisieren, sowohl bezüglich der Minderwertigkeit aller Gruppen (z. B. der Taubstummen!) als auch bezüglich ihrer völligen Erwerbsunfähigkeit, jedenfalls aber

ist es ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers darauf hinzuweisen, wie außerordentlich hoch die Zahl dieser Minderwertigen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung Deutschlands ist.

Bei den Vorschlägen zur Abhilfe ist einstweilen nur diese Gruppe ins Auge gefaßt. Denn, an den Grundsätzen der Sozialbiologie gemessen, müßte die Zahl der Minderwertigen in Höhen steigen, die schwindelnd sind.

Obgleich sich dem Verfasser im Verlauf der Schrift der Begriff der Minderwertigkeit in der Tat in diesem Sinne erweitert, zieht er die Konsequenzen noch nicht, sondern benutzt ihn mehr, um das Interesse für die Frage der sozusagen in erster Linie Minderwertigen zu beleben. Auf Grund von vererbungshygienischen Erwägungen nimmt der Verfasser an, daß die Minderwertigkeit zwangsläufig auf die Nachkommen übertragen wird und so die zukünftigen Geschlechter bereits im Keime verdorben werden. Man stehe zwecks Abhilfe nur vor zwei Möglichkeiten: entweder die minderwertigen Individuen schonungslos auszumerzen, oder aber wenigstens ihre Fortpflanzung zu verhindern. Da der Verfasser glaubt, daß die radikalere Lösung, die in primitiven Verhältnissen in der Tat vorkommt, an das heutige Empfinden der Kulturvölker eine zu heroische Anforderung stelle, so schlägt er vor, diese Minderwertigen zwangsmäßiger Sterilisierung zu unterziehen, was heute ohne Gefährdung von Leben und Gesundheit geschehen kann.

So gestellt, dürfte das Problem diskutabel sein; es ist zuzugeben, daß es unabwendbar erscheint, anstatt um diese Frage immer herumzugehen, einmal zu notwendigen, wenn auch harten Entschlüssen zu kommen.

So ist in den Gesetzgebungen einzelner Staaten schon für gewisse Kategorien von Verbrechern und Geisteskranker die Sterilisation vorgeschlagen worden. Auch dürfte es richtig sein, daß die Vernichtung lebensunwerter Individuen oft humaner erscheinen muß, als sentimentales Erhalten von Leben, das für seinen Träger unendliche Qualen bedeutet. Indessen wird es sehr schwer sein zu einer allgemeinen Lösung dieser Fragen zu kommen, wie aus den Einwänden erhellt, die kritischer Betrachtung nahe liegen.

Schon der sogen. sozialbiologische Fundamentalsatz wird auf Widerspruch stoßen können. Ob man die Gemeinschaft als höchsten Wert anerkennen will oder nicht, ist Ansichts- und Glaubenssache. Vom Standpunkt der Erlösungsreligionen aus, die doch wenigstens nominell die ungeheure Mehrheit aller Menschen bekennen, wird der unendliche Wert der Einzelseele betont. Eine vom philosophischen Standpunkt aus mögliche Kritik würde hier zu weit führen. Denn bei den konkreten Vorschlägen des Verfassers handelt es sich ja zunächst nur um eine Verhinderung der Fortpflanzung der Minderwertigen. Da wird aber die Frage gestellt werden müssen, ob denn die heutigen vererbungswissenschaftlichen Kenntnisse schon genügend gesicherte sind, um eine rationale Züchtung der Menschen zu gestatten. Es ist heute Modesache, viel von Rasse und Vererbung zu sprechen, doch besinnt

man sich nur ungern darauf, daß in den Anschauungen über Entwicklung und Vererbung das Hypothetische überwiegt. Vor wenigen Jahren bekannte ein großer Kenner dieses Gebietes, der unlängst verstorbene Prof. Johannsen-Kopenhagen, daß wir erst in den allerersten Anfängen einer wirklichen Vererbungswissenschaft stecken. Der Streit um die Vererbung erworbener Eigenschaften, die heute geleugnet wird, ist keineswegs abgeschlossen; ob Auslese durch natürliche Zuchtwahl (Darwin) oder Anpassung (Lamarck) die Entwicklung bestimmen, muß offen bleiben. Es ist zuzugeben, daß wir über die Beeinflussung der Nachkommenschaft durch einige krankhafte Zustände der Erzeuger schon genügend orientiert sind, um praktisch danach unsere Maßnahmen zu treffen, doch sind wir bei anderen, etwa der Tuberkulose, noch keineswegs sicher, das komplizierte Spiel der erblichen und Umweltseinflüsse vollkommen zu durchschauen, auch könnte der Fortschritt der Heilkunde manchen Krankheiten in naher Zukunft ihre Schrecken rauben.

So wird es sich nicht leugnen lassen, daß die wissenschaftlichen Grundlagen für rationale Menschenzüchtung einstweilen noch sehr lückenhaft sind, wir würden Gefahr laufen, bei einer zu rigorosen Durchführung der Züchtung grober Empirie und unseren aus ihr abgeleiteten Vorurteilen ebenso zu verfallen, wie etwa die mittelalterlichen Bekämpfer des Hexenwesens.. Schillers Worte: „Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter, laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut" — entbehren noch nicht ganz der Berechtigung.

Mit einer Reihe weiterer möglicher Einwände gegen die Sterilisierung setzt sich der Verfasser selber auseinander.

Wenn er die Möglichkeit, fixierte krankhafte Anlagen durch Erziehung wesentlich zu beeinflussen, ablehnt, so wird man ihm ebenso zustimmen können, wie wenn er den Einwand nicht anerkennt, daß man die Neuentstehung von Krankhaftem doch nicht verhindern könnte, wenn man den Kreis der Minderwertigen noch so weit zöge, denn schon das teilweise Sanieren müsse merkliche, günstige Erfolge zeitigen. Dagegen erscheinen die Einwände, die von Juristen gegen den Eingriff ins Gefüge des Körpers erhoben werden, als sehr leichthin abgelehnt durch die Berufung auf die Notwendigkeit für das Gemeinwohl, könnte doch eben diese Notwendigkeit nicht nur vom individualistischen Standpunkte aus bestritten werden, sondern auch von den Konsequenzen her, die das Außerkraftsetzen fundamentalster Rechtsgrundsätze für alle haben könnte. Endlich wird die komplizierte Frage der Zusammenhänge zwischen erblicher krankhafter Anlage und Genie flüchtig gestreift. Es wäre nämlich Beethovens Vater auch unter den zu Sterilisierenden gewesen. Man wird sich nur schwer entschließen, den Verlust, den die Menschheit an dem Ausfall eines Beethoven erlitten hätte, mit dem Verfasser für wohl höchst bedauerlich, aber doch nicht unersetzlich zu halten, da das uns alle beseelende Lebensprinzip jeden Einzelnen anderweitig ersetzen könne. Und es muß doch stark bezweifelt werden, ob die freiere Entwicklung für noch so viele Gesunde, das Quantitative,

wirklich Ersatz zu bieten vermag für die eventuelle Verhinderung des Einzigartigen, des Qualitativen. Trotz aller dieser Bedenken, läßt sich zusammenfassend doch sagen, daß Dr. Buttersacks Schrift über das Problem der Minderwertigen eine der brennendsten Fragen unserer Zeit in den Mittelpunkt des Interesses rücken will und darum durchaus zu begrüßen ist. Wenn wir auch seine Lösung nicht grundsätzlich und generell annehmen können, so würde eine eingehendere Diskussion unter Berücksichtigung auch anderer weltanschaulicher Ausgangspunkte es doch ermöglichen, sich praktisch, auf Teilgebieten, über Maßnahmen zu einigen, die imstande wären, nicht nur die Gemeinschaften vor Schaden zu bewahren, sondern auch möglichst viel Leid zu verhindern, das unzählige minderwertige Individuen erdulden, weil Gedankenlosigkeit und hemmungslose Triebe ihrer Erzeuger sie zu qualvollem Vegetieren ins Leben riefen. **Dr. E. Girgensohn.**

Geburtenrückgang.

Von J. Maria Friedenthal.

Einen interessanten Aufsatz über die heute so akute Frage des Geburtenrückganges bringen die „Süddeutschen Monatshefte" aus der Feder von Richard Korherr. Dieser führt etwa folgendes aus:

Seit dem 18. Jahrhundert läßt sich ein immer stärkeres Hervortreten der materiellen Seite des Lebens feststellen, das als eine Folge des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwungs, bedingt durch die Einführung d. Maschine, anzusehen ist. Hand in Hand damit ging eine ungeheure Bevölkerungsvermehrung. So betrug die Bevölkerung Europas um die Mitte des 18. Jahrhunderts 150 Millionen, 1850 bereits 265 Millionen. Ein Resultat dieses rapiden Anwachsens der Bevölkerung in allen Staaten Mitteleuropas war die aufkeimende Angst vor einer Übervölkerung. Diesem Gefühl hat der englische Staatswissenschaftler Robert Malthus 1798 in seinem Werk „Essay on the Principle of Population" eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versucht. Er stellt hier fest, daß die Bevölkerung die Tendenz hat, in geometrischer Progression zu wachsen, also wie 1.2.4.8.16.etc., während der Nahrungsspielraum nur in arithmetischer Progression, wie 1.2.3.4.etc. wachsen könne. Auf Grund dieses Gesetzes fordert Malthus eine bewußte Bevölkerungsbeschränkung. Seine Gedanken fanden fruchtbaren Boden, und der Staat kam seinen Forderungen nach. Dem Beispiel Englands folgten auch die übrigen Staaten in ihrer Gesetzgebung.

Heute ist die Zeit des gewaltigen Bevölkerungswachstums vorüber, wir haben einen stetig zunehmenden Geburtenrückgang. Dessen ungeachtet wird auch jetzt noch von der Gefahr einer Übervölkerung gesprochen, und besonders in den angelsächsischen Ländern eine Beschränkung der Geburten gefordert. Verfasser lehnt eine solche Gefahr ab, ist bewußter

Gegner dieses Neo-Malthusianismus und weist zur Begründung seines Standpunkts auf die Erweiterung des Nahruugsspielraums durch Intensivierung der Bewirtschaftung, auf die geringe Bevölkerungsdichte in den meisten außereuropäischen Ländern hin und sucht die ungeheure Gefahr des Geburtenrückganges für unsre abendländische Kultur aufzudecken.

In Anlehnung an Spengler unterscheidet er bei allen Kulturen eine Frühzeit, eine Spätzeit und eine Zivilisation und weist an Hand der Geschichte der Kulturen Babylons, Aegyptens, Indiens, Griechenlands, Roms, Arabiens und Mexikos nach, daß sich alle diese Völker selbst durch den Geburtenrückgang vernichtet haben: stets hat der Rückgang im Stadium der Zivilisation begonnen und immer von oben herab. Zuerst verfiel der Adel, daun die Weltstädte, die Provinzstädte und endlich das Land. Nach außen hin sieht aber das Bild der Entwicklung gerade umgekehrt aus, da in jeder Zivilisation zuerst das flache Land verödet, bedingt durch die ständig wachsende Landflucht, und erst dann die Weltstädte menschenleer werden. Alle gesetzlichen Maßnahmen, die von diesen sterbenden Völkern ergriffen wurden, als sie die Gefahr des Geburtenrückganges erkannten, konnten nur aufhalten, haben aber nie den Untergang verhindern können.

Im Abendlande machen sich die ersten Anzeichen des Geburtenrückganges in Frankreich um die Wende des 18. Jahrhunderts bemerkbar, uud in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts läßt er sich auch in den anderen Staaten Westeuropas nachweisen. Folgende Zahlen geben ein Bild der Entwicklung der letzten 50 Jahre:

Prozentueller Geburtenrückgang 1870/71 bis 1915: Deutschland— 47%, England — 48%, Frankreich — 23%, Schweden — 43%, Schweiz — 40%, Belgien — 40%, Norwegen — 35%, Dänemark — 33%, Niederlande — 34%, Italien — 25%, Ungarn — 36%, Spanien — 23%, Rumänien — 3%, Rußland — 0%, Australien—3%. Hinzu kommen noch die ungeheuren Opfer, die der Weltkrieg an Menschenleben gefordert hat: es sind für ganz Europa 10 Millionen Tote, diesen steht die noch weit größere Zahl derer zur Seite, die infolge des Krieges nicht geboren wurden und die allein für Deutschland auf 3—3,5 Millionen geschätzt werden. Gleich nach dem Kriege war ein gewaltiges Ansteigen der Geburtenziffern festzustellen, aber der Geburtenausfall der Jahre 1914—18 wurde dadurch doch nicht eingebracht. 1922/23 sind wieder normale Verhältnisse eingetreten, aber die Geburtenziffern erreichen die Vorkriegshöhe nicht mehr, sie sinken vielmehr ständig.

Aus der Gesamtstatistik der Geburtenziffern aller Staaten wird ersichtlich, daß die zivilisiertesten unter ihnen den stärksten Geburtenrückgang aufzuweisen haben. Auch überall da, wohin sich die abendländische Zivilisation außerhalb Europas ausgedehnt hat, finden wir sinkende Geburtenziffern, so in Nordamerika, Australien und Süd-Afrika.

Korherr stellt das Ende der abendländischen Kultur und die Herrschaft der Zivilisation auf allen Gebieten fest und schildert deren

Merkmale. „Der Intellekt hat über die Seele gesiegt. Der Kulturmensch hatte seine Energie nach innen, der zivilisierte Mensch hat sie nach außen. Die Qualität ist ersetzt durch die Quantität. Die Masse regiert in Gestalt der Demokratie, das Geld hat seine ausschließliche Herrschaft angetreten. Die große Masse will heute nur leben. Einst kam es nicht darauf an, daß man lebte, sondern wofür man lebte. Heute ist das ganze innere Leben so vollständig abgestorben, daß nichs mehr übriggeblieben ist als die bloße Lebenshaltung. Das Versagen des heutigen Menschen auf allen Gebieten, bei denen die Seele mitzusprechen hätte, enthüllt den ganzen Verfall und Tod der Seele und damit der Religiosität. Hier, im Erlöschen der inneren Religiosität liegt die Wurzel des Geburtenrückganges und der allmählichen Selbstvernichtnng unserer Kultur. Die „innere Fruchtbarkeit der abendländischen Menschheit ist erschöpft". Es wird nun im einzelnen dieser Verfall des abendländischen Menschentums analysiert: auch hier begann er von oben herab — Adel und Bürgertum sind schon von ihm erfaßt, zum Teil auch die Arbeiterschaft. — Verfasser geht auch auf die Zusammenhänge zwischen Geburtenrückgang und Religionsbekenntnis ein und stellt ein Überwiegen der Geburtenziffern katholischer Gegenden gegenüber den protestantischen fest.

Im Entstehen der Weltstadt sieht er das Verhängnis unserer Zeit und weist auf ihre Gefahren, vor allem auf das Fehlen der Bodenverbundenheit und des organischen Wachstums hin. „Weltstadt ist nur Geist und Geld." Diese Gebilde müssen absterben, und daher sind hier die niedrigsten Geburtenziffern zu finden; als Beispiel sei hier die Ziffer von Paris: 1922 — 16,2 (ganz Frankreich — 20,7) und diejenige von Berlin: 1923 — 9,4 (ganz Deutschland — 20,5) genannt, letzteres hat die niedrigste Geburtenziffer aller Weltstädte des Abendlandes. Es folgt die Schilderung der Weltstädte anderer Kulturen, deren Entwicklung der unserer Großstädte gleicht. — Weltstadt und Masse sind identisch. Der Lebensinhalt ihrer Bewohner erschöpft sich in „panem et circenses". Der Sport ist die Losung aller Zivilisationen, auch der unseren, alles andere muß dagegen zurücktreten, zum Sport werden auch Kunst und Wissenschaft. Dieser Weltstädter hat allen bewußten Lebenswillen verloren. Hieraus erklären sich die beiden Erscheinungen, die das selbstgewollte Absterben der Menschen bedeuten: Selbstmord und Kinderlosigkeit. Sinkende Geburtenziffern und steigende Suicidziffern gehen parallel. Der Selbstmord ist allen Zivilisationen gemeinsam, und so weist auch das Abendland heute stetig wachsende Selbstmordziffern auf. Und wie der einzelne Mensch den Lebenswillen verliert, so will auch das Gesamtwesen Mensch nicht mehr leben, es kommt zum Geburteurückgang, dem Selbstmord der Rassen. Der Gedanke an das Aussterben der Familie und des Namens hat seinen Schrecken verloren, man findet keine Gründe mehr für das Vorhandensein von Kindern. — Von schwerwiegendem Einfluß ist hier eine andere Erscheinung: die Emanzipation der Frau. Diese will nicht mehr als Mutter der Kinder Geschichte und Zukunft

sein, sie will als kinderlose Kameradin des Mannes Geschichte machen. Die eheliche Fruchtbarkeit nimmt rapide ab — in Deutschland ist ihre Ziffer von 218 um 1870 auf 148 im Jahre 1924 gesunken.

In jeder Zivilisation zählt der Bauer nicht mehr mit, die Weltstadt ist alles. Der Weltstädter stirbt aus, noch leben aber die Städte weiter, denn sie erhalten dauernd frischen Zustrom bäuerlichen Blutes. Doch geht der Bauer an dieser Landflucht zugrunde. Verfasser untersucht die Landflucht in den einzelnen Ländern und stellt in allen hochzivilisierten Staaten eine heute schon bemerkbare Verödung des flachen Landes fest. Auch die kleineren Städte sterben heute allmählich aus. Der Sieg der Weltstadt tritt klar zutage, ein Sieg, an dem beide, Sieger und Besiegte zugrunde gehen.

Verfasser behandelt das ständige Wachsen der fremden Rassen und stellt bereits die ersten Anzeichen einer friedlichen Durchdringung des europäischen Teils des Abendlandes durch diese Farbigen fest. Er weist auf das Eindringen afrikanischen Blutes im Süden Europas hin, wobei er die Politik Frankreichs, die den Schwarzen das Bürgerrecht verleiht, mit schwarzen Söldnern den Krieg führte, aufs schärfste verurteilt. Am Beispiel Roms, das zuletzt nur von Germanen und Syrern bewohnt war, zeigt er uns die drohende Gefahr des Sieges der fremden lebenstüchtigeren Elemente. Die Vermischung mit fremden Rassen würde den Tod der Weißen bedeuten. Noch schwerer sind die Verhältnisse in Nord-Amerika und Süd-Afrika, denn hier besteht neben der Gefahr der Verniggerung noch eine weit größere: das Erwachen dieser fremden Rassen, die sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt werden.

Heute hat man die Gefahr der sinkenden Geburten erkannt und den Kampf dagegen mit allen Mitteln aufgenommen. Es werden die Maßnahmen in den einzelnen Ländern untersucht, so die bewußte Bevölkerungspolitik Mussolinis, die auch für Deutschland vorbildlich sein sollte. Doch der Geburtenrückgang ist „eine Sache der Seele", der gegenüber alle äußeren Kampfmittel nichts erreichen, will man keine Kinder mehr, so nützen auch Strafen und Belohnungen nichts. Einzig erfolgreich kann nur eine völlige seelische Umstellung unseres abendländischen Menschentums sein, die einen religiös-ethischen Charakter tragen muß. Der Wille zum Kinde muß geweckt werden, es muß erreicht werden, daß wieder die Ehe als wünschenswert empfunden wird, in der die Frau Hausfrau und Mutter ist. Daneben können die andern Maßnahmen, wie Erziehung der Jugend zur Arbeit und nicht zum Sport, Bindung an den Boden, höhere steuerliche Belastung der kinderarmen Familien und der Junggesellen, Mutterschutz und Säuglingsfürsorge, nur ergänzend eingreifen. Gelingt es diesen seelischen Umschwung zu erreichen, so ist es für Deutschland, das in der Lebenskraft seines Volkstums weit besser steht als Frankreich, England und Amerika, noch nicht zu spät, wohl aber für Frankreich und teilweise auch schon für Groß-Britannien. Vermag das deutsche Volk das nächste Jahrhundert, das Verfasser als die Brücke zur Zukunft betrachtet, zu überdauern, dann könnte es vielleicht für das nächste Jahrtausend gerettet werden.

„Es handelt sich um die Zukunft unseres Volkes. Es dürfen hier keine Mittel und Wege gescheut werden. Über dem Wohl des Einzelnen steht die Pflicht gegen unser Volk, gegen unsre Zukunft und gegen unsre Vergangenheit."

Bücheranzeige.

Ostbaltikum I. Teil, Algonkium, Paläozoikum und Mesozoikum von Prof. Dr. H. Scupin.

Ostbaltikum II. Teil, Tertiär und Quartär von Prof. Dr. E. Kraus aus **„Kriegsschauplätze 1914—1918"** geologisch dargestellt. Verlag Gebr. Borntraeger, Berlin 1928.

Nach Veröffentlichung der grundlegenden Arbeiten von C. Grewingk † 1889, Fr. Schmidt † 1908 u. A. v. Mickwitz † 1910 über Estlands Felsenaufbau gab es keine Zusammenfassung in deutscher Sprache, welche inzwischen bekannt gewordene Forschungsergebnisse sichtend geordnet hatte. Da kam der **Wissenschaft der Weltkrieg zu Hilfe.** Die Kriegsführung von gestern verlangte vom Angreifer wie vom Verteidiger andauernd Erdarbeit. Schützengräben ohne Zahl durchzogen das Land. Befestigungsbauten griffen ins Erdinnere und förderten erdkundlich Neues zuwege , ungewollt die Schichtenkunde erweiternd. Die Ergebnisse lagen offen zutage, doch der Bearbeiter fehlte.

Eine vom Berichterstatter 1922 in estnischer Sprache herausgegebene Geologie Estlands füllte nur zum Teil die Lücke aus. Mittel- und Südlivland, Kurland und angrenzende Länder blieben unberücksichtigt. Hatte bisher Estland für den bestbearbeiteten Teil gegolten, machten im letzten Jahrfünft die jungen Pflegestätten der Wissenschaft, Dorpat und Riga, ihm diesen Vorrang streitig: Liv- und Kurland gehörten fortab zu den bevorzugten Gebieten erdgeschichtlichen Forschens. Durch einen Stab begabter Mitarbeiter unterstützt, lehrte in Dorpat Hans Scupin, wirkte in Riga Ernst Kraus.

Die Dorpater Schule wandte sich den ältesten Ablagerungen, Kambrium bis Devon zu, während die Rigaer das Mittelalter und das Eiszeitalter der Erde bevorzugten. Jedem dieser Abschnitte ist eine eingehende Behandlung zuteil geworden. Die von Schrenck eingeführte und von Schmidt ausgebaute Einteilung in Einzelschichten nach Buchstaben A—K wird beibehalten. Vergleiche mit Nachbarländern mit ähnlicher oder gleicher Ablagerung setzen die örtlichen Vorkommen in Beziehung zum Weltganzen. Besonderes Gewicht ist auf d. Bedingungen gelegt, unter denen jede Neubildung zustande kam. Wir sehen Meere vordringen und zurückweichen, Untiefen entstehen und vergehen. Auf feucht-warme Zeiten folgten trockene, auf üppiges Wachstum eine unfruchtbare Trockenwüste. Ein ewiger Wechsel, ein Auf und Ab im Tier- und Pflanzenleben. Der in flüssiger Sprache geschriebene 1. Teil ist fesselnd in Form und Inhalt. Eine Anzahl Lichtbilder, Querschnitte und eine Karte mit entsprechendem Deckblatt ergänzen die Ausführungen.

Der II., dem Tertiär und Quartär gewidmete Teil bringt eine Fülle von Kraus selbst erarbeiteter Feststellungen. Auf den ersten Seiten (S. 21) fesselt eine Karte, auf der viele neue Verwerfungsspalten eingezeichnet sind. Die umstrittene Frage, ob eine oder mehrfach wiederkehrende Eisdecken das Land zwischen Narwe und Njemen bedeckt haben, wird dahin beantwortet, daß für das ostbaltische Gebiet, genau wie für Norddeutschland, eine Haupt- und eine letzte Vereisung mit zwischenliegender Eiszeit bestanden haben. Während der Zwischenzeit wich der Eisrand weit nach Skandinavien zurück. Die Ostsee gab es noch nicht, sie entstand wesentlich später.

Zwischen dem Rigaschen Meerbusen und dem Peipusbecken erkennt Kraus ein junges , bis in unsere Tage nicht zur Ruhe gekommenes Hebungsgebiet, die Felliner Höhenkette mit der Wanne des Wirzjärw; das Hochland um Pantifer und große Teile von Livland gehören dazu.

Beide Untersuchungen legen den Finger an den Puls des Erdkörpers und versuchen die Ausbildung von Berg und Tal, Seen und Senken, kurz unsere Umwelt als Äußerungen des Lebens der Mutter Erde zu verstehen.

Henry von Winkler.

Johannes Prüfer. Friedrich Fröbel. Sein Leben und Schaffen. B. G. Teubner 1927. (3. völlig umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage). Mit Titelbild und 14 Tafeln. 146 S. 4°.

Wie der Verfasser im Vorwort mitteilt, handelt es sich bei dieser Neuauflage um die 1914 in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienene, 1920 in 2. Auflage veröffentlichte Fröbelbiographie, die nunmehr aus der genannten Sammlung herausgenommen ist und als Werk für sich erscheint. Das Buch wird in seiner neuen Form Eduard Spranger zugeeignet. Die Buchhändleranzeige bringt das Buch unter d. Titel„ Der moderne Kulturpädagoge" in den Handel. Und damit ist hier tatsächlich nicht zuviel gesagt. Die meisten von uns wissen von Friedrich Fröbel kaum mehr, als daß er der Begründer der Kindergartenerziehung ist und daß auf ihn eine große Menge von Beschäftigungsspielen für Kinder vom 2. — 6. Lebensjahr zurückgeht. Fast ganz unbekannt ist dagegen, daß er seine Kindergartenmethode auf einer tiefgründigen Kulturphilosophie aufbaut und in strengstem Einklang mit ihr entwickelt.

Fröbel geht von einem Dualismus aus: Gott und Welt, Geistiges und Stoffliches, Form und Stoff. In der Fülle der Formen sieht er eine im Göttlichen gegebene Einheit. „Das in jedem Dinge wirkende Göttliche ist das Wesen jedes Dinges." Bestimmung des Menschen ist ihm, das Geistige, Göttliche, das in den Dingen schlummert, das ihr Wesen ausmacht, im Stofflichen in Erscheinung treten zu lassen. Deshalb muß es der Sinn jeder Erziehung sein, die menschliche Bestimmung, die darin besteht, das Geistige im Stofflichen in Erscheinung treten zu lassen, zu stärken. Die Erziehung soll deshalb eine „nachgehende", nicht eine „vorschreibende" sein. „Der Kern der Fröbelschen Pädagogik", sagt Prüfer, „besteht in der Entdeckung dieses natürlichen, dieses organischen

Prinzips." Der einzelne Mensch ist ein notwendiges Glied der Menschheit. Im Einzelmenschen erscheint die Menschheit in endlicher Gestalt und das Ewige in zeitlicher Form. Diese „Menschheit im Menschen" ist ein „stetig und noch immer fortschreitend Werdendes, Sich-Entwickelndes, Ewig-Lebendiges. Wer das verstanden hat, wird jedes Schema in der Erziehung ablehnen und stets nach neuen Ufern schauen. Das Wesen des Geistigen besteht im beständig neuen Formen des Stofflichen. Durch solches Gestalten des Materiellen entfaltet sich im Menschen das Geistige immer mehr. Darin liegt der hohe Sinn der Arbeit und des Werkunterrichtes. Dabei wird Innerliches äußerlich gemacht. Der Mensch schafft nicht, um sich materielle Güter zu erwerben, sondern „ursprünglich und eigentlich nur darum, damit das in ihm liegende Geistige, Göttliche sich außer ihm gestalte." Auch das Kind soll zu solcher ihm gemäßer Gestaltungsarbeit angeleitet werden.

Schon diese kurze, bloß andeutende Wiedergabe einiger Fröbelscher Grundgedanken zeigt, in welch tiefe kulturpädagogische Zusammenhänge Fröbel die Kindergartenarbeit gerückt hat. Prüfer gibt dem Leser durch ein klares und anschauliches Referat mit reichlichen Zitaten aus Fröbels Schriften ein sehr übersichtliches Bild der Fröbelschen Weltanschauung. Und dieser Teil des Buches ist auch in den heutigen Schulstreitigkeiten von einer ganz starken Neuzeitlichkeit, auf die Spranger besonders aufmerksam gemacht hat.

In Fröbel tritt uns ein Mensch entgegen, der ein ausgesprochen „romantischer Typ" (Ostwald) ist. Er ist sich lange über seine Bestimmung nicht klar, und blitzartig kommen ihm die Einsichten in seine Aufgaben. Das zeigt sich besonders in den Momenten, wo er seinem Leben neue Wendungen gibt: beim Entschluß zu studieren, Lehrer zu werden, zu Pestalozzi zu gehen, seine Tätigkeit in der Schweiz aufzugeben und die Anstalt in Thüringen zu begründen, der Stiftung des „Allgemeinen Deutschen Kindergartens" etc. Wir haben es mit einem Idealisten reinsten Wassers zu tun, der nie an seine eigenen Annehmlichkeiten denkt, sondern immer an seine Sache, nur an seine große Aufgabe. Wahrhaft tragisch ist es, daß ihn schließlich, als er sich schon nahe am Ziel seiner Pläne sieht, das Kindergartenverbot der preußischen Regierung so schwer trifft, daß er zuerst ans Auswandern denkt, und als das nicht gelingt, dahinsiecht und stirbt.

Das Prüfersche Buch macht den Eindruck einer aus umfassender Quellenkenntnis entstandenen überaus zuverlässigen Arbeit. Wo die Überlieferung zweifelhaft erscheint, werden die wahren Ursachen scharfsinnig und einleuchtend erschlossen (Kindergartenverbot). Die Bildbeigaben sind schön und instruktiv. Die Lektüre ist nicht nur den zünftigen Kindergärtnerinnen zu empfehlen, sondern auch allen Lehrern unserer Schulen und jedem, der sich für pädagogische Fragen interessiert.

Alfred Walter

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 10 Dienstag, den 26. Juni 1928 4. Jahrgang

Vom Sinn und Wesen Goethischen Erkennens.

(Zum Todestage des Dichters am 22. März.)

Von Martin Kaubisch — Dresden.

I.

Es gehört zu den elementaren Grundüberzeugungen Goethes, „daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen begründet sind“ [1]) und daß jede echte, vor allem jede schöpferische Erkenntnis unverkennbar die Züge der besonderen Individualität des Erkennenden trägt. Und zwar in dreifacher Hinsicht: ethisch, metaphysisch und biologisch.[2]) Ethisch: „weil die Gesinnungen der Menschen auch ihre Gedanken bestimmen“ [3]) metaphysisch: weil für Goethe überhaupt die metaphysische Individualität auch das theoretische Weltbild trägt und gestaltet; biologisch: weil Individualitäten [4]) von der vitalen Mächtigkeit eines Plato, Leonardo oder auch Goethes selber offenbar auch zu höheren entscheidenderen Erkenntnissen kommen müssen als solche von geringerer Dynamik und Lebensschwungkraft.

Versucht man nun auf Grund dieser einfachen Feststellungen eine erste, noch sehr vorläufige Charakteristik von Goethes Wahrheitsbegriff, so läßt sich etwa folgendes sagen: „Wahrheit“ ist für Goethe niemals nur logisch-rationales Gebilde, vielmehr ein geistiges

---

[1]) An Graf Reinhard 22. I. 1811.

[2]) Man könnte auch sagen: meta—biologisch-vital.

[3]) Sprüche in Prosa (Aus Makarions Archiv).

[4]) Oft sagt Goethe auch „Entelechie“, das innerste schöpferisch-organisierende Prinzip einer Erscheinung. Heute spricht man bereits von der „Entelechie“ einer Generation, einer Epoche und eines Volkes. Auch damit sind neue Perspektiven für die Erkenntnis schicksalhafter Zusammenhänge eröffnet.

Urphänomen, dessen Struktur nicht nur durch generell-rationale, sondern stets auch durch irrational-individuelle Zügel bestimmt wird. Auch unsere letzten theoretischen Überzeugungen und kältesten Abstraktionen stehen somit für Goethe in strenger und notwendiger Abhängigkeit von der besonderen Beschaffenheit und Dynamik unseres persönlichen Seins. So könnte man sprechen von dem individuell-dynamischen und irrationalen Charakter von Goethes Wahrheitsbegriff oder von einer dritten Dimension unseres Erkennens [5]), in der es sich nicht allein handelt um Stoff und Form der Erkenntnis (Kant), sondern um die Abhängigkeit beider von Tiefenströmungen, die wir schlechthin als metaphysisches Schicksal empfinden (sei es einer einzelnen Persönlichkeit, einer Generation oder einer ganzen Nation und Epoche).

Damit erhebt sich nun freilich eine überaus schwere und grundsätzliche Frage: Bedeutet diese Auffassung, d. h. diese Individualisierung und Dynamisierung der „Wahrheit", nicht eine Preisgabe des absoluten Charakters derselben, ohne welchen das Wesen und der Begriff der Wahrheit doch nicht gedacht werden kann? Und droht hier nicht die Gefahr eines verhängnisvollen, alles Normative zerstörenden Relativismus? Es bezeugt die Größe von Goethes normhaftem Menschentum, die Tiefe seines Weltblicks und auch die Tiefe seines religiösen und metaphysischen Fühlens, daß er dieser großen Gefahr durchaus entgeht. Denn: ebenso wie Goethe unsere gesamte Intellektualität immer in strenger Abhängigkeit sieht von unserer seelischen Haltung und der besonderen Art unseres Wesens,[6]) ebenso bleibt für ihn auch die metaphysische Individualität nie isoliert, sondern stets in tiefere Zusammenhänge verflochten — als Organ des Lebensprozesses, aus dessen — uns freilich verborgenen — Grundrelationen auch die Normen alles schöpferischen Erkennens erwachsen. Jenes berühmte Altersbekenntnis „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", deutet somit nicht nur auf ein im individuell-pragmatischen, sondern auf ein im kosmischen Sinne Fruchttragendes hin, und ebenso ist das „Vitalprinzip" der Wahrheit, von dem man bei Goethe gesprochen [7]) und das mit seiner Auffassung von dem irrational-dynamischen Charakter echter Wahrerkenntnis natürlich in engstem Zusammenhang steht, nicht nur subjektiv individuell, sondern objektiv-kosmisch unterbaut und begründet. Diese Verflochtenheit aber unserer metaphysischen Individualität in kosmische Zusammenhänge und Schicksale, Schöpfungstendenzen und -Kräfte ist absolut. Und durch diese Wendung ist nun doch, trotz aller individuellen und aller irrational-dynamischen Elemente in unserm Erkennen, der Absolutheits-Charakter und -Anspruch der „Wahrheit" gerettet.

Aus alledem aber ergibt sich nun für die „Erkenntnistheorie"

---

[5]) Vergl. hierzu auch die geistvollen Darlegungen Paul Tillichs in dem Aufsatz „Kairós und Logos". (In d. Sammelband „Kairós". Reichl, Darmstadt. 1927).

[6]) Der „ontische" Charakter von Goethes Erkenntnistheorie (Rückgang auf die Seins-Art der Persönlichkeit).

[7]) Vergl. Simmel: Goethe. S. 25.

Goethes — soweit man von einer solchen überhaupt zu sprechen befugt ist — eine ganz besondere Auffassung von der Stellung des Intellektes.

Auch für ihn gilt, was bei Goethe für den Menschen und seine Entwicklung überhaupt gilt: auch er „kommt isoliert nicht zum Ziel",[8]) sondern nur in steter Verbindung mit jener Tiefenschicht unseres Wesens, in welcher mit den Formungstendenzen der metaphysischen Individualität, den im Unterbewußtsein wirkenden Bildekräften des „Sanskara", wie die indische Philosophie es ausdrücken würde, auch kosmische Potenzen wirksam gedacht werden müssen. Diese schicksalhaft-kosmischen Kräfte aber erscheinen nun nicht nur in der Form der Natur, die Goethe freilich stets intuitiv-metaphysisch, in ihrer Totalität, nie nur empirisch und analytisch auffaßt, sondern auch in der Form der Kultur, d. h. der Geschichte. — Und zwar handelt es sich vor allem: um die schicksalhaft-einmalige historische Situation, in die wir als Angehörige einer bestimmten Generation unentrinnbar gestellt sind;[9]) dann aber auch um die jeweiligen historischen Gesamtsituationen der einzelnen Völker und Rassen, ja der Gesamtmenschheit. Auch aus diesen Zusammenhängen erheben sich Schicksalsmomente, die ebenfalls mitwirken an der Gestaltung auch des jeweiligen theoretischen Weltbildes, wie überhaupt in allem unsrem Erkennen.

Diese Abhängigkeit hat Goethe allerdings nicht mit der Klarheit gesehen wie die für ihn fundamentalere und unmittelbarere Abhängigkeit des Menschen von der Welt der Natur. Denn: es ist durchaus ein Natur-All, wenn auch stets „geisterzeugt" und -getragen, das Goethe in seinen großen, welthaften Schauungen vorschwebt, nicht ein Geschichts-All — wie Hegel, den man hier einzig zum Vergleiche heranziehen dürfte, weil er bisher allein „Goethes Philosophie der lebendigen Natur eine gleichwertige Philosophie des lebendigen, werdenden Geistes zur Seite gestellt hat"[10]). Erhebt man deshalb die Frage: welche von den verschiedenen, schicksalhaften-apriorischen Voraussetzungen unseres Erkennens für Goethe die letzthin entscheidende ist, so lautet die Antwort: unzweifelhaft die Verwurzelung und Verbindung unsres metaphysischen Selbst mit den Schicksalskräften und Schöpfungstendenzen des kosmischen Lebensprozesses, dort, wo Ichheit und Allheit sich in geheimnisvoller Weise berühren, ja miteinander verschmelzen. Denn so weit geht Goethe, daß er die Intention wagt: Wir vermöchten vielleicht nur das an Natur und Welt zu erkennen, worin wir selbst, als diese besonderen, irrational-dynamischen Individualitäten in dieser besonderen weltgeschichtlichen und kosmischen Situation, Natur und Welt sind — eine moderne, kritisch-differenzierte Erscheinungsform jenes uralten, empedokleischen Glaubens, wonach eine Erkenntnis

---

[8]) An Willemer. 5. 12. 1808.

[9]) Vergl. auch hierzu P. Tillich: „Kairos" und Wilhelm Pinder: Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas. Berlin 1926.

[10]) Vergl. Kurt Leese: Die Geschichtsphilosophie Hegels. Furche-Verlag. 1922. S. 97.

der Dinge und Weltstoffe draußen nur möglich sei durch die mystische Mitwirksamkeit der entsprechenden Weltelemente in uns.

Was somit in der „Erkenntnistheorie" Goethes im letzten Grunde entscheidet, ist nicht die Stärke, Feinheit und Tiefe der intellektuellen Funktion, auch nicht die besondere (individuelle) Art ihrer ethischen und metaphysischen Unterbauung, sondern das Maß ihrer All-Verbundenheit und -bestimmtheit: ein anti-kantischer kosmischer Objektivismus, in welchem nicht das „Subjekt der Erkenntnis" Dinge und Welt von sich aus gestaltet, ja im kantischen Sinne überhaupt erst hervorbringt, sondern umgekehrt, dieses Subjekt der Erkenntnis geformt und bestimmt wird von den zeugerischen Schöpfungs- und Schicksalstendenzen des Universums, besonders in dem geheimnisvollen Vorgang der Intuition, in welchem für Goethe stets rational-generelle mit irrational-kosmischen Elementen synthetisch verbunden erscheinen. Deshalb spricht Goethe so gern von der „„Anticipation der Welt" im Genie und betont, daß die Höhe der Wahrerkenntnis des Genius vor allem durch die Stärke dieser Anticipation des Kosmos in ihm bestimmt werde.

Packend tritt dies alles hervor in der grandiosen Äußerung, die Goethe (1813) einmal dem jungen Arthur Schopenhauer gegenüber getan und über die dieser später in seinen Tagebüchern folgendermaßen berichtet: „Dieser Goethe war so ganz Realist,[11]) daß ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. „Was!" sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anschauend, „das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe!" [12])

Nur so kann Goethe auch glauben, daß das Subjekt der Erkenntnis besonders im Momente der Intuition, „zu allem, was die Natur in es gelegt hat" auch in der äußeren Welt die „antwortenden Gegenbilder" [13]) auffinde und daß das Wesen der höchsten, menschlich erreichbaren Wahrheit zuletzt in einer geheimnisvollen Beziehung zwischen der Totalität unsrer Person — auch im Erkenntnisprozeß — und der Totalität der Welt oder schärfer in jener schöpferischen „Synthese von Welt und Geist" liege, „welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt".[14])

II.

Als die Hauptform solchen schöpferischen Erkennens aber preist Goethe immer wieder die Intuition, in welcher allein nach des Dichters Ermessen, Idee und Erfahrung (oder Denkkraft und Anschauungskraft) sich auf eine geheimnisvolle Weise begegnen, sodaß sie

---

[11]) Müßte heißen „Kosmischer Objektivist". Das hat Schopenhauer, der den kantischen Phänomenalismus verhängnisvoll überspannte, indem er so und so oft die Welt der Erscheinung zur Welt des Scheins herabsetzt, natürlich nicht verstanden.

[12]) Vergl. „Goethe im Gespräch". Herausgegeben von Franz Deibel. Leipzig. Insel-Verl. 1907. S. 172.

[13]) „Winkelmann" Aphorism. I.

[14]) Sprüche in Prosa.

allein als jenes „höhere Organ" anzusehen ist, dessen wir zum Ergreifen der Wahrheit ohne Zweifel bedürfen. Denn wie sollten wohl bloße Analyse und verstandesmäßige Empirie das leisten, was Goethe von großer Erkenntnis unbedingt fordert: an das Mysterium der Gottheit zu rühren, „die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen" — (und historischen) — „offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen?" [15])

Das vermag in der Tat nicht der an das „Gewordene" und „Erstarrte" gebundene Verstand, sondern allein die „intuitive Vernunft"; [16]) weil nur sie „mit ihrer Tendenz zum Göttlichen", wenn auch unter steter Mitwirkung sinnlicher Anschauungsfülle, d. Werdende" das Lebendige" faßt [17]) als Symbol des Unerforschlichen, welches demnach für Goethe, den größten Platoniker unter den Deutschen, — im Gegensatz zu Kant — nicht unbedingt transzendent bleibt, [18]) sondern hier schon im Diesseits, in den Urformen der Natur und des Menschenlebens, in der immanenten Zielstrebigkeit der persönlichen und der historischen Schicksale sich symbolisch-gleichnishaft kundgibt. Und hier, in diesem Ewig-Lebendigen, insbesondere auch in d. bewegten Gestalt, [19]) als Gleichnis des Unvergänglichen, liegt für Goethe letzten Endes „das Wahre", welches ihm deshalb auch immer identisch ist mit dem „Göttlichen" [20]) und welches allerdings nur dem Menschen zuteil wird, der sich eben zur „höchsten Vernunft" und deren schöpferischer Intuitionskraft innerlich zu erheben vermag.

Aber wie ist dies möglich? Nicht auf gewaltsame Weise, durch irgendeine systematische Willens- und Bewußtseinsmethodik, wie sie der Orient, vor allem der indische Orient lehrte und wie sie auch in bestimmten geistigen Strömungen der Gegenwart wieder hervortritt, [21]) sondern durch Selbstverwirklichung unsres innersten Schicksals in der ziel- und zukunftgläubigen Tat! —

Es ist eine Art religiöser und metaphysischer Pragmatismus [22]) als letzter Voraussetzung auch höchsten intuitiven Erkennens, zu welchem Goethe hier kommt; dieser Pragmatismus, welcher durch Selbstverwirklichung die Wahrheit erst schafft oder besser: ihr Raum schafft, daß sie in solchen „Tätern des Wortes" immer mehr greifbar werde und leibhaft. Das ist die Fleischwerdung des Logos, wie sie im „Kairós", in dem jeweiligen Schicksalsmoment, in dem eine Zeit sich erfüllt, hervortritt, nicht nur als Offenbarung dieses Kairós, sondern vor allem auch als Offenbarung der Gnadenfülle des Eros, in welchem die kosmische Liebeskraft durchbricht zu persönlicher Verkörperung göttlicher

[15]) Mit Eckermann. 13. II. 1829.
[16]) Nicht im Sinne Kants, auch nicht in dem von A. Schopenhauer.
[17]) Mit Eckermann. Ebenda.
[18]) Schon der Ausdruck „Urphänomen" widerspricht dem.
[19]) Vergl. bes. die Lehre von der Metamorphose.
[20]) Vergl. Zur Meteorologie (Versuch einer Witterungslehre) 1825.
[21]) Anthroposophie, Theosophie usw.
[22]) Sehr zu unterscheiden von dem platt-empirischen Pragmatismus der amerikanischen Welt.

Wahrheit. So hat ja auch Goethe selbst in der Epoche seiner Vollendung sein großes kosmisches Schauen als freies Gnadengeschenk seines religiös gelebten Daseins empfangen und nur dadurch in seiner überpersönlichen Selbstbiographie „Jehova schauen können, ohne zu sterben" d. h. sich selbst und seine innere Schicksalsentwicklung als steigende Menschwerdung — Fleischwerdung — göttlicher Schöpfungstendenzen erkennen und darstellen können.

Damit aber ist nun das höchste schöpferische Erkennen wieder zurückgekehrt in seine Urheimat: es ist wieder zur göttlichen Selbsterhellung des Universums im Menschen, ist wieder — Mythos geworden. Und so steht nun für Goethe der Mensch *auch als Erkennender* völlig draußen im Sonnenfeuer des Kosmos und gilt auch für ihn, was für Schicksal und Wesen des Menschen — echt goethisch — überhaupt gilt: „Vom All ins All zurück".[23])

Psychologische Praxis und Theorie.

Von G. v. Glasenapp.

An einer Stelle seines „Mikrokosmus" spricht Lotze von denjenigen psychologischen Fragen, die sich gleichbleibend in allen Kulturepochen aus den gegenseitigen Beziehungen der Menschen in ihrem sozialen Leben ergeben und er meint: was das Studium der Menschenseele auf diesem Gebiete bisher geleistet, sei nicht in wissenschaftlichen Werken sondern in Romanen, Novellen, Dramen, Memoiren usw. niedergelegt und zu finden. In der Tat! Wen von uns hat es nicht schon oft frappiert, welch' eine Unsumme feiner psychologischer Beobachtungen, Bemerkungen, Entwicklungen und Analysen in unserer schönen Literatur von Homer an deponiert ist und der Systematisierung harrt! Alles: Charakterologie und Menschenkenntnis hat man dort und nicht in den Kompendien der gelehrten Herren zu suchen; ja, im Vergleiche zu den Herrlichkeiten, die dort geboten werden, kommt uns oft der Inhalt der Kompendien wie eine Psychologie der toten, nicht der lebenden Seelen vor und es scheinen Thakeray, Tolstoi und Dostojewski, ohne wissenschaftliche Systeme zu besitzen, vom Labyrinth der Menschenseele tiefere Erkenntnisse gehabt, gewaltigere Offenbarungen erhalten zu haben als die Philosophen Lotze, Hartmann, Nietzsche und Wundt.

Solch ein Sachverhalt darf nun der Wissenschaft nicht gleichgültig sein und sie fragt, ob jene dort niedergelegten psychologischen Schätze sich nicht verwerten, z. B. bei der Prüfung kontroverser psychologischer Theorien zur Stütze der einen und Widerlegung der anderen benutzen lassen? Eine ganz kleine Probe dieser Art soll hier gemacht werden indem wir eine Seelenbeobachtung, die nicht so bekannt ist als sie zu sein verdiente, auf die Frage anwenden, ob, was den Gegensatz des psychischen und des körperlichen Lebens betrifft, eine Wechselwirkung zwischen

---

[23]) Aus dem Gedicht „Weltseele".

Leib und Seele oder ein psychologischer Parallelismus anzunehmen sei: eine Frage über die unendlich viel philosophiert worden ist (vergl. z. B. Busse's Werk: „Geist und Körper"). — Eine berühmte Schauspielerin erzählt gelegentlich in ihren Memoiren, sie habe oft erfahren, daß wenn es uns nur gelingt unser Gesicht in lächelnde, heitere Falten zu legen, dieses auch meist bald eine den Mißmut verscheuchende, fröhlichere Seelenstimmung, wie sie gerade eben braucht, nach sich zieht und eine Weile festhält. Also während sonst die Gemütsbeschaffenheit im Äußern des Gesichts sich kundgibt, soll hier, umgekehrt, die Gewalt, die wir über unser Mienenspiel haben, unsere Stimmung, dort wo wir sie nicht direkt in unserer Gewalt zu haben glauben, rückwirkend beeinflussen können. Die Tatsache steht aber fest. Schon das Kind, das im Dunkeln, um sich Mut zu machen, stärker auftritt und lauter spricht, verfährt, ohne im geringsten zu reflektieren, instinktiv nach demselben Prinzip. Auch ist in der schönen Literatur diese Beobachtung schon sehr früh ausgesprochen worden. So lesen wir bereits in der berühmten altspanischen, einem gewissen Rojas zugeschriebenen Tragikomödie „Celestina", die um 1450 verfaßt sein mag, im 2. Akt die Worte des Sempronio, die er an den wehmütigen Liebhaber Callisto richtet:

„Huye de tirar coces contra el aguijon; finge alegria y consuelo, y serlo ha. Que muchas veces la opinion trae las cosas donde quiere." (Löcke nicht wider den Stachel: stelle dich heiter und getröstet und du wirst es werden. Oft zieht der Schein die Dinge wohin er will).

— Es wird somit behauptet, man könne das gewöhnliche Verhältnis im Ablauf der Erscheinungen: die Gemütsstimmung und ihr Zeichen, ihr Sichtbarwerden im Gesichtsausdruck, — umkehren; und es fragt sich, wie das zu den psychologischen Theorien über die gegenseitigen Beziehungen von Leib und Seele stimmt? Von diesem Faktum ausgehend, das ja auch im täglichen Verkehr der Menschen sich immer wieder bewahrheitet, tut nun der amerikanische Novellist E. A. Poe mit genialer Intuition in die menschliche Gedankenwerkstatt noch einen Schritt weiter und zwar einen kühnen. In seiner Novelle „Der entwandte Brief", läßt er den Franzosen Dupin von einem kleinen Schuljungen erzählen, der so klug war, beim Hasardspiel „paar oder unpaar" meistenteils richtig zu raten wie viele Kugeln sein Partner in der Hand hatte, indem er ihm ansah, welchen Grad von Dummheit er besaß. —

„Das beruht wohl darauf, sagte ich, daß der beurteilende Spieler seinen Intellekt mit dem des Gegners identifiziert." — „Das ist's, sagte Dupin, und als ich den Jungen fragte, wie er denn die völlige Identifikation, von der sein Erfolg abhängt, erreiche, antwortete er mir: „Wenn ich herausbekommen will, wie klug oder einfältig, gut oder böse mein Gegner ist und was er eben denkt, bemühe ich mich, meinem Gesichte denselben Ausdruck zu geben den seines eben hat, und gebe acht, was für Gedanken mir dann, diesem Gesichtsausdrucke entsprechend, kommen." — In dieser Antwort des Schülers steckt mehr echte Weisheit als in der scheinbaren Tiefe eines Larochefoucauld, Labruyère, Machiavelli und Campanella." —

Hier wird also bereits eine doppelte Zergliederung vorgenommen. Von den Gedanken des Gegners (natürlich über ein uns bekanntes Thema) nehmen wir an, daß sie zwar auf seinem Gesichtsausdrucke durchschimmern, aber noch nicht so, daß wir sie direkt ablesen könnten. Wir vermögen dagegen, den anderen beobachtend, die Muskulatur unseres Gesichtes in dieselben Falten zu legen wie er; und wenn sie in ihnen liegen, fallen uns leicht dieselben Gedanken ein, die, wenn sie unsre eignen wären, unsre Züge ebenso gestaltet haben würden. —

Der Spürsinn, die Lust in das Verborgene einzudringen, zu erfahren, ob der Partner jetzt eben zufrieden oder unzufrieden, ob er enttäuscht ist, lassen uns, — ihn scharf beobachtend, ein ebensolches Gesicht machen, wie er jetzt hat und — siehe da! — wir merken in unserm Innern etwas von derselben Befriedigung oder Enttäuschung, die er erfuhr, die wir aber mit dem Auge allein noch nicht an ihm konstatieren konnten. Was man sonst für d. ungewollte Resultat des Denkens ansieht: das Mienenspiel, wird hier zum Anstoß, der uns richtig denken läßt. Um diese Beobachtungsergebnisse für die theoretische Wissenschaft nutzbar zu machen, ist es nötig erst über Wahrnehmen, Vorstellen und den psychophysischen Parallelismus einige Erwägungen anzustellen. Zuvor noch eine Bemerkung ans dem Gebiete der Tierpsychologie! Darwin's „Ausdruck der Gemütsbewegungen" befaßt sich mit den Relationen zwischen Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung und Trieb; und ein Ergebnis seiner Untersuchung, das er zwar selbst noch nicht ausspricht, lautet in der Formulierung des Zoologen G. H. Schneider: „Ein und dasselbe Gefühl und der entsprechende Trieb, der das eine Mal auf Grund einer Empfindung u. Wahrnehmung entstand, kann das nächste Mal durch die entsprechende Vorstellung hervorgerufen werden; umgekehrt, eine Bewegung, die lediglich durch eine Vorstellung erzeugt wurde, kann später auf Grund einer Wahrnehmung entstehen; hierin liegt das Wesen aller Gewohnheiten, somit auch aller mimischen Bewegungen." —

Die Sinneswahrnehmungen bieten uns die sicherste Gewähr für die Wirklichkeit der Außenwelt; denn: daß wir Sinneswahrnehmungen haben, erleben wir unmittelbar als ein inneres psychisches Ereignis; es läßt sich dagegen also nicht der Zweifel erheben: ob ich, wenn ich wahrnehme, auch tatsächlich wahrnehme? Was ich aber wahrnehme, oder der Inhalt der Wahrnehmungen, das ist die Materie, das Bewegte im Raume; anders ausgedrückt: die Außenwelt. Als Phänomen meines Innern, als Objekt meines Denkens, heißt die Wahrnehmung auch meine Vorstellung; uud die Außenwelt, die wahrgenommene, wie die erinnerte, ist meine Vorstellung. Nun muß aber genau dieselbe Sicherheit, es mit Wirklichkeit (und nicht mit bloßem Schein) zu tun zn haben, die dem Umstande zukommt, daß ich wahrnehme (daß ein solcher Vorgang in meinem Bewußtsein stattfindet), auch dem, was ich wahrnehme, dem Inhalte meiner Wahrnehmung zukommen. Dieser Inhalt nun ist die Außenwelt, zu der natürlich auch mein Leib gehört. Somit müssen wir ganz denselben Grad von Vertrauen zur

Wirklichkeit der Außenwelt hegen, die den Inhalt unserer Wahrnehmungen ausmacht, mit dem wir die Überzeugung aussprechen, daß wir wahrnehmen, daß wir also das unmittelbare Bewußtsein solcher unsrer Seelenbegebnisse haben: erkennende Subjekte sind. Freilich geben uns die sämtlichen Wahrnehmungen *nur* Kunde von materiellen Vorgängen und bloß indirekt können wir aus ihnen schließen auf innere psychische Regungen in andern Wesen, auf Regungen die toto genere von der Materie verschieden sind. Aber wer das „Was" der Wahrnehmung leugnet oder für subjektiven Schein erklärt, hat damit zugleich das „daß" (den Umstand selbst, daß wir wahrnehmen in Frage gestellt; und was bleibt dann nach? So ergeben sich für uns zwei Wege auf denen wir die Wirklichkeit erkennen, erfassen, unsern Zusammenhang mit dem Weltall aufrechterhalten: 2 total verschiedene Interpretationen ein und desselben Sachverhalts, nämlich des einen und einzigen Weltprozesses. Und so hat man an der einen, nur einmal vorhandenen Wirklichkeit zweierlei zu unterscheiden: Seele und Leib (Geist und Körper). „Geist" das heißt „ich nehme wahr, stelle vor, fühle, will;" also das Subjekt — „Körper" : das heist das Objekt „das, was auf dem Wege der Sinneswahrnehmung erkannt wird". Und so kann man begrifflich die eine einzige Wirklichkeit in eine geistige (psychische) und körperliche Sphäre zerfällen, je nach dem *wie* wir zur Erkenntnis von ihr gelangen. — Was wir dabei von ihr erfahren, deckt sich auf dem einen und andern Wege nie genau, aber doch im ganzen so weit, daß wir sowohl geistig als leiblich die Welt als aus Lebewesen, aus Lebenseinheiten bestehend erkennen. Die größten materiellen Lebenseinheiten bestehen aus mehreren kleineren, diese aus noch kleineren (Zellen) etc. Die körperlichen Lebenseinheiten scheinen sich mit den geistigen einigermaßen zu decken. Wir müssen folglich, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, annehmen, daß auch die geistigen Lebenseinheiten (z.B. Menschen) in mancher Hinsich in kleinere Einheiten zerfallen. Daß jedoch bei beiderseitiger immer weiterer Zerfällung die körperlichen und geistigen Einheiten sich im allgemeinen gar nicht decken werden, ergibt sich aus der Willkürlichkeit unsrer Begriffsbildung, auf der die ganze Zerfällung beruht. Außerdem kommt den geistigen Einheiten, die wir repräsentieren, die *Einheit des Bewußtseins* zu, der auf der Naturseite nichts entspricht. Als die psychischen subordinierten Einheiten, die eine größere Einheit, ein Individuum zusammensetzen, wird man vielleicht die einzelnen *Triebe*, als etwas Angeborenes bezeichnen dürfen. Der Mensch als „Zellenbau" von Trieben! — Der Anteil, den die einzelnen Leibesorgane und subordinierten Teile am einheitlichen Gesamtleben haben, ihr Zusammenwirkung kann man in Analogie stellen zum Zusammenwirken unsrer von uns innerlich erlebten Triebe (Strebungen und Gefühle) am Prozesse unseres seelischen Lebens. Wie in dem einen Falle die Teile teils zusammenwirkend (konkurrierend) den Lebensprozeß des Ganzen fördern; teils sich verselbständigend (wuchernd) das Gesamtleben stören, sich gegenseitig schwächen u. d. Ganze ruinieren, so geschieht es auch im andern Falle. Die beständige enge Korrespondenz unsrer Triebe, Gefühle

und aller geistigen Phänomene mit dem Zusammenspiel unsrer körperlichen Organe und Funktionen spiegelt sich in allen unsren Lebensprozessen und unserem Aussehen ab. — Wenn man jetzt sieht, wie den nur körperlich erkennbaren Veränderungen an einem Lebewesen sofort psychische Erscheinungen entsprechen und wie ebenso den Bewegungen des bewußten Seelenlebens wiederum materielle Modifikationen korrespondieren, — und fragt, — findet zwischen Leib und Seele eine Wechselwirkung statt, oder handelt sich's um einen psychophysischen Parallelismus, so daß von ein u. demselben Vorgange, d. nur einer ist, uns bloß auf zwei verschiedenen Wegen etwas zur Kenntnis gelangt, durch Wahrnehmung oder durch inneres Erleben etwas bemerkbar wird, — so beachte man, daß die Wechselwirkung ein Kausalverhältnis bedeutet und daß bei einem solchen die Ursache stets der Wirkung vorausgehen muß (Grund und Folge bestehen gleichzeitig, aber nicht Ursache und Wirkung). Der Kausalprozeß ist somit nicht ein umkehrbarer; und es kann nicht sein, daß, wenn zuerst die Erscheinung erfolgt, die früher Wirkung gewesen, hierdurch das hervorgebracht wird, was früher Ursache war. — Es kann allerdings auf physischem Gebiete eine Rückverwandlung von Wärme in Bewegung und vice versa stattfinden; aber auf psychischem Gebiete, d. h. in unserem inneren Erleben, entspricht dem gar nichts. Die Wirkung folgt immer auf die Ursache und nicht umgekehrt. Wenn sich nun im psychophysischen Menschenleben Vorgänge zeigen, wo meist das A als Ursache vorangeht und B als Wirkung folgt; dann aber ausnahmsweise auch das B vorausgeschickt werden kann und es das A als Folge nach sich zieht, so spricht das für den psychophysischen Parallelismus und nicht für die Wechselwirkung zwischen zwei getrennten voneinander verschiedenen Wesen, genannt: Leib und Seele, von deren Existenz wir auf zwei verschiedenen Wegen, aber stets durch Vermittlung unserer Seele Kunde erhalten.

Wie die Erfahrung zeigt, braucht derjenige von den uns eben zusammensetzenden Trieben (Neigungen, Leidenschaften, Affekten), den wir jetzt eben mit bewußtem Willen zu verwirklichen bestrebt sind, oder die Idee, zu der wir uns bekennen (die also vor allen andern eine Vorzugsstellung einnimmt), nicht zugleich in uns am stärksten zu sein. So wie ein krankes Organ den gesamten Körper hindert, seinem Wesen und Plan entsprechend zu funktionieren, so sind wir auch in geistiger Hinsicht, weil wir komplizierte, nicht absolut einheitliche Wesen sind, nicht immer Herren über uns. Unserm bewußten Wollen können sich Triebe entgegenstellen und mit den feinsten Sophismen uns belügend oder mit der Roheit eines Klotzes uns hemmend, unser Tun nach einer nicht gewollten Richtung bestimmen, die, vom Standpunkte einer absoluten Moral (dem Willen Gottes), bald schlechter, bald besser ist, als das, was unser bewußtes „ich" will. Siegt unser bewußtes „ich" über einen schlechteren Trieb, dann sagen wir: ich habe mich selbst beherrscht. Siegt unser bewußtes „ich" über einen besseren Trieb, als es selbst ist, (was eine unbestechliche Erkenntnis: das Gewissen — uns mitteilt), so sagen wir: ich bin vom bösen Triebe, wie von einem Dämon,

beherrscht worden. Das heißt: ich verstehe unter meinem „ich" oder meinem „selbst" (dem „atman" der Inder, dem Subjekte des Erkennens, wenn alles Ablösbare davon abgelöst ist), immer gerade dasjenige in mir, oder denjenigen Trieb, der mit dem „Guten", mit Gottes Willen übereinstimmt. Die Inder sprechen das aus durch das Wort: „brahmatmaikyan"; das ist „die Einheit der Seele mit Gott."

Dadurch nun, daß hier in den von Edgar Poe mitgeteilten Überlegungen, die nichts Märchenhaftes an sich haben, sondern in Wirklichkeit nicht selten von feinen Menschenkennern instinktiv in ähnlicher Weise angestellt werden, — die Umkehrbarkeit dessen, was als Ursache und was als Wirkung erscheint, nachgewiesen werden, haben die Beobachtungen belletristischer Schriftsteller zur Befestigung der Theorie des psychophysischen Parallelismus einen Baustein geliefert.

Noch deutlicher wird dies Resultat vorstehender Überlegungen sich herausstellen durch folgende Stelle aus Mereshkowski's Werk über „L. Tolstoi und Dostojewski" (1900), die ich aus dem Russischen übersetze.

„Die Rede der menschlichen Körperbewegungen (Gebärdensprache) ist zwar weniger mannigfaltig, dafür jedoch unmittelbarer und ausdrucksvoller und besitzt eine bedeutendere suggestive Kraft als die Rede in Worten. Vermittelst der Worte ist es leichter zu lügen als vermittelst der Bewegungen des Körpers und des Gesichtsausdrucks. Diese verraten eher als Worte das wahre verborgene Wesen des Menschen. Ein Blick, eine Falte, das Erbeben eines Gesichtsmuskels, eine Bewegung des Körpers können das zum Ausdruck bringen, was sich mit gar keinen Worten sagen läßt. Die reihenweise Abfolge dieser unbewußten, unwillkürlichen Bewegungen, — die sich auf dem Gesichte und im ganzen äußereu Habitus des Körpers ausprägen, ansammeln, — machen das aus, was wir den Gesichtsausdruck nennen und was man auch den Körperausdruck uennen könnte, weil nicht nur das Gesicht sondern auch der gesammte Körper seinen Ausdruck, seine geistige Durchsichtigkeit, gewissermaßen seine Persönlichkeit hat. Gewisse Gefühle regen uns zu entsprechenden Bewegungen an, und umgekehrt: gewisse gewohnheitsmäßige Bewegungen lassen uns den entsprechenden inneren Zuständen nahe kommen. Der Betende faltet die Hände, beugt die Knie, — aber auch wer die Hände faltet und die Kniee beugt nähert sich dem Zustande des Betens. So geht ein ununterbrochener Strom nicht nur von innen nach außen sondern auch von außen nach innen.

— L. Tolstoi beuutzt mit unnachahmlicher Kuust diesen Wechselzusammenhang des Außen und Innen. Nach jenem Gesetze eines allgemeinen, sogar mechanischen Mitempfindens, das die unbewegte gespannte Saite als Erwiderung auf das Klingen der ihr benachbarten Saite erbeben läßt, — nach dem Gesetze unbewußter Nachahmung, das beim Anblick eines Weinenden oder Lachenden, auch uns anregt, so daß wir zum Weinen oder Lachen geneigt sind, erfahren wir beim Lesen solcher Beschreibungen in den Nerven und Muskeln, die die Ausdrucksbewegungen unsres eigenen Körpers dirigieren, — ein sich regendes Beginnen derjenigen Bewegungen, die der Künstler an dem Äußern

seiner handelnden Personen beschreibt; und infolge dieses mitempfindenden Erlebens, das sich unwillkürlich an unserm eigenen Körper vollzieht, d. h. auf dem sichersten, geradesten und kürzesten Wege erhalten wir Zutritt zur inneren Welt jener Personen, beginnen wir mit ihnen und in ihnen zu leben.

Wenn wir erfahren, daß Iwan Iljitsch (bevor er starb) drei Tage lang vor Schmerz schrie: „U, Uu, U!", weil er angefangen hatte zu schreien: „Wozu!" und jetzt den Buchstaben „U" fortsetzte, so können wir uns nicht nur leicht vorstellen sondern auch in eigener Erfahrung den gräßlichen Übergang vom menschlichen Worte zum sinnlosen tierischen Laute durchmachen; wir vermögen nicht nur im Denken, in der Einbildungskraft, sondern auch experimentel vermittelst unsrer leiblichen Gefühlsfähigkeit, vermöge der in unserem Körper beständig empfundenen Bereitschaft zum Leiden, — den Grad des Schmerzes auszumessen, der uns ebenfalls veranlassen könnte, dieses fürchterliche, sinnlose Hinausschreien des „U!" zu vollziehen. Die regungslose Saite antwortet der klingenden Saite. Die Seele des Lesers dringt durch Vermittlung seines eigenen Körpers, der animalisch und unwillkürlich dem Körper der dargestellten Helden nachahmt, in deren Seele ein, sie erlebt eine Reinkarnation."

Drei pädagogische Schriften von August Riekel.

Von W. Stillmark.

1) Vom Wesen der Erziehung.

(Verlag Westermann 1927.)

Als Aufgabe dieser Untersuchung bezeichnet der Verfasser den „für die Pädagogik unserer Tage besonders wichtigen Gedanken, daß die Erziehung jeder werdenden Persönlichkeit und jeder Generation vor allem von den zeitlosen Wesenheiten und Kräften, die sich im unbeeinflußten pädagogischen Akt offenbaren, bestimmt werden muß." Es soll also im Gegensatz zu den relativistischen Strömungen der Pädagogik, die den Schwerpunkt auf die Übermittlung einer bestimmten, zeitlich bedingten Kultur legen, der Versuch gemacht werden, die von jeder Entwicklung unabhängigen, zeitlosen Kräfte des erzieherischen Tuns zu erforschen. Die Pädagogik muß sich von dem Glauben freimachen, daß sie das seelische und geistige Bild künftiger Kulturen durch bewußt geschaffene Bildungsprogramme vorausbestimmen könne (Vgl. Litt, Führen oder Wachsenlassen). „Den Respekt vor dem, was natürlich und deshalb unbeeinflußbar ist, müssen wir auch in der Erziehung zurückgewinnen." Zunächst muß daher das Zeitlose und das Zeitliche im erzieherischen Tun von einander geschieden werden. „Erziehen" und „Bilden" sind in ihrer ursprünglichen Wesenheit keine Erzeugnisse der Kultur, sondern „lebenspendende Kräfte der Tiefe, die

älter sind als die Kultur;" wie alle aus der Dämmerung unbewußten Lebens stammende Wesenheiten sind sie daher nur ganz zu erkennen, wenn man sie, losgelöst von ihrer zeitlich bedingten Erscheinungsform, in einem überzeitlichen Sinnzusammenhang zu erfassen versucht. Erziehen ist ursprünglich eine instinktive Tätigkeit, die erst in der Kultur zu einer bewußten Funktion geworden ist. D. Instinkt ist d. Geburtsstätte d. Erziehung; sie setzt da ein, wo ein Einzelwesen, losgelöst v. d. Allmutter Natur, eine Anpassung an seine Lebensnotwendigkeiten und Lebensmöglichkeiten braucht. Die Raupe ist ohne jede Erziehung da; Tiere, die in familienartigen Gemeinschaften leben, erziehen ihre Jungen. Erziehung, eine seelische Wirkung vom Erzieher zum Zögling, ist „ein Üben der Kräfte, ein Befreien vorhandener Anlagen, ein allmähliches Hineinleben in die Umwelt, schließlich auch ein Sicheingliedern in die schicksalhaft gegebene Gemeinschaft." In der primitiven Erziehung, wie sie das Tier und der nicht bewußt erziehende Mensch üben, tritt der Erzieher in den Hintergrund und läßt die im Zögling vorhandene Aktivität sich entfalten, diese nur leise lenkend und fördernd. Hierher gehört auch die hohe erzieherische Bedeutung des Spiels, welches zunächst nur eine Übung der Kräfte des Spielenden ist, dann aber durch das vom letzteren gewollte Hineinziehen der Erwachsenen zu einem wichtigen Erziehungsfaktor wird, wenn diese es zweckvoll benutzen.

„Jede Bildung soll so erworben werden, daß die Art des Erwerbes auf die Individualität des Zöglings und auf dessen künftige Lebensnotwendigkeiten eingestellt ist;" dieser aus dem Sinn der Erziehung abgeleitete Grundsatz findet nun auch seine Anwendung dann, wenn die Erziehung aus einer instinktiven Funktion zu einer bewußten Kulturfunktion geworden ist. Es entsteht die Frage nach den Methoden und den Stoffen des Unterrichts. Die große Schwierigkeit der Lösung dieses Problems liegt in der unbewußten Abhängigkeit eines jeden Menschen von der Kultur, in der er steht. Der Pädagog muß eine gewisse Distanz zur Kultur haben, er muß nach zeitlosen Werten suchen, die ihm als Erziehungsmittel dienen können. Jede Erziehung ist ein Produkt dreier Faktoren: des Erziehers, des Zöglings und der Erziehungsmittel. Als letztere werden die Bildungsgüter benutzt, welche die Kultur dem Erzieher zur Verfügung stellt; dabei muß aber oft der Fall eintreten, daß ein Kulturgut seines lebendiger Charakters entkleidet, d. h. entseelt wird, wenn es als Bildungsgut dient, nämlich in all den Fällen, wo es kein lebendiges Echo in der Seele der jungen Generation findet. So ist die Erziehung nicht nur Übermittlerin der Kultur, sondern sie trägt immer wieder dazu bei, daß Kulturgüter historisch werden; sie wirkt also im Umbildungsprozeß der Kultur ständig mit.

Neben dieser Funktion muß aber die Pädagogik danach streben, das Zeitlos-Gültige durch den Erziehungsprozeß zu konservieren; die Gewinnung solcher zeitloser pädagogischer Normen bezeichnet der Verfasser als die Aufgabe einer autonomen Erziehungswissenschaft. Die Gegenwart ist noch weit entfernt von solch einer autonomen Päda-

gogik; es ist eine Forderung an die Zukunft, daß die Pädagogik sich ihrer eigenen, durch die Besonderheit ihrer Grundstruktur bedingten Logik bewußt werde. Zwar wird sie viele andere Wissenschaften, wie Philosophie, Psychologie, Ethik, Soziologie, Biologie, Kulturphilosophie u. a. zu benutzen haben, aber immer nur als Materialien zur Ausgestaltung, nicht aber als Plan und Bausteine für ihr Fundament. Der Verfasser führt dann im einzelnen aus, wie und warum die Pädagogik sich vor dem ihr fremden Grundcharakter der anderen Wissenschaften schützen muß, wie sie aber auch anderseits bei Wahrung ihres Eigenwesens sich durch Verbindung mit anderen Wissenschaftszweigen bereichern kann. Die Pädagogik kann von keiner der genannten Wissenschaften hergeleitet werden, da ihr Sinn ein grundsätzlich andersartiger ist; sie muß daher nach einer eigenen, selbständigen Axiomatik suchen. Das pädagogische Denken kann als ein organologisches bezeichnet werden, da es sich vornehmlich auf den naturhaft bedingten Prozeß des seelischen und geistigen Wachsens richtet. Wie jede organologische Anschauung aber, schließt auch das pädagogische Denken zwei Auffassungen in sich: es untersucht Prozesse, aber es setzt auch Ziele und Wertstufen. Das erste Axiom der Pädagogik ist der Begriff der Bildsamkeit, d. h. die Annahme eines im Individum vorhandenen Dranges zur Gestaltung des Wertvollen. Ergänzt wird dieser Begriff durch den der Individualität, d. h. die Annahme einer unveränderlichen Grundstruktur in jedem Individuum, die durch die Erziehung gebildet werden, zur Persönlichkeit heranreifen soll. Die Persönlichkeit soll, ohne ihre Eigenart verleugnen zu müssen, zur Einordnung in die Zweckwelt der Kultur geführt werden; das geschieht durch die zwingende Macht der sittlichen Idee, durch die Bildung des Willens zur Sittlichkeit. Sittlichkeit ist hier nicht als eine zeitlich bedingte Sittenlehre zu verstehen, sondern als eine zeitlose Wesenhaftigkeit, die jedem Menschenwesen eigen ist. Diese Grundaxiome fordern vom Erzieher ein unmittelbares seelisches Verhältnis zu jedem Zögling: jeder muß das Gefühl haben, daß der Erzieher sich persönlich gerade an ihn wendet. Intuitive Einfühlung und wissenschaftliche Analyse müssen hier Hand in Hand gehen, um dem Erzieher diese persönliche Haltung zu ermöglichen.

Der Pädagoge muß sich aber auch mit dem Kulturbegriff auseinandersetzen. Seitdem die rationalistische Idee von der stetigen Höherentwicklung der Menschheitskultur aufgegeben ist, neigt man immer mehr einer organischen Auffassung vom Wesen der Kultur zu. „Zum Wesen des Organischen gehört es vor allem, daß die in einem Leben verschlossen liegenden Gesetze zur Wirksamkeit kommen . . .Auch ist der Kreislauf des Werdens und Vergehens für das Organische typisch." Jedem Bildungsgut kommt daher eine relative Bedeutung innerhalb seiner Kultur zu; die Aufgabe des Pädagogen ist aber, in jedem Zeitlichen das Zeitlose zu suchen, denn jede Kulturform ist eine zeitliche Ausprägung ewig-menschlicher Urfunktionen (z. B. Religion, Sprache, Recht, Kunst, Sitte usw.) „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis"; dieser Gedanke

liegt aller Pädagogik zu Grunde: in dem angeschauten Einzelnen soll das Typische angeschaut werden. Das bezieht sich auch auf die Umwelt des Zöglings als erzieherischer Faktor: „indem der Erzieher sich zwingt, zeitlos zu sein, und das, was ihm als Individuelles entgegentritt — Stand, Volk, Nation und Zeitlage — ins Typische zu heben, schafft er die Möglichkeit des Verstehens zwischen sich, dem Gewordenen, und dem Jugendlichen, dem Werdenden!" — Wenn die Pädagogik den Zögling zum Erleben des Sittlichen führen will, so muß sie sich zunächst über den Begriff des Erlebens klar sein. Es ist hier nicht das Erlebnis im Sinne einer möglichst starken subjektiven Affekterregung und Gefühlsbegleitung gemeint, wie es von der „Erlebnispädagogik" verstanden wird, sondern Erlebnis heißt hier der lebendige Kontakt zwischen Ich und Umwelt, ein Kontakt, dem stets ein dynamisches Moment eigen ist: eine Entwicklung zum Höhepunkt des Erlebens und ein Abstieg zur Gleichförmigkeit des gewöhnlichen Lebens. Das Erleben des Sittlichen ist das verbindende Element zwischen den beiden polaren Tendenzen, die jeder Erziehung innewohnen: Freiheit und Bindung, Würde der Persönlichkeit und Drang zur Gemeinschaft.

Nun wird die Frage behandelt, wie der Jugendliche zum Erleben des Sittlichen gelangen kann. Die Geschichte hat in diesem Sinn nur problematischen Wert, weil die Intensität des geschichtlichen Lebens, das den Erwachsenen unmittelbar erfaßt, dem Jugendlichen noch unbekannt ist. Dem Erleben des Sittlichen in einer Gemeinschaft stehen verschiedene Schwierigkeiten entgegen: erstens wehrt sich der Jugendliche gegen die Einordnung in eine Gesamtheit, die er nicht selbst gewählt hat, und zweitens besteht zwischen der Seelenhaltung des Jugendlichen und des Erwachsenen ein nie ganz überbrückbarer Gegensatz (der ewige Konflikt der Generationen!) Daher kann der Jugendliche die Gemeinschaft der Erwachsenen wohl rational begreifen, nicht aber innerlich erleben. Nur die jugendliche Gemeinschaft kann dazu führen, in der jeder, seiner Individualität entsprechend, den sozialen Instinkt betätigt und dadurch zum Erleben des Sittlichen gelangt. Ob die vom Verfasser nach Kerschensteiners Vorgang warm empfohlene englisch-amerikanische Art der Selbstverwaltung ein Ideal in dieser Richtung darstellt, erscheint uns allerdings zweifelhaft, denn sie ist doch zu sehr den rationalen Zweckgemeinschaften der Erwachsenen, besonders dem Staate, nachgebildet. —

Der nächste Teil des Buches enthält sehr beachtenswerte Erörterungen zur Beurteilung der Erzieherpersönlichkeit. „Innige Liebe zum aufwachsenden Geschlecht, Achtung vor den Gesetzen der anderen Seelenstruktur, liebevolles Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit und eine großartige Zusammenschau der die Erziehung fördernden Bildungsgüter sind notwendig, um eine pädagogische Persönlichkeit entstehen zu lassen."

Die Grundhaltung des Erziehens muß bestimmt sein durch das Gefühl der Distanz. Vom Zögling trennt ihn die naturgegebene

Distanz, die zwischen dem Erwachsenen und der Jugend besteht; außerdem aber muß der Erzieher auch zur Kultur seiner Zeit einen gewissen Abstand haben, denn er darf ja der Jugend, die eine neue Zeit heraufbringen soll, nicht die Kultur seiner Generation aufzwingen. Indem er sich so innerlich von seiner Zeit mit ihrer festen Kulturform löst, wird er zum Diener der zeitlosen Werte, die in der neuen Generation eine neue, eigene Gestaltung erleben sollen. —

Das Ethos des Erziehers wird bestimmt durch Güte und Religiosität, verbunden mit der Erkenntnis von den Möglichkeiten und Grenzen des pädagogischen Tuns. Ferner muß der Pädagoge unendliche Ausdauer und Optimismus besitzen, nie darf er im Verfolgen seiner Ziele resigniert werden. Endlich ist ihm ein reiches Phantasieleben, gezügelt durch kritischen Sinn für die Realitäten des Lebens notwendig, denn er steht ja mitten inne zwischen der unerbittlichen Wirklichkeit der Kultur und der jugendlichen Unbeschwertheit der neuen Generation.

Der letzte Teil des Buches ist dem wichtigsten Problem einer autonomen Pädagogik gewidmet: ob es möglich sei, einen Standpunkt zu finden, wo sich die pädagogischen Werte in einwandfreier Weise bestimmen lassen, ohne die Maßstäbe dazu aus anderen Wertgebieten zu übernehmen. Bisher wurde die Pädagogik vornehmlich von dem Wunsche bestimmt, das gesamte Kulturgut den kommenden Generationen so zu übermitteln, daß es erhalten und weitergebildet wird. Die Folgen dieses aus dem Kulturleben, nicht aus einer autonomen Pädagogik genommenen Maßstabes waren: unklare, oft zufällige Auswahl der Bildungsgüter, eine bloß lehrhafte Übermittelung der so gefundenen Kulturgüter und blinder Zwang in der sittlichen Erziehung. Es muß daher ein Ausgangspunkt gefunden werden, der nur im Pädagogischen liegt. Das ist nur möglich, wenn man sich immer dessen bewußt bleibt, daß Erziehung nicht nur eine gesellschaftliche oder politische oder kulturelle Funktion, sondern vor allem und in erster Linie ein Lebensprozeß, eine Grundfunktion des Lebens ist. Die beiden Pole der pädagogischen Logik sind: der Glaube an die eigene Bildsamkeit des Werdenden und der Glaube an die eigene Organität der Kultur, d. h. die Überzeugung, daß die Kultur sich nicht durch den menschlichen Willen nach feststehenden Kulturprogrammen entwickeln läßt, sondern daß ihre Entwicklung eigenen irrationalen Gesetzen folgt.

„Nicht in der Übermittlung des Gewordenen ruht die erste Aufgabe des Pädagogen, nein sie ist tiefer und schöner: sie beruht zuerst in der Befreiung dessen, das nach ewigen Gesetzen des Lebens zur Wirkung im Sichtbaren kommen will. Der tiefe Glaube des wahrhaften Pädagogen besteht darin, daß dieser Prozeß der Befreiung zugleich ein Prozeß der Bildung ist."

(Schluß folgt.)

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Naderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122802.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 11 | Freitag, den 13. Juli 1928 | 4. Jahrgang

Georg Lange, Erziehung als Zeugung.

(Zum Aufbau deutscher Kultur).

W. Stillmark.

Der Verfasser erklärt im Vorwort, den Leser von den Quellen der Kultur an der Hand der Erziehung hinaufführen zu wollen in den obersten Bereich der Kultur: die Kunst. Daher zerfällt das Buch in drei Teile: Kulturzeugung, Erziehung als Zeugung und die Zeugung der Kunst.

Alles Leben legt sich in die beiden Pole Mann und Weib auseinander. Die ältesten Mythologien erkennen in allen Antithesen, die am Anfang des Lebens stehen, in Tod und Leben, Tag und Nacht, diese Zweiheit des zeugenden Mannes und des empfangenden und hervorbringenden Weibes. Jeder Schöpfungsakt ist Zeugung, Vereinigung des männlichen und des weiblichen Prinzips; ohne Zeugung wird alles Leben zur Materie. So ist die Kultur, der Inbegriff menschlicher Schöpfung, entstanden aus der Liebe des Menschen zum All, des Geistes zur Natur, des Einzelnen zur Gesamtheit. All diese Doppelpole gehören zueinander wie Mann und Weib. In der ganzen Geschichte ist bald der eine, bald der andere Pol stärker betont, so daß die Kultur bald mehr zeugend, bald mehr empfangend erscheint, bald mehr schöpferisch-mythisch, bald mehr ehrfürchtig-religiös. Zu aller Kultur gehört aber auch die Zivilisation, die nicht nur, wie Spengler meint, Alterszustand jeder Kultur ist, sondern notwendiger Erstarrungsprozeß, der wiederum die schöpferischen Kräfte des Lebens aktiv werden läßt; ohne die Erstarrung der christlichen Kirche wäre Luther nicht gewesen, denn das ist das Gesetz der Kultur: der ständige Wechsel von Leben und Tod, von Wachen und Schlaf. — „Alle Kultur legt sich in Schöpfung und Ehrfurcht, in den männlichen und weib-

lichen Pol auseinander; dabei nehmen Mann und Weib die verschiedensten Formen an." Eines solcher Formenpaare ist — Prophet und Menschheit. Solche Propheten sind in der Neuzeit vor allem: Luther, Kant, Schiller, Nitzsche. Luther, der aus dem Menschen die Persönlichkeit hervorrief, die sich selbst vor Gott verantworten mußte; Kant, der mit der Freiheit des Sittengesetzes das Prinzip germanischer Ethik schuf; Schiller, der das im tiefsten Sinne Tragische im Verhältnis des großen Einzelnen zur Gesamtheit und zum Geschick schaute; und endlich Nietzsche, der nach einem Zeitalter des Glaubens an die Allmacht des Erkennens erlebt, daß die Erkenntnis lebensfeindlich ist („der Geist ist das Leben, das in das Leben schneidet") und daher im Heldentum den Sinn wahren Menschentums erkannte. So setzt sich die männlich-aristokratische Richtung des urgermanischen Reckentums in diesen Propheten der Neuzeit von Luther bis Nietzsche fort. Die Tragik dieses Letzten unter den großen Propheten ist die Übersteigerung des männlichen Prinzips in ihm: er bleibt Führer ohne Volk, Mann ohne Weib; die Möglichkeit der Erziehung ist ihm versagt, denn „Erziehung ist die Zeugung des Propheten in der Menschheit, des Lehrers im Schüler."

Die männlichen Mächte im Hintergrunde unserer Kultur sind: Jesus, Hellas und das Germanentum. „Für Jesus gibt es nur das Aristokratische, nur die Seele; befreit von allen irdischen zufälligen Bindungen geht er auf den schöpferischen Urgrund selbst"... „Ich und der Vater sind eins"; die Seele, das ist die neue große These, die die Menschheit sich in der Person Christi erobert hat — ist die eigentliche unbedingte große schöpferische Macht. Jesus ist also die Verkörperung des schaffenden Prinzips, das die Welt aus den Angeln heben kann. Das deutsche Volk hat sich in immer neuen Anläufen diesen männlichen, heldenhaften Jesus zu erobern gesucht, anders als die russische Religiosität.

Die andere große männliche Kraft, die hinter unserem Leben steht, ist die griechische Antike. In ihr ist für uns einmal die große Aufgabe der Menschheit vorbildlich gelöst: das unendliche Werden umzuprägen zu einem ewigen Sein. Der Fehler der früheren, seit Winkelmann gültigen Auffassung der Antike lag in der einseitigen Betonung des geschlossenen Seins; daher wurde die Antike zum Klassizismus, zum mustergültigen Vorbilde schlechthin. Erst später erkannte man als das Wesen der Antike die Umformung des Chaos zum Kosmos, des gestaltlosen Werdens zum gestalteten Sein. Also auch hier tiefes und starkes Schöpfertum, männliches Prinzip! Auch das Germanentum ist in seinem Wesen männlich, aristokratisch; für den Germanen teilt sich das Leben in Herrschen und Gehorchen. Schon die Sprache mit ihrer Hervorhebung des Hauptwortes, der Vers mit seiner Betonung der Hebung bei beliebig großer Zahl von Senkungen symbolisieren dieses; die geschichtliche Erinnerung bewahrt vor allem die Taten der großen Helden. Im Nibelungenliede kämpfen deutsche Art (einzelne Helden) gegen asiatische Art (die Masse der

Hunnen). Die Tugend des germanischen Altertums ist der Stolz, die Ehrfurcht; die Formen des Heldentums wechseln, das Höchste bleibt aber immer der Held.

In der Neuzeit haben dagegen die weiblichen Mächte der Kultur das Übergewicht. Im 19. Jahrh. läßt sich immer mehr die Erscheinung beobachten, daß der große Führer einsam und unverstanden bleibt, (Künstler, Dichter, Staatsmann) der Zusammenhang zwischen Geben und Nehmen ist zerrissen. Der Grund dazu, daß die Einheit zwischen Schaffenden und Empfangenden, die erst die wahre Kultur ausmacht, verloren gegangen ist, liegt in dem alleinigen Übergewicht des Weiblichen. Die politische Ausdrucksform des Weiblichen ist die Demokratie. Der letzte König in Europa war Friedrich der Große, der letzte Herrscher der, sein Werk gestaltete; die späteren Monarchen waren mehr oder minder tüchtige Funktionäre. Das Ideal der allgemeinen Gleichheit der modernen Demokratie ist unmännlich, weil feindlich der großen Persönlichkeit. Heute gilt nicht mehr die Persönlichkeit, sondern die Maschinerie. Das Hilfsmittel der Demokratie ist die Technik, die das Leben zerschneidet, um aus den Trümmern ihre Verstandesgebilde herzustellen. Das Technische dient nicht mehr der Menschheit, sondern beherrscht sie. Alle Kultur als schöpferische Einheit des Lebens wird durch die Fortschritte der Technik gefährdet: die Erfindungen des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, der Dampfmaschinen sind drei gefährliche Gegner der Kultur, gar nicht zu reden von solchen „Ausscheidungen der Kultur" wie Kino und Radio, denn jede technische Errungenschaft, die der Masse dient, vermindert die persönliche Gestaltungskraft des schaffenden Menschen und zwingt die Menschheit in ihren Bann, indem sie die Lebensbedürfnisse ins Maßlose steigert und den Menschen dadurch immer unfreier macht. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist der Sumpf in allen Gebieten menschlichen Lebens: das politische Leben erstickt in der Partei, die Kunst im Kunstbetrieb, das Weibliche im Dirnentum.

Es gibt aber noch im Sumpf Oasen fruchtbaren Bodens, und „diese zu erweitern, Stück um Stück guter Ackererde dem Sumpf abzuringen, das ist die große Aufgabe der Erziehung." —

Die Form, in der sich die Schöpfung der Kultur verwirklicht, ist die Gemeinschaft. Sie ist „geformtes, gedichtetes, geeintes Leben, ein geschaffenes und schaffendes Werk, lebendig wie ein Kunstwerk." Einheit in vielen, das ist Gemeinschaft, das bloße Beieinander verbindet noch nicht. Gemeinschaften sind: die Freundschaft als schöpferische Einheit von gleichgerichteten Menschen; die Ehe (die Tragik der Frau des 19. Jahrh. liegt darin, daß sie nicht den Mann findet, der sie besiegt; dieses Thema zieht sich wie ein roter Faden durch die Dichtung Kleists, Grillparzers, Hebbels, Ibsens), Gemeinschaft kann es ferner im Staate geben, aber über dem Volke muß sich immer eine vorbildliche Gemeinschaft ausspannen, welche eigentliche Trägerin der Kultur ist: ein Adel im weitesten

Sinne dieses Wortes. Ein Adel läßt sich nirgends herabwürdigen zur Maschine, der Edle bleibt stets und überall Mensch, ihm ist nur das Persönliche wertvoll, er haßt jeden Abklatsch, jede mechanische Vervielfältigung, er ist unabhängig von allem bloß Materiellen. Auf dem Vorhandensein eines Adels beruht die einzige Kulturhoffnung eines Volkes, denn Adel in diesem weiten Sinne, nicht nur im Sinne eines historisch gewordenen Geburtsstandes, ist die wahrhaft schöpferische, männliche Macht im Leben eines Volkes.

Mit diesen Gedanken schließt der Verf. den kulturphilosophischen Teil seines Buches. Seine Grundidee, Kultur als Zeugung aufzufassen, als ständige Wechselwirkung des männlich schöpferischen und weiblich empfangenden Prinzips, wobei einseitiges Überhandnehmen des einen von beiden die Kultur in Frage stellt, ist in geistvoller Weise ausgeführt und weckt ein tiefes Verständnis für das Kulturleben in Vergangenheit und Gegenwart. Nun folgt die Ausführung des eigentlichen Themas „Erziehung als Zeugung."

Erziehung ist nicht nur eine Angelegenheit der Familie und der Schule, sondern die wichtigste Angelegenheit des Lebens. Überall, wo Wachstum ist, ist auch Erziehung. Erziehung ist Leben, das Leben zündet, und daher ein Vorgang, der in seinem tiefsten Wesen der Zeugung verwandt ist. Erziehung ist daher kein „Fach," kein erlernbarer Beruf, keine theoretische Wissenschaft, sie ist eben — Leben. Der wahre Erzieher ist dazu geboren, von seinem Wesen etwas hineinzusenken in den Zögling; auch Jesus z. B. empfand sein Tun als ein Säen. Alle Erziehung ist religiös, denn sie muß zu „des Lebens Quellen" hinabsteigen, wenn sie wirken soll. Der Erzieher der Jugend hat es mit weichem, bildsamem Material zu tun; im Herzen des Kindes scheint die Möglichkeit zu liegen zu allen Möglichkeiten. „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich." Was haben die Erzieher getan, um dieses Reich zu festigen und zu bewahren? Wenn man die heutige öffentliche Erziehung überschaut, so scheinen sich ihre Formen zwischen zwei extremen Typen zu bewegen: Zwang und Freiheit, verkörpert in der staatlichen Zwangsschule und der freien Schulgemeinde. Beide gehören zu bestimmten politischen Hintergründen: die erstere zum Obrigkeitsstaat, die letztere zum demokratischen Gedanken. Die staatliche Zwangsschule gehört zur allgemeinen Konservierung des versteinernden Staates; die moderne freie Schule ist bereits in der Auflösung begriffen; dazwischen aber liegen Keime zu neuer fruchtbarer Entwicklung. Die Gefahr der Zwangsschule liegt darin, jede selbständige Persönlichkeit durch schematisierenden Zwang zu brechen, hier gilt noch Goethes Wort: „Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt, als der Philister." Die Gefahr der Erziehung, die sich nur auf die Freiheit gründet, ist die Verwöhnung des Kindes. Das Liebeswerben der Erwachsenen um die

Kinderseele, der man alle ihre Regungen abzulauschen sucht, muß eine tiefe Entartung des kindlichen Instinktes herbeiführen.

Die „Schulgemeinde" ein spezifisch anglo-amerikanisches Gewächs, muß daher ebenso abgelehnt werden, wie die nur auf den Zwang aufgebaute Schule. Die Erzieher sollen nicht Herren sein, die über willenlose Werkzeuge gebieten, sie sind aber auch nicht Kameraden der Zöglinge, sondern sie entfachen durch ihr Gebot, durch ihr Wesen schon das Leben in ihnen, ebenso wie ein richtiger Herrscher in den Beherrschten. Der Unterricht in der Zwangsschule ist aufgebaut auf dem Nebeneinander vieler Fächer und hat das Ziel, möglichst viel Wissensstoff in den Schüler hineinzupfropfen (Lernschule); das Ergebnis — Zersplitterung, Oberflächlichkeit, Verkümmern der Persönlichkeit, besonders verhängnisvoll ist dieser Schultyp dem weiblichen Geschlecht geworden. Gegen die Lernschule ist die Arbeitsschule aufgetreten, welche die Idee der Selbstbetätigung, sowohl im manuellen, wie im geistigen Sinne, in den Mittelpunkt stellt. Die Gefahr dieses Schultyps liegt in einer Überschätzung des rationalen Begriffs „Arbeit" und in der Vernachlässigung der seelischen Kräfte, die nicht in irgendwie sichtbarer Arbeitsleistung zu Tage treten können. Auch hier herrscht also im wesentlichen zivilisatorischer Geist: das Intellektuelle überwiegt, Phantasie und Wille, die stärksten Triebkräfte geschlossener Persönlichkeiten, verkümmern. Frühreife, die Kunst „über alles zu reden", Subjektivismus usw., das sind die von einsichtigen Menschen heute schon oft gerügten schlimmen Folgen der Arbeitsschule. Wahre Erziehung muß sich unmittelbar, unwillkürlich vollziehen; sie ist die unhörbare Zwiesprache zwischen Mensch und Mensch. Das Wesen des Erziehers ist eine viel stärkere Kraft, als alle bewußte Leitung; wahrer Unterricht soll nicht bloß Belehrung sein, sondern er soll Leben in der Seele des Kindes wecken. „Das Entscheidende in der Erziehung ist allein der Mensch und ihr höchstes Glück die Persönlichkeit." „Die Jugend will keine Pädagogiken, auch keine modernen, die sich ihr angleichen, die ihr den Puls fühlen und ihre Psyche analysieren, sie will sich dem Erzieher hingeben, daß er sie befreie und ihr Frucht schaffe." Nicht die eigene Lebensform soll der Erzieher der Jugend aufprägen, sondern er soll sie durch seine Persönlichkeit das Leben selbst schauen lehren, damit sie zu ihrer eigenen Art heranreife. Das ist „Erziehung als Zeugung."

Das nächste Kapitel handelt von der Frage, was die Schule tun kann, um diese Forderung zu erfüllen. Das Ideal kann die Schule nie erreichen, nämlich jedes Kind nach seiner individuellen Art ausbilden; sie muß nur versuchen, in ein und demselben Fache den verschiedenartigen Begabungen gerecht zu werden. An die Volksschule muß die Forderung gestellt werden, den bisherigen verstandesmäßig-formalen Betrieb zu ersetzen durch Unterricht, der vom kindlichen Leben ausgehend, vor allem die Gemütskräfte weckt und pflegt; eine Menge schöner Gedanken und beachtenswerter Vorschläge spricht der Verfasser hier aus, deren Verwirklichung wohl dazu

führen könnte, ein gesundes Schulleben zu schaffen. Leider kann hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden; der Grundgedanke ist immer: der Unterricht soll, wie jede Erziehung, nicht allein den Intellekt bilden, sondern vor allem Leben zeugen, persönliches Leben.

Ähnlich sind auch die Vorschläge zur Gestaltung der Mittel- und Hochschule: Überwindung des Intellektualismus, der Anhäufung von Wissensstoffen, die oft eine tote Masse bilden, durch lebendige und lebenweckende Vertiefung in wirklich Wertvolles. Jegliche Erziehung soll immer die ganze Persönlichkeit zu erfassen streben, daher ist auch körperliche Erziehung notwendig, ebenso auch künstlerische Erziehung.

Die hervorragende erzieherische Bedeutung der Kunst beruht vornehmlich darauf, daß in der Kunst die Zeugung sich am vollkommensten vollzieht. „Die Liebe leidet an dem Fehl des Geliebten, die Erziehung an der Unzulänglichkeit des Zöglings, die Tat des Gesetzgebers an einem Unvermögen des Volkes. Die Kunst ist am vollkommensten. Denn hier sind Mann und Weib in einer Brust; so wird die Zeugung, die dort Forderung bleibt, hier wirklich erfüllt. In dem Kunstwerk ist der Kreis geschlossen." Sehr feinsinnige Ausführungen über das Wesen der einzelnen Künste und ihre Aufgaben bilden den Inhalt des letzten Kapitels „Die Kunst als Zeugung."

Ein tiefes und anregendes Buch ist Langes „Erziehung als Zeugung", bestechend durch die Einheitlichkeit des Grundgedankens und die konsequente Geschlossenheit seiner Ausführung. Beim Lesen merkt man sofort, daß es sich nicht um ein abstraktes philosophisches System handelt, sondern um eine organische Weltanschauung, die im tiefsten Sinne erlebt ist. Dabei ist es nicht schwer geschrieben und jedem Gebildeten auch ohne besondere Fachkenntnisse verständlich.

Neue Urkunden aus der deutschen Vergangenheit.

Von Dr. G. Lange — München.

Deutlicher und unmittelbarer als alle Schilderungen heutiger Historiker sprechen zu uns Zeugnisse: Briefe, Aufzeichnungen aus denkwürdiger Zeit selbst, Zeugnisse von Menschen, die lebend und leidend hineinverflochten waren in eine große Epoche. Solche neuen authentischen Zeugnisse aus der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert hat der junge Forscher Prinz Wilhelm Carl von Isenburg in langjähriger, hingebender Arbeit aus den Archiven einst souveräner deutscher Fürsten und Grafen ans Licht gebracht (veröffentlicht unter dem Titel „Um 1800" bei Degener in Leipzig).

Graf Volrat zu Solms-Rödelheim, von dem Schiller an Körner schreibt, er habe in Weimar „durch seine ausgezeichneten Verstandesgaben und Kenntnisse sehr viel Aufsehen gemacht" und er selbst habe

mit dem Grafen eine „sehr lebhafte Bekanntschaft" geschlossen, steht im Mittelpunkt des Buches. Nicht so, als ob der Graf heroisch oder auch nur tätig in die Geschichte eingegriffen habe. Sondern die großen Ereignisse um die Jahrhundertwende haben sich bei seinem lebhaften geistigen Interesse in seiner Seele widergespiegelt, fast alle bedeutenden Männer jener Zeit haben sich — auch im wirklichen Sinne — in seinem Stammbuch eingezeichnet, an ihn oder nahe Verwandte seines Hauses Briefe gerichtet. Wir bekommen in seiner Persönlichkeit, als Typus seiner Zeit, als Durchschnittslage ihrer seelischen Verfassung und Bildung, eine wertvolle Folie zu den großen Männern, die sich mit ihren Taten eben von jenem Durchschnitt plastisch herausheben. Ganz deutlich wird die verschiedene Grundstimmung des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts: dort das verklingende Rokoko, die Lebensheiterkeit, die Gefühlsseligkeit einer adligen Welt, für die die „Rückkehr zur Natur" auch nur eine neue schäferliche Note ist in dem Lebensspiel (wie auf den Bildern von Watteau); hier das Zeitalter der robusten Wirklichkeit.

Der Schleier, der die Welt zu umhüllen schien, wird gewaltsam zerrissen durch die Französische Revolution. Das große Welttheater ändert sich damit — wie Goethe es bei der Kanonade von Valmy erkannt hatte — so gründlich, daß sich die alten Spieler (unter ihnen der Graf Volrat) auf der neuen Szene nicht mehr zurechtfinden. Das heilige Römische Reich deutscher Nation zerfällt. Ganz ist es ja erst zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts untergegangen. Die mittelalterliche Gottesvorstellung war in der Neuzeit allgemein durch die Wissenschaft ersetzt worden und damit war das Gottesgnadentum der Fürsten in demselben Maße seines Kerns beraubt worden, jenes Lichtes, das im Mittelalter eben das ganze Reich durchstrahlte. Um 1800 nun geschieht schon ein denkwürdiger Ruck, ein Riß, wie er oftmals in der Geschichte notwendig sich zeigt. Zuerst trifft der niederfallende Blitz die kleinen Fürsten und Grafen: sie verlieren zuerst ihre Souveränität. Ihr Schicksal ist aus den mitgeteilten Urkunden der Archive zum ersten Male völlig zu überblicken. Dem Anprall des Diktators Napoleon, vor dem jene zierliche Welt des Rokoko zerbricht wie jenes Service aus Sèvresporzellan, das er dem österreichischen Gesandten vor die Füße warf, antwortet die große Aufrüttelung der Volkskräfte durch Stein. Die Welt hat sich auf einmal verbreitert und es scheint, als hätten die geistigen Mächte das Geschehen der Wirklichkeit noch heute nicht eingeholt, um es wieder zu bestimmen.

Graf Volrat zu Solms lebt und atmet noch ganz in der schwärmerischen Sphäre des achtzehnten Jahrhunderts, in jener Welt, die freilich begrenzt aber ganz von Geist beseelt — noch nicht von Geld entseelt — die durchaus Form ist, während heute nur noch der bloße Stoff übrig geblieben zu sein scheint. — Er weilt also in Weimar, zu einer Zeit, als Goethe gerade in Italien ist, wird besonders bekannt mit dem feinsinnigen Übersetzer Knebel, dann wird er im Nor-

den befreundet mit Boie, dem geschickten Redakteur des glanzvollen „Göttinger Musenalmanachs". Klopstock in Hamburg wird sein Freund und die Brüder Stolberg. Graf Christian Stolberg schrieb ihm die schönen, vollklingenden Verse ins Stammbuch:

Die Unsterblichen
Verzeihen oft des Menschen eiteln Wunsch,
Und lehren ihn, daß ihr verborgner Rath
Noch milder als die süße Hoffnung war...

Verse, die bereits auf Hölderlin vordeuten. — Wieland insbesondere hat viele Jahre hindurch im Briefwechsel mit dem Grafen Volrat und seiner Schwiegermutter, der Gräfin Elise von Solms-Laubach, gestanden, die er wie eine Madonna verehrte. Im Archiv des Schlosses Assenheim befinden sich zweiundfünfzig Briefe des Dichters, die der Veröffentlichung harren. Von ihnen wird außer anderen schon ein sehr interessantes Schreiben Wielands (in dem Buche) erstmalig veröffentlicht, in dem er eine scharfe Kritik übt an Goethes eben erschienenen „Wahlverwandtschaften". Man wundert sich da, wie tugendsam der geniale Spötter, der Dichter der ebenso graziösen wie lockeren Verserzählungen im Alter geworden ist. An den schön ausgemalten Episoden des Romans bewährt der feine Kenner, der einen Kleist zuerst erkannte, doch seine alte Witterung. Aber sie sind für ihn „das Einzige, was ehrbare Frauen und Fräuleins, die sich durch den berühmten Namen des Autors zum Lesen des Buches verleiten ließen, für den Verdruß und Ekel an einer so bizarren, mit Inkonsequenzen, Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten so angefüllten, unsittlichen und skandalösen Geschichte einigermaßen entschädigen kann." Von den beiden Romanen der Madame de Stael, deren Persönlichkeit Wieland nach ihrem langen Besuch in Weimar in einem anderen launigen Briefe genau schildert, behauptet er sogar, daß „keine Frau vor ihrem 40sten und keine Jungfrau vor ihrem 80sten" sie lesen könne. — Am lebendigsten aber und denkwürdigsten sind Wielands ausführliche Berichte von seinen Begegnungen mit Napoleon (1808). Wir beobachten da das alte geistvolle Männchen mit seinem schwarzen Käppchen, wie es im Theater der Darstellung der französischen Tragödie lauscht, bei diesen fenrigen Deklamationen den Kopf schüttelt, nur zu Talma aufblickt; wie es sich danach in sein Heim zurückzieht, um wieder auf Napoleons Drängen mit der Hofkalesche in den Ballsaal geholt zu werden; wie es dann von ½11 bis 12 Uhr nachts im Gespräch vor Napoleon steht, der sich ganz seiner schlichten Art anpaßt — bis die Füße den Alten nicht mehr tragen wollen und er sich von dem Kaiser beurlauben muß. Er lächelt über den Gedanken des Grafen Volrat — nach der zweiten Begegnung, in Erfurt — ihn neben Napoleon zu stellen. „Was für ein liliputisches Persönchen ich, in Vergleichung mit meinem Freunde Jupiter Goethe, spielte! Ich schwöre Ihnen zu, bloß die erstaun-

liche Simplizität, Anspruchslosigkeit und anscheinende Bonhomie des Wundermannes, mit welchem ich so unvermutet wie durch den Schlag eines Zauberstabes, in einer Art von Berührung gebracht worden, war vermögend, mir wie durch eine von ihm ausgehende Kraft, diese anscheinende Ruhe zu geben, die ich mit ihrem wahren Namen, eher eine Suspension meiner Geisteskräfte, eine Art von Petrefaktion meines ganzen Wesen nennen möchte." — Hier erfahren wir zum ersten Mal, welche Wirkung die Persönlichkeit Napoleons (nicht allein auf Goethe) auch auf den klugen, nüchternen Wieland getan hat.

Auch den Sturz des Kaisers, die Befreiung Deutschlands erlebte der Graf Volrat noch. Seine Söhne fochten im Befreiungsheere. Noch mit Ernst Moritz Arndt trat er in nahen Verkehr. Dieser wackere Kämpe war häufiger Gast in Rödelheim. Ein Brief an den Grafen (vom 28. 6. 1814) wird hier mitgeteilt, in dem er seinem Groll gegen die Rheinbundfürsten Luft macht und dafür eintritt, sie sollten „das gestohlene Gut den bestohlenen Eigenthümern zurückgeben". So wäre auch Graf Solms wieder zur Herrschaft gelangt. Aber der Wiener Kongreß entschied anders. Schließlich formte sich hinter allen Kämpfen beherrschend, sichtbar die deutsche Einheit, eine große innere Gemeinschaft, an der heute noch die Besten, auch die Edelsten des alten Adels arbeiten.

Fahrt ins Weltall?

Erster Vorstoß in das Experiment. — Grundsätzliches zum Raketenfahrzeug. — Hoffnungen. — Kommt das Raumschiff?

Von Dr. Arthur Beer.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen: Am Vorabend jenes Tages, an dem sich in Irland die „Bremen" zu kühner Ost-West-Überquerung des Atlantik dem launischen Luftmeer anvertraute, da wurde mitten im Maingebiet auf betonierter Autorennbahn etwas Neues, Eigenartiges startbereit gemacht: Das erste Raketenauto.

Für einen flüchtigen Blick nichts weiter, als ein kleiner schwarzer Rennwagen. Man sucht das Reich des Lenkers ab, und sucht alles Vertraute vergebens; keine Bedienung für eine Kuppelung, Fußbremse, Accelerator, keine Zuleituugen für Öl und Benzin, und auf dem Armaturenbrett nur ein Geschwindigkeitsmesser und unbekannte Skalen. Und ein Blick an das Wagenende: Ein neues Rätsel, zwölf dicke Metallrohre ragen in vier Reihen vor, Zünddrähte führen in sie hinein. Der Fahrer hebt den Arm, sein Zündhebel entflammt das erste „Schubraketenpaar". Ein wilder Gasschweif bricht hinter dem Fahrzeug hervor, dann ist dieses entschwunden. In Augenblickspausen noch zwei Detonationen, 40 endlose Sekunden — und dann entsteigt der Fahrer wohlbehalten weit drüben an der jenseitigen Kurve. — Die vier Männer,

welche ein günstiges Schicksal hier als Schöpfer zusammengeführt, versammeln sich: Max Valier, der Mann der Idee, Fritz v. Opel, der Automobilist und die finanzielle Stütze, Friedrich Sander, der Erfinder des Raketenaggregates und K. C. Volkhart, der Wagenkonstruktor und Rennfahrer. Man vergleicht die Skalen: 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit in 8 Sekunden! Die Idee triumphiert, das großtechnische Raketenprinzip verläßt den Bereich theoretischer Spekulationen.

Ein erstes tastendes und kühnes Experiment. Die Hervorholung eines jahrhunderte alten mechanischen Prinzips in das Zeitalter einer neuen Technik: von den Beteiligten gedacht als erster Auftakt zum — Weltraumschiff. In der Tat wurden ja die theoretischen Grundlagen des ganzen bereits von Newton, dem Altmeister der wissenschaftlichen Mechanik, gegen Ende des 17. Jahrhunderts in seinen Vorlesungen über das Rückstoßprinzip erörtert. Die bekannten Nutzanwendungen der heutigen Feuerwerksraketen, der leistungsfähigen Schiffsrettungsraketen usw. folgten. Und dann wird man sich der ersten Nachrichten aus Amerika erinnern, über jene seit dem Jahre 1919 von Prof. R. H. Goddard am Clark College in Worcester durchgeführten Versuche, um mit einer besonderen Anwendungsform der Raketenkraft noch niemals zugänglich gewesene Höhen der Atmosphäre zu erreichen und sogar in den leeren Weltraum vorzustoßen. Belächelt wurde zwar der etwas vorschnelle amerikanische Plan eines automatisch zündenden Blitzschusses nach dem Monde. In Deutschland hatte übrigen schon um 1890 H. Ganswindt ein Raketenfahrzeug propagiert. Um 1923 folgten überraschend mit den ersten Konstruktionen und Büchern über „Raumschiffahrt" der Siebenbürger Prof. H. Oberth, der Essener Ingenieur Dr. W. Hohmann und der Münchener Vorkämpfer des Gedankens M. Valier, auf dessen Anregung eben auch die erwähnten Versuche der Opelwerke zurückgehen. — Natürlich ist auch vom Auslande das Problem mehrfach angegangen worden, so außer von Amerika insbesondere auch von Rußland (Prof. Ziolkowski), Frankreich (Esnault-Pelterie), Österreich (Dr. W. Hoefft).

Jeder physikalisch richtig Denkende erklärt sich sofort einen Trugschluß, den man vom Laien gelegentlich hören kann: wie solle sich denn die Rakete im luftleeren Weltraum fortbewegen, wo es doch keinerlei Medium gibt, in welchem sie sich „fortbewegen" könne? — Nun das Newtonsche Rückstoßprinzip fordert ja gerade das Gegenteil, es macht Raketenfahrt im Gegensatz zur Bewegung des Flugzeuges und des Gasballons unabhängig von jedem Medium, dessen Fehlen sogar noch besonders günstig ist. Besagt doch dieses Prinzip vielmehr, daß der Schwerpunkt oder Massenmittelpunkt eines Massensystems (hier Raketenfahrzeuges) stets unverändert seine Lage im Raum beibehält, vorausgesetzt, daß dieses außerhalb jeder Erdanziehung gedacht wird. Eine Geschwindigkeit in beliebiger Richtung könnten also etwaige Insassen dadurch erzielen, daß sie einen Teil der Fahrzeugmasse (die Verbrennungsgase) in der entgegengesetzten Richtung in den Raum schleu-

dern. Je schneller dies geschieht, um so schneller wird, eben um dieses mechanische Grundgesetz der Schwerpunkterhaltung zu erfüllen, das Fahrzeug nach der gewünschten Richtung davonschießen. In der Praxis sind natürlich Erdanziehung und Luftwiderstand sehr wichtige Faktoren, vor allem aber die Konstruktion entsprechender Raketentypen. Goddards Pulverexperimente mit den Mitteln der Smithsonian —Institution erzielten Entladungsgeschwindigkeiten von 2400 m/sec. für den Raketenaufstieg, jetzt erscheinen auch doppelt so große Werte technisch erreichbar. Rechnungen von Oberth stützen sich auf das Treibmittel verbrennender Gase (Alkoholdampf, in Sauerstoff brennender Wasserstoff, Knallgasraketen). Die Opelwerke experimentieren in der neuen Sanderschen Dauerbrandrakete mit einem besonderen Pulveraggregat, dessen Verbrennungsgase ebenfalls aus geeigneten Rückstoßdüsen herausschießen. — Für das Problem der Raumfahrt dachte sich bereits Oberth mehrere Raketen in einander geschaltet, von denen während der Fahrt die jeweils verbrauchten automatisch abfallen. Diese ständigen, nach Belieben stufenweise einsetzenden Beschleunigungsimpulse würden dann rechnungsmäßig nicht nur imstande sein, den Bannkreis der Erdatmosphäre und den viel gewaltigeren der Erdschwere zu überwinden, sie würden auch die Manövrierfähigkeit im Weltraum sicher stellen.

Eng verknüpft mit allem Technischen sind die Fragen der Physiologie und Psychologie: Wird überhaupt der menschliche Organismus die außerordentlichen Beschleunigungen einer solchen Raketenfahrt aushalten? Der wesentlichste Faktor ist hier das, was Oberth „Andruck" nennt, nämlich die auf einen Körper wirkende, in seinem Zustand jedoch nicht zum Austrag kommende Beschleunigung. Beispielsweise beträgt also der Andruck für einen frei fallenden Körper Null, für einen auf der Erde ruhenden dagegen 9,8 m/sec. eben die Fallbeschleunigung. Systematische Untersuchung von abnormem Andruck gibt es noch nicht, unsere Kenntnisse stützen sich bisher nur auf die Untersuchung besonderer sportlicher Leistungen. Zeitlupen — Filmaufnahmen von Springern, deren Verzögerung beim Eintauchen in das Wasser gemessen wurde, ergaben z.B. 8 m Sprünge Andrucke von etwa 40 m/sec.; Sturzflüge von Kunstfliegern zeigten ähnliche Beträge, in einem Einzelfalle sogar bis zu 70 m/sec., u. s. w. — Ein die Erdschwere mehrfach übertreffender Andruck zeigt sich also jedenfalls erträglich. Nun fordern z. B. die „Mondfahrer" bei ökonomischem Treibstoffverbrauch, daß sie in 1600 Km. Höhe über der Erde mindestens 10 Km. Sekundengeschwindigkeit erreichen; sie müßten demgemäß mit zumindest vierfacher Erdschwerebeschleunigung aufsteigen und dies erscheint medizinisch wohl durchaus angängig. — Die oben geschilderte Probefahrt des Opelschen Raketenautos mußte übrigens schon nach zwei Zündungen abgebremst werden, da der Fahrer den plötzlichen Andrucken nicht gewachsen war. Hierin aber läßt sich wohl unschwer Besserung schaffen, durch eine verbesserte Zündung der Einzelraketen und durch deren gleichmäßigeres Ineinandergreifen.

Was sind die nächsten Ziele der neuen Bewegung? Bereits die nächsten Wochen dürften weitere Probefahrten des „motorlosen Raketenautomobils" bringen, diesmal mit einer neuen granatähnlichen Karosserie auf der Avus-Bahn in Berlin. Als nächstes soll dann ein auf Schienen laufender Raketenwagen, für den die Reichsbahn bereits eine Versuchsstrecke bereitgestellt hat, alle bisherigen Geschwindigkeitsrekorde brechen. Und schließlich soll die Rakete „geflügelt" werden, um dann mit zwei Tragflügeln und bei äußersten Geschwindigkeiten, vom Berliner Zentralflughafen aus, den ersten Vorstoß in die Luft zu wagen. Und schon wendet man sich an die wissenschaftlichen Kreise für meteorologische Höhenforschung um Beihilfe, sie der neuen bedeutungsvollen Ergebnisse versichernd, welche unbemannte, mit selbstregistrierenden Instrumenten ausgestattete Raketen von ihren Hochfahrten aus den Grenzbezirken unseres Luftozeans herunterbringen würden.

Darüber hinaus aber eilt die Phantasie weiter. Man stellt fest, daß schon in 12 km. Höhe (in der Stratosphäre) die Großwetterlage für Fernflüge bedeutungslos wird, und daß sich aus Raketenfahrten in solchen und größeren Höhen ein völlig betriebssicherer Transozean-Verkehr mit enormen Geschwindigkeiten entwickeln könne. Und damit wäre dann auch jenes Stadium gegeben, um als letztes mit der parabolischen Grenzgeschwindigkeit von 11 km/sec. das Schwerkraftsband der Erde zu zerreißen: Das Zeitalter des „Kosmopiloten" wäre angebrochen. — „Weltraumnavigation" würde eine neue Zukunftswissenschaft werden. — und „der Sicherheit halber" hat man ihre Grundzüge schon heute in Buchform entwickelt vorbereitet. Einige dieser Kapitelüberschriften: Freie Fahrt im Raume; Umfahrung anderer Himmelskörper; Landung auf diesen; Über Bremsellipsen; Rückkehr zur Erde; usw. — Nun, der Kosmokapitän wird ein sehr mathematischer Herr sein müssen, um als Astronom mit den Störungsprinzipien der Himmelsmechanik einwandfrei jonglieren zu können, sich streng an die ihm vorgeschriebenen Keplerschen Bahnkurven zu halten, die Bahnen seiner Weltraumnachbarn ordnungsgemäß zu schneiden und mit seinem Auspuffmaterial richtig hauszuhalten. Sonst wird er eines Tages samt Passagieren und Raumschiff, wenn nichts Schlimmeres passiert, irgendwohin als ein kleiner Planetenmond weggefangen, — und muß dann sein neues Zentralgestirn auf ewig oder bis zum Jüngsten Tage umkreisen, ein warnendes Symbol menschlicher Unachtsamkeit. . .

Bemerkungen zur „Fahrt ins Weltall".

Von Hans v. Schulmann.

Es ist doch manches, was einem hier bedenklich erscheinen muß. Vor allem geht aus diesen und ähnlichen Veröffentlichungen nicht klar genug hervor, worin denn der „Vorsprung" in dieser Angelegenheit bestehen soll. Es ist bisher nie in Deutschland üblich gewesen in wissenschaftlichen Dingen die Leistungen anderer Nationen bewußt zu übersehen, um so mehr überrascht es einen, wie in einer so gewissermaßen

exponierten Frage, wie die oben berichtete, ähnliches geschehen kann. Daß die Idee der „Raumschiffahrt" mittels Raketen längst in allen Ländern bekannt ist, darf doch nicht vergessen werden, noch weniger aber die Tatsache, daß die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen in Amerika von Prof. Goddard gemacht wurden, die ersten Versuche auch zur technischen Realisierung der Idee. Und was hat man nun weiter erreicht? Nichts. Ganz gewöhnliche, für Rennfahrten" überhaupt garnicht in Frage kommende Raketen sind zum Antrieb eines Kraftwagens verwandt worden, d. überdies sehr bescheidene Geschwindigkeiten erzielte. Dieser Tatbestand rechtfertigt schon garnicht die Absicht sich durch wirkungsvolle Drapierung eines vermeintlichen Erfolges im unbemerkten Augenblick in's Zentrum der Welt zu stellen. Für ein nichtiges Experiment ist der Weltraum gewiß der wirkungsvollste Hintergrund . . .

Wer mit dieser Materie aber seit seiner Jugend vertraut ist, und den allzumenschlichen Spott über angebliche Phantasien genügend kennengelernt hat, nimmt Nachrichten, wie die obige, wenn auch mit Gefühlen von Wehmut ud Bitterkeit gemischt, doch mit Stolz zur Kenntnis. Zwar ist noch nichts erreicht, was zu Hoffnungen berechtigt, der Menschheit könnten sich dermaleinst die Pforten zu den Planetenräumen öffnen. Noch fehlt die große geniale Idee, die aus der gewöhnlichen Rakete ein Raumschiff schafft; ein Flügel ist eben noch kein Flugzeug, ein Rad — kein Kraftwagen. Ja es ist zweifelhaft, ob überhaupt das Raketenprinzip die mögliche Lösung in sich schließt. Der große Fortschritt besteht darin, daß die neuen Probleme, bisher eine Angelegenheit weniger Forscher, als Allgemeingut der Menschheit anerkannt werden. Es kann keinem Zweifel unterstehen, daß die sich in gänzlich neue Gebiete vorschiebenden Grenzen des Erkennens in der Zukunft bedeutende innere Umstellungen der Menschheit nach sich ziehen werden; ebenso bedeutende mindestens wie nach der Geburt des Kopernikanischen Weltsystems. Wirklich „nach sich ziehen"? Oder ist nicht die kommende Erweiterung unseres Wahrnehmungsvermögens, die uns so ungeahnte Tatbestände offenbaren wird, vielmehr die notwendige Folge unserer inneren Entwicklung, die dahin drängt im Gefühl des Einsseins mit dem Kosmos dem Erdball seinen dominierenden Einfluß auf uns zu nehmen . . .

Wir aber werden durch die Schlacken menschlicher Schwachheit das geheimnisvolle Wirken der Naturseele zu erschauen suchen, die in leisem unaussprechlich wunderbarem Drängen der Menschheit Hände und Hirne nach fernen Zielen hinwendet. So wird ihr eine neue Umwelt geschaffen, heute nur dem Künstler, morgen allen gegenwärtig, dem Denken und dem Seelenleben ein neuer Quell.

Uns, die wir aber an der Arbeit sind, soll das Gefühl der stolzen Verantwortlichkeit beherrschen. Wir, die die Forschung selbst zu Werkzeugen wählte, um das Tor zu sprengen und — um die Waffe zu schmieden für das Ringen einer späten Menschheit im Wärmetod des Planeten! —

Drei pädagogische Schriften von August Riekel.

Von W. Stillmark.

(Schluß).

2) Aufgaben und Grenzen der öffentlichen Erziehung.

(Zickfeldt, Osterwieck 1926.)

Auch dieses Buch, das früher erschienen ist, als das zuerst besprochene, behandelt ähnliche Probleme und stellt dieselben Forderungen auf, so daß wir uns mit einem kurzen Hinweis auf den Inhalt begnügen können. Den Ausgangspunkt bildet auch hier der Ruf nach einer autonomen Pädagogik; das Bildungsproblem wird in seinem ganzen Umfang aufgerollt, die Frage des Verhältnisses von Bildung und Erziehung wird erörtert, die Sehnsucht nach einer künftigen Bildungseinheit, in deren Mittelpunkt das Gefühl für die Lebensganzheit stehen soll, ausgesprochen. Die Aufgabe der Erziehung wird hier so formuliert: „Den zeitlosen Bildungstrieb in seiner ganzen Irrationalität achten, jeder Generation und jeder Persönlichkeit das Recht auf Individualtät zubilligen, und doch das Bildungsgut der jeweiligen und der vergangenen Geschichtsphasen als Mittel zum Zweck benutzen, im übrigen aber die seelischen Triebkräfte nur dann korrigieren wollen, wenn die werdende Persönlichkeit an den Fundamenten einer gewordenen Geistesepoche zu zerbrechen droht: das ist die ewig gleiche Aufgabe des Erziehers." Die Forderung einer autonomen Pädagogik macht eine ständige Auseinandersetzung mit den sozialen Mächten, welche die öffentliche Erziehung sich dienstbar machen wollen, notwendig. Jedes öffentliche Erziehungswesen ist daher notwendigerweise ein Kompromiß zwischen den gesellschaftlichen Machtverhältnissen u. dem für sich bestehenden Bildungstrieb. „Dieses Kompromiß durch eine bewußte Vertretung der rein pädagogischen Interessen so zu gestalten, daß die innersten Kräfte der Erziehung an ihrer Entfaltung nicht gehindert werden, ist die wichtigste Aufgabe eines selbstbewußten und sich selbst treuen Erzieherstandes." Der Verfasser behandelt dann im einzelnen d. Beziehungen zwischen der öffentlichen, auf der Autonomie der Pädagogik beruhenden Erziehung und den wichtigsten sozialen Faktoren, die von ihrem Standpunkt aus an der Erziehung interessiert sind: Familie, gesellschaftlichen Schichten und Berufsständen, Kirchen und weltanschaulichen Gemeinschaften, Staat und Nation, politischen Parteien usw.

Den Abschluß des Buches bildet eine Abhandlung „Gedanken über die künftige Gestaltung der öffentlichen Erziehung." Das sittliche Ziel der öffentlichen Erziehung ist die Gemeinschaftsgesinnung, besonders im Sinne der nationalen Lebensgemeinschaft; auch alle Bildungsprogramme müssen diesem Zwecke dienen. Die Klassengemeinschaft

unter Führung des Lehrers ist ein gutes Mittel zur Erziehung der Gemeinschaftsgesinnung. Das gesamte Lehrgut muß in pädagogischer Durchdringung geboten werden, d. h. so, daß die Jugend das Stoffliche spontan zu erfassen strebt, aber auch so, daß jedes Lehrgut in seiner eigenen Organität dem Schüler nahegebracht wird. Die Frage der Auslese begabter Schüler zu weiterem Aufstieg will der Verf. in der Weise gelöst wissen, daß in den höheren Schulen und Hochschulen das Schulgeld nach dem Verhältnis zwischen dem Vermögen der Eltern und der Begabung der Schüler erhoben werde.

3) Die Probleme der Lehrerbildung.

(Verlag Fr. Nieweg u. Sohn, Braunschweig 1925.)

Es ist eine gründliche und umfassende Untersuchung der Lehrerbildungsfrage, im höchsten Maße aktuell für die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland, wo der Streit um die Ausbildung der Volksschullehrer in der Universität oder in einer pädagogischen Akademie tobt. Nachdem der Verfasser die Gründe pro und kontra für beide Lösungen untersucht hat (teilweise in kritischer Auseinandersetzung mit den Gedanken E. Sprangers), kommt er zum Ergebnis, daß die Frage eben noch ungelöst ist und daß man eben überhaupt auf eine einheitliche Lösung im ganzen Reiche verzichten müsse. Die Zukunft wird zunächst mit drei Lösungsversuchen rechnen müssen: 1) Hochschulstudium, 2) Hochschulstudium mit einer dem Studium angegliederten Ausbildung in einem besonderen pädagogischen Institut, 3) Ausbildung in einer pädagogischen Akademie.

Aus dem sehr reichen Inhalt dieses Buches seien noch folgende Abhandlungen erwähnt: über die Mängel der Seminarbildung, die soziale und psychische Eignung für den Beruf des Volksschullehrers, die sozialen Verhältnisse des Studenten der Pädagogik, die akademische Freiheit und Studiendauer, den Lehrkörper und den Aufbau der Lehrerbildungsanstalten, endlich aber die Lehrpläne und Prüfungsordnungen. —

Die drei Bücher von A. Riekel sind fraglos eine sehr wesentliche Bereicherung der pädagogischen Literatur. Wertvoll ist vor allem die Forderung der Autonomie der pädagogischen Wissenschaft, sehr fruchtbar ist der vom Verfasser vertretene organische Kulturbegriff, in dem er sich nahe mit L. Frobenius berührt. Die Ausführungen sind begleitet von gründlichen Auseinandersetzungen mit der einschlägigen Literatur, die oft auch in langen Zitaten vertreten ist, so daß der Leser selbst zu den verschiedenen Lösungsversuchen Stellung nehmen kann.

W. Stillmark.

Notizen.

Zeitwende.*) Juni. Wieder ein Heft, das unsere Gegenwartskultur vielseitig beleuchtet! Die sexuelle Emanzipation der Jugend, wie sie uns durch den Krantz-Prozeß erschreckend aufgedeckt wurde, wird durch einen Kenner der deutschen Jugend, Heinz Dietr. Wendland, in seinem Aufsatz „Die Revolution der modernen Jugend" dargestellt. Der Verfasser sucht nicht die Tatsachen abzuschwächen, er läßt sie vielmehr in ihrer ganzen erschütternden u. aufrüttelnden Deutlichkeit zu uns sprechen. — Die Frage nach „Evangelium und Kultur" ist nicht bloß ein theologischer Streit, sondern unsere ganze praktische Lebensgestaltung auf allen Gebieten hängt von ihrer Beantwortung ab. Karl Fischer sucht nachzuweisen, daß eine Synthese zwischen Evangelium und Kultur in der Tat unmöglich ist, daß aber deswegen zwischen beiden nicht völlige Beziehungslosigkeit herrsche, sondern, daß die Entscheidung des Glaubens auch unsere ganze Kulturarbeit innerlich erneuere. — Das einzigartige Sprachdenkmal des deutschen Volkes, die deutsche Bibel, wird heute besonders viel erörtert. Emanuel Hirsch — vielleicht heute der beste Kenner von Luthers Übersetzungsarbeit — zeigt an dem Beispiel eines Kapitels aus den „Propheten", was für Luther das Übersetzungsziel war. Jeder, der in Luthers, die ganze deutsche Kultur maßgebend bestimmende Sprachkunst eindringen will, wird den Aufsatz mit Gewinn lesen. Zugleich ist er eine in Luthers Spuren wandelnde lebendige Einführung in die religiöse Gegenwartsbedeutung des Alten Testaments. — Meta Schubert mißt Stefan George an Hölderlin. Es zeigt sich, daß Georges Weltbild an Tiefe und Spannungsreichtum keineswegs an das Hölderlins heranreicht und daß auch sein sprachlicher Ausdruck gegenüber den reichen Rhythmen Hölderlins arm und kalt erscheint. — Professor Otto Frommel, der Neffe Emil Frommels, zeichnet aus persönlichen Erinnerungen ein liebenswürdiges Bild des Soldatenpfarrers und Hofpredigers, der zugleich eine reiche Künstlernatur und ein liebevoller Seelsorger war. — Von einem Pfarrer ganz anderer Art berichtet in der „Umschau" Hans Schimmelpfeng. Sinclair Lewis hat auf den amerikanischen Pfarrer Elmer Gantry so ziemlich alle niederen Laster der Menschheit gehäuft. Der zurzeit in Amerika weilende Rezensent zeigt, daß dieser Figur das innere Leben und die künstlerische Glaubwürdigkeit fehlen und daß ein solcher „Schmutzfink" nichts typisch Amerikanisches an sich hat. — Der Roman „Der Kuckuck", Randbemerkungen, aus denen die über Nietzsche und Burkhart und die über Auslandsfahrten deutscher Jugend hervorgehoben seien, beschließen das reiche Juniheft der „Zeitwende".

---

*) Auf diese vortreffliche Zeitschrift, die bei C. H. Beck, München, erscheint, haben wir mehrfach hingewiesen.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Ettlmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Maiing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 12 Freitag, den 20. Juli 1928 4. Jahrgang

Stefan George.

Zum 60. Geburtstage von Wilhelm Willige.

Haben wir gelernt den Geschöpfen der Natur „ledigen Gemütes", in ehrfürchtig lauschender Andacht gegenüber zu stehen, zu sehen, wie in allen die unwandelbaren Gesetze sich auswirken, dann werden wir erschrocken inne, was nun gerade uns Menschen von all der gesetzerfüllten Welt unterscheidet: Vernunft und Wille, zugleich unsre Kraft und unsre Not, sind es doch diese beiden, die uns gleicherweise über die ganze übrige Schöpfung erheben und andrerseits weit unter die ganze Schöpfung zurück ins Chaos stoßen. Haben sie doch vermocht, den Menschen, die „Krone" der Schöpfung, loszureißen von der gesetzmäßigen Schönheit des Alls und ihn der Gesetzlosigkeit seiner Triebe und Süchte preiszugeben, und ihm damit freilich auch seine eigenste Aufgabe gestellt: nämlich seine Schönheit, sein Gesetz und dessen Übereinstimmung mit dem Allgesetz beständig zu suchen. Schon der Dichter des Annoliedes hat im zwölften Jahrhundert diese Not allen Menschtums klar gesehen und, erschüttert, in deutschen Worten geklagt:

... jed Ding die ewige Form noch hat,
die ihm Gott von Anfang gab,
nur die beiden Geschöpfe,
die er schuf als allerschönste,
die verkehrten sich in die Narrheit, —
von da begann das Leid ...

Im Mittelalter freilich einte dieses tiefe Gefühl gemeinsam menschlicher Notdurft das Volk und wurde Antrieb und Quelle jener Lebenshaltung, die man „gotisch" nennt. Heute aber hat sich der Mensch aus jener Not eine Tugend gemacht:

er nennts Vernunft und brauchts allein
um tierischer als jedes Tier zu sein.

Heute scheint es fast, als sähe der Mensch in der Ausstoßung aus dem „Paradiese" einen Freibrief zur Gesetzlosigkeit, zu schrankenlosem Behagen und Genießen:

Forscht die dinge, nützet ihre gaben
Und ihr habt die welt als freudenhimmel!
(George, Vorspiel).

Der Mensch ohne eigene Mitte und ohne Zusammenhang mit der Allmitte, Knecht seiner eigenen „Errungenschaften" und willkürlicher Despot in diesem „Freudenhimmel" der Welt, — das ist das traurige Bild des „zeitgemäßen" Menschentums von heute. Um es sich leibhaft zu veranschaulichen, braucht man nur einmal die Gesichter heutiger Durchschnittsmenschen mit denen aus früheren Zeiten, etwa von 1850 an rückwärts, zu vergleichen. Da sehen wir, was im „Stern des Bundes" gesagt wird:

Daß einem rudel von verraßten hunden
Der beste nachwuchs gleicht — auf eurer kinder
Gesichtern sich der letzte traum verwischt.

Das deutet auf die Wurzel aller Nöte und Greuel der Zeit und ihres Abstandes vom Ewigen. Um sie auszurotten, dazu dient gewiß, daß man sich jetzt immer mehr zu einem klaren, sicheren Wissen über die einfachsten Bedingungen des Lebens hinfindet. Aber das Wissen allein wird nicht nachhaltig wirken, wenn nicht Trieb und Gefühl sich erneuert: nur auf starken, ungebrochenen und unbeirrten Instinkten kann wahres und großes Leben der Völker wie des einzelnen sich aufbauen, und hier liegt heute mehr als je eine Aufgabe der großen Kunst, besonders des Dichters. Nicht daß damit der Kunst ein außerhalb ihrer liegender Zweck vorgeschrieben wird, — aber wir wissen, daß von je die großen Künstler ganz von selbst die „Bewahrer des ewigen Feuers" gewesen sind und sich meist dieser Sendung ihrer Zeit gegenüber bewußt waren. Es liegt also im Wesen der Dichtung diese Aufgabe zu erfüllen.

Es ist kein Zufall, daß der nun sechzigjährige unbeirrteste Verkünder ewigen Menschentums unsrer Zeit zugleich im stärksten, härtesten Gegensatze zur Zeit steht. Aber diesem abgeschlossenen Leben und Ringen dankt es das indessen heranwachsende Geschlecht und alle neue Jugend, auf die unser Volk hoffen darf, daß es die Sprache von Grund auf neu geschaffen und neu begeistet vorfindet. Hier ist fester Boden geschaffen; von wo aus wir die außermenschliche Welt, die „Natur" neu erleben, die Vorzeiten neu werten und aus totem Geschichtsstoff zu lebendiger Geistesnahrung sichten können. Darüber hinaus ist hier der Grund gelegt zu neuem Menschentum, zu neuem Glauben, zu neuer Liebe.

Nietzsches Übermensch war das visionäre Bild eines ganz starken, selbstgetreuen, schöpferischen Lebens, ein aus glühender Leidenschaft für menschliche Größe und Schönheit und dem starken Willen zu großer Zukunft heraus geborenes Wunschbild.

Im George erwuchs ein Mensch, der wie Hölderlin und Nietzsche die höchsten Forderungen an sich stellt und die höchsten Maßstäbe auf seine Umwelt anwendet, und dabei nicht wie jene zerbricht, sondern diese Forderungen in sich und seinem Lebensumkreise durch sein Sein und Schaffen verwirklicht:

Du gabst genug mir, welten zu bewegen:
Den fußbreit festen grund worauf ich stehe.
(Stern des Bundes).

George besingt nicht nur als Dichter das neue wieder göttlich erfüllte Menschtum, gestaltet es nicht nur als Künstler, verkündet es nicht nur als Seher, sondern verkörpert und lebt es als Mensch und strahlt es aus in den Umkreis derer, die ihn hören:

Da brach die alte not: euch ward ein sinn.

Sinn und Mitte des Georgischen Werkes ist der Mensch: zu Anfang das Ich des Dichters selbst als eine Kraft, die sich Sprache, Umwelt, Geschichte, Natur erobert, einschmilzt und wiedergebiert, dann aber immer mehr als ein überpersönliches, ewiges Bild, dessen in Personen göttlich gegenwärtige Verleibung erfleht und erlebt wird. So wurde George zum Künder neuen Gottglaubens indem er Gott wieder leibhaft als lebendige Wirklichkeit im Menschen erlebt:

Gottes Brunst auf unserm Mund...
Die einen lehren: irdisch da — dort ewig...
Hier künde sich: wie ist ein irdisches ewig.

Das erste entschiedene Hinschreiten auf dieses Gotterleben kündet sich an im „Vorspiel", das in einem zur Zeit seines Entstehens wohl kaum geahnten Sinne wirklich das Vorspiel wurde zu einer neuen Divina Commedia. Hier schreit die Sehnsucht des ringenden Menschen empor zu seinem Engel:

Ich lasse nicht, du segnetest mich denn,

und hier greift der göttliche Teil im Menschen machtvoll um sich und ringt mit dem vergänglichen Teil bis er alles ganz durchlichtet, durchglüht, durchewigt hat. Hier erscheint der Engel — nicht nur als sanfter Bewahrer wie in Rilkes frühen Versen — sondern als Bote des schönen Lebens, als Freund, Führer und Ferge, als Steurer auf hohem Meer, als fordernder und richtender Herr und Gebieter, als Fahnenschwinger und Kampfesheld. Von ihm erhält die Welt des Menschen neue Form und Farbe, er nur gibt ihm im verwirrenden

Weltgetriebe Kraft und Ruhe, sein Schauen zu verkünden, er beut in der Einsamkeit des Schaffenden, wenn alles rings erstarrt und verstummt, die unauslöschliche Glut der Liebe, er ist der letzte Gefährte, wenn selbst die Jünger weichen, und er steht in der Stunde des Sterbens am Lager fest und hoch, helfend und lindernd. Ein so ganz vom „Engel" geführter Mensch muß den neuen Weg aus der entgotteten Zeit zu Gott hin finden.

Wir wissen, daß zuerst Hölderlin die moderne Gottfremdheit des Menschen in ihrer ganzen Schwere erlebte und daß sein letztes reifes Dichten nur ein Weissagen der Tage war, in denen das Göttliche unter den Menschen wieder lebendig werden und alles Leben voll göttlichen Sinns geworden sei; er wußte um das göttliche Sein, das zum Gottglauben allein befähige:

„An das Göttliche glauben
die allein, die es selber sind!"

George hat nicht geruht, bis sich ihm unter den Menschen dieses göttliche Sein offenbarte, bis ihm ein Mensch erschien, in dem das Göttliche rein Gestalt geworden, ein wahrer und schöner Mensch, der all das unbewußt und unbemüht in strahlender Jugend besaß, worum der Dichter Jahrzehnte rang. Und als dieser Mensch in der Blüte der Jugend — ein Liebling der Götter — von ihm schied, da riß dieses Erleben den Dichter über die Grenzen der irdisch sichtbaren Welt in ein ewiges, gotterfülltes, geistiges Reich; davon kündete er, indem er den Mittler, der ihm dieses neue Land gewiesen, verewigte und vergottete:

Das Fernenland — du warst der Deuter,
Da es aus Nebeln mir getagt.
Nun dringt dein Name durch die Weiten
Zu läutern unser Herz und Hirn...
Am dunklen Grund der Ewigkeiten
Entsteigt durch mich nun dein Gestirn.
(Der siebente Ring.)

Und der den härtesten Fluch über die Zeit aussprach, findet die Kraft sie zu preisen:

Preist eure Stadt, die einen Gott geboren,
Preist eure Zeit, in der ein Gott gelebt.

Georges letztes größeres Buch (1913). Der Stern des Bundes enthält den stärksten Ausdruck seiner Verwerfung der Zeit, in weit höherem Maße aber ist es heilige Urkunde und Bekenntnis seines zeitüberwindenden, weltverklärenden Ewigkeitsglauben. Hier ist — lange vor dem Beginn des Krieges — alles Grausige, das wir in den Jahren des Krieges und darnach erlebten, geweissagt, all das, womit Verfall und Verkommenheit auch für nicht hellsehende Augen zutage

getreten ist. Zugleich aber wird hier die höchste Hoffnung auf den „Geist der heiligen Jugend unsres Volks" gesetzt.

Nietzsche schreibt 1887 an den getreuen Overbeck: „Zuletzt gehört das alles einer Generation zu, die wir beide wahrscheinlich nicht mehr erleben werden: dieselbe, in welcher die großen Probleme, an denen ich c. M. müssen und in Tat und Wille übergehen müssen." Georges Sein und Tun und sein Wirken auf seinen Umkreis ist eine starke Gewähr dafür, daß Nietzsches Voraussage sich bestätigen wird. Denn bekennt Nietzsche gerade in den Briefen an Overbeck am offensten seine ständig wachsende geistige Vereinsamung, so ist das Neue und Erquickende an Georges Erscheinung, daß hier ein Mann, der die höchstgespannten Forderungen an die Menschen im Namen des Ewigen stellt, eine so stattliche Schar von Folgern und freudigen Bekennern gefunden hat, denen sein Werk, Wort u. Wesen den fruchtbaren, entscheidenden und verwandelnden Anstoß zum eigentlichen Leben gab. Am sichtbarsten ist dies schon jetzt auf dem Gebiete des Forschens und Wissens, wo man nur Männer zu nennen braucht wie Friedrich Gundolf, Kurt Hildebrandt, Ernst Bertram, Norbert von Hellingrath u. a., deren Leistungen ohne die Georgische Sprachschöpfung und Geisteszeugung in dieser vollendeten Ausprägung ihrer Eigenart nicht denkbar wären.

Mitten in die Zeit hinein sind zwei schmale Hefte Georges gezielt: „Der Krieg" (1917) und „Drei Gesänge" (1921). Auch sie enthalten: Gericht, Forderung, Verheißung. Gerichtet und verworfen wird die Haltung aller Parteien bei uns wie bei den andern Völkern zum Zeitgeschehen und zum Kriege:

In beiden Lagern kein Gedanke — Wittrung,
Um was es geht ... Hier: Sorge nur, zu krämern,
Wo schon ein andrer krämert ... ganz zu werden,
Was man am andern schmäht ...

Gepriesen aber wird hier Land und Stamm, aus dessen Art und Samen, trotz jeweiliger Entartung des heutigen Geschlechtes, dennoch allein die Erlösung der Welt kommen kann:

Heilig sind nur die Säfte
Noch makelfrei verspritzt — ein ganzer Strom.
... o Land,
Zu schön, als daß dich fremder Tritt verheere:
Wo Flöte aus dem Weidicht tönt, aus Hainen
Windharfen rauschen, wo der Traum noch webt ...
... Land, dem viel Verheißung
Noch innewohnt — das drum nicht untergeht!

Und alle höchste Hoffnung setzt diese eherne Seherstimme auf die Jugend, am machtvollsten im zweiten der drei Gesänge: „Der Dichter in Zeiten der Wirren":

Ein jung geschlecht, das wieder mensch und ding
Mit echten maßen mißt, das schön und ernst
Froh seiner einzigkeit, vor fremdem stolz,
Sich gleich entfernt von klippen dreisten dünkels
Wie seichtem sumpf erlogner brüderei,
Das von sich spie, was mürb und feig und lau,
Das aus geweihtem träumen, tun und dulden
Den einzigen, der hilft, den mann gebiert...
Der sprengt die ketten, fegt auf trümmerstätten
Die ordnung, geißelt die verlaufnen heim
Ins ewige reich, wo großes wiederum groß ist,
Herr wiederum herr, zucht wiederum zucht, er heftet
Das wahre sinnbild auf das völkische banner,
Er führt durch sturm und grausige signale
Des frührots seiner treuen schar zum werk
Des wachen tags und pflanzt das neue reich.

Es wäre verfehlt, solche Worte im Sinn irgend einer Partei zu verstehen und sich dafür oder dawider zu ereifern. Die neue Haltung, die Würde des neuen Geschlechtes beruht auf einem neuen Werten und Urteilen nach „echten Maßen", nach dem „ewigen Recht", von dem der Mensch sich losriß, zu dem er heimfinden muß. Wie aber nun das menschliche Leben selbst sich erneut und in Glauben, Lieben und Wirken erfüllt, das spiegelt und verewigt in knappen sinnschweren Runen „Der Stern des Bundes". Da ist — nach dem verurteilenden ersten Teile — nicht mhr die Rede von den Götzen, die diese Zeit anbetet, nicht mehr von den Wahnvorstellungen, an deren Wirklichkeit sie glaubt, — vor unsren Augen ersteht eine Menschenwelt, die von den Urkräften alles Daseins durchwaltet und getragen wird, erfüllt von der Ehrfurcht vor ihnen, ein Menschtum, das neuen Adel sucht, erneute, wahrhafte Rang- und Wertordnung kennt, heldisch, nichtempfindsam, nicht rauschhaft schwärmend, weichlich und weibisch, sondern heilig-nüchtern, hart und männlich, wie es die schicksalträchtige Wendezeit erfordert, erglänzend aber von dem lenzhaften Sonnenlichte der Verjüngung und Auferstehung:

Von welchen wundern lacht die morgenerde,
Als wär ihr erster tag? Erstauntes singen
Von neu erwachten welten trägt der wind,
Verändert sieht der alten berge form
Und wie im kindheitgarten schaukeln blüten.
Der strom besprengt die ufer und es schlang
Sein zitternd silber allen staub der jahre.
Kein gänger kommt des weges, dessen haupt
Nicht eine ungewußte hoheit schmücke...
Ein breites licht ist übers land ergossen:
Heil allen die in seinen strahlen gehn!

H. Nohl, Der humanistische Sinn der Arbeit in der Arbeitsschule.

(„Erziehung", 2. Jahrg., H. 9)

Von W. Stillmark.

Ursprünglich wurde die Arbeit nicht als Bildungsmittel angesehen: noch bis ins 18. Jahrhundert hinein galt allgemein Bildung als Vorzug einer Aristokratie, die nicht zu arbeiten brauchte; erst das 19. Jahrhundert hat auch die geistige Tätigkeit zu einer Berufsarbeit gemacht. Pestalozzi hat als erster die Arbeit in die „Humanitas" und die Bildung mithineingenommen: er wollte die Armen durch Entwicklung ihrer selbständigen Kräfte, also durch Arbeit zu Menschen bilden. Fröbel hebt dann als Bildungswert der Arbeit noch besonders den Charakter des Schaffens und der Werkfreude hervor, dadurch die moderne Arbeitsschulidee begründend. Diese entfaltet sich dann in zwei verschiedenen Entwicklungsreihen: einer sozialistischen und einer bürgerlichen. Der Sozialismus fordert die Arbeit, und zwar die körperliche, als Grundlage jeder Erziehung; er will die Spaltung der Menschen in geistige und körperliche Arbeiter aufheben und den Typus eines Totalmenschen schaffen, der zu beidem befähigt ist. Außerdem betont der Sozialismus den Wert der Arbeit als soziale Funktion und fordert, daß schon die Arbeitsschule das Kind bereits dazu anhalte, Werte für die Gesellschaft zu produzieren.

Aber auch die bürgerliche Denkungsart des 19. Jahrhunderts, vor allem seiner zweiten Hälfte, sieht die Lebensform des arbeitenden Menschen als Ideal an. So ist der Arbeitsbegriff heute ganz allgemein von humanistischem Sinn erfüllt, denn Arbeit gibt dem Menschen erst seinen menschlichen Wert. Um das Kind zur Arbeit zu erziehen, hat die Pädagogik den Begriff der Methode in die Erziehungstätigkeit eingeführt, sich darin mit dem modernen Wissenschaftsbetriebe berührend, der auch auf methodische Tätigkeit gegründet ist. Schon Pestalozzi fordert vor allem methodische Arbeit in der Schule, die Arbeitsschule ist der moderne pädagogische Ausdruck für diese große Tendenz der höchsten Aktivierung des Menschen. Diesen Sinn der Arbeitsschule hat am schärfsten wohl Gaudig gefaßt, der die freie geistige Tätigkeit, die als Naturprinzip in jedem Individium vorhanden ist, methodisch durch die selbständige Erarbeitung des Arbeitsprozesses entwickeln will. Gaudig betont dabei durchaus den subjektiven Arbeitsprozeß und schafft dadurch einen aristokratischen Begriff der Arbeit: diese soll um ihrer selbst willen freudig getan werden, nicht nur eines äußeren Zweckes willen; die freie

Selbsttätigkeit trägt ihren Lohn in sich selbst, in der Freudigkeit der Kräfteentwicklung. Es ist nun zum mindesten sehr fraglich, „Ob jede Arbeit dieses freudigen Charakters fähig ist und ob jedes Individuum einer solchen freien Arbeit fähig ist."

Ganz anders bewertet die sozialistische Ideologie den pädagogischen Wert der Arbeit: sie verlegt den Schwerpunkt vom Individuum und seinem Selbstgefühl auf die sachliche Bedeutung der Arbeit und auf die Gemeinschaft, denn sie sieht in der Gemeinschaft, nicht im Individuum das Letzte und Höchste. Gegen diese Auffassung äußert der Verfasser seine Bedenken: schon Foerster hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Arbeit durchaus nicht so zwingend gemeinschaftsbildend sei, wie z. B. Kerschensteiner das annehme, sondern daß sie nur Interessengruppen bilde. Außerdem liegt aber immer die Möglichkeit vor, daß der Einzelne, der die Lust der freien Arbeit gekostet hat, sich aus der Masse heraushebt und damit die sozialistische Idee der Arbeitsgemeinschaft sprengt, indem er eigene Wege geht. Endlich hat Pestalozzi vollkommen recht, wenn er sagt, das Ziel der Pädagogik sei nie primär die kollektive Existenz, sondern der Einzelne.

Der Verfasser entscheidet sich also für die Gaudig'sche Auffassung der Arbeitsschule, allerdings mit der sehr treffenden Einschränkung, daß die Anerkennung der Arbeitshaltung als der einzig berechtigten in der Erziehung falsch sei; neben ihr müssen auch die „Liebe, die Kontemplation, der Traum der Kunst, die religiöse Haltung zu ihrem Rechte kommen." „Nur mit Humor wird man den Versuchen zusehn, die gemacht werden, den Religionsunterricht einseitig arbeitsschulmäßig zu gestalten."

Psychologie der Zeitung.

Einige Grundgedanken zum Thema.

Von Paul Krannhals.

Auch die Zeitung besitzt, wie die Lebensgebilde, einen „Körper" und eine „Seele", einen individuellen Charakter, der sich von anderen Zeitungscharakteren unterscheidet. Als körperliche, leibliche Substanz der Zeitung können wir all dasjenige bezeichnen, was sich, wie das Betriebskapital, das Anzeigenwesen, das Abonnementsgeschäft, als der materielle Träger und Erhalter ihres geistig-seelischen Wesens kundtut. Ohne solch ein materielles Substrat ist der geistige Charakter der Zeitung ebenso wenig existenzfähig wie die menschliche Seele ohne Körper. Und auch im Organismus des Zeitungswesens finden wir Entsprechungen und Wechselwirkungen zwischen seiner materiellen und ideellen Seite. So gibt es Zeitungen von ausgesprochen landwirtschaftlichem oder industriellem Charakter, der sich sowohl in der materiellen wie ideellen Seite ausprägt, spezifische Lokalblätter, „Gene-

ralanzeiger" zeigen sowohl redaktionell wie im Anzeigenteil den Vordergrundscharakter des Lokalen usw. Ganz allgemein sind Art und Größe des Verbreitungsbezirks die wesentlichsten objektiven Faktoren, welche die Psychologie einer Zeitung erschließen. Denn wie jedem Lebewesen eine bestimmte Umwelt entspricht, mit der es sich im Lebensprozeß auseinandersetzt, auf die es wirkt und von denen es selbst Wirkungen empfängt, so hat auch jede Zeitung außer ihrer Merkwelt eine bestimmte Wirkwelt, die erst zusammen ihren Charakter bestimmen.

Allein ändert sich denn nicht die Merkwelt einer Zeitung unaufhörlich? Drängt sich nicht das Neue und Neueste in rastlosem bunten Wechsel an die Zeitung heran und fordert bedingungslose Aufnahme? Können wir demnach von einer bestimmten Merkwelt und Wirkwelt sprechen? Ist nicht die Zeitung mehr ein bloßer Registrierapparat, der sich von anderen Zeitungen nur dadurch unterscheidet, daß er vollkommener oder minder vollkommen arbeitet, daß er mehr oder weniger Wissensstoff registriert, Neuigkeiten schneller oder langsamer empfängt als ein anderer ähnlicher Apparat? Diese Einstellung würde der Psychologie einer Zeituug keineswegs auch nur entfernt gerecht werden. Denn nicht der Stoff offenbart den Charakter sondern die Form, die sich im Stofflichen manifestiert. Das Wesentlichste des rein Stofflichen ist — von lokalen Modifikationen abgesehen — allen Zeitungen eines bestimmten Verbreitungsbezirks gemeinsam. Der eigentliche Charakter der Zeitung kommt eben erst in der Form dieses gemeinsamen Stoffs, in der Art seiner geistigen Verarbeitung zum Ausdruck.

Diese Verarbeitung beginnt schon in der Auswahl des Stoffes. Die Zeitung kann unmöglich alles bringen, was „passiert", was gedacht, gefühlt, gewollt wird. Sie muß daher ihre Auswahl nach bestimmten Gesichtspunkten treffen, um dann nötigenfalls das Ausgewählte ebenfalls in eine bestimmte geistige Richtung zu stellen. Wer bestimmt aber diese Gesichtspunkte, diese Richtlinien? Gewiß eines Teils der Schriftleiter, der den andrängenden Stoff auswählt und gegebenenfalls formt. Aber andererseits wird der Schriftleiter selbst auch vom Charakter der Zeitung bestimmt, die Auswahl so und so vorzunehmen, den Neuigkeiten in diesem oder jenem Sinne Form zu geben. Der Charakter der Zeitung aber ist ebenso etwas allmählich Gewachsenes, bildet sich im Strom der Welt wie der menschliche Charakter. Und oft wirken Generationen sowohl der Leitung der Zeitung wie auch ihrer Leserschaft an der Charakterbildung eines Blattes mit. Nicht selten wird man aber andererseits finden, daß ganz bestimmte einzelne Persönlichkeiten den Grundcharakter eines Blattes schufen, der sich dann mehr und mehr von der unmittelbaren Verbindung mit dieser Persönlichkeit loslöste, um eine Sonderexistenz als selbständiges Wesen zu führen. Jede Zeitung, die einen voll ausgebildeten, klar ausgeprägten Charakter zeigt, besitzt damit auch eine Tradition, eine bestimmte Richtuug, die sie zu wahren sucht. In die-

sem Falle erscheint der Schriftleiter in mancher Hinsicht als integrierter Bestandteil des Zeitungsorganismus von bestimmter Prägung, den zu erhalten und entfalten seine Aufgabe ist. Er tut dieses einmal deshalb, weil die geistige Richtung der Zeitung seiner eigenen Geistesrichtung entspricht. Zum anderen aber in der Erkenntnis, daß die Zeitung — gleich der menschlichen Persönlichkeit — gerade aus diesem ihrem selbständigen, klar ausgeprägten Charakter heraus ihre Wirkungskraft schöpft. Eine Zeitung, die ihre Richtung fortwährend wechselt, wäre nicht nur charakterlos, sondern auch unpraktisch, denn sie könnte damit ihre Resonanz beim Publikum nicht verstärken, sondern umgekehrt nur schwächen. Wie die einzelne starke Persönlichkeit so zeigt eben auch die Zeitung eine Machtanspruch, sie will auf ihr Publikum wirken, dasselbe nach dieser oder jener Richtung hin beeinflussen. Und sie will, wie das Leben, ihren Machtbereich immer weiter ausdehnen. Sie kann dieses aber nur unter der Voraussetzung, daß ihr Charakter die verwandtschaftlichen Beziehungen zur Lebenseinstellung ihrer Leser beachtet und pflegt. Die Festigung dieser Beziehungen wäre aber illusorisch, wenn die Zeitung den Grundcharakter nicht beibehält, der diese Beziehungen geschaffen und den umgekehrt diese Beziehungen mitgestaltet haben.

Ähnlich wie bei der Psychologie des Menschen wäre die Klassifikation der Zeitungscharaktere eher möglich als die begriffliche Bestimmung ihrer individuellen Psyche. Denn letzten Endes handelt es sich bei aller reinen Psychologie um begrifflich unausschöpfbare Erlebnisse. Das Charakterbild einer Zeitung will ähnlich erlebt sein wie die seelische Form eines bestimmten Menschen oder wie eine bestimmte Kunstrichtung. Daher stellen auch alle Klassifikationen immer nur sehr grobe Annäherungen dar, welche die Wirklichkeit des Zeitungscharakters nie erschöpfen können. Für die allgemeine Zeitungspsychologie sind aber die Prinzipien der Klassifikation der Zeitungscharaktere immerhin aufschlußreich. In einer solchen Einteilung geht man am besten vom Zweck, vom Lebenssinn der Zeitung aus, nämlich als Verkehrsmittel der öffentlichen Meinung zu dienen und zu herrschen. Die Zeitung will, entsprechend den Bildungsquellen ihres Charakters, die öffentliche Meinung wiedergeben, zugleich aber auch beeinflussen und bestimmen. Hierbei erscheint ihr alles, was ihrer Merkwelt angehört, immer nur als Mittel zur Wirkwelt.

In der Wirkwelt wird wiederum eine gewisse Übereinstimmung des Denkens, Fühlens und Wollens der Leserschaft teils vorausgesetzt, teils durch den einheitlichen Charakter der Zeitung erstrebt. Dieser kollektive Charakter zeigt sich auch in der Korrelation zwischen den Hauptgebieten der Zeitung, nämlich der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Sphäre. Eine bestimmte politische Einstellung fordert auch eine demgemäße kulturelle und wirtschaftliche Einstellung, wenn sich der Charakter der Zeitung klar ausprägen will. Charakterlos ist aber die Zeitung nicht nur dann, wenn sie, wie man sagt, den Mantel nach dem Winde dreht, sondern auch wenn sie sich

vorwiegend nur an die Wiedergabe des Stoffes der Merkwelt hält, wenn sie in erster Linie nur registriert.

Zeigt nun zwar die Lebenseinstellung bestimmter Gruppen der öffentlichen Meinung und ihrer Zeitungsorgane eine gewisse einheitliche Richtung in der Bewertung politischer, kultureller und wirtschaftlicher Fragen, so sind diese Lebensgebiete doch nicht gleichwertig für die Beurteilung der Psychologie der Zeitung. Vielmehr bestimmt die politische Haltung deshalb ihren Grundcharakter, weil die Politik das allgemeinste und umfassendste Mittel zur Lebenserhaltung und Lebensentfaltung eines Volkes ist. Daher sprechen wir auch von einer Kulturpolitik oder Wirtschaftspolitik als Unterabteilungen der Politik überhaupt. Daher wird uns auch der Charakter einer Zeitung umso einheitlicher und in sich geschlossener erscheinen, je mehr sich die politische Grundhaltung auch in den Formen ausprägt, in denen die verschiedensten kulturellen und wirtschaftlichen Fragen erscheinen. Hier würde z. B. der Standpunkt, der die Wirtschaft der Politik überordnet, den einheitlichen Charakter ebenso verwischen wie der Standpunkt, der eine unterschiedslose Menschheitskultur empfiehlt.

Es ist so ohne weiteres einleuchtend, daß es zum Charakter einer deutsch schreibenden und sich an ein deutsches Publikum wendenden Zeitung gehört, auch deutsch zu denken, zu fühlen, zu handeln. Die besondere Richtung, welche die Zeitung vertritt und die ihren individuellen Charakter ausmacht, müßte somit auch dem allgemeindeutschen Streben zur Erhaltung und Entfaltung des deutschen Volkes Ausdruck geben. Je mehr dieses letztere in den Vordergrund tritt, um so mehr nähert sich der Charakter der Zeitung einer typischen, den deutschen Menschen überhaupt repräsentierenden Form. In ihr würden alle individuellen Richtungen, alle Teilgegensätze — nicht auf Grund von Kompromissen, die gerade den Charakter verwischen — sondern auf Grund einer allumfassenden Kraft, die der Zeitung das Gepräge gibt, organisch vereinigt werden. Eine solche gemeinschaftliche Basis der verschiedenartigsten Bestrebungen müßte diese zugleich als Ausdruck, als integrierte Bestandteile der allgemeinen deutschen Bestrebungen kennzeichnen. Hierzu ist freilich ein im Erleben gegründeter, allumfassender Standpunkt erforderlich, der über den Partei- und Klassengegensätzen steht. Ein Standpunkt, der die Forderungen der Lebensgesetzlichkeit des deutschen Volkes, die Forderungen einer wahrhaft lebendigen, in eine positive Zukunft weisenden Gegenwart von der Herrschaft erstarrter, überlebter Formen und spezifisch rationaler Konstruktionen zu unterscheiden weiß. Eine Einstellung, die sich aber auch dessen immer klar bewußt ist, daß es keine lebendige, zukunftweisende Gegenwart gibt, die nicht in der lebendigen, erlebten Vergangenheit wurzelt. Wie die Kultur eines Volkes, so entwickelt sich auch der Charakter einer Zeitung ihren geistigen Anlagen gemäß. Diese Anlagen können für das Gemeinschaftsganze von positiver oder negativer Bedeutung sein, sie können die vorherrschende Tendenz zeigen, die einander widerstreitenden Interessen zu verschärfen oder

zu überbrücken. Dort stellen sie sich nur in den Dienst bestimmter einseitiger Interessen. Hier werden diese Interessen einer ihren Widerstreit schlichtenden Gesinnung untergeordnet, die als Ausdruck des Gemeinschaftsbewußtseins das geistig-seelische Band bildet, das die heterogenen Teile zum einheitlichen Zusammenwirken anhält. Hierin kommt zweifellos die vornehmste Pflicht jeder Zeitung zum Ausdruck. Auch als Vertreter einseitig gerichteter Volksgruppen sollte sie immer zugleich das Bewußtsein verlebendigen, daß es keine berechtigten Sonderinteressen gibt, die nicht als integrierte Teile des Gemeinschaftsganzen zugleich im Interesse der Gesamtheit liegen. Je klarer und wirkungsvoller dieser auf das Gemeinschaftsganze gerichtete Charakterzug in einer Zeitung zum Ausdruck kommt, um so mehr wird sie den Lebenswillen des ganzen Volkes zu repräsentieren vermögen.

Dreitausend Jahre Rom.

Kulturhistorische Wanderungen durch die ewige Stadt von Dunbar von Kalckreuth (Quelle und Meyer, Leipzig).

Von W. Stillmark.

Der Titel zeigt die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat: die Geschichte der ewigen Stadt soll sich in Einzelbildern dem Leser auftun. Der Leser soll vor allem Rom sehen, Rom in den verschiedenen Abschnitten seiner Entwicklung. Das Buch will also in erster Linie eine künstlerische Leistung sein und ist es auch, dank der großen Gestaltungskraft seines Verfassers. Es ist aber auch wissenschaftlich zuverlässig: alle Darstellungen sind durch sorgfältige Quellenangaben beglaubigt. Die Geburt Roms wird geschildert; darauf das Siebenhügeldorf, durch welches wir einen tuskischen Handelsmann begleiten (ca 900—700 v. Ch.). Durch die Königsstadt (700—500) führt uns ein lateinischer Bauer aus den Albanerbergen, wobei uns ein Augur über die Verfassungszustände aufklärt. Das republikanische Rom (500—300) mit seinen Ständekämpfen und der wunderbaren Disziplin seines Staates lernen wir kennen auf einem Spaziergang mit einem Senator, der von seinem Landsitze zu einer wichtigen Senatsversammlung nach Rom will, in Roms Heldenzeitalter (300—200) führt uns der Verfasser nach einer vergleichenden Darstellung von Roms und Karthagos Wirtschaftsleben, Verfassung, Untertanenpolitik, Heerwesen auf einem Gang durch die Porta Collina über das Forum zum Capitol und in den Jupitertempel. Wie eine Ahnung der kommenden Vergiftung Roms durch das Wesen des entarteten Ostens sieht man bereits auf der Tiberinsel die Schlange des Asklepios und auf dem Palatin die Urmutter Asiens Kybele, in einer Zeit, da Roms Waffen es zum Herrn der Welt gemacht hatten: die gewaltige materielle Blüte Roms, die Folge seiner glücklichen Eroberungskriege,

führt zur Versumpfung, zur Zersetzung des altrömischen Charakters; immer neue Kriege werden aus der Habgier geboren. Die ungesunde soziale Schichtung führt zur Revolution (133—30). In großen Zügen ist diese in den wichtigsten Phasen ihres hochdramatischen Verlaufs dargestellt; das Kapitel schließt mit dem Triumphzug des Augustus nach seinem Siege über Ägypten. Ferner schildert der Verf. in übersichtlicher, immer das Wesentliche heraushebender Weise die Grundlagen und Leistungen der ersten Kaiserzeit (bis 100 n. Eh.) und unternimmt dann einen Spaziergang durch die Stadt, wie sie zur Zeit des Titus sich gestaltet hatte. Erst lernen wir die Landvilla eines vornehmen Römers in allen Einzelheiten kennen; von hier geht es auf die Via Appia in die Stadt, wo wir einer Vorstellung im Kolosseum beiwohnen, das Kaiserliche Forum besuchen und das Massenleben der Weltstadt kennen lernen. Und so geht es weiter fort durch die Jahrhunderte: jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen Orientierung über die allgemeine Zeitlage und gibt dann ein Bild der Stadt und ihres Lebens in immer neuen Aspekten. Der Höhepunkt der Entwicklung der Stadt ist die Zeit der Antonine (100—200), wo in Rom noch einmal kurz vor ihrem Untergang, die ganze Kultur der antiken Welt wie in einer Apotheose zusammengefaßt erscheint, um dann im nächsten Jahrhundert zu entarten und zu erstarren und im 4. Jahrh. langsam zu sterben. Die germanische Welt kündet sich an in Rom zur Zeit Theoderichs des Großen, die christlich-päpstliche Welt im Rom des sechsten Jahrhunderts. Das Mittelalter ist durch eine Reihe bunter Bilder veranschaulicht: Karls Kaiserkrönung, Ottos Kaiserkrönung, Rom zur Zeit Gregors VII, Rom zur Zeit des Höhepunktes, päpstliche Macht im XIII Jahrh. Die mit den Bildern verbundenen historischen Querschnitte versuchen eine Parallele zu ziehen zwischen der Entwicklung des päpstlichen und des antiken Rom: es gibt tatsächlich manche überraschende Übereinstimmung in beiden Entwicklungslinien, die in einer übersichtlichen Tabelle zusammengestellt sind. (S. 159.) Zur Neuzeit leiten hinüber die Bilder aus dem 14. u. 15. Jahrh. Das 14. Jahrh; die Zeit der „babylonischen Gefangenschaft" der Päpste in Avignon zeigt Rom als Ruinenfeld, in dem die Reste seiner einstigen Herrlichkeit überwuchert sind von der Barbarei des späteren Mittelalters. Die Renaissance bringt auch die Wiedergeburt der ewigen Stadt: sie wird wieder zum Mittelpunkt der Kirche, der Kunst, der Politik. Allerdings ist es nur eine Scheinblüte: unter der äußeren Pracht verbirgt sich unerhörter sittlicher Tiefstand. (Die Zeit Alexanders VI bis Leo X). Die Zerstörung Roms durch deutsche Landsknechte (1527) bedeutet den Beginn der kirchlichen Restauration: Der Geist der Kirche erzeugt neues Leben aus den unsterblichen Ruinen: es entsteht das Rom der Jesuitenzeit, der Barockkunst, des päpstlichen Absolutismus. In dem Jahrhundert des Rokoko ist Rom nur noch als Mittelpunkt der Kunst lebendig (Goethes römischer Aufenthalt); das romantische Rom (1800—1870) wirkt durch die Macht seiner historischen Erinnerungen; das Königliche

Rom (nach 1870) erlebt einen neuen Aufschwung politischen Lebens, verbunden mit pietätvoller Wiederherstellung der Denkmäler seiner Vergangenheit.

Kalkreuths Buch zeichnet sich vor allem durch zwei große Vorzüge aus: der Verfasser versteht es, dem reichen archäologischen und historischen Material Leben einzuhauchen, so daß der Leser lebendige Bilder erhält; er hat aber auch die Fähigkeit, große historische Zusammenhänge zu schauen und läßt hinter dem Stadtbild jedesmal den Geist der entsprechenden Zeit wiedererstehen. Auch geschichtliche Analogien sind, wo sie sich bieten, in geistvoller Weise ausgeführt. Das Buch ist in unserer Wanderbücherei vorhanden und sei hiermit allen Freunden lebendiger Kulturgeschichte warm empfohlen.

Die Krise in der modernen Naturwissenschaft.

Ein interessanter Vortrag des bekannten Physikers Prof. Heisenberg.

Von Dr. H. Woltereck.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir unser naturwissenschaftliches Weltbild wieder einmal revidieren müssen. Der schöne Traum der „klassischen" Physik, daß wir nur auf Grund empirisch kontrollierbarer Beobachtung zu einer „objektiv" richtigen Erkenntnis der Naturphänomene gelangen könnten, ist, wie es scheint, definitiv ausgeträumt. Und gerade die vielleicht modernste Wissenschaft, die Physik, ist es, die in ihrer neuesten Entwicklung gezeigt hat, daß es eine derart „objektive" Erkenntnis des Naturgeschehens, d. h. eine Erkenntnis, die unter allen Umständen u. auch unabhängig vom Beobachter gilt, nicht gibt u. auch nicht geben kann. Neu ist diese These an sich nicht, — die Philosophen haben sie — von ihrem Standpunkt aus natürlich — schon seit langem verfochten, aber es hat lange gedauert, bis auch die „exakten" Wissenschaften der Philosophie auf diesem Wege folgten. Die neueste Entwicklung, speziell in der Physik, führt uns aber allem Anschein nach dahin, daß der bisher so scharf bestehende Gegensatz zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft mehr und mehr verwischt wird. Natürlich werden die Arbeitsmethoden und ihre Objekte der Untersuchung stets verschieden bleiben, aber in den prinzipiellen Fragen scheint sich jetzt eine deutliche Annäherung in der Auffassungsweise anzubahnen.

Wir wollen uns im folgenden an die Ausführungen halten, die Prof. Heisenberg, der neuernannte Leipziger Ordinarius für theoretische Physik kürzlich anläßlich seiner Antrittsvorlesung über das Thema „Erkenntnis-theoretische Probleme der modernen Physik" machte und die besonders geeignet sind, ein deutliches Licht auf die oben skizzierte Entwicklung zu werfen. Prof. Heisenberg gilt als einer der Begründer der neuen Atomphysik und seine Ausführungen verdie-

nen gerade deshalb besondere Beachtung, weil sie in ihrer letzten Konsequenz das Eingeständnis enthalten, daß die moderne Physik gerade dasjenige Mittel, das bisher immer als das allein maßgebende und entscheidende galt, das Experiment, zweifelhaft geworden ist.

Prof. Heisenberg wies zunächst darauf hin, daß die moderne Physik seit Plancks berühmten Forschungen über das sogen. „Wirkungsquantum" (1900) immer mehr einzusehen gelernt hat, daß die alte „klassische" Mechanik zur Erklärung der Naturphänomene nicht ausreicht. Sie hat ihr in der „Quantenmechanik" ein neues System entgegengesetzt, das gerade in den letzten Jahren einen starken Ausbau erfahren hat. Trotzdem ist dieses Gebiet heute erst vielleicht zur Hälfte erschlossen, — es findet hier, wie der Vortragende treffend sagte, ein ständiger „Bewegungskrieg" zwischen den einzelnen Richtungen statt und dauernd werden neue Resultate bekannt. Trotzdem aber sind die erzielten Erfolge ungemein groß — vor allem ist es mit Hilfe der neuen Denkweise möglich geworden, auf dem ungeheuer schwierigen Gebiet der Erforschung der kleinsten Bausteine der Materie, also auf dem Gebiet der Atomphysik, Klarheit zu erhalten ... soweit dies eben möglich ist. Das aber ist nun der springende Punkt: Die moderne Physik steht heute auf dem Standpunkte, daß innerhalb der Welt des Atoms die „Naturgesetze" nicht mehr streng gelten ... Begriffe, wie Raum, Zeit und Kausalität gelten nicht mehr ohne weiteres und sind zum mindesten nicht im früher üblichen Sinne anzuwenden. Speziell die Kausalität, in diesem Falle das Naturgesetz, gilt nur mit einer Abweichung, einem Ungenauigkeitsfaktor, der nicht etwa auf irgend einer Ungenauigkeit der benutzten Apparate etc. basiert, sondern der prinzipiell ist und uns eben zu der Erkenntnis zwingt, daß alle Naturgesetze, auf deren Entdeckung die klassische Mechanik so stolz war, nur mit Einschränkungen gelten. Prof. Heisenberg nannte sie „statistische" Gesetze ... d. h. sie haben streng genommen nur einen Wahrscheinlichkeitscharakter. Damit befinden wir uns im schroffen Gegensatz zu der alten, klassischen Anschauung, der das Getriebe der Welt als eine Art Uhrwerk erschien, ausgedehnt im Raum, ablaufend in der Zeit nach ewigen, unveränderlichen und „absoluten" Gesetzen. Seit Einsteins fundamentalen Forschungen konnte der Glaube an die „absoluten" Naturgesetze nicht länger aufrechterhalten werden und die neueste Entwicklung der Atomphysik gibt nun das Analogon zur Relativitätstheorie auf ihrem Gebiet. Wir können an dieser Stelle auf die Einzelheiten dieser außerordentlich komplizierten Zusammenhänge nicht eingehen, sondern wollen uns auf die wesentlichen Ergebnisse der neuen Anschauung beschränken. Bemerkt sei übrigens gleich, daß es sich hier nicht um eine „Theorie" handelt, sondern um bewiesene und jederzeit nachkontrollierbare Tatsachen.

Der fundamentale Gegensatz zur früheren Anschauung besteht vor allem darin, daß man zu der Erkenntnis der völligen Unmöglichkeit gelangte, das Naturgeschehen „an sich" d. h. völlig unabhängig

vom Beobachter zu erfassen. Die moderne Physik kennt keine „Weltmaschine" mehr ... sie kennt lediglich Ausschnitte daraus, die verschieden sind, jeweils nach den Bedingungen unter denen sie beobachtet wird. Der Ablauf der Welt folgt wohl den Naturgesetzen, d. h. er erfolgt kausal, aber dieser Ablauf erfolgt *nicht* im Raum und in der Zeit, sondern diese Begriffe werden erst durch den Bobachter hineingetragen. Das heißt also, daß irgend ein Naturvorgang streng genommen nur solange gesetzmäßig abläuft, als wir ihm keinen „störenden" Beobachter gegenüberstellen. Selbstverständlich soll das nicht heißen, daß nun alle unsere Naturgesetze „falsch" sind ... die Abweichung ist so minimal, daß sie in der mikroskopischen Welt überhaupt keine meßbare Rolle spielt. Aber innerhalb der Welt des Kleinsten, in der Welt des Atoms, spielt sie eine durchaus meßbare Rolle, die sogen. „Ungenauigkeits-Relation" ist rechnerisch genau erfaßbar. Hierbei wird die „störende" Wirkung durch die Beobachtung als solche ebenso groß, daß wir sie erfassen können, — weil die vorliegenden Dimensionen so unendlich klein sind, daß schon der allergeringste Fehler erhebliche Störungen im Gefolge hat.

Wir sagten vorhin, daß der Beobachter „stört" ... natürlich ist das nicht so aufzufassen, daß lediglich das Anschauen irgend eines Vorgangs im Atom einen störenden Einfluß hat. Die Störung kommt durch die Bedingungen herein, ohne die wir nicht experimentieren können. Um zu beobachten, müssen wir *sehen*, d. h. wir müssen Lichtstrahlen in das betr. System schicken und diese Lichtstrahlen eben bringen die störende Wirkung hervor, von der wir sprachen und die jene Ungenauigkeits-Relation zur Folge hat, die auf keine Weise herabgesetzt werden kann, denn ohne Licht ist nun mal keine Beobachtung möglich. Prof. Heisenberg formulierte diese ungemein wesentliche Erkenntnis dahin, daß „jedes Experiment zur Messung irgend eines physikalischen Geschehens seinerseits das Geschehen stört, das gemessen werden soll."

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß die moderne Naturwissenschaft einen Wendepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat ... die so lange unangreifbar gebliebene „absolute" Bedeutung des Experiments ist erschüttert, und damit fallen auch alle darauf aufgebauten Lehrgebäude in sich zusammen, soweit sie den Anspruch erheben, objektive d. h. auch für sich genau so wie ohne Beobachter bestehende Erkenntnisse zu ermöglichen.

Wir sind wieder etwas bescheidener geworden ... zum mindesten in Bezug auf die Allgemeingültigkeit unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse, aber dafür haben wir eine neue Wahrheit gewonnen.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rml.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 12302.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 13 Freitag, den 27. Juli 1928 4. Jahrgang

R. Müller-Freienfels, Geheimnisse der Seele.

Von W. Stillmark.

Es ist keine systematische Psychologie, die der bekannte Philosoph hier bietet, sondern sechs Essays, welche Probleme des Seelenlebens behandeln: 1) Die Unendlichkeit der Seele.

Es ist die Frage nach dem Wesen der Seele, die hier gestellt wird. So weit man die Geschichte rückwärts überschauen kann, hat der Mensch sich immer eine Seele zugeschrieben; den Ursprung dieses Seelenglaubens hat man verschieden erklärt: entweder ist er eine „angeborene Idee" oder er ist aus der Erfahrung gewonnen, besonders auf Grund der Fälle, wo Seele und Körper sich scheinbar trennen, also Traum und Tod, aber auch der alltäglichen Erlebnistatsache, daß der Körper nicht unser ganzes Wesen ausmacht. Der primitive Seelenglaube schreibt der Seele aber auch eine gewisse Körperlichkeit zu (Psyche, Pneuma, spiritus-Atem), ja oft auch eine Gestalt (Schatten!), wogegen ihr das Attribut des Bewußtseins nicht immer eigen zu sein braucht (Seelenwanderungslehre), auch nicht die Einheit, da in einem Körper mehrere Teilseelen angenommen werden können. Die Seele des primitiven Glaubens ist also nicht im modernen Sinn individuell, sie ist überhaupt nicht genauer bestimmbar. Im Laufe der kulturellen Entwicklung der Menschheit entwickelt sich auch der Seelenbegriff: bei den Ägyptern ist die Seele („Ka") eine Art Doppelgänger des Menschen, der mit ihm geboren wird, aber nicht mit ihm stirbt; sie ist aber abhängig von der Fortexistenz des Lebens (Mumifizierung) und von Nahrung, Kleidung, Waffen usw., die man ihr nach dem Tode darbringt. Die jüdische Religion des Alten Testaments kennt keinen eigentlichen Seelenglauben und keine individuelle Unsterblichkeit, die indogermanischen Mythologien

sind dagegen durchaus animistisch unterbaut, auch die griech. Philosophien (Pythagoras, Plato); von hier aus ist die Seelenlehre, verquickt mit orientalischen Ueberlieferungen, ins Christentum übergegangen, allerdings später stark durchsetzt mit animistischen Vorstellungen, die aus den germanischen Mythologien stammen (die Dämonologie des Mittelalters). Aber auch in den modernen Hochkulturen begleitet die Seele den Menschen, wie sein Schatten; es hat anderseits immer wieder Lehren gegeben, die der Seele eine selbständige Existenz absprechen: die Materialisten erklären die Seele stofflich (Demokritos, Epikuräer, Stoiker) oder als Funktion des Stofflichen (der moderne Materialismus); die Konszientialisten dagegen haben auch die Vorstellung einer Seele als „Schattenseele" bekämpft und bestimmen die Seele als „Bewußtsein" (Descartes). Gegen diese Auffassung kann man einwenden, daß die Seele wohl Bewußtsein entwickelt, aber nie bloß Bewußtsein ist, denn bewußt ist uns immer nur der Inhalt, nie aber der Akt des Empfindens, Denkens oder Wollens. Es muß also außer dem Bewußtsein eine Fähigkeit des Bewußtseins angenommen werden. Außerdem besitzt das Ich Inhalte, die gar nicht immer bewußt sind (das Unterbewußtsein).

Zur Frage des Verhältnisses zwischen Leib und Bewußtsein übergehend, zeigt der Verf. die Mängel der Theorien des Parallelismus und der Wechselwirkung und strebt einer vitalistisch-dynamistischen Lösung dieser Frage zu: die Seele als lebendige Kraft: die Seele ist kein Ding, sie ist auch nicht nur Bewußtsein, sondern sie ist ein Geschehen, ein Wirkungszusammenhang, der überall mit dem Leben verbunden erscheint. „Bewußtsein" und Leib erscheinen uns als Wirkungen eines sie beide umfassenden Dritten, das sowohl das Bewußtsein hervorbringt, wie den rohen Stoff gestaltet (Entelechie im Sinne des Aristoteles).

Diese Vorstellung überbrückt den Dualismus Leib—Seele, denn vom vitalistischen Standpunkt aus gesehen, bilden beide eine Einheit. Stellt man nun die Frage, ob der Begriff „Seele" auf diese Weise restlos erklärt sei, so muß man antworten, daß die Begriffe „Seele", „Leben", „Kraft" zwar nicht zu erklären sind, doch aber den Urgrund unserer Erkenntnis bilden, weil von ihnen aus alle Einzelsachverhalte zu erklären sind.

Indem man „Seele" mit „Kraft" und „Leben" gleichsetzt, erhält das Seelenleben kosmische Unendlichkeit: jedes Einzelleben ist ein Teil des ungeheuren Stroms, der die gesamte Welt durchdringt, auch die anorganische, denn diese ist als Voraussetzung für das Leben von der organischen prinzipiell nicht zu trennen. Von hier aus gelangt man auch zu einem dynamistischen Gottesbegriff (die Gottesvorstellung ist immer ein Korrelat der jeweiligen Seelenvorstellung): Gott ist das weltimmanente werte-schaffende Prinzip.

Wenn man nun mit dem Verf. dem Seelenbegriff Unendlichkeit und Totalität zuspricht, entsteht das Problem der Individualität: wie kommt es, daß der Einzelne sich dennoch als ein selbständiges,

einziges Ich auffaßt? Die Individualität ist überhaupt nicht in begrifflicher Fassung anzusehen, sie ist „irrational", denn sie ist nur in der Form von Paradoxien zu charakterisieren. Jede Individualität ist: 1) Selbständigkeit neben mannigfacher Verbundenheit mit der Außenwelt; 2) Einzigkeit neben mannigfacher Typuszugehörigkeit; 3) Einheit neben unübersehbarer Mannigfaltigkeit; 4) Beharrung neben unablässigem Wechsel. Trotz dieser Paradoxien ist aber die Individuation doch vorhanden: jede Individualität ist ein Kraftzentrum, und wir kennen das Leben nur in der Gestalt solcher einzelner Wirkungszentren. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß jede Individualität immer auf die Totalität, das Weltganze, bezogen ist. So erhalten die alten Begriffe von Makrokosmos und Mikrokosmos neuen Sinn. Dem Mikrokosmus, der Einzelseele, ist relative Selbständigkeit, Besonderheit, Einheit und Dauer eigen, aber eben nur relativ, bezogen auf das Ganze. — „Aufgabe der Zukunft wird es sein, die sozialen, ethischen, religiösen Werte der Menschheit statt auf die trügerische Unsterblichkeit der Einzelseele auf die Unendlichkeit der Seele, des Lebens, des Weltprozesses zu bauen."

2) Der Einzelmensch und sein Schicksal, ein Kapitel Entwicklungspsychologie.

Die fortschreitende Erkenntnis der kausalen Zusammenhänge in der anorganischen Natur hat dazu geführt, daß man die gesamte Welt, auch die organische, kausal begreifen zu können meinte. Hierher gehört die vom Positivismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. geprägte Formel: das Individuum ist das Produkt von Vererbung und Milieu. Eine Kritik dieser Theorie unternimmt der Verfasser im zweiten Essay seines Buches.

Zunächst ist der Begriff der Vererbung selbst ein tiefes Mysterium. Erstens ist der Punkt nirgends genau zu bestimmen, wo die subjektive Anlage eines Individuums als klar umschreibbarer Tatbestand zu fassen wäre, also der eigentliche Beginn des selbständigen Lebens; zweitens aber ist nie genau zu bestimmen, was das Individuum als Erbe mitbekommen hat. „In der Vererbung wirkt sich eine schwer faßbare Macht aus, der Typus, der inmitten aller individuellen Varianten eine gewisse Einheitlichkeit verbürgt", aber die von unzähligen Vorfahren überkommene Erbmasse ist doch zu unbestimmt, um aus ihr notwendige Schlüsse für die Zukunft des Individuums ziehen zu können. Denn ebenso, wie im befruchteten Ei eine höchst verwickelte Vergangenheit zusammengeballt ist, so auch eine nicht minder unübersehbare Zukunft. Jedenfalls trägt jeder Keim einen Teil seines zukünftigen Schicksals in sich beschlossen, er ist irgendwie „gerichtet"; daneben greift aber eine äußere Kausalität in die Entwicklung ein, ohne jedoch die Grundrichtung der Entwicklung des Individuums ändern zu können. Diese äußere Kausalität ist das, was man „Umwelt", „Milieu" nennt.

Die positivistische Milieutheorie, nach der diese Umwelt den Menschen formt, ist sehr anfechtbar. Erstens wirkt nicht jedes „Milieu"

auf den Menschen, sondern nur solche Umstände, denen er bereits innerlich verwandt ist; dann aber und das ist das Wesentliche, kommt es nicht darauf an, was jemand erlebt, sondern wie er es erlebt. Dieselbe Umwelt kann bei verschiedenen Menschen ganz verschiedene Reaktionen auslösen; jedenfalls muß jedes Objekt, um wirksam zu sein, erst zu einem inneren Erlebnis geworden sein. Kennt man also die Umwelt eines Menschen noch so genau, so ist damit noch gar nichts erklärt, denn man weiß noch nicht, was aus der Umwelt vom Menschen erlebt worden ist, und wie es erlebt worden ist. So kann man also mit Umkehrung der positivistischen Theorie sagen, daß jeder Mensch sich seine Umwelt formt.

Der positivistische Gedanke, daß das Schicksal eines Menschen auf Grund der Vererbung und der Umwelt zu berechnen sei, ist also abzulehnen. Trotzdem läßt sich das Wesen eines Menschen in weitem Maße intuitiv erfassen (wenn auch nicht berechnen), die innere organische Gesetzlichkeit in seinem Leben, sein „Stil". Denn jedes Leben hat „Stil", eine spezifische und eine typisch bedingte Art des Lebens. Das Wesen des Stils zeigt der Verf. an Beispielen: z. B. am Verhältnis des Menschen zu seinem Beruf (in der Art, wie verschieden gerichtete Menschen den gleichen Beruf ausüben, spricht sich der Stil deutlich aus oder auch in der Wahl der „Steckenpferde"). Ebenso offenbart sich auch in der Wahl des Ehegatten der Stil eines Menschen, denn in ihr spricht immer ein bestimmt gerichtetes Ideal mit.

Glück ist nicht eine Summe von Lustgefühlen, sondern — Erfüllung der Bestimmung, glücklich ist der Mensch, der sein Leben, — sein Schicksal lebt. Mit dem Verstande allerdings läßt sich das eigene Ich und sein Schicksal nicht erkennen, denn der Verstand, der analytisch arbeitet, kann uns wohl helfen, uns in der Welt zurechtzufinden, aber nicht in unserem Ich, das eine Einheit ist.

So ist das Schicksal eines Menschen kein Chaos, es ist aber auch keine Rechenaufgabe, deren Resultat sich vorausberechnen läßt. Im Schicksal herrscht eine Ordnung, aber nicht in rationalem Sinn, sondern eher im künstlerischen: der Verlauf einer Dichtung ist auch nicht berechenbar, aber doch sinnvoll, obgleich dieser Sinn nicht rational faßbar ist. Uns gebührt Ehrfurcht vor „dieser Ordnung des Geschehens, die in jedem Einzelleben wirksam ist und zugleich hineingehört in die Ordnung der Welt. Denn die Welt ist nicht etwas außer uns, sie ist auch in uns, und wir sind selbst Welt, weil auch durch uns der große Strom des Lebens flutet, dessen Ziel wir nicht überschauen, dessen immanente Gerichtetheit aber wir verspüren dürfen in unserem eigenen Leben wie in dem der übrigen Wesen, die wir kennen."

3) Reise in die Vergangenheit. Ein Kapitel Kindheits- und Jugendpsychologie.

Der Verfasser schildert hier an der Hand eigenen Erlebens (eines Besuches in der Stadt seiner Kindheit) die Welt des Kindes, dem Raum und Zeit noch nicht Probleme sind, da es im Absoluten lebt, außerhalb aller Relativitäten, zu denen Zeit und Raum gehören. Das

Kind lebt in seiner Welt, in seiner Zeit; daß es außerdem noch andere Welten, andere Zeiten gibt, weiß es vielleicht wohl, aber es erlebt sie noch nicht. Da das Kind aber gezwungen wird, sich in der Welt der Erwachsenen zu bewegen, entsteht in jeder Jugend die Spaltung zwischen „Natursphäre und Kultursphäre;" sehr anschaulich schildert der Verf. aus seinen persönlichen Erinnerungen diesen Gegensatz zwischen seinem „Wigwam", und dem Leben in der Elternstube, in Schule und Kirche. Die Welt, in der das Kind lebt, ist meist weit davon entfernt ein sonniges Paradies zu sein: es ist eine Welt voller Spannungen, Kämpfe, Ängste; sie ist eine ewige Wiederholung primitiver kampferfüllter Kulturzustände, ebenso wie auch das religiöse Empfinden und die Moral des Kindes einen archaischen primitiven Charakter tragen. Dasselbe läßt sich auch vom ästhetischen Verhalten, von seiner Geschmackswelt sagen: das Kind kann noch keine „ästhetische Distanz" zu den Dingen haben, eine Freude an der reinen Form, losgelöst vom Inhalt.

Das 19. Jahr. ist mit Recht das „Jahrhundert des Kindes" genannt worden, in der Kultivierung der Kindeswelt durch die Erwachsenen spiegelt sich genau derselbe Trieb wieder , wie in der Sehnsucht ds Großstädters nach Natur: man sucht im Kinde die Einfachheit und Natürlichkeit, die man selbst nicht mehr hat. Und doch ist das nur ein Traum: diese Eigenschaften werden dem Kinde nur vom Erwachsenen untergeschoben. In Wirklichkeit befindet sich das Kind in einer Revoltestimmung der Erwachsenenwelt gegenüber, wobei es oft großes Raffinement entfaltet.

Und doch ist das Leben des Erwachsenen aufgebaut auf jenen dunklen Untergründen, die aus der Kindheit ins späte Alter hinüberwirken, und das ist gut so: „Menschen, die nur vernünftig im Erwachsenensinne sind, braucht man wahrlich nicht zu beneiden. Kindheit und Jugend sollten, „aufgehoben" werden im Hegelschen Doppelsinn des Wortes: das heißt zugleich überwunden und bewahrt."

Das Kapitel „Reise in die Vergangenheit" gehört zum Besten, was wir in der modernen Literatur zur Kinderpsychologie haben: besonders ansprechend ist es dadurch, daß hier persönlich Erlebtes von einem Psychologen in seinem objektiven Sinnzusammenhang gedeutet und dadurch zur Allgemeingültigkeit erhoben wird.

4) Dramaturgie des Lebens. Ein Kapitel Sozialpsychologie.

Der Vergleich der Welt mit dem Theater ist uralt: hier macht der Verfasser den Versuch, zu zeigen „wie durchflochten das gesamte Leben von Theaterkünsten mannigfacher Art ist." Dabei ist unter Theaterkunst im Leben nicht nur bewußte Verstellung zu verstehn, sondern auch die Vorstellung, die Darstellung von etwas was man sein will.

Oft wird die verdorbene menschliche Kultur mit ihrer Schauspielerei der Menschen untereinander in Gegensatz gestellt zur „Natur", in der alles wahr und echt sei. Diese Vorstellung von der Natur hat der Mensch sich selbst als Bühne für sein oft recht unwahres Leben

zurechtgemacht. Auch in der wirklichen Natur gibt es genug Maskeraden, Vorstellungen, Schaustücke, die dem unerbittlichen und grausamen Kampf ums Dasein dienen. Trotzdem Wahrhaftigkeit ein unabweisbares ethisches Gebot ist, ist der Mensch doch gezwungen immer irgend eine Rolle zu spielen: erstens kennt niemand seine Natur so genau, daß er immer nur sie zur Darstellung bringen könnte; zweitens aber *will* der Mensch sich meist auch über sich selbst täuschen, um sich irgendwie vor sich selbst zu rechtfertigen; endlich richtet sich unsere Verhaltungsweise, oft ganz unbewußt, nach den Menschen und Verhältnissen, die zu uns in Beziehung treten. Die Menschen, die „Originale" sein wollen, sind oft die schlimmsten Schauspieler, denn wirkliche Originalität stellt sich nicht zur Schau.

Jeder Mensch ist nicht nur Individuum, sondern auch Typus (Alters-, National-, Zeit-, Standestypus u. s. w.), und dadurch wird auch die Verhaltungsweise der Menschen mannigfach bedingt, denn man unterstreicht oft unbewußt seinen Typuscharakter dem Mitmenschen gegenüber. Sehr amüsant sind einige Beobachtungen, die der Verfasser an Typen des Straßenlebens macht: der selbstbewußte Beamte, die junge Dame, die wohl gefallen, nicht auffallen will, die Wandervögel usw. — sie alle stellen etwas zur Schau, wobei überall Darstellung und Verstellung unmerklich ineinander übergehen. Das Leben des Salons, der ästhetisch-vornehmen Geselligkeit, ist Schauspiel, entstanden aus dem bewußten Willen zum schönen Schein, wobei Darsteller und Zuschauer eins sind, man spielt für einander. Auch die Bürgerwelt versucht, die Lebensformen jener Schau-Spiel-Welt nachzuahmen, aber „dasselbe Motiv, auf einer Violine anmutig klingend, wird zur Groteske auf dem Kontrabaß." Übrigens gehört auch das ganze Titelwesen in dieses Kapitel: der Titel ist auch eine Maske, die ihrem Träger Gewicht geben soll. Die Höflichkeit und die gesellschaftlichen Formen sind durchsetzt von schauspielerischen Tendenzen; es ist hinter ihnen immer der Instinkt des Menschen verborgen, sich irgendwie zur Geltung zu bringen. Die Politik beruht auf Schauspiel: in Monarchien und Aristokratien ist das Schloß, in Demokratien das Forum, das Parlament die Bühne; auch die Kunst dient dem Theater des Lebens (z. B. der Palast als Symbol der Herrschermacht, die Denkmäler, die Dichtung als Selbstbespiegelung des Lebens u. s. w.). Ja auch die Religiosität nimmt darstellende Formen an, sobald sie sich in bestimmten Kulten verkörpert: der Kultus ist wahrnehmbare Darstellung seelischer Vorgänge, genau ebenso wie das Schauspiel. So beruht das gesamte Kulturleben auf Illusionskünsten, die den Zweck haben, die Welt wenigstens ideell umzugestalten, wo eine reale Umgestaltung nicht gelingt; diese Illusionen aber sind nicht bloß Täuschung, sondern zugleich Wirklichkeit, zunächst subjektive Wirklichkeit, die aber darüber hinaus auch objektive Wirklichkeit schafft, wie z. B. die Höflichkeit, zunächst nur Form, dem Menschen doch zur „zweiten" Natur werden kann. Daher ist das Schauspiel des Lebens notwendig und wertvoll, denn wenn man vom Leben alles abziehen würde, was nicht ganz

„wahr" ist, so würde ein ziemlich rohes und gestaltloses Etwas nachbleiben.

5) Die Amerikanisierung der Seele.

Durch die im letzten Jahrhundert vollzogene Entwicklung der Technik hat sich ein neuer Menschentyp gebildet, welcher der Welt ganz anders gegenüber steht und sie in ganz anderer Weise beherrscht, als es früher jemals der Fall gewesen ist. Am deutlichsten tritt der neue Typ in Amerika hervor, daher hat sich für die ganze neue Erscheinung der Name „Amerikanismus" eingebürgert.

Dieser Begriff bezeichnet nicht nur etwas, was in Amerika vorhanden ist, es ist kein ethnographischer, sondern ein psychologischer Begriff: er bezeichnet eine Wandlungsform der menschlichen Seele überhaupt. Wenn man das Stadtbild von New York—City als Symbol nimmt, so treten einem sofort folgende Züge entgegen: Steigerung des Quantitativen, mathematisch abstrakt-anorganische Formgebung, maschinelle Technik in höchster Entwicklung, auffallende Gleichmäßigkeit. Die Quantität, ausdrückbar durch Zahlen, ist in Amerika ein Wert, qualitative, ästhetische Wertung liegt dem Amerikaner fern. Der Rekord ist das Symbol dieser Denkweise, die sich im Gelde und im Sport besonders deutlich verkörpert. Das Leben ist arithmetisiert, und parallel dazu geht die Geometrisierung des Raumes: man denke an die meist geraden Staatengrenzen, die schachbrettartige Anlage der Städte, die würfelförmigen Gebäude u. s. w. Dem entspricht die Technisierung des Lebens als Ausdruck der ganz rationalisierten Seele mit ihrem rein zweckhaften Denken; die Maschine ist reine Rationalität, Zweckhaftigkeit: auch der Mensch wird zur Maschine, resp. zum Maschinenteilchen. Damit hängt aufs engste zusammen die Typisierung des Lebens, die Vorherrschaft des Typus vor dem Individuellen; alles Besondere unterliegt dieser Tendenz der Nivellierung (die Ähnlichkeit der Städtebilder, der Menschen in Kleidung, Gesicht und Auftreten, die Verwischung des Unterschieds der Geschlechter, Lebensalters u. s. w.). Die Seele ist entpersönlicht: ohne persönliche Tiefen zu besitzen, ist die amerikanische Seele rein rational, suggestibel, verflacht; daher auch der seichte Optimismus, die amerikanische Höflichkeit (die dem Typus, nicht dem Individuum gilt), die unkomplizierte Moralität und die Flachheit des Gefühlslebens. Die Entpersönlichung der Seele ist eine Folge der Vorherrschaft der Quantität, welche für Ausbildung feinerer Qualitäten keinen Raum läßt. Die adäquate politische Ausdrucksform dieser Seele ist die Demokratie, die den Schwerpunkt auf der Gleichheit (nicht der Freiheit) hat. Bedingt ist diese Gleichheitsdemokratie (die allerdings zur Fassade geworden ist, denn in Wahrheit besteht eine Oligarchie des Dollars und der Technik) durch die in der kolonialen Entstehung begründete Auswahl von Menschen: es können sich dort nur Menschen halten, die seelisch gewissermaßen schon Amerikaner sind oder es schnell werden.

Auch die Kunst ist technisiert, quantifiziert, unpersönlich, automatenhaft (die Girls-Tänze, Kino, Radio usw.); auch hier spielt der

Dollar eine Hauptrolle (je teurer ein Star ist, um so mehr Zugkraft hat er). Und doch gibt es auch eine typisch amerikanische Kunst, die ihren Ausdruckswert hat, wenn sie eben ganz repräsentativ für die amerikanische Seele ist: die Wolkenkratzerstadt, die Lyrik Walt Whitmans. Die Wissenschaft ist ganz pragmatisch, radikal aufs Praktische eingestellt; typisch ist die amerikanische Psychologie (James) und ihre praktische Anwendung, die Psychotechnik. Die Religiosität, die in Amerika sehr stark, aber für europäische Begriffe flach ist, richtet sich auch in erster Linie auf praktische Ziele: Gemütsheilung, optimistischen Evolutionismus, wie ihn z. B. die amerikanische Theosophie zeigt, sind der Sinn amerikanischer Religiosität.

Der Typus „homo americanus" lebt heute nicht nur in Amerika, sondern setzt sich auch in Europa immer mehr durch: überall, wo die Technisierung des Lebens die Vorbedingungen schafft, gelangt er zur Herrschaft. Als Individuum gesehen, ist der amerikanistische Mensch fraglos eine Rückbildungserscheinung; als Gesamtheit dagegen steht er in Hinsicht der Beherrschung der Natur auf einer nie dagewesenen Höhe.

6) Die Religion der Zukunft. Ein Kapitel Religionspsychologie.

Das Wesen aller Religionen enthält in untrennbarer Verbindung drei Elemente: Mythus (Erklärung und Darstellung des Unerklärlichen), magische Praxis (Beeinflussung des Göttlichen durch Kulte) und soziale Bindung (gemeinschaftsbildende Kraft). Kein Volk ist ohne Religion, und Verfall der Religiosität geht fast immer mit dem Verfall des Volkes und seiner Macht Hand in Hand, wobei schwer zu entscheiden ist, welcher Verfall der primäre ist.

Religiosität ist eine tief in der menschlichen Seele verwurzelte Notwendigkeit; Menschen, welche die Religion überhaupt zu leugnen glaubten, haben meist nur gegen eine bestimmte Sonderform der Religion gekämpft. Die historischen Formen der Religion sind, trotzdem sie alle mit dem Anspruch auf Ewigkeitsgeltung hervortreten, wandelbar und vergänglich. Das bezieht der Verfasser auch auf das Christentum, das im Laufe der Jahrhunderte auch ungeheuren Wandlungen unterworfen gewesen ist und dessen Absolutheitscharakter auch durch die vielen heute bestehenden Sonderformen und psychologisch verschiedenen Auffassungen in Frage gestellt ist. Der Verf. will nun untersuchen, wie sich die Kerndogmen des Christentums zu der Kulturentwicklung der Gegenwart verhalten.

Die christliche Gotteslehre als aus der jüdischen hervorgegangene anthropomorphische Vorstellung, wenn auch stark verfeinert, lehnt der Verf. als logisch nicht haltbar ab, ebenso die Unsterblichkeitslehre, die er als hedonistisches Lohn- und Strafe-Versprechen auch ethisch für bedenklich hält. Die magische Seite des Christentums, die Lehre von der Erbsünde und dem Sühnetod Christi und die daraus folgenden psychologischen Tatsachen des Sündenbewußtseins und der Sehnsucht nach Entsühnung durch die Sakramente wird ebenfalls aus logischen

und ethischen Gründen abgelehnt. Und übergehend zur Soziallehre des Christentums, der Caritas, äußert der Verf. psychologische, soziale und ethische Bedenken; psychologische insofern, als das Gefühl der Caritas selten ganz rein ist, sondern sich oft mit sehr bedenklichen anderen Trieben verbindet; soziale, „insofern die gesamte Gemeinschaftsgesinnung des modernen Menschen mißtrauisch ist gegen jede Form des Mitleids und der Gnade"; ethisch ist einzuwenden, „daß die Wirkung des Mitleids und der Gnade etwas Demütigendes und oft Entsittlichendes hat, was der Forderung an den Menschen, sich sittlich auf sich selbst zu stellen, widerspricht." — Zu der Kluft, welche sich zwischen Kirche und Leben aufgetan hat, nimmt die Kirche selbst in zweifacher Weise Stellung: der kirchliche Konservatismus hält unverbrüchlich am Absolutheitscharakter des Christentums fest, ist also konsequent, verliert aber dadurch die Fühlung mit den kulturell führenden Schichten; der Liberalismus in der Theologie paktiert mit der Wissenschaft, will immer „zeitgemäß" sein, verliert aber dadurch an religiöser Kraft und untergräbt durch seine „Wissenschaftlichkeit" das Christentum als Religion. So ist die Lage der Gegenwart: dabei aber ist ein starkes religiöses Bedürfnis unleugbar vorhanden, verbunden mit dem Gefühl, daß die offizielle Kirche diesem Bedürfnis nicht mehr entspricht. Müller-Freienfels unternimmt nun den Versuch, zu „skizzieren, wie sich, aus der seelischen Konstellation der Gegenwart heraus, eine Perspektive auf die Religion der Zukunft darstellen müßte." Der Mythos der Zukunft wird aus der Erkenntnis herauswachsen, daß unser Wissen niemals die Welt absolut erkennen kann, daß hinter einem gelösten Problem sofort neue unlösbare aufstehen. Z. B. die Erkenntnis der Naturgesetzlichkeit stellt sofort die neue Frage: woher diese Ordnung? welchen Sinn hat sie? Dann das Leben: seine Formen kennen wir, aber sein Ganzes, sein Sinn, seine Herkunft sind uns verschlossen; ebenso ist es mit der Tatsache des Bewußtseins. Überall sind wir gezwungen, das Unerforschliche in Ehrfurcht zu verehren. So wird der neue Mythos also aus der Wissenschaft über die Wissenschaft hinauswachsen.

Daraus wird sich vielleicht auch ein neuer Kultus bilden, ja das ganze Leben kann als Opfer, als Hingabe des eigenen individuellen Selbst, das ja nur eine Verkörperung des unendlichen Lebens ist, geführt werden. „Das Leben selbst wird zum Mysterium erhoben werden und der Tod wird begriffen werden als Teil des Lebens, wie der Schlußakkord eines Musikwerkes zum Werke selbst gehört und ihm erst Form gibt." Endlich wird die Religion der Zukunft auch Weihe sozialer Bindungen sein: das Verbundenheitsgefühl wird sich auf die gesamte Welt erstrecken, von der jeder Einzelne ein Teil ist, aber es wird auch innerhalb dieses Ganzen Wertunterschiede betonen.

„Es ist die wichtigste Frage der Zukunft, ob es gelingen wird, unserer Kultur, die in Gefahr ist zu verflachen und zu veröden, religiöse Tiefe und Weihe zu geben." „Gott ist Geist im Sinne schöpferischen Wirkens, dessen Funke in aller Kreatur glüht, ein Funke, der im Menschen zu lichter, wärmender Flamme werden kann. Daß er das wird,

ist Religion .... So müssen wir heute das Wort deuten, daß Gott Geist sei, und daß die, die ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen."

Der „Okkultismus" als Wissenschaft.

Von Prof. Dr. Hans Driesch, Direktor des Philosophischen Instituts der Universität Leipzig.

Dem eigentlichen fachmännischen Wissenschaftsbetriebe steht die große Menge des Volkes, ja auch der Gebildeten, meist recht fern, und ganz besonders ist das da der Fall, wo es sich um neu erstehende Wissenschaften handelt. Eine solche neu erstehende Wissenschaft haben wir nun heute vor unseren geistigen Augen: sie heißt in den Fachkreisen unseres Landes Parapsychologie. Von dieser neuen Wissenschaft, die sich mit noch recht wenig durchschauten Erscheinungen des Seelenlebens beschäftigt, gilt es ganz besonders, daß die große Menge der Zeitgenossen noch kein rechtes Verhältnis zu ihr hat. Pflegt man sie doch sogar mit einem ganz albernen Namen, nämlich als „Okkultismus", d. h. als Lehre vom Verborgenen zu bezeichnen, als ob nicht in jedem Wissensgebiet alles der Menge „verborgen" wäre, bis es die Wissenschaft in mehr oder minder helles Licht setzt.

Von was für Dingen die Parapsychologie handelt, wird alsbald dargelegt werden. Vor allem aber muß das große Mißverständnis hier klar gelegt werden, daß Parapsychologie nicht dasselbe wie „Spiritismus" ist. Der Spiritismus ist eine besondere hypothetische Lehre im Rahmen der Parapsychologie, nämlich die, daß Verstorbene noch als körperlose persönliche Wesen existieren und sich unter Umständen Lebenden kund tun können; über seine Berechtigung oder seine Nichtberechtigung werden wir am Schluß ein paar Worte sagen.

Nur wenige Menschen, einige nur im hypnotischen Schlaf, andere auch im wachen Zustande, sind zu parapsychologischen Leistungen heute fähig. Man nennt sie hergebrachterweise Medien, ein Name der allerdings aus der spiritistischen Theorie stammt, (gleich „Vermittler", nämlich zwischen einem Toten und einem Lebendigen), aber heute ohne spiritistische Nebenbedeutung allgemein angewandt wird.

Die parapsychischen Phänomene zerfallen in physische und seelische.

Die physischen Paraphänomene, wie wir kurz sagen wollen, (das griechische Wort „para" heißt nebenher, bezeichnet aber das, was „neben" der offiziellen Wissenschaft noch einstweilen einherläuft.) — die physischen Phänomene zerfallen in zwei große Gruppen, wenn wir Dinge, die noch unsicher dastehen, wie „Apporte" und echte „Phantome" hier absichtlich beiseite lassen. Allen ist gemeinsam, daß von einem Medium stoffliche Vorgänge produziert werden, ohne Verwendung

der normalen Gliedmaßen. Handelt es sich um die Bewegung vorhandener Gegenstände ohne körperliche Berührung, so spricht man von Telekinese, (gleich Fernbewegung), oder insonderheit, wenn die Erhebung von Gegenständen, der Schwerkraft entgegen, in Frage kommt, von Levitation. Handelt es sich um die Produktion geformter Gebilde, etwa von Händen, im Raum, so spricht man von Materialisation.

In Deutschland sind diese Dinge am gründlichsten von Baron Schrenck-Notzing und dem leider jung verstorbenen Gruber, beide in München erforscht worden. Ich selbst sah bei Schrenck unter durchaus einwandfreien Bedingungen typische Telekinesen (von einer elektrischen Lampe wurde ein weit überhängendes Seidentuch etwa 20 cm vor meinem Gesicht und etwa 2 m hinter dem Rücken des dauernd gut sichtbaren Mediums mit einem Ruck weggezogen, leichte Fächer wurden Schrenck aus der Hand gerissen und bewegten sich horizontal in der Luft.). Eigentlich geformte Materialisationen habe ich nicht gesehen; doch sind über 50 angesehene Deutsche in dieser glücklichen Lage gewesen und haben, was sie sahen, zu Protokoll gegeben.

Man nimmt an, daß alle diese Phänomene im Anschluß an den Leib des Mediums statthaben. Das Medium bildet sich durch seine Einbildungskraft abnorme Organe; auch die Telekinesen faßt man nicht als eigentliche „Fernbewegung" sondern als durch stabartige Organe verursacht auf. Wenn man auf dem Boden der Lehre vom Lebendigen mit dem sogen. „Mechanismus" gebrochen und sich andererseits die Ergebnisse der Lehre von der Suggestion zu eigen gemacht hat, kann man diese Dinge wenigstens insofern „verstehen", als man sie an Bekanntes anknüpfen kann. (Bei Apporten und echten Phantomen, fern vom Medium, wäre das freilich nicht der Fall.).

Das Publikum ist heute seltsamerweise viel geneigter, die seelischen als die physischen Paraphänomene zuzulassen, obgleich diese dem theoretischen Verständnis viel größere Schwierigkeiten darbieten.

Es handelt sich da erstens um das sogenannte Hellsehen (clairvoyance): ein Medium weiß nur sachliche Umstände und Begebenheiten ohne Vermittlung seiner normalen Sinne. Hierher gehört der durch Kant berühmt gewordene Fall Swedenborgs', der in Gothenburg den Brand Stockholms (und den Ort seiner Beendigung) „sah", hierher das auf dem zweiten Internationalen Psychologenkongreß in Warschau angestellte Experiment mit Ossowiecky, der den Inhalt eines fest verpackten Packetes kannte, der keinem Anwesenden bekannt war. Manche bezweifeln, daß es echtes Hellsehen gibt; irgendeinem Menschen sei ja doch jede Begebenheit bekannt, vielleicht also werde in dessen Seele „gelesen". Dann würde das Hellsehen auf die nächste Klasse von Erscheinungen zurückgeführt sein. Aber es lassen sich doch wohl nicht alle Fälle so zurückführen. Von dem Nichtzurückgeführten können wir nur klipp und klar sagen, daß uns sein Verständnis völlig verschlossen ist.

Wir kommen zur Telepathie und zum Gedankenlesen. In beiden Fällen handelt es sich darum, daß ein Mensch Kenntnis von dem Wissen, oder, besser vielleicht, dem Seelenzustand eines anderen auf unmittelbare Weise, also nicht durch Vermittlung von Schrift, Sprache, Ausdrucksbewegungen u. s. w. erwirbt. Den, der das fremde Wissen in sich aufnimmt, nennt man Empfänger, (Perzipienten), den der es hergibt, Sender (Agenten). Für den heutigen Stand des Wissens sind Telepathie und Gedankenlesen zwei verschiedene Phänomene, mögen sie später auch vielleicht auf gemeinsamer Grundlage verstanden werden.

Bei echter Telepathie ist der Empfänger stets passiv, er „will" nichts empfangen, und empfängt doch. Der Sender kann, ohne es zu wissen und zu wollen, also unbewußt senden, oder aber bewußt. Hierher gehören die unzähligen Fälle von Todes- oder Gefahrankündigungen in der Ferne; es gibt aber auch Experimentaluntersuchungen, bei denen dann eben das Senden bewußt erfolgt.

Beim Gedankenlesen ist der Empfänger aktiv; er „will" empfangen; er holt etwas heraus aus dem Seeleninhalt anderer, sei es das, was sie im gegenwärtigen Moment im Bewußtsein haben, sei es solches, was sie einmal gewußt, aber vergessen haben, an was sie jedenfalls in diesem Moment nicht „denken". Der Empfänger, das Medium also, ist dabei meist in hypnotischem Schlaf, und gibt durch automatische Schrift oder Rede von seinem abnormen Wissenserwerb kund; aber es gibt auch wache Gedankenleser. Ich selbst deute als Fall von Gedankenlesen jenes Erlebnis in London, als mir ein berühmtes englisches Medium im Schlafzustand sagte, meine längst verstorbene Mutter habe einst „viele kleine bunte Vögel, alle aus einem Buch kopiert, auf Porzellanvasen gemalt". Das stimmte in jeder Einzelheit. Das Medium selbst war Spiritistin. Die höchste Stufe des Gedankenlesens ist das, was die französischen Forscher Metagnomie nennen. Ich selbst sah die verblüffenden Leistungen eines Metagnomen in Paris. Schon beim Diner im Hause des Direktors des „Institut métaphysique" hatte er meiner Frau und mir zutreffende Sachen aus unserem Leben gesagt, die er unmöglich wissen konnte, und später erzählte er anderen, in völlig wachem Zustand, ihre ganze Lebensgeschichte mit allen Zufälligkeiten. Ja, es gibt Metagnomen, welche einerseits die Dinge aus der Vergangenheit richtig aussagen, die wirklich kein Lebender kennt, andererseits aber — die Zukunft.

An dieser Stelle ist nun jener seltsamen Tatsache Erwähnung zu tun, welche den leider eingebürgerten unglücklichen Namen Psychometrie trägt. Wenn der Metagnom eine Person direkt vor sich hat, sagt er ihr Zutreffendes. Es genügt aber zu dieser Leistung auch, daß er nur einen Gegenstand in Händen hat, welcher einst dieser Person gehörte. An dem Gegenstand muß also etwas sein, was den Metagnom zu jener Person in unmittelbare Beziehung setzt. Sehr schöne Fälle haben Wasielewski und Pagenstecher beschrie-

ben. Verstehen tun wir hier — nichts, denn von einer „psychischen Energie" zu reden, die sich an dem Gegenstande „niedergeschlagen" habe, ist ein leeres Spiel mit Worten.

Aber können wir denn überhaupt irgend etwas an den seelischen paranormalen Erscheinungen verstehen, wenn wir auch die Psychometrie ganz beiseite lassen?

Gänzlich ausscheiden als Erklärungsgrund müssen aus oft von Tischner und mir dargelegten Gründen alle, in manchen Kreisen so beliebten „Strahlungs-Hypothesen". Ein „Rundfunk" liegt ganz sicher nicht vor. Das Mittel, durch das hindurch die Übertragung stattfindet, ist nicht der Raum, sondern etwas ganz anderes. Zwei Theorien liegen vor: Osty in Paris hat die schon von William James vertretene Lehre neu belebt, daß alle Seelen gewissermaßen Gedanken eines überpersönlichen Weltbewußtseins seien, und daß der Gedankenleser und erst recht der echte Metagnom in diesem Weltbewußtsein „lese", welchem eingegraben seien die Pläne und Schicksale aller Seelen, der noch lebenden und der toten. Da gäbe es also eine „Unsterblichkeit" aber keine eigentliche persönliche. Die zweite Theorie ist die im engeren Sinne spiritistische, welche mit dem Begriff der persönlichen Unsterblichkeit rechnet. In sich widerspruchsvoll ist diese Lehre sicherlich nicht, bewiesen andererseits ist sie auch nicht. Der Erörterung wert aber ist sie, denn manche Medien üben ihr „Gedankenlesen" in seltsamer Form aus; sie holen aus einer lebenden Seele, so scheint es, dieses heraus, aus jener jenes, aus einer dritten ein drittes, u. s. w. und sie setzen dann alles so Herausgeholte zusammen in einer Weise, als ob es von einer Seele stamme, welche nicht mehr lebt, oft ganz persönliche Ausdrucksweisen dieser Seele kopierend. Ist das noch „Gedankenlesen" von lebender Seele in lebender Seele? Ich weiß es nicht; die Wissenschaft aber darf niemals sagen, daß irgend etwas „unmöglich" sei, — es sei denn, daß es sich innerlich widerspreche.

Sonne und Witterung.

Von Prof. Dr. L. Weickmann, Direktor des Geophysikalischen Institutes der Universität Leipzig.

Das vorige Jahr mit seiner Überfülle an Wetterkatastrophen jeder Art hat zu einer Unzahl von Anfragen an Sternwarten, wissenschaftlichen Instituten usw. geführt, die sich mit der Frage beschäftigten, worin eigentlich diese Exzesse der Natur ihre Begründung finden. Man verdächtigte den Rundfunk, die Hochspannungsleitungen usw. — manche fragten sogar, ob wir vielleicht einer neuen geologischen Periode entgegen gingen. Auch jetzt noch laufen derartige Anfragen häufig genug ein, so daß es vielleicht ganz angezeigt erscheinen mag, sich einmal mit der Frage zu beschäftigen, wodurch eigentlich die verhältnismäßig zahlrei-

chen Wetterkatastrophen, Wirbelstürme etc. verursacht werden. Es sei gleich bemerkt, daß natürlich weder die Rundfunkenwellen, noch die Hochspannungsleitungen daran schuld sind, ebenso wenig kann von einer neuen geologischen Epoche die Rede sein, denn diese sind von so riesigen zeitlichen Ausmaßen, daß selbst das Leben vieler menschlicher Generationen viel zu kurz ist, um prinzipielle Änderungen am Klima zu erkennen. Wo liegt also die Ursache? Gewisse sonderbare Schwankungen des Klimas sind zweifellos vorhanden, so das zahlreiche Auftreten von Wetterkatastrophen im vorigen Jahr, ebenso die Zunahme der milden Winter, die beispielsweise in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts bedeutend strenger waren, während wir in den letzten sieben Jahren nicht weniger als sechs milde Winter zu verzeichnen hatten. Diese Angaben sind allerdings räumlich beschränkt aufzufassen — die Klimaänderung ist weder über die Alpen noch wesentlich über Ost-Preußen vorgedrungen — sie bleibt auf Westeuropa beschränkt.

Es besteht nun die Tatsache, daß wir im Verlauf der klimatischen Schwankungen gewisse Regelmäßigkeiten und Perioden feststellen können — besonders interessiert uns hier eine solche von 11 Jahren, und damit kommen wir dem eigentlichen „schuldigen" Urheber der Klimaänderungen auf die Spur, nämlich der Sonne, resp. den Sonnenflecken, die mit einer Periode von etwa 11 Jahren auf der Sonne zu — und abnehmen. Wir können nämlich feststellen, daß bei der Annäherung an ein Minimum von Sonnenflecken die Temperatur hoch, die Niederschläge sehr gering zu sein pflegen, — so in den letzten Jahren 1900, 1911 und 1921, während die Jahre maximaler Sonnenfleckentätigkeit (so 1905, 1916, 1927) sich umgekehrt verhalten. Auch sonst läßt sich bei einer ganzen Reihe von meteorologischen Elementen diese Sonnenperiode von 11 Jahren verfolgen. Natürlich reagieren die verschiedenen Teile der Erde keineswegs gleichmäßig auf die Sonnenfleckenperiode; sehr stark wird z. B. das Nordamerikanische Festland beeinflußt, bemerkenswerter Weise viel stärker, als der größere eurasische Kontinent. In Nordamerika sind die Jahre stärkster Sonnenfleckentätigkeit um ganze Grade kälter, als die fleckenarmen Jahre, während sich in Europa die beiden Zeiträume höchstens um ein Grad C. im Jahresmittel unterscheiden. Aber auch das ist schon sehr viel und wohl geeignet, den Eindruck von Klimaänderungen zu erwecken.

Also ein deutlicher Zusammenhang zwischen Sonne und Witterung besteht zweifellos, — es gibt Schwankungen des Klimas und der Witterung, die nicht willkürlich und gesetzlos vor sich gehen, sondern die an einen gewissen Rhythmus gebunden scheinen, der mit der Sonne in Zusammenhang steht. Es handelt sich aber nicht um eine fortschreitende Verschlechterung, sondern um ein Hin und Her von günstigen und ungünstigen Zeiten. Wenn die Intensität der Sonnenstrahlen irgendwie geändert wird, dann ändert sich der ganze Takt der atmosphärischen Maschine. Bei der letzten Sonnenfinsternis wurden an vielen Orten sorgfältige Temperaturmessungen vorgenommen und es zeigte sich ein sehr scharfer Abfall der Temperatur in den Gebieten, für welche die Sonnen-

finsternis total war und auch in allen Randgebieten. Diese Wirkung genügte bereits, um eine beträchtliche Luftzirkulation über dem ganzen Gebiet zu erzeugen; erkaltete Luftmassen fließen aus dem Finsternisgebiete nach beiden Seiten ab, während in der Höhe wärmere Luft von der Seite her zufließt.

Das ist ja überhaupt die Wirkung der Sonne auf die Atmosphäre: Bewegung. Die am Äquator erhitzte Luft steigt auf, von beiden Seiten strömt kältere Luft zu. (Diese beiden Seitenströme sind bekanntlich die Passate). Die erwärmte Luft fließt in größerer Höhe in der Richtung nach den beiden Polen zu wieder ab, ein Teil davon kehrt aber nicht in den Passaten sofort wieder zum Äquator zurück, sondern kommt in d. gemäßigten Breiten, wo er unsere West- und Südwinde bildet. Mit Hilfe dieser überaus heilsamen Einrichtung der Natur können auch die Bewohner nördlicher Breiten an dem Überschuß von Wärme und Strahlungsenergie teilnehmen, den die Sonne verschwenderisch über den Tropengürtel ausgießt. Je intensiver nun die Sonnenstrahlung, desto lebhafter ist natürlich die Zirkulation der Passate und des Westwindgürtels und umgekehrt. Das ist aber das Geheimnis der Beziehung zwischen Wetter und Sonne.

In einem Jahr mit maximaler Sonnenfleckentätigkeit ist nun die Bestrahlungswirkung auf die Erde relativ gering. Ob dies daher kommt, daß direkt die von der Sonne ausgehende Wirkung, also der Betrag, den die Erde empfängt, zur Zeit der Sonnenfleckenmaxima geringer ist, oder ob in den hohen Schichten unserer Atmosphäre dabei Veränderungen vor sich gehen, welche die Durchlässigkeit der Luft für die von der Sonne kommenden Strahlen beeinflussen, das ist noch eine Streitfrage, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen. Jedenfalls ist in den Jahren mit vielen Sonnenflecken die Temperatur auf der Erdoberfläche geringer, die polaren Einflüsse können weiter in die gemäßigte Zone vordringen und so erklären sich die abnormen Witterungserscheinungen fleckenreicher Jahre. Nirgends aber haben wir beim Einfluß der Sonne eine direkte Wirkung, ihre Energie wird immer auf dem Umwege der atmosphärischen Zirkulation den einzelnen Teilen der Erde zugeführt, die ihrerseits eine sehr verschiedene Wirkung zeigen. Der Gang der Zirkulation ist nämlich eine sehr komplizierte Erscheinung — es handelt sich nicht nur einfach um die Passate, Westwinde und die polaren Luftströmungen, sondern die verschiedenen Teile der Erde werden auch verschieden erwärmt und abgekühlt, und erzeugen dadurch selbständige Zirkulationen, die ihrerseits wieder den Schwankungen der Sonnenstrahlung unterliegen. Ferner spielt natürlich auch der Golfstrom eine wichtige Rolle.

Neben der bereits erwähnten 11-jährigen Periode gibt es übrigens neueren Untersuchungen zufolge auch noch andere Rhythmen im Ablauf der Klimaschwankungen — so eine etwa 16-jährige Schwankung des Unterschiedes von Sommer- u. Wintertemperatur, ferner die sogen. Brücknersche Periode von etwa 35 Jahren und andere.

Endlich gibt es auch kürzere Perioden und Strömungen wie etwa Vulkanausbrüche und Erdbeben, die ebenfalls mit den Klimaschwankungen in Wechselbeziehung stehen.

Je mehr die Wissenschaften, die sich mit den Gesetzmäßigkeiten der uns umgebenden Natur befassen, auf exactes Beobachtungsmaterial sich stützen können, je mehr sie vergleichende Studien betreiben können, die die ganze Erde umfassen, desto mehr schwindet die Meinung von einer ungeordneten, wild und regellos und unbotmäßig durcheinander tobenden und wogenden Natur, desto reiner bildet sich heraus die Erkenntnis einer alles beherrschenden Harmonie, einer Harmonie, die freilich der Mensch, dessen Leben so kurz ist, meist nicht voll zu genießen vermag, u. die er nur da zu bewundern geneigt ist, wo sie sich in freundlichen Gestalten zeigt, nicht aber da, wo sie zerstörend eingereist in Menschenwerk. Harmonie ist sie aber auch hier, und ihre Erkenntnis und ihr Lobpreis hebt den Menschen hinaus über sich selbst:

„Das Ewige regt sich fort in allen
Denn alles muß in Nichts zerfallen
Wenn es im Sein beharren will."

Goethe, Gott und Welt.

Notizen.

Wir befinden uns in der glücklichen Lage, den Beweis dafür in Händen zu halten, daß die Werke Rousseau's auch bei uns in Estland nicht nur frühzeitig Leser und Verehrer, sondern sogar einen — leider anonym gebliebenen — Übersetzer gefunden haben. Ein uns vorliegendes, im Geschmack der Zeit zierlich gebundenes Oktavbändchen, dessen Titelblatt ein Brustmedaillon des Philosophen schmückt, trägt folgende Überschrift: Johann Jakob Rousseau's, Bürgers zu Genf, Philosophische Werke. Erster Band. Reval und Wesenberg bey Albrecht und Compagnie. 1779. Ein zweiter Band erschien 1781 ebenfalls bei Albrecht und Compagnie, diesmal aber in Reval und Leipzig. Der erste Band trägt die Widmung: Meinem Freund, Herrn Philipp Jakob Otto, Französischen Gesandtschaftssekretär zu Venedig. Seinen eigenen Namen verschweigt der Übersetzer, wohl zweifellos ein Estländer, auch bei der Widmung. Daß er aber ein rechtes Kind seiner Zeit war, zeigt sein „Vorbericht", aus dem wir folgende Sätze unseren Lesern nicht vorenthalten wollen: „Rousseaus Werke sind bisher nur einzeln übersetzt worden. Dies brachte mich auf den Gedanken, die eigentlichen philosophischen Schriften, dieses einzigen großen Schriftstellers Frankreichs, dem deutschen Publiko in einer vollständigen Sammlung zu liefern ... Wie viel die Welt an diesem Edlen verloren, kann nur derjenige recht fühlen, welcher von dem Lesen seiner Schriften durchdrungen, Tugend und Wahrheit zu der einzigen Richtschnur seines Lebens erwählt. — Seine vielfachen Leiden können den Freund der Tugend aufrichten, wenn die Welt ihn verfolgt, und er beginnt zu wanken. — Eine Belohnung kann dem Tugendhaften nicht entgehen; es ist diese: daß nach errungener Palme die Welt seinen Werth erkennet, und jedes Herz ihm reuig nachruft: Vergieb uns edler Mann, daß wir dich so verkannt haben!" Dr. H. Weiß.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 14 Freitag, den 10. August 1928 4. Jahrgang

Faustische und Goethische Lebensform.

Von Dr. Wilhelm Willige.

Hat sich der Student Goethe in Leipzig noch ganz als Angehöriger seiner Zeit gefühlt, waren dort etwa der Rokokozeichner Oeser, der Rokokodichter Wieland seine Vorbilder gewesen, so trat er in Straßburg, geleitet von Herder, ins Reich des Überzeitlichen: Erwin von Steinbach, Shakespeare, Pindar, Homer schweben ihm als Sterne vor, aber nicht bloß weil er sie als größer erkannt hat, sondern weil zugleich in ihm selbst neue Kräfte durchgebrochen sind, die ihn über die Schranken des Zeitgemäßen hinaus in eine Welt des Unzeitgemäßen, Ewigen drängen, wo er es jenen großen gleichtun kann. In diesem Herzen, das von einem unerhörten Natur- und Liebeserleben bewegt war, erlebte die deutsche Dichtung und Sprache eine Wiedergeburt aus dem Geist unsres Volkes, zu einer Zeit, da dieses Volk dumpf und stumpf dahinlebte und auch seine führenden Schichten nichts ahnten von solchem Volksgeist und seinen großen Offenbarungen. Wie jeder innere Zustand Goethes in seinem Dichten Gestalt suchte und fand, und damit zugleich seine Verewigung und Überwindung für Goethe selbst, so auch dieser Zustand des Widerspruchs zu seiner Zeit und zum Zeitgeist. Dieser Widerspruch kam nicht aus einem „Geist, der stets verneint", sondern, wie immer bei Goethe, aus einem Geist, der Höheres weiß und bejaht, als das ist, wogegen er kämpft. So beschäftigen ihn in dieser Zeit bezeichnende dramatische Pläne, in denen überall große Helden im Gegensatz zu ihrer Zeit und Umwelt stehen und kämpfen, ein Sokratesdrama, eine Cäsartragödie, aus der ein paar Stellen aufgezeichnet sind, so der Ausruf Cäsars: „So lange ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben auf meinem Grabe sich zu freuen." Zur Gestal-

tung aber gelangten nur zwei dieser Stoffe, die, aus der Vergangenheit des deutschen Volkes genommen, am deutlichsten das zum Ausdruck bringen konnten, was Goethe damals bewegte: „Die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand", und der „Faust". Der eine, der Götz, hält Goethes derzeitigen Kampfzustand fest, und wurde bald vollendet und auf Herders Kritik hin neu bearbeitet, der andere, der Faust, begleitet Goethe bis ans Lebensende. Der Urfassung des Götz setzte der Dichter einen bezeichnenden Leitspruch voran, einem englischen Schriftsteller entnommen: „Das Unglück ist geschehn, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten, und keiner edlen Begierde mehr fähig." Am Schluß des Werkes aber, angesichts des eben verstorbenen Götz vernehmen wir den Ausruf: „Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! — Wehe der Nachkommenschaft die dich verkennt!"

Schließlich wurde sich Goethe bewußt, daß alle große lebendige Kraft, wenn sie sich äußert, auf Widerstände und Hemmungen in der Umwelt stößt, und daß dies nicht bloß in seiner Zeit so war — wenn auch die von Goethe innerlich zu überwindenden zeitbedingten Hemmungen besonders groß waren. Gerade dies las er damals auch aus dem ihm von Herder erst erschlossenen Shakespeare heraus. In dem „Sendschreiben", das er als Abwesender „zum Shakespearetag" an die „Deutsche Gesellschaft" in Straßburg richtete und das im ergriffenen überströmenden Ton und im Gedankenkreis durchaus verwandt ist mit den Blättern von deutscher Baukunst, spricht er aus, was er damals als Zentrum des Shakespeareschen Werkes sah: „... seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt, in dem das Eigentümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt". Wir sehen den jungen Goethe von nun an wie von Göttern und Dämonen, von lichten und dunklen Gewalten getrieben, die niemand damals ahnen und ermessen konnte. Wir müssen dabei immer noch bedenken, daß all die großen faustischen Geistesanlagen und Strebungen, die wir in Winckelmann, Klopstock, Lessing, Kant Hamann, Herder einzeln hervortreten sehen, in Goethe vereint wirkten. Als Ziel schwebt diesem faustischen Menschen von Anfang an vor, all diese vielstimmige Kraft in Zusammenklang zu bringen, zu entfalten und zu gestalten. Das unterscheidet ja Goethe von allen seinen geistigen Bahnbrechern, daß ihm alle geistigen Kräfte von innen her und alle erreichbaren geistigen Werte von außen in erster Linie der Gestaltung und Entfaltung eines starken, vollen und wahren Lebens dienen. Und wenn gesagt wird, Goethe habe sich in seinem Faust selbst dargestellt, so trifft das vor allem deshalb zu, weil er hier ein Spiegelbild des unaufhörlichen Werdens und Entwickelns seiner eigenen reichen Natur, all seiner Kräfte und Fähigkeiten hingestellt hat, und man kann sogar in allen Teilen und Schichten des Faust den künstlerischen Niederschlag der Einschnitte und Abschnitte des Goetheschen Lebens finden. Aber überblicken wir nun die beiden Teile des Faust,

oder auch nur den ersten und überblicken wir Goethes Lebensgang, stellen wir uns die Person Fausts leibhaftig vor und vergleichen sie mit dem Bilde, das wir von Goethe in uns tragen, so fühlen wir, daß trotz allem wesentliche Unterschiede zwischen diesen beiden Gestalten bestehen. Zum Wesen Fausts gehört bis zu seinem Ende das ruhelose Drängen und Sehnen, glücklos und unbefriedigt drängt es ihn von Stufe zu Stufe, sodaß er zuletzt bekennt: „Ich bin nur durch die Welt gerannt!" Findet Faust „im Weiterschreiten Qual und Glück", so bleibt er doch „unbefriedigt jeden Augenblick". Zusammenfassend schreibt Goethe selbst in späterem Alter einmal über Fausts Charakter: er „stellt einen Mann dar, welcher, in den allgemeinen Erdeschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehsucht auch nur im mindesten zu befriedigen, einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten hin sich wendend immer unglücklicher zurückkehrt". *)

Nun hat sich Goethe zweifellos selbst in seiner Jugend in solch' unseligem Zustand befunden, das beweisen auch andre Dichtungen und wir wissen es aus seinem Leben. Wäre es nicht so gewesen, dann hätte er sich nie und nimmer diesen Stoff zu eigen gemacht. Aber gerade dadurch, daß er ihn wählte und gestaltete, befreite er sich auch von jenem Zustande, — denn alle Gestaltungen Goethes sind Befreiungen. Er legte ihn aber dann unvollendet beiseite, als der innere Zwang, die seelische Voraussetzung zum Weitergestalten nicht mehr vorhanden war, um ihn erst später auf Schillers Betreiben hin wieder hervorzuholen und nun willentlich und bewußt weiterzuführen, was er in dunklem Jugenddrang begonnen hatte. Auch in dieser Weiterführung ist gewiß nichts enthalten, was nicht Erlebnis oder Ergebnis des Goetheschen Daseins wäre, aber Goethes innere Stellung dazu ist eine andre geworden, als die war, in der er den Urfaust schrieb, es ist ihm bewußt, ja unverlierbarer Besitz geworden, daß Faust in einem wesentlichen Punkt ein andrer ist, als er selbst, der ihn gestaltete.

Verfolgen wir in Kürze Fausts Erdenfahrt: im Anfang ringt er nach Erkenntnis; die Wissenschaft gab sie ihm nicht, so ergibt er sich der Magie, schließlich verflucht er alles und gibt sich dem menschlich-irdischen Leben selber hin, er liebt ein schlichtes Mädchen und stürzt sie in Elend, Not und Tod, sich aber in drückende Schuld. Nach einem Vergessenheitsschlaf erwacht er im zweiten Teile zu einem neuen erweiterten Leben, er gewinnt eine einflußreiche Stelle am Kaiserhof, entweicht aber plötzlich in das Traum- und Zauberreich, um das Urbild aller Schönheit zu schauen, Helena, die Verkörperung der klassischen Welt, aus dem Wahrheitsucher ist ein Schönheitsucher geworden — aber auch hier kein Frieden, kein Glück. Am Ende versucht es Faust mit dem Schaffen im Dienste des Volkes, der Gemeinschaft und ahnt

*) Aus „Kunst und Altertum", Einleitung zum Helenafragment. (Inselausg. S. 529.)

hier im höchsten Alter zwar etwas von wirklicher Erfüllung, aber der Blindgewordene kann sie nicht mehr schauen, er stirbt vorzeitig hinweg, um erst in einem neuen Leben, erlöst von seinem unsälig-säligen Drang von ewiger Liebe emporgetragen zu werden.

Fausts Erdenleben steht ja unter dem Bann des Vertrags, den er mit dem Teufel geschlossen: käme je der Augenblick, der ihm volles Genügen gibt, so wäre es ja gleich um ihn geschehen, so wäre er nicht mehr Faust; er ahnt aber von vornherein, daß dieser Augenblick nie kommen wird. Dieser Gedanke wurde von Goethe erst bei der endgültigen Gestaltung des 1. Teiles um 1800 dem Vertrag zugrunde gelegt, und damit erhielt die ganze Dichtung erst ihren tief tragischen Sinn, besonders von Goethe aus gesehen. Denn für Goethe selbst war es gerade eine der größten Begnadungen, die dem Menschen zuteil werden können, zum Augenblicke sagen zu dürfen: „verweile doch, du bist so schön." Schon 1783, ein paar Jahre vor der italienischen Reise preist er in der bekannten Hymne „Das Göttliche", die mit den Worten beginnt „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut," den Menschen um deswillen:

Nur allein der Mensch
vermag das Unmögliche:
er unterscheidet,
wählet und richtet;
er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Im höchsten Alter aber 1829 in dem Gedicht „Vermächtnis" zieht er rückschauend die Summe aus seinem Leben und „vermacht" es als Denkbild allen Nachgeborenen. Hier ist es fast, als hätten nie faustische Qualen diesen Geist getrübt, jedenfalls liegen sie als etwas Überwundenes hinter ihm:

Das Wahre war schon längst gefunden,
hat edle Geisterschaft verbunden,
das alte Wahre, faß es an!

Sofort nun wende dich nach innen,
das Zentrum findest du da drinnen,
woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
denn das selbständige Gewissen
ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
kein Falsches lassen sie dich schauen,
wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig
und wandle sicher wie geschmeidig
durch Auen reichbegabter Welt.

So sagt Goethe aus tiefster Seele „ja" zu seinem Leben und seinen höchsten Augenblicken: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut" steht am Ende eines im vorangehenden Jahr entstandenen Gedichtes. Schaut er so dankbar ins Vergangene, so erfüllt ihn die Zukunft mit Glück und Hoffen und der Augenblick weitet sich ihm zur Ewigkeit:

Genieße mäßig Füll und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
das Künftige voraus lebendig,
der Augenblick ist Ewigkeit.

Daß dies aber nicht nur abgeklärte Altersstimmung ist, sondern als ein Grundton sein ganzes Leben durchzieht und als Sehnsucht schon in seiner Jugend wirkte, zeigt das sechzig Jahre früher entstandene Gedicht „Künstlers Abendlied", wo der Künstler zur Natur sagt:

Wirst alle meine Kräfte mir
in meinem Sinn erheitern
und dieses enge Dasein hier
zur Ewigkeit erweitern.

Das ist's was das Leben Goethes über das Fausts erhebt: seinem Faust gibt jede Befriedigung, jede Erfüllung nur neue Unrast, neuen Unfrieden, Goethe schwingt aus aller Unrast immer wieder in die Grundstimmung zurück, die ein tiefes Beruhen war. Ob er als vielgeschäftiger Mann dem allzustürmischen Lebensgetriebe einmal entflieht und als schlichter Wandrer den Frieden flehentlich aber zuversichtlich in sich herabbeschwört:

Der du von dem Himmel bist . . . ,

ob er aus der Abendstille einer beschwichtigten Welt die Gewißheit schöpft, daß auch er an der tiefen Ruhe teilhabe:

Über allen Gipfeln ist Ruh . . .

oder ob er im späten Alter aus dem Anschauen des unendlichen Sternengewölbes die Offenbarung empfängt:

alles Drängen, alles Ringen
ist ewige Ruh in Gott dem Herrn, —

es ist immer das gleiche Heimfinden aus dem rastlosen Werden in das dahinter liegende ewige Sein.

So durfte es Goethe wagen, den großen Augenblicken seines Lebens Dauer zu verleihen, sie zu einem Stück Ewigkeit zu machen, indem er seine „unendlichen Schmerzen" und „unendlichen Freuden" ins dichterische Werk bannte. Und selbst wo er sein tiefstes Leiden enthüllt, wo er zeigt, wie seine faustisch nach unendlicher Hingabe dürstende Seele sich an den engen Schranken des bedingten Daseins wund und fast zu Tode rieb,

wie in Werthers Leiden, oder, schlimmer noch, im Torquato Tasso, in der Ottilie der Wahlverwandtschaften, in der Marienbader Elegie:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

— — — — — — — — — — — —

mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen.
So quellt denn fort und fließet unaufhaltsam!
Doch nie gelängs die innere Glut zu dämpfen
Schon rasts und reißts in meiner Brust gewaltsam,
wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.

— — — — — — — — — — — — — —

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
der ich noch erst den Göttern Liebling war.
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
sie trennen mich und richten mich zugrunde, —

in aller Erschütterung bleibt tief zu unterst die segnende Kraft, die zu bekennen vermag:

Es sei, wie es wolle, es war doch so schön!

Wenn dieser Mensch einmal meinte am Ende seiner Kraft zu sein, so stand schon eine heilende Vorratskraft in ihm bereit, die den inneren Einklang wiederherstellte. Das führt uns auf einen anderen tiefen Wesensunterschied zwischen Faust und seinem Dichter. In Faust sind die Seelenkräfte von einander losgerissen beherrschen ihn nacheinander und reißen ihn nach den verschiedensten Richtungen einseitig mit fort, zuerst die Vernunft, der Erkenntnisdrang, dann das Gefühl, die Sehnsucht nach Schönheit, zuletzt der Wille, der Tatendrang.*) So muß immer eine Lücke bleiben selbst in der höchsten Erfüllung eines Begehrens, weil er nicht ahnt, daß die wahre Erfüllung nur in der gleichmäßigen Entfaltung und Auswirkung des Wollens, Fühlens und Erkennens zu finden ist, nur in der dienenden Hingabe an das Gute, das Schöne und das Wahre. Das aber schwebte Goethe gerade von Anfang an als das Wunschbild eines schön erfüllten und erleuchteten Daseins vor, zuerst unbewußt ahnungsvoll, dann aber ganz bewußt: Harmonie und gegenseitiges Hilfeleisten der Seelenkräfte untereinander. In seiner geheimnisvollsten Dichtung, im Märchen hat er diesen großen Bildungsgedanken allegorisch dargestellt. Es steht am Schluß der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", die in der Zeit der Freundschaft mit Schiller entstanden. Schiller war es auch, der Goethe in einem herrlichen Brief auf diese harmonische Richtung und Anlage hinwies. Dies aber ist es, was Goethe mit den großen Griechen gemeinsam hatte, und darum festigte es sich ihm auf der Reise nach Italien zu einem dauernden Besitz, wo Goethes faustisches Menschtum aufs neue ganz stark emporlohte und zugleich die stärksten Berührungen mit klassischem Geist, klassischer Luft erfuhr.

*) Vgl. hierzu K. J. Obenauer: Der faustische Mensch, Jena, Diederichs.

Hierzu tritt ein Weiteres, mit dem zuletzt Gesagten tief Verknüpftes: die Ehrfurcht vor den Grenzen, die allem Lebendigen gesetzt sind. Goethes Jugend stand gewiß wie nur eine der jungen „Genies" seines Alters unter dem Zeichen der Grenzenlosigkeit. Goethe-Prometheus bietet Trotz den göttlichen Gewalten, die seinem Schöpferleben Grenzen setzen wollen. Goethe-Ganymed strömt über von grenzenloser Hingabe an die Natur, die Schönheit, die Götter, das All. Götz und Werther und Egmont, jeder von ihnen ist in seiner Weise Grenzüberschreiter und geht daran zugrunde. Nur ihr Schöpfer Goethe selbst ging nicht zugrunde, obwohl er selber Götz, Werther, Egmont, Prometheus, Ganymed in Einem war, — ein Ausbund von Grenzenlosigkeit. Er aber gerade befreite sich von dem Gefährlichen, das darin liegt, indem er jene Gestalten aus sich heraus stellte. So war schon in dem jungen Goethe — ihm noch unbewußt — die riesige Gegenkraft, die ihm ermöglichte, den Dämonen der Grenzenlosigkeit, von denen er besessen war, ihre Grenzen anzuweisen — durch Gestaltung.

Der Herangereifte dann in Weimar wurde sich dieser Gegenkraft immer mehr bewußt; kein Wunder, daß sie ihm als die eigentlich heilvolle, das Leben verbürgende Macht immer verehrungswürdiger wird, ob sie gleich oft Strenge fordert, ob sie gleich viel Entsagung und Opfer mit sich bringt durch das ganze von ihr geschützte Leben hin. So singt er jetzt von den Grenzen der Menschheit und bejaht sie. Wenn so auf das Titanentum der Goetheschen Jugend jetzt die „klassische" Haltung folgt, so mag das auf den ersten Blick von außen gesehen wie ein Gesinnungswechsel erscheinen, ja man hat Goethe den Vorwurf der Untreue gegen die eigene Art daraus gemacht. Nichts ist kurzsichtiger als dies. In Wirklichkeit war es so, daß ein Saft der in den Wurzeln dieses Lebensbaumes von Anbeginn vorhanden war, nun in den Stamm und in alle Zweige empor drang und ihm nach so reichem Blühen die Kraft gab allen Stürmen zu trotzen und durch so viele Sommer hin Früchte zu tragen.

Und so siegt immer wieder — mythisch gesprochen — apollinische Bändigung und Umfriedung durch Goethes ganzes Leben über faustische Grenzenlosigkeit, so mächtig diese in ihm war. Ebenso hatte sie dereinst ja die großen Griechen vor dionysischem Zertaumeln bewahrt. Darum aber fand er in dem Weg, den das griechische Menschtum einst gegangen, persönlichstes Heil: Möglichkeit zu leben und Leben zu gestalten.

Anerkennung der Grenzen, das war Goethes Leitstern auch in seinem Bemühen um wissenschaftliche Erkenntnis: „Das Erforschliche erforschen und das Unerforschliche ruhig verehren", während Faust ausruft:

> . . . und sehe, daß wir nichts wissen können,
> das will mir schier das Herz verbrennen.

Faust verflucht die Grenzen, Goethe spricht sie ebenso heilig wie die Pflicht, die Grenzen immer weiter hinaus zu schieben.

So war in Goethe zugleich das Faustische und das Mehrals-Faustische, so konnte er die großen Sinnbilder faustischer Grenzenlosigkeit hin-

stellen und ein andermal von den „Grenzen der Menschheit" künden, in ihm waren Tasso und Antonio, Orest und Iphigenie. Blieb ihm noch im höchsten Alter in einer tiefsten Verzweiflung „kein Rat als grenzenlose Tränen", so ist er zugleich der Meister, der Überwinder dieser Verzweiflung.

So verkörpert sich in Goethe ein durchaus Neues, Verheißungsvolles. Von der Vergangenheit her blickend kann man es eine glückliche Vermählung faustischen Menschtums mit klassischem Geiste nennen. Diese Vermählung bewahrte ihn vor dem Lose derer, von denen es heißt:

Ihr immer schweifend und drum nie erfüllt! *)

und vor dem Verhängnis der Siegfried- und Faustnaturen, denen das Wort gilt:

Hellhaarige Schar! wißt, daß eur eigner Gott
Meist kurz vorm Siege meuchlings euch durchbohrt. *)

Das macht Goethe zu dem vorbildlichen und durch Vorbild erlösenden Menschen für uns Abendländer und insbesondere für uns Deutsche, und wenn ihn Leute, die besonders auf das Deutschtum schwören, wegen jener Vermählung bemängeln, so wissen sie nicht, was sie tun.

So wird in ihm durch fruchtbare Verbindung nicht nur „Vergangenheit beständig" sondern zugleich „das Künftige voraus lebendig", er weist dem Menschen der Zukunft seine neuen Bahnen. Denn was Goethe zunächst ergebungsvoll als „Grenzen" des Menschtums, als „Erdenschranken" erfuhr, das offenbarte sich ihm immer mehr als die äußere Sichtbarkeit heiliger Gesetze. Gesetze aber sind für Goethe nichts Starkes, Blindes, von außen Zwängendes mehr, er meint nicht Gesetze, die ein Verhalten allgemeingültig vorschreiben; wenn Goethe von Gesetzen spricht, so meint er Gesetze des Wachstums, mag er nun von der Pflanze sprechen, vom Tier oder von der Seele des Menschen. Auf diese Gesetze zu lauschen und Ehrfurcht vor ihnen zu haben, das ists, was das Verhalten des Menschen erst wahrhaft menschlich macht. So werden dem Menschen der Zukunft die Augen dafür geöffnet, daß allem faustischen Werden und Entwickeln geheimnisvoll ein gesetzhaftes Sein innewohnt. Reißen wir uns davon nicht los, erkennen wir es an, so verliert das Urwort vom „Daimon": „so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen" den Ton des blinden Verhängnisses, der an die antike Tragik gemahnt und gewinnt den neuen Sinn, durch den der Daimon zur heilvollsten, sieghaftesten Macht auf Erden wird:

Denn keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt!

---

*) Stefan George: Stern des Bundes.

Dr. Karl Haushofer, Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung.

Von W. Stillmark.

Die Notwendigkeit klarer Anschauung vom Wesen der Grenzen ergibt sich für das deutsche Volk, das „Volk ohne Raum", nach dem Weltkriege aus seiner Lage heraus ganz besonders dringend; dabei ist die Tatsache leider unleugbar, daß der Grenzinstinkt gerade beim deutschen Volk wenig ausgeprägt erscheint. Aus diesem Bedürfnis heraus ist das Werk des hervorragenden Gelehrten und Offiziers entstanden. Er untersucht zunächst das geographische Wesen der Grenzen, die trennenden und verbindenden geographischen Faktoren: Gebirge, Flüsse Flachlandschaften, pflanzen- und tiergeographische Gürtel, Meere usw. Eine Grenze im biogeographischen Sinne ist nie eine mathematische Linie, sondern immer eine Kampfzone, in der mannigfache Übergänge stattfinden (z. B. Sprachgrenzen, Vegtationsgrenzen usw.); das Grenzgebiet umschließt nicht nur einen Organismus, sondern es ist selbst einer: ein peripherisches Organ mit eigenem Leben. Gegenüber dieser Relativität der Grenzen möchte aber das Recht sie zu einer möglichst körperlosen Linie machen, besonders das römische Grenzbewußtsein zeigt diese Tendenz; die Grenzumbildung zeigt aber immer wieder eine Neigung zur Wiedererzeugung naturentlehnter Grenzformen. Es gibt eigenlebige Gebiete, Enklaven, Restzustände, deren Vitalität sich einer linearen Grenzziehung erfolgreich widersetzt (der Verlegenheitsausweg des Kondominiums gehört auch hierher); der Zwischencharakter eines Grenzgebiets führt aber auch dazu, daß sich in ihm Menschen, kleine Stämme, ja Staaten (die Himalayastaaten, Savoyen, Navarra) ansiedeln, die aus dem Pendeln zwischen zwei Machtkreisen ihren Nutzen ziehen können.

Es gibt aber auch Grenzen, die auf den ersten Blick eine absolute Scheidekraft haben: die unbewohnbaren Räume, z. B. die arktischen und antarktischen Gebiete, hohe Kettengebirge, tropische Urwaldsumpfgürtel, Wüstengürtel. Und doch ist der Begriff der absoluten Scheidekraft heute nicht mehr haltbar: die Menschheit drängt ihre Grenzen heute immer mehr in diese „unbewohnbaren" Gebiete, die Anökumene, hinein, ja, eine möglichst dichte Anlehnung an sie zum Schutz für Siedlungs- und staatliche Lebensformen erscheint oft als instinktives und bewußtes Leitmotiv weitsichtiger Kulturpolitik (Schutzanlehnung). Ein Staat ohne solche Schutzanlehnung bedarf weit größerer Anstrengungen zum Schutze seiner Grenzen. Außerdem sind die Vorstellungen davon, was unbewohnbar ist, im Wandel der Zeiten und Völker sehr verschiedene. Z. B. die Durchdringung Sibiriens und des Amurgebiets, die in chinesischer, japanischer und westeuropäischer Vorstellung für unbewohnbar galten.)

Wald und Wasser können hinsichtlich ihrer Eigenschaft als Ökumene oder Anökumene auch ganz verschieden bewertet werden. Der Ozean hat

seine Scheidekraft und damit seine Schutzkraft immer mehr verloren: die verbindende Wirkung ist stärker geworden, als die trennende: Meerumrandung und Meerbeherrschung ist immer ein lockendes Ziel für Küstenvölker gewesen.

Eine Kampfzone ist die Küste, die je nach ihrer Beschaffenheit Lock- oder Abwehrküste ist, die aber sehr oft Schwankungen unterworfen ist: Meer und Land liegen in ständigem Kampf miteinander, und solche Meergrenzgebiete erfordern eine gewaltige Kraftanspannung seitens der anwohnenden Völker.

Zur Psychologie der Landesgrenzen und ihrer Typen übergehend, zeigt der Verf. zunächst die Ungunst der Grenzen des deutschen Raumes: „eine der am meisten problematischen, grenzenlosen, faustischen Lebenserscheinungen unter den anderen des Abendlandes!"

Wissenschaftlich sollte man die Landesgrenzen einteilen in koinzidente, zusammenfallende und diskordante, zerrende Grenzen. Erstere liegen vor, wenn eine Grenze möglichst alle Lebensformen zweier Gebiete scheidet (Bodenschätze, Bodenart, Klima, Vegetation und Tierwelt, Wasserverhältnisse, besonders Stromgebiete); im entgegengesetzten Falle ist die Grenze immer von Spannungen erfüllt und daher weniger beständig.

Kompliziert wird das Grenzproblem durch die Notwendigkeit des Verkehrs: gerade in die hochentwickelte Grenze kommt dadurch eine gewisse innere Zwiespältigkeit. Jede Zerschneidung natürlicher Straßen durch vergewaltigende Grenzführung erweist sich auf die Dauer als Schaden für die Verkehrsteilhaber; auch erweist sich an solchen Punkten eine gewaltsame Sperre meist als erfolglos, denn das Leben flutet auf seinen natürlichen Wegen doch hinüber und herüber. Gelöst werden kann das Problem nur, indem man versucht, die Schutz- und Verkehrsfunktion der Grenze miteinander in Einklang zu bringen. Eine große Kunst ist daher das Grenzenziehen, wo es nicht, wie allerdings meist, autoritär, durch Vergewaltigung des einen Teiles geschieht, sondern aus beiderseitiger Selbstbestimmung. Dazu gehört nicht nur ein sicheres Grenzgefühl, sondern auch genauestes wissenschaftliches und praktisches Studium der Verhältnisse an Ort und Stelle. Das Leben widerstrebt immer einer als Linie gezogenen Grenze. Der Verfasser zeigt an vielen Beispielen Grenzverstümmelungen, die als Folge der Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse durch Grenzziehen vom grünen Tisch aus entstanden sind.

Der Fehler des größten Teiles der bisherigen Grenzziehungen ist, daß sie meist von Vertretern reiner Geisteswissenschaften (Theologie, Rechts- und Staatswissenschaften), nicht aber vom biologischen Standpunkt aus geschehen sind. Daher ist auch der Faktor der Ausdehnungsfähigkeit und -Notwendigkeit eines Volkes durch Vermehrung nicht berücksichtigt, und die Frage des Lebensraumes für sich vermehrende Völker wird immer fühlbarer. Es entsteht zunächst bei solchen Völkern ein dumpfes Gefühl des Drucks, quälender Raumenge. Dieses Gefühl muß aber zu bewußtem Grenzgefühl erzogen werden, und das ist besonders für das deutsche Volk eine Aufgabe, der sowohl Geistes- wie Naturwissenschaften dienen müssen. In der bisherigen Erziehungsarbeit der Wissenschaft kann man

zwei Typen von Forschern unterscheiden: einen intensiven und einen extensiven. Die Vertreter des ersteren, meist Vorkämpfer von Gebirgsvölkern, haben eine mehr örtlich vertiefte, die des letzteren, deren Grenzgefühl mehr in überseeischen Erfahrungen wurzelt, eine mehr flächig ausgebreitete Arbeitsweise; der einzig geniale Ratzel verbindet beide Arbeitsweisen. Die Wissenschaft gibt die Grundlagen zur Erziehung des Grenzgefühls bei dem einzelnen und der Masse, vor allem die Grundlagen für das kulturgeographische und das politische Grenzgefühl; wenn sie, verbunden mit künstlerischer Gestaltungskraft und mit Wirkungskraft auf die Phantasie, ein auf Erkenntnis begründetes und auch praktisches Handeln geeignetes Grenzgefühl in den Völkern erzogen hat, dann hat sie ihr Ziel erreicht: dann ist sie „bewußt zurückerworbener Selbsterhaltungsinstinkt — auf höherer Ebene!" Ein Volk mit stark entwickeltem Grenzgefühl wird auch ein starkes Zusammengehörigkeitsbewußtsein haben (Japan!) und dadurch auch mehr befähigt sein, als geschlossener Charakter seinen eigenen Beitrag zur Weltkultur beizusteuern.

Der Verfasser untersucht nun die Grenzabstufung nach dem politischen Gewicht, nach Raumgröße und Raumwert der zu scheidenden Räume (Erdteils-, Staats-, Landes-, Provinz-, Gaugrenzen) und zeigt an vielen Beispielen, wie wenig sicher viele Grenzen, denen man ewige Dauer zuschreiben zu können glaubte, eigentlich sind. Dann wird das Problem des Werdegangs der Grenzen berührt: wie sich die Grenze organisch vom vagen Grenzraum zum Grenzsaum, — Streifen, — Strich, — Linie durchentwickelt. Die Bedeutung dieses Problems wird an zwei großen Beispielen hervorragender Grenzschöpfung aufgezeigt: Cäsar (Röm. Reich — Germanien) und Shi Hwang-Ti (chinesische Mauer). Anders spielt sich der Werdegang der Grenzen ab im überseeischen Raum, als im kontinentalen: ozeanische und litorale Lebensformen zeigen die größere Instinktsicherheit im Werdegang der Grenzen. Kontinentale sind zu beständiger Neuschöpfung der Erfahrung mit der Gefahr gegenseitigen Mißverstehens gezwungen.

Nach ihrer Qualität können die Grenzen folgendermaßen eingeteilt werden:

Angriffsgrenzen, die den Nachbar ständig bedrohen; Lauergrenzen, die jederzeit zum Vorschreiten bereit sind; Gleichgewichtsgrenzen (meist sehr dauerhaft); Schutzgrenzen, die hauptsächlich auf Verteidigung eingestellt sind; Zersetzungsgrenzen mit labilem Bevölkerungszustand und geringer Wehrkraft. Ferner apathische Grenzen, die nicht durch Grenzverkehrsreizungen durchquert sind, Reizgrenzen mit starkem Grenzverkehr und intensiver Kulturvermischung und -überschiebung; endlich Trägestauungsgrenzen, durch innere Stauung oder äußeren Druck erstaut.

Sehr wichtig ist die Unterscheidung von Wasserlauf- und Wasserscheidengrenze. Je kultivierter ein Flußlauf wird, um so weniger geeignet ist er als Grenze, denn seine trennende Funktion tritt immer mehr zurück vor der verkehrsfreundlichen und kraftspendenden Seite; das Flußgebiet dagegen, also der von der Wasserscheidegrenze umschlossene Raum, ist viel eher eine Lebenseinheit. Das germanische Grenzgefühl hat sich immer

mehr der Wasserscheidengrenze zugeneigt; die Franzosen und Italiener benutzen beide Prinzipien, je nachdem wie es ihnen am betreffenden Ort gerade paßt. Die Wasserscheide ist übrigens nicht immer leicht festzustellen, besonders wo es sich nicht um Gebirgskämme, sondern um Plateau- oder Moorlandschaften handelt. Weidegürtel führen auch hier häufig zu Überschreitungen, ja werden oft zu Wanderungswegen für Nomadenvölker (z. B. die große Steppenstraße Asien—Europa).

Sehr wichtig sind verschiedene Vegetationsformen als Grenzschutz: Wälder, Sümpfe, Hecken, Baumreihen an verkehrsreichen Straßen; jedes Volk sollte die schützende Wirkung seiner Pflanzenwelt kennen, und wo nötig, diese künstlich korrigieren. Der Verfasser führt viele Beispiele hierfür an, auch aus den Erfahrungen des Weltkrieges. Ein außerordentlich bedeutsames Teilgebiet des Fragenbereichs der Pflanzengrenze in ihrer Rückwirkung auf menschliche Abgrenzungen ist die Betrachtung von Leitpflanzengrenzen der Weltwirtschaft (Weizen, Reis, Baumwolle usw.), des durch sie bedingten Stoßes verschiedener Wirtschaftsformen gegeneinander, und die Prüfung wichtiger Kulturbegleitpflanzen der Menschheit als Grenzzeugen (Edelkastanie und Wein für die romanische Kultur, Bambus für die Malaien, Reis, Tee und Bambus für die Japaner usw.).

Die Rassenkunde wird die Aufgabe haben, die Grenzen der Rassen, ihre Übergangsräume zwischen Entstehungs- und Kerngebieten, den Räumen noch möglicher Verbreiterung und den Verkümmerungs- und Veränderungsgebieten, wissenschaftlich zu bearbeiten und den Blick für solche Fragen auch in weiteren Volksmassen zu schärfen; es ist ein Fragenkomplex, der in praxi bisher fast nirgends bei Grenzziehungen Berücksichtigung gefunden hat.

Die Grenzfestigkeit wird immer auf die Probe gestellt, wenn Volksdruck und Raumenge übervölkerter Kulturlandschaft raumweiten, aber untervölkerten Naturgebieten gegenüberstehen. Die Grenzverlegung kann sich dann in sehr verschiedenen Formen vollziehen: ozeanische Reiche versuchen es meist durch Umfassung, kontinentale in der Form des Durchbruchs, oder durch senkrecht zur Grenzlinie ins fremde Land einbrechende Siedlungsstreifen.

Damit Grenzen wirklich dauerhaft sein können, müssen sie wehrtechnisch geschützt sein; die verschiedenen Möglichkeiten der wehrtechnischen Grenzorganisation werden eingehend besprochen, die geradezu katastrophale Lage, in der sich Deutschland gegenwärtig in dieser Hinsicht befindet, wird mit großen, wuchtigen Strichen gezeichnet. Die wehrtechnische Grenzorganisation allein genügt jedoch nicht: sie muß ergänzt werden durch die kulturgeographische und politische. Hier gilt es den Ausgleich zu finden zwischen zwei einander widersprechenden Prinzipien: möglichst lebensvolle Durchdringung des Grenzlandes und seine Rolle als Schutzwerkzeug für das Hinterland (Bodenwert- und Glacisgedanke). Das Problem wird illustriert an besonders typischen Beispielen: der indischen Nordwestgrenze, den linksrheinischen Landschaften, Galizien u. a.

Den Höhepunkt des Buches bietet wohl das Kapitel über die gegenwärtige Umgrenzung des deutschen Volkes und Reiches: durch Vergleich

des gegenwärtigen deutschen Bodens mit der früheren Umgrenzung deutscher Kulturlandschaft (nicht nur vor dem Weltkriege, sondern vor allem im Mittelalter) wird dem Leser die gewaltige, Jahrhunderte währende Abbröckelung und Verstümmelung in erschütternder Weise zum Bewußtsein gebracht. Dieser Tatsache steht die geradezu verblüffende geopolitische Einsichtslosigkeit des deutschen Volkes gegenüber, die der Verfasser aus dem Charakter der deutschen Landschaft und der größeren Stärke des Stammesbewußtseins gegenüber dem Gefühl für Außenschutz erklärt. Andererseits läßt sich auch aus diesem Charakterzuge eine Hoffnung schöpfen, auf die schon Ratzel hingewiesen hat: mehrtypische Völker zeigen meist eine stärkere Lebens- und Regenerationskraft als eintypische, die sich schneller erschöpfen. Haushofers „Grenzen" ist ein Buch von hervorragendem wissenschaftlichen Wert; aber es ist mehr als das: es ist eine Erziehung zu gesundem politischen Empfinden. Die Erkenntnisse, welche dieses Buch vermittelt, sollten Gemeingut jedes Volkes werden, das sich verantwortlich fühlt für sein Schicksal. Geographie- und Geschichtsunterricht müßten sich auch in weitem Maße die Einsichten zu eigen machen, welche die geopolitische Betrachtungsweise vermittelt.

Dunkles beim Hellsehen.

Ist Verbrechenaufklärung durch „Hellsehen" möglich?

Von Univ.-Prof. O. Klemm, Leipzig.

Es scheint ein allgemeines Gesetz zu sein, daß die Gegensätze seelischer Entwicklung aneinander gebunden bleiben und sich gegenseitig steigern. Unsere Zeit, die auf der einen Seite einer rationellen Technik aller Lebensformen zu erliegen scheint, hart und fest eingestellt auf die bitteren Notwendigkeiten des Lebens, die verstandesmäßig zu meistern sind, sie hüllt sich auf der anderen Seite in den Mantel des Okkultismus, hinter dessen undurchdringlichem Dunkel sich Geheimnisse über Geheimnisse verbergen. Von der harmlosen Mithilfe des Hellsehers beim Wiederfinden verlorener Gegenstände und dem Deuten der Zukunft, das im Grunde genommen zu nichts verpflichtet, bis hinauf zum Bemühen des Okkultisten, innerhalb der Wände seines Laboratoriums, den Kontakt mit einer sinnlichen Welt auf sich zu nehmen, gibt es unzählige Spielarten und Zwischenformen, in denen dieser Hang des Menschen sich wenigstens einmal den Fesseln der Kausalität zu entwinden und über die Grenze von Raum und Zeit hinaus nach einem übersinnlichen Bild Inhalt zu greifen, sich auswirkt. Unter allen diesen Formen ragt eine besonders hervor, die in der letzten Zeit wohl am meisten die Öffentlichkeit beschäftigt hat, die Mitwirkung hellseherischer Personen bei Aufklärung von Verbrechen. Es ist in kurzer Zeit eine sehr erstaunlich reiche Literatur über diesen Gegenstand entstanden. Neben der kritischen Zerpflückung der angeblich positiven Fälle stehen unbekümmert die

kecken Behauptungen der Gegenseite. Für die Forschungen ist das meiste von diesen Schilderungen einer hellseherischen Aufklärung von Verbrechen wertlos. Man glaube doch nicht, daß Entscheidungen von so ungeheurer Tragweite, wie sie bei Anerkennung der Hellseherei verlangt würden, von den Erzählungen über das Fangen irgend eines Pferdediebes, oder das Auffinden eines gestohlenen Schmuckstückes, oder gar die Aufklärung eines Kapitalverbrechens abhängig wären von solchen Nachrichten, die sich in sensationeller oder banaler Form unscharf auf die kompliziertesten Tatbestände beziehen. Nein, so einfach sind die Zusammenhänge nicht. Hier bedarf es einer Nachprüfung unter sehr viel schärferen Bedingungen. Und da gibt es doch zu denken, daß die bisher bekannt gewordenen Fälle, in denen Juristen, Psychologen, Mediziner unter kontrollierbaren Bedingungen eine Nachprüfung hellseherischer Fähigkeiten vorzunehmen vermochten, auch nicht einen einzigen Beweis für ein echtes Hellsehen erbracht haben. Das gleiche gilt für meine eigenen Erfahrungen mit „Hellsehen". Gewiß mögen sich manche Leistungen ereignen, die sich den bereit liegenden Kategorien der Erklärungen nicht ohne weiteres fügen. Aber ist es nicht ein geradezu kindliches Unterfangen, nun sofort das Saltomortale ins Transzendente zu schlagen? Vermag nicht jeder Taschenspieler oft mit geradezu rührend einfachen Mitteln unserem „Begreifen" ein Schnippchen zu schlagen, wenn er uns im hellen Tageslicht lebende Tiere vor den Augen wegzaubert? Es ist eine unerhörte Leichtfertigkit, wenn jemand dort, wo die Adern der Kausalität vielleicht nur ein wenig unter der uns allen ach so selbstverständlich gewordenen Oberfläche des täglichen Lebens laufen, sich nicht die Mühe nimmt, ihnen nachzuspüren, sondern mit seinen begehrlichen Händen sich am Übersinnlichen vergreift.

Man mißverstehe mich nicht! Ich habe hier nur das sogenannte „echte Hellsehen" im Sinn, das es mit aller Strenge vom Gedankenlesen zu unterscheiden gilt. Das Gedankenlesen knüpft an Vorgänge an, die sich fortwährend von Mensch zu Mensch ereignen, und es ist oft nur eine Steigerung eines Kontaktes zwischen Menschen, der die gewöhnliche Verständigung durch Worte und Zeichen umspielt. Der Gedankenleser ist mit jener feinen Empfänglichkeit für die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen des Menschen ausgerüstet, die unabläßig den Ablauf unserer Bewußtseinsvorgänge begleitet. Nicht nur unsere starken Gemütsbewegungen strahlen in den Körper aus und lassen uns erröten oder unser Herz schneller schlagen und verändern den Rhythmus der Atmung: Diese starken und deutlich erkennbar gewordenen Ausdrucksbewegungen sind aber nur die Steigerungen aller jener zarteren, die fortwährend durch den Körper huschen, besonders bei Menschen, die sich mit natürlicher Selbstverständlichkeit zu geben wissen. Der Gedankenleser reagiert auf diese Ausdrucksbewegungen grundsätzlich nicht anders, als ein jeder von uns tut, wenn er in der irgend einen Satz von uns durchkreuzenden Handbewegung des anderen den kommenden Widerspruch oder Einwurf voraussieht. Im Grunde genommen sind wir viel mehr alle Gedankenleser, als wir zugeben möchten. Wer es vorzieht, irgend eine Angele-

genheit telephonisch zu erledigen, statt mündlich, der sucht sich oft nur jener Beeinflussung zu entziehen, daß eben in der Unterhaltung von Angesicht zu Angesicht sich in die gesprochenen Worte fortwährend auch wenigstens seinem Stimmungsgehalt nach der Gesamteindruck mischt, der sich aus dem Verhalten des Partners ergibt. Oder, wer in eine Gesellschaft eintritt, und schon nach den ersten, meist gleichgültigen Worten oder Geberden, die er hört und sieht, doch sofort das Gefühl der Behaglichkeit oder des Zwanges, das Gefühl einer von Mensch zu Mensch getragenen Heiterkeit oder innerer Kälte gewinnt, der reagiert meist auch nur als „Gedankenleser" auf die Gesamtsituation, in der er diese Menschen vorfindet. Diese Zusammenhänge sind auch experimentell sicher gestellt. Auch die Ansicht wenig erfahrener Menschen, daß hierbei irgend eine „Gehirnschwingung" von einem Gehirn auf das andere wirke, ordnet sich, sobald man sie nur aus der Unschärfe dieser Fassung befreit, demselben Gesichtspunkt unter. Denn, wenn irgend ein „Gedanke" bei dem einen Menschen von einem materiellen Vorgang begleitet ist, der auf einen anderen Menschen wirkt, so ist dies eben grundsätzlich nichts anderes, als eine solche Ausdrucksbewegung, die von einem anderen Menschen mit einem seiner Sinnesorgane aufgefaßt wird, und so in ihm zu den entsprechenden Bewußtseinsorganen hinführt. Auch wer annimmt, es gäbe neben Licht und Schall und den sonstigen bekannten Wirkungen auf unsere Sinnesorgane noch andere, bisher unbekannte solcher Reizwirkungen, der stellt an die exacte Forschung eine Frage, die voraussichtlich negativ beantwortet werden wird. Aber selbst wenn es entgegen aller Erwartung doch noch solche unbekannte Verknüpfungsmöglichkeiten gäbe, müßten diese sich doch demselben Zusammenhange fügen, daß Ausdruckserscheinungen des einen Menschen von einem anderen mit Sinnesorganen aufgefaßt werden und so in ihm die entsprechenden Bewußtseinserlebnisse entstehen lassen.

Völlig anderen Schlages sind aber die Behauptungen des Hellsehers. Dieser erhebt ja den Anspruch, über alle Schranken von Raum und Zeit hinwegschweifen zu können. Ereignisse, die niemals Bewußtseinsinhalte irgend eines erlebenden Menschen gewesen sind, und keinem seiner Sinnesorgane zugänglich gewesen sind, liegen augenblicklich vor ihm offen. Ich habe bei meinen Fahndungen nach diesen Leistungen stets ein Würfelspiel bei mir. Wir würfeln dann, lassen aber die Würfel unter dem Becher liegen und fragen nach dem Würfelspiel. Ich habe noch keine Antwort erhalten, die über Zufallstreffer hinausgegangen wäre.

Freilich lehnen die Hellseher meist solche einfache, nachprüfbare Versuche ab. Aber besteht denn auch nur der Schatten eines Zweifels daran, daß jemand, vor dessen innerem Auge ein vor einem halben Jahre begangener Pferdediebstahl, oder die Leiche eines Erschlagenen in einem Forste am anderen Ende von Deutschland mühelos aufsteigt, nicht auch diese Würfel sehen könnte? Aber, was noch wichtiger ist: Die leichtgläubigen Verteidiger des Hellsehens ahnen ja gar nicht, was für eine ungeheuerliche Ausnahmeerscheinung sie im Grunde genommen behaupten. Sonst pflegt ja das Bewußtsein des Hellsehers dem unsrigen

ganz ähnlich zu sein. Er wacht und schläft wie wir, sein Gedächtnis ist dem unsrigen sehr ähnlich, seine Vorstellungen folgen einander mit derselben Geschwindigkeit, wie bei uns. Die Gesetze der Psychologie, die vielen Okkultisten nicht in dem gleichen Grade vertraut geworden sind, wie dem exakten Psychologen, gelten auch für ihn in allen Leistungen, die sich wirklich nachweisen lassen. Und nun soll mit einem Male, wenn der Hellseher leicht über die Stirn streicht, eine völlige Veränderung eintreten. Wenn er wirklich hell sehen kann, dann müßte doch viel mehr in sein Bewußtsein eintreten. Seine Seele müßte fortwährend widerhallen nicht nur von jenem einen Ereignis, das nun gerade der Geschädigte wissen will, sondern von der unendlichen Fülle des wirklich Geschehenen. Es müßte ihm geradezu gehen, wie dem Zauberlehrling, er müßte ersticken an der Fülle der Gesichte. Dies ist für den ernsthaften Denker die allergrößte Dunkelheit im Gebiete des Hellsehens.

„Neues aus der Naturwissenschaft".

Elektrisches Fischen.

Vor kurzem wurden im Beisein des bayrischen Landesdirektors für Fischzucht in der Günz bei Ottobeuren Versuche des Fischens mit Hilfe des elektrischen Stromes angestellt, die geeignet sind, von Einfluß auf Fischereiwesen zu sein. Mit dem Fischen mit elektrischem Strom will man in der Hauptsache Fischwasserstrecken, die durch Regulierungsarbeiten abgeschnitten werden, vor der Trockenlegung und Ausfüllung mit Erdreich vollständig ausfischen um die ausgewachsenen Fische dem Markt zuzuführen, die kleineren aber wieder in andere Gewässer einzusetzen. Der ganze Vorgang spielt sich folgendermaßen ab: Durch den elektrischen Strom erhalten die Fische einen Schlag, der sie in Muskelstarre versetzt. Nunmehr an der Oberfläche schwimmend, werden sie mit Netzen herausgezogen. In verhältnismäßig kurzer Zeit erholen sich die Fische vollständig wieder. Alle beteiligten Kreise waren mit den Versuchen außerordentlich zufrieden. Verluste sind äußerst gering, wenigstens sind sie sehr minimal im Verhältnis zu den großen Verlusten, die bisher durch das Einfüllen der Altwasser entstanden sind. Andererseits bietet sich durch diese Methode die Möglichkeit, in schwer fischbaren Gewässern große Fische, besonders Raubfische, die man bisher schwer fangen konnte, leicht zu entfernen. Außerdem dürfte die regelrechte Fischerei durch diese Methode Nutzen ziehen, wenn auch anerkannt werden muß, daß das Fischen mit elektrischen Strom vorläufig noch große Kosten verursacht. Außerdem nimmt dieses Fischen der Fischerei vieles ihrer Romantik. Aber das heutige Wirtschaftsleben ist nun mal denkbar unromantisch.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2, Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rml.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfänat: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 15 Freitag, den 17. August 1928 4. Jahrgang

Nietzsche und Spitteler.

Von Max Oehler, Archivar des Nietzsche-Archivs.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß sich zwischen dem Schweizer Dichter Karl Spitteler und Nietzsche in dessen letzter Schaffenszeit Beziehungen knüpften, die für Spitteler von folgenreicher Bedeutung wurden: Nietzsche verschaffte ihm, dem bis dahin gänzlich Unbeachteten, die Mitarbeiterschaft an dem damals neu gegründeten Kunstwerk und damit die Gelegenheit in Deutschland bekannt und beliebt zu werden. Nietzsche hatte im „Berner Bund" mit großem Interesse Spittelers ästhetische Aufsätze verfolgt. Am 11. Sept. 1887 schreibt er an den mit Spitteler befreundeten Redakteur des „Bund", Dr. Widmann, mit dem er bereits seit dem Sommer anläßlich einer Besprechung des „Jenseits von Gut und Böse" durch Widmann (im Sept. 1886) brieflich in Beziehung stand: „Machen Sie, bitte, Ihrem ausgezeichneten Mitarbeiter, dem Herrn Prof. Spitteler, mein ergebenstes Kompliment: ich las eben seine Kritik des modernen Orchesters. Wie viel Wissen, Takt, Unabhängigkeit des Urteils! welcher Esprit, welche gute Artisten-Laune! Und was seinen Geschmack in rebus musicis et musicantibus betrifft, so verhindert mich nur eins, ihn zu loben, — daß es gerade mein Geschmack ist. Mir kamen dabei ein paar nachdenkliche Sachen von ihm in's Gedächtnis, die ich vorigen Winter in Nizza gelesen habe (über Theater und Theatralisches): leider ohne Kopf und Ende, in ganz zufällig erwischten einzelnen Sonntags-Beilagen des „Bund". Könnte man dergleichen Aesthetica des genannten Herrn nicht beisammen lesen? es gäbe ein Buch seltenen Ranges ab, gemacht für einige Feinschmecker und Abseitige, an denen es gerade heute nicht fehlt. Pulchrum est paucorum hominum. —

Gestern von einem Dresdener Herrn Avenarius höflichst zu einem neu zu begründenden Kunstblatte eingeladen, habe ich mir die Freiheit genommen, an meiner Stelle Herrn Spitteler in Vorschlag zu bringen. —

Der interessante Brief vom Tage vorher an Avenarius, der Nietzsche zur Mitarbeit am Kunstwart aufgefordert hatte, lautet: „Wertester Herr, auf dergleichen Anfrage habe ich bisher immer Nein gesagt; es hilft nichts, ich muß es auch in diesem Falle tun. Sehen Sie darin nicht mehr als eine der fünftausend Necessitäten, die ein resoluter Wille zur Unabhängigkeit in sich schließt. Man ist nicht ungestraft „Philosoph". Ich will schlechterdings nichts mit Zeitschriften zu tun haben: sie sind immer Parteischriften, und am meisten dann, wenn sie es selbst nicht zu sein glauben. — Ich kann, zu meinem Bedauern, hier weder von meiner alten Theorie, noch alten Praxis abgehen. —

Übrigens gibt man mir diese meine „Enthaltsamkeit" artig genug zurück: man enthält sich auch meiner. Wenigstens sagt mir dies Gottfried Keller (— „mein Name sei in deutschen Zeitschriften so gut wie nicht mehr vorhanden".) Ich selbst drei und vierzig Jahre alt, überdies, wie ich fürchte, Vater von fünfzehn Büchern (vielleicht verzählte ich mich! Die Ziffer ist schrecklich) —ich selbst habe über mich noch nicht drei Zeilen gelesen, die mich interessiert hätten, irgend etwas Gründliches, Kluges, Psychologisch-zurechnungsfähiges. Dies als Factum, nicht als „Seufzer".

Um Ihnen andererseits meine Anteilnahme zu beweisen, mache ich Sie, wertester Herr Lyricus, auf zwei Männer aufmerksam, deren feiner und freier Geschmack in artibus schon mehrfach meine Bewunderung erregt hat (— und die zu schreiben verstehen): Der Eine ist ein deutscher Musiker, (Peter Gast), der seit Jahren in Venedig lebt, in einer dedaigneusen Zurückgezogenheit; gelegentlich, sehr gelegentlich greift er auch zur Feder (unter irgend einem Pseudonym z. B. Thomas Mürner): man müßte ihn dazu verführen, seine Urteile über Musik und Musiker niederzuschreiben. Ich gebe Ihnen die genaue Adresse, ...

Der Andere ist ein Schweizer, Professor Spitteler (Neuveville im Kanton Bern); vielleicht ist er Ihnen unter dem Namen „Tandem" bekannt? Ein paar ästhetische Aufsätze von ihm, die ich zufällig kennen lernte (z. B. eine „Kritik des modernen Orchesters" von einem kulturhistorischen Gesichtspunkte aus, insgleichen über Theater, „theatralisch", dies als Problem gefaßt) verrieten mir einen ungewöhnlich nachdenklichen und feinen Kopf (— er schreibt lustig: welches Glück).

Beide Männer mögen Ihnen bestens empfohlen sein; ihre Mitarbeiterschaft würde der verwöhntesten Zeitschrift zur Ehre gereichen. Erinnern Sie sich, bitte dieser obscurorum virorum, wenn Sie sich etwa meiner wieder erinnern sollten . . . .

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Prof. Dr. Nietzsche vir obscurissimus.

Ad vocem Musik: hüten Sie sich vor allen Wagnerianern, d i e s c h r e i b e n, — das ist Hornvieh oder Sumpf."

Am 17. Sept. 1887 teilte Nietzsche dann Spitteler mit, er wolle „ein paar Versuche" machen, für seine „Aesthetica" einen Verleger zu finden. Doch führten die Versuche nicht zum Ziel. Im Januar 1888 besprach Spitteler auf Bitten Widmanns, der mit Arbeit überlastet war, die meisten bis dahin erschienenen Werke Nietzsches im Berner Bund. Spitteler hatte sich

erst dagegen gewehrt, da es „eine Frechheit und Unverschämtheit von ihm sei, wenn er als Nichtfachmann sich erkühnte, philosophische Werke zu besprechen", dann aber auf die dringenden Bitten Widmanns hin nachgegeben. Nietzsche war zunächst sehr befriedigt, er schreibt am 4. Febr. 1888 an Widmann: „Die Besprechung meiner Literatur durch Herrn Spitteler hat mir großes Vergnügen gemacht. Was für ein feiner Kopf! Und wie gern man sich von ihm tadeln läßt! Er beschränkt sich aus guten Gründen fast ganz auf das Formale: er läßt die eigentliche Geschichte hinter dem Gedachten, die Leidenschaft, die Katastrophe, die Bewegung gegen ein Ziel, gegen ein V e r h ä n g n i s hin einfach bei Seite: — das kann ich nicht genug loben, darin ist wirkliche delicatezza. Es fehlt nicht an Übereilungen. Er hat ersichtlich die Schriften zum ersten Mal gelesen (und nicht einmal immer gelesen —). Umsomehr bewundere ich die Sicherheit des ästhetischen Taktes, mit der er die Form der verschiedenen Bücher und Epochen von einander abhebt. Ich bin sehr unzufrieden damit, daß „Jenseits" unberücksichtigt geblieben ist: Damit fehlte ihm eigentlich der Boden unter den Füßen, um über die letzterschienene „Streitschrift" (Genealogie der Moral) mitzureden.

Die Schwierigkeit meiner Schriften liegt darin, daß es in ihnen ein Übergewicht der seltneren und neuen Zustände der Seele über die normalen gibt. Ich lobe das nicht; aber es ist so. Für diese noch ungefaßten und oft kaum faßbaren Zustände suche ich Zeichen; es scheint mir, daß ich darin meine Erfindsamkeit habe. Nichts liegt mir ferner, als der Glaube an einen „allein selig machenden Stil," an den, wenn ich recht verstehe, Herr Spitteler glaubt? Hat nicht die Absicht einer Schrift das Gesetz ihres Stils immer erst zu schaffen? Ich verlange, daß, wenn diese Absicht sich ändert, man auch unerbittlich das ganze Prozedurensystem des Stils ändert. Dies habe ich zum Beispiel im „Jenseits" getan, dessen Stil meinem früheren Stil nicht mehr ähnlich sieht: die Absicht, das S c h w e r g e w i c h t war verlegt. Dies habe ich nochmals in der letzten „Streitschrift" getan, wo ein Allegro feroce und die Leidenschaft nue, crue, verte an Stelle der raffinierten Neutralität und zögernden Vorwärtsbewegung vom „Jenseits" getreten ist. Es ist möglich, daß Herr Nietzsche mehr Artist ist, als Herr Spitteler es uns glauben machen möchte."

Diese Beifallskundgebung schränkte Nietzsche jedoch, durch Freunde auf gewisse Mängel der Besprechung aufmerksam gemacht, in mehreren kurzen Schreiben an Widmann noch im Monat Februar wieder ein. Besonders Peter Gast hatte sich ziemlich aufgebracht über die Besprechung geäußert; er schreibt am 10. Febr. an Nietzsche: „Spittelers Aufsatz im „Bund" scheint mir ein tolles Gemisch von richtiger Witterung und Oberflächlichkeit, von Achtung und Unverschämtheit, von Ernst und Trivialität zu sein. Er nimmt Sie beinahe nur von der literarisch-artistischen Seite und schießt dabei Böcke, über die ich lachen muß. Seine Zitate sind auch häufig entstellt. Über Ihre philosophische Tendenz erhält der Leser keinen Wink; das Ganze ist noch v o r einem wirklichen Eindringen in Ihre Welt geschrieben. Als Anzeige wirkt es jedoch stark, — ich habe mich gewöhnt, derartige Besprechungen endlich nur noch nach ihrem Einfluß auf den buchhändlerischen Vertrieb anzusehen."

Über den Brief, den Nietzsche in dieser Angelegenheit alsdann an Spitteler schrieb, äußert sich dieser in seiner 1908 veröffentlichten Broschüre „Meine Beziehungen zu Nietzsche“ folgendermaßen: „Die gereizte Stimmung zitterte noch nach, der Brief wimmelte von Verwahrungen gegen meine Urteile, aber die Sprache ist freundschaftlich abgetönt. Der Schluß lautete: „Ihnen, werter Herr, zu Dank verpflichtet und, wie ich hoffe, nicht zum letzten Male.““

Daß Nietzsche auch weiterhin Spitteler sehr freundschaftlich zugetan blieb, geht aus seinen weiteren Bemühungen, ihm einen Verleger zu verschaffen, hervor. Im März 1888 schien das gelingen zu sollen. „Etwas ist mir gelungen“ — schreibt er am 21. März an Gast — „worüber Sie lachen werden: ich habe Herrn Spitteler, unaufgefordert, aber im Bewußtsein, daß sonst niemand etwas für ihn tut, einen Verleger für einen dicken Band Aesthetica verschafft.“ Auch Spitteler teilte er in Briefen vom März und Juli mit, die Sache sei so gut wie sicher.

Schließlich schrieb der Verleger aber doch wieder ab, und auch weitere Bemühungen Nietzsches waren vergeblich. Auch andere Gelegenheiten benutzte Nietzsche, Spitteler seine Hochschätzung zu beweisen; so schreibt er am 15. Juni 1888 an Gast: „Soeben las ich, im „Bund“ abgedruckt, die feine und schöne Sache Spittelers über Franz Schubert. Dabei beschloß ich, diesem Manne, der mir doch *sehr* wert ist, wieder ein Zeichen meiner Teilnahme zu geben (und womöglich, „das Wölkchen“ zwischen uns zu verscheuchen); haben Sie noch ein Exemplar des „Hymnus an das Leben“ zu versenden? .... Bitte schreiben Sie darauf: Herrn Karl Spitteler, zum Zeichen besonderer Hochschätzung. N.“

Im Herbst 1888 wurde — wohl vom „Bund“ — Spitteler Nietzsches neueste Schrift „Der Fall Wagner“ zur Besprechung zugesandt. Er berichtet in der genannten Broschüre, er habe das Buch nur widerstrebend zur Hand genommen, „doch siehe da, diesmal konnte ich jubelnd zustimmen, denn ich fand meine eigenen Urteile in dieser Schrift. Glücklich, Nietzsche zum Dank für seine vielen, wenn auch vergeblichen Bemühungen einmal eine volle, ungetrübte Freude bereiten zu dürfen, begnügte ich mich nicht damit, meinen frohlockenden Beifall ein einziges Mal auszusprechen, ich tat es gleich zweimal, im „Bund“ und in den „Basler Nachrichten“. Natürlich zeigte sich Nietzsche über meinen unverhofften Beifallsjubel hocherfreut. Er ersuchte mich, ihm beide Aufsätze nach Turin zu schicken und sprach seine gespannte Erwartung aus, was wohl die übrige Welt dazu sagen würde.“

Auch Gast gegenüber gab Nietzsche seiner Freude Ausdruck: „Herr Karl Spitteler hat sein Entzücken über den „Fall Wagner“ im Werner „Bund“ ausgesprudelt, er hat erstaunlich zutreffende Worte, — er gratulierte mir auch brieflich dazu, daß ich *bis an's Ende* gegangen sei: er scheint die Gesamtbezeichnung unserer modernen Musik als Dekadenze-Musik für eine kulturhistorische Feststellung ersten Ranges zu halten.“ (13. Nov. 1888.)

Danach ist es verständlich, daß Nietzsche, der seit 10 Jahren nach Weg- und Kampfgenossen Umschau hielt, nun hoffte, wenigstens für den

Kampf gegen Wagner in Spitteler einen solchen gefunden zu haben. Unwillig darüber, daß man den „Fall Wagner" vielfach als eine ganz plötzliche Abkehr von Wagner verstand, machte er Spitteler den Vorschlag, aus seinen (Nietzsches) früheren Schriften die wesentlichsten Einwände gegen Wagner zusammenzustellen, wobei ihm Nietzsche behilflich sein wolle, und dazu eine fulminante Vorrede, eine Kriegserklärung gegen Wagner und die ganze moderne Musik zu schreiben. Es sollte öffentlich klargestellt werden, daß Nietzsche schon seit ca. 10 Jahren eine durchaus selbständige in entscheidenden Punkten ablehnende Stellung gegen Wagner eingenommen habe; die Klarstellung mußte um so stärker wirken, wenn sie von einem anderen vorgenommen wurde. Doch kam Nietzsche, noch ehe er die Ablehnung Spittelers in Händen hatte, sicherlich aus inneren, bei seiner nur oberflächlichen Bekanntschaft mit Spitteler ja auch naheliegenden Bedenken, von seinem Vorschlag wieder zurück und zog es vor, die Zusammenstellung unter dem Titel „Nietzsche kontra Wagner" selbst anzufertigen und in Druck zu geben.

Dieser einfache Sachverhalt ist — besonders was die innere Motivierung betrifft — in Spittelers Broschüre arg entstellt wiedergegeben.

An die beiden Hauptwerke Nietzsches und Spittelers „Also sprach Zarathustra" und „Prometheus und Epimetheus", haben sich, ohne Zutun der Verfasser literarische Erörterungen über eine wahrscheinliche Abhängigkeit des einen Werkes von dem anderen geknüpft. Man wollte nach Form und Gehalt eine gewisse Verwandtschaft herausfinden und hielt zunächst Spitteler für den Nachahmer. Doch sind die beiden Teile des „Prometheus" bereits Ende 1880 (vordatiert 1881) und 1881 (vordatiert 1882), also vor dem „Zarathustra" erschienen, worauf Spitteler 1902 im Kunstwart hinwies. Also — sagte man — hat sich Nietzsche durch Spitteler beeinflussen lassen. Aber höchst wahrscheinlich hat Nietzsche den „Prometheus" überhaupt nicht gekannt, jedenfalls nicht vor Abfassung des „Zarathustra".

Schließlich ist der Streit auch gänzlich müßig: die beiden Werke haben bis auf einige formale Ähnlichkeiten — symbolische Einkleidungen, Reifen des Helden in der Einsamkeit, gehobene Sprache, — Eigentümlichkeiten also, die sich auch sonst häufig finden, — nichts Gemeinsames, ihr innerer Gehalt ist grundverschieden.

Christentum und Nationalerziehung.

Von W. Stillmark.

Am 5. und 6. März 1926 veranstaltete die Fichte-Gesellschaft in Halle die 2. Tagung für deutsche Nationalerziehung; die Vorträge dieser Tagung, sowie die Aussprache, sind gedruckt (Hanseatische Verlagsanstalt in Hamburg) und enthalten soviel auch für uns Wissenswertes, daß eine kurze Inhaltsangabe gerechtfertigt erscheint. Das Thema dieser 2. Tagung hieß: Christentum und Nationalerziehung (die erste Tagung 1924 hatte die Frage

„Volkstum und Staat" zum Gegenstande.) Als erster sprach Pfarrer Dr. K. B. Ritter über das allgemeine Thema der Tagung; darauf folgten zwei Vorträge über „Katholizismus und deutsche Nationalerziehung" (Dr. Geyer) und „Protestantismus und deutsche Nationalerziehung (Prof. D. Althaus.

Dr. Ritter führt ungefähr folgendes aus: Die früher selbstverständliche Überzeugung, daß deutsche und christliche Erziehung unlösbar zusammengehören, ist heute erschüttert. Daher ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen Volkstum und Christentum, zwei Mächten, die beide mit unbedingtem Geltungsanspruch auftreten, brennend geworden: völkisches und christliches Gewissen ringen miteinander. Die naive Synthese beider ist heute nicht mehr möglich.

Die Volkheit ist eine unmittelbare innere Gegebenheit; was Volkheit ist, „läßt sich darum auch nur durch einen Akt der Selbstbesinnung auf die eigene völkische Bestimmtheit und nicht durch rationale Feststellung erfassen;" hier liegt eine Verwandtschaft zwischen völkischem und religiösem Erlebnis vor. Die wesensmäßige Verbundenheit des Einzelnen mit seinem Volke begründet eine sittliche Verantwortung: der Mensch ist dem Volkstum sittlich verpflichtet als der Geburtsstätte seines geistig persönlichen Lebens. Diese völkische Sittlichkeit stellt sich vor allem dar in der Treue zu diesem Lebenszusammenhang, in den man schöpfungsmäßig hineingestellt ist. Nun entsteht aber immer die Spannung zwischen der völkischen Idee und dem Volke als empirischer Gegebenheit, also dem Volke, wie es sein soll und dem Volke, wie es wirklich ist. Diese Spannung kann nur durch die Unterstellung der Persönlichkeit unter die Herrschaft Gottes, des unbedingten Wesensgrundes, überwunden werden. Daher ist jeder Versuch, in einer völkischen Religion das Volkstum zu verabsolutieren, es dem Gericht des unbedingten Gotteswillens zu entziehen, verfehlt. Kein Volk an sich ist dem Todesschicksal alles irdischen Daseins entzogen, auch für jedes Volk gibt es Anteil an der Ewigkeit nur, insofern es über sich hinauslebt, d. h. stets bereit ist, das Stirb und Werde im Gehorsam gegen den ewigen Sinn seines Daseins zu vollziehen." Das einzelne Glied eines Volkes kann eben nur durch die Unterwerfung unter dieses Gesetz erst seinem völkischen Beruf wahrhaft Treue halten. Nur so wird das Volkstum wirklich lebendig im religiösen Sinn, nicht indem man es religiös macht, sondern indem man seine Idee vom ewigen Willen Gottes aus bejaht.

Nun liegt aber auch auf der Seite des Christentums eine Schuld in seinem Verhältnis zum Deutschtum: der Offenbarungscharakter dieser Religion ist im Laufe der Geschichte immer wieder getrübt worden durch die Form der christlichen Verkündigung; die geschichtlich bedingten Formen dieser Verkündigung, die in unserer Geschichte dabei fast immer in Verbindung mit einer uns fremden Kultur aufgetreten sind, haben auch immer den Absolutheitsanspruch geltend gemacht und daher die Einführung der lebendigen Wahrheit in das völkische Leben gehemmt. Die Zukunftsaufgabe besteht jetzt darin, in der Rechtfertigung und Erlösung des Deutschtums in der Religion, die den unbedingten Gotteswillen erfährt und sich an ihn bindet, den Weg zur Überwindung des geistigen und darum auch politi-

schen Untergangs, der das deutsche Volk heute bedroht, zu finden. — Der Vertreter des Katholizismus, Dr. Getzeny zeigte, wie das Verhältnis zwischen deutschem Katholizismus und deutscher Nationalgesinnung durch den eigentümlichen Gang der deutschen Geschichte mit besonderen Schwierigkeiten belastet gewesen ist: infolge des langen Festhaltens des deutschen Katholizismus am mittelalterlichen Universalismus, infolge der Entfaltung des nationalen Gedankens in Deutschland im Zusammenhang mit Entwicklungen auf religiösem, kulturellem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet, die der traditionellen Einstellung des deutschen Katholizismus widerstrebten; vor allem infolge der kleindeutschen Lösung der deutschen Frage und der kirchenpolitischen Kämpfe (Kulturkampf). Um das Jahr 1890, seit der Gründung des Katholischen Volksvereins, vollzog sich ein Übergang zu einer positiven Stellung zum deutschen Nationalstaat; der Volksverein, die katholische Jugendbewegung und weite Kreise des katholischen Deutschland arbeiten heute mit an sozialer und völkischer Erziehung.

Die grundsätzliche Stellung des katholischen Christentums zum nationalen Gedanken formulierte der Vortragende folgendermaßen: Die Nation ist eine Naturgegebenheit, über aller Natur steht die göttliche Gnade: „gratia supponit naturam". Das bedeutet die Ablehnung einer Grenzvermischung zwischen Natur und Übernatur, aber auch die Ablehnung eines einseitigen Supranaturalismus, der alle Dinge dieser Welt, also auch die Nation, für nichts achtet. Den internationalen Gedanken humanistischer oder sozialistischer Prägung steht der Katholizismus ablehnend gegenüber: ersteren, weil er nicht an die absolute Güte der menschlichen Natur glaubt, letzteren weil ihm die nationalen Kulturgüter wesensmäßig höher stehn, als die internationalen Nutzwerte. Dieselbe positive Stellung des Katholizismus zum nationalen Gedanken ergibt sich auch aus der Verbindung vor Individualismus und Gemeinschaftsidee im Katholizismus; diese Verbindung überträgt sich auch auf die Auffassung des nationalen Lebens. Die katholische Auffassung von einer Stufenordnung der Werte bejaht die nationalen Kulturwerte innerhalb der Grenzen des Gesamtwertreichs, lehnt aber den Absolutheitsanspruch der Nationalen, wie jedes natürlichen Wertes, ab. In den Fragen der Sittlichkeit und Religion unterliegt auch das Nationale dem göttlichen Gebot; innerhalb dieser Grenze wird rein selbständige Entwicklung des Nationalen bejaht. Auch die Tatsache wird bejaht, daß der Katholizismus in verschiedenen Völkern eine verschiedene, national bedingte Ausprägung erfährt. Ablehnen muß der Katholizismus allerdings einen reflexiven Nationalismus, eine Vergötzung der Nationalen und Haß gegen andere Nationen, bejahen muß er dagegen die positiven Bildungswerte in der Nation. Die Aufgaben der deutschen Nationalerziehung sind nach katholischer Auffassung: Pflege der organischen Lebens- und Gemeinschaftskräfte, Pflege der nationalen Kulturgüter-Erziehung zum Staatsgedanken aus dem Geiste des Dienens und gegenseitiger Verantwortung.

Prof. D. Althaus-Erlangen führte aus: Der Protestantismus Luthers ist ein Durchbruch germanischen Geistes in der Geschichte des Chri-

stentums. Der lutherische Protestantismus ist durch die deutsche Art und die deutsche Art durch den Protestantismus mitgestaltet. Der Protestantismus hat dadurch, daß er die Bibel als lebendige, immer wieder erneuernde Macht in das Leben des Volkes hineingestellt hat, die größte Bedeutung für die Gestaltung der deutschen Art gewonnen. Ferner hat der Protestantismus den Persönlichkeitsgedanken geweckt: die Überzeugung, daß das Gewissen frei, und Gott verantwortlich sei, wirkt dem Masseswerden des Volkes entgegen. Das evangelische Christentum stellt sich dem freien Kampfe um die Wahrheit, indem es sich mit allen geistigen Bewegungen innerlich auseinandersetzen muß; dafür muß es aber auch die Lasten und Wunden des Kampfes tragen; gerade hierin ist der Protestantismus mit der deutschen Art und dem deutschen Volksschicksal verwandt. Der protestantische Gemeinschaftsgedanke, in der Gestalt von Luthers Bild der Kirche Gottes, hat seine Sendung nicht nur in der sozialen, sondern auch in der kirchlichen Zerklüftung unseres Volkes.

Die Erziehungsmacht des Protestantismus vermittelt sich nicht zum wenigsten durch das Fortwirken der Gestalt Luthers, durch die Sprache und das Lied der reformatorischen Zeit.

Der Protestantismus hat den deutschen Geist in seiner Selbstbehauptung gegenüber fremdem, besonders westlichem Gute, immer wieder als Gewissen gestärkt.

Zur Frage „Protestantismus und nationaler Wille" stellt Prof. D. Althaus folgende Thesen auf:

„Der Protestantismus teilt den gemeinchristlichen Universalismus und weist daher jeden Absolutheitsanspruch einer Nation oder Rasse ab. Der Glaube an Gottes Schöpfertum begründet den völkischen Gedanken. Der Protestantismus erfaßt die Beziehung des Gottesreichs zu Volkstum und Vaterland als das Verhältnis nicht zweier Werte, sondern des unbedingten Herrn zu der bestimmten geschichtlichen Verantwortung, die von ihm aus den Ernst unbedingter Treuepflicht bekommt. Damit ist die Hingabe an Volkstum und Vaterland zugleich begründet und gereinigt. Die irdische Treue hat nur, indem sie Gehorsam gegen Gott ist, recht; umgekehrt: Der Gehorsam gegen Gott bindet uns zu bestimmter irdischer Treue. Die lutherische Lehre über das Verhältnis von Gottesreich und Staatsleben hat der politischen Weltanschauung unserer großen deutschen Staatsmänner ihre nüchterne Wahrhaftigkeit und damit sittlichen Ernst gegeben. Es wird für die Frage nach einem würdigen und ritterlichen Verhältnis der Völker zueinander, in einer Welt der Gegensätze, entscheidend sein, ob die anderen Völker uns hierin verstehen lernen."

Die beiden Konfessionen sollen sich in einer mannhaft starken Toleranz gegenüberstehen, nicht der nationalen Einheit zuliebe die Gegensätze verschleiern wollen, sondern sich gegenseitig zu verstehen und auch im Gegner das Gute zu achten suchen.

An die Vorträge schloß sich eine lebhafte Diskussion, an der sich Theologen und Laien, Katholiken und Protestanten beteiligten und die sich im

allgemeinen auf der gleichen Höhenlage hielt, wie die Vorträge. Die Debatten waren getragen vom Geiste unbedingter Wahrhaftigkeit, aber auch achtungsvollen Verstehenwollens des gegnerischen Standpunktes, so daß man den Eindruck gewinnt, daß diese Tagung der Fichte-Gesellschaft außerordentlich segensreich für die Festigung und Vertiefung des nationalen Gedankens gewesen ist.

W. Stapel: Das Büchlein Thaumasia*).

Von W. Stillmark.

Vom Staunen handelt dieses Büchlein, vom Staunen vor den Wundern der Welt und den Wundern der Seele. Es sind dreißig „Andachten", zwanzig theoretische, die auf ein Anschauen hinzuführen suchen, und zehn praktische, die Folgerungen für unser Handeln ziehen wollen; dabei will der Verfasser die Wurzeln des Sittlichen im Kosmos finden, „damit unser Tun und Handeln von dem bestimmt werde, was edel ist in Blut und Seele, nicht aber von einem abstrakt konstruierten Sittengesetz beherrscht werde, das vampirhaft dem Leben Blut und Seele aussaugt und gleichwohl nicht selbst lebendig werden kann. Der Vampir abstrakter Moralität ist der schlimmste Dämon, den die Hölle auf uns losgelassen hat; denn er stürzt sich gerade auf die guten Seelen". (Vgl. des Verfassers Vortrag „Moral und Moralismus".)

Nicht das Sensationelle, Außergewöhnliche meint der Verfasser, wenn er vom „Wunder" spricht, sondern er will zeigen, wie wunderbar und ungeheuerlich gerade das „Selbstverständliche" ist, wie gerade im gesetzmäßig Alltäglichen und nicht im Sensationellen die geheimsten Wunder verborgen liegen. Und so ist das Büchlein „Thaumasia" zu einem wirklichen Andachtsbuch geworden, das den Leser hinweist auf die Wunder des Lebens und seinem Denken Richtung und Anstoß gibt, nicht einem logischen, rationalen Denken, sondern einem ehrfürchtigen „staunenden" Denken. Im Geheimnis der Lebendigkeit läßt es uns die eine große Gesetzmäßigkeit, die seelenhafte Weltentfaltung ahnen: „Wir leben in dem Ganzen und das Ganze lebt in uns. Und alle lebendigen Wesen sind uns Verkündigungen des großen Geheimnisses der Seele, sie machen unser Schauen und Denken ehrfürchtig und unsere Hände behutsam, denn wir greifen, wohin wir greifen, immer nur den Einen Ewigen Gott." Ich und Welt, das Leben in seinen vielgestaltigen Formen, Raum und Zeit, der Rhythmus des Weltgeschehens, und des Menschenlebens, die Unendlichkeit und vieles andere bilden die Themata der ersten zwanzig Andachten, der „kosmischen". Sie alle sind durchdrungen von der Ehrfurcht vor der Heiligkeit alles Lebens, sie weiten den Blick, indem sie in allem, dem Großen wie dem Kleinen, den kosmischen Zusammenhang ahnen lassen. Die ethischen Andachten beginnen mit der Treue. Treue ist Gehorsam gegen das innere Wesensgesetz, das in uns wirkt. „Parzival ist der einige Deutsche. Unser Volk sucht sich

*) In der Wanderbücherei vorhanden.

selbst im Hader mit Gott. Es irrt gottfremd umher. Es wird an seinem Karfreitag den Einsiedler finden und die Offenbarung verstehen, die Gott ihm durch Wolfram gegeben hat: Gott ist eitel Treue." Aus den weiteren Andachten seien noch folgende Aussprüche herausgegriffen: „Solange ein Volk sich seine Helden nach eigenem Urteil wählt, solange es sich seine Ziele aus seiner eigenen geistigen Art heraus gestaltet, ist es frei. In dem Augenblick, da es das Eigene von sich wirft und fremde Ideale übernimmt, fremde Götter anbetet, wird es hörig dem Fremden." (Freiheit). „Man pflegt das Hervorzerren des Innersten und Innigsten mit Hilfe des Begriffes der Wahrhaftigkeit moralisch zu rechtfertigen. Die „innere Wahrhaftigkeit" ist heute zu einem Schanddeckel alles Niedrigen und Gemeinen geworden. Es „sei doch nun einmal so," darum müsse man „sagen, wie es ist." Nein, es ist nicht so. Das, was in der Scham heimlich und kaum seiner selbst bewußt zittert, der Scham zu entkleiden, ist keine Tat der Wahrhaftigkeit. Die Wahrhaftigkeit ist nicht schamlos, sondern ehrfürchtig." (Keuschheit.)

„Was nicht in die Macht deines Willens gegeben ist, ist dein Schicksal. In diesen Dingen bleibt uns nichts anderes, als fromm zu sein. Was aber in dir und um dich her deinem Willen unterworfen sein kann, dafür bist du verantwortlich. Da führe du den Kampf des guten Willens" (Vollendung).

„Im Gewissen haben wir eine unmittelbare Beziehung zu Gott. Der Mensch mit Gewissen ist sittlich ein Führer. Wer kein lebendiges Gewissen hat, kann es sich durch „ethische Kultur" nicht anerziehen. Er gehorche der Autorität der Sitte" (Gewissen).

„Außer der Liebe gibt es keine edlere Kraft als die des Verzichtes. Sie bildet uns zur reichen Bescheidenheit und gibt uns eine Einfalt und Ruhe. . . . Sie macht uns fertig mit diesem Dasein und reif zu einem anderen. Sie macht uns still und fest, so daß wir unvernichtet stehen mögen, wenn Leib und Seele von uns fällt, vor dem ewigen Gott." (Verzicht.)

Das Büchlein „Thaumasia" gehört zu dem Deutschesten, was in den letzten Jahren geschrieben worden ist: deutsch im Denken und Fühlen, deutsch in der Art, wie es durch die ganze Problematik des Lebens zu ehrfürchtiger Bejahung des Lebens hinführt und deutsch auch in seiner wundervollen Sprache — ist es ein Andachtsbuch im besten Sinne für deutsche Menschen.

Das Geheimnis des Andromeda-Nebels.

Von Dr. Arthur Beer, Reichenberg.

Es war im Frühjahr 1925, als von der größten astronomischen Forschungsstätte der Welt, dem großartigen auf dem 1700 Meter Gipfel des Mount Wilson, bei Pasadena in Kalifornien gelegenen Observatorium der Carnegiestiftung, eine kurze, aber umso bedeutsamere Meldung kam: Im Andromeda-Nebel wurden veränderliche Sterne vom Delta-Cephei-Typus entdeckt. Jemand, der der rastlosen, ungeahnt schnellen Entwicklung d. Himmelsforschung während

der letzten Jahre nicht ständig gefolgt ist, hätte sich auch bei dieser Nachricht nicht viel denken können. Die wissenschaftliche Welt aber horchte auf, denn sie erkannte darin einen Schlüssel zu Größerem. Und in der Tat zeigten die Ergebnisse der folgenden Zeit bis in die jüngsten Tage hinein, daß damals ein neuer Siegeszug des menschlichen Geistes eingeleitet worden war. Von neuem ist jetzt die Umgrenzung unseres kosmischen Weltbildes durchbrochen und die Grenzpfähle unseres Reiches ungeheuer weiter in den Raum hinausgetragen worden.

Die Frage, was denn die Milchstraße in unserem Weltbild zu bedeuten hat, wie die beobachtete Verteilung der Sterne nach ihren Entfernungen und Helligkeiten und nach ihrem Entwicklungsalter (ihren Spektren) zu verstehen sei, ist für die Forschung eine der interessantesten, aber auch eine der schwierigsten. Erst die letzten Jahrzehnte brachten auch hier entscheidende Fortschritte. Zwei Forscher insbesondere, der holländische Astronom J. G. Kapteyn in Groningen und der Amerikaner Prof. Harlow Shapley am Haward-Observatory entwarfen kühne Weltkonstruktionen, die trotz ihrer verschiedenen Grundlagen und einzelner Verschiedenheiten doch in wesentlichen Zügen übereinstimmen. — Nach Kapteyn haben wir uns das „Milchstraßensystem" als eine Sternanhäufung vorzustellen, die sich zum Zentrum hin besonders verdichtet. Von der ungefähr zentral gelegenen Sonne aus müßten wir in der Richtung der Milchstraße etwa 26.000, senkrecht dazu „nur" etwa 5.500 Lichtjahre durchmessen, um bis an die Grenzbezirke dieses Universums zu gelangen, dieses riesigen Organismus, der nach Kapteyn etwa 47 Millionen Sterne umfassen mag. — Shapley's Entwurf ist noch viel umfassender, denn in ihm finden auch noch große, bisher nicht berührte Gruppen von Himmelskörpern ihre für das Ganze sogar grundlegende Einordnung. Dies sind die „kosmischen Nebel" (lichtschwache ausgedehnte, teils leuchtende, teils dunkle Gebilde, welche uns jetzt die Photographie zu Tausenden enthüllt), sowie ferner die Sternhaufen, die „offenen" Haufen, vor allem aber die etwa 80 sogen. „Kugelhaufen" in deren manchem, so z. B. beim berühmten Herkuleshaufen, auf scheinbar kleinstem Raume bis an die 30.000 Sterne gezählt wurden. Nach Shapley wird der Anblick der Milchstraße durch eine etwa 10.000 Lichtjahre dicke Sternschicht erzeugt, in der sich außer Nebelgebilden und Sternen verschiedenster Typen auch, ziemlich am Rande zu gelegen, unser „lokales Sternsystem" mit der Sonne befindet; letzteres könnte man etwa geneigt sein, dem Kapteyn'schen Schema gleichzusetzen. Alles dies aber ist eingehüllt in die große Weltlinse Shapleys, die in ihrem weiten Bereich nur noch erfüllt ist von den ziemlich dünn verteilten Kugelhaufen. Die Dimensionen dieser kühnen Weltkonstruktion ergaben sich als ungeheuer, vor Hubbles jüngsten Entdeckungen umrissen sie die Größe des Weltalls, soweit dieses vom menschlichen Geist überhaupt begriffen: Nicht weniger als 325.000 Lichtjahre für den Durchmesser und 65.000 Lichtjahre für den Abstand der Sonne vom Mittelpunkt des Systems.

Welches wunderbare Werkzeug ermöglicht es Shapley zu diesen kühnen Zahlen zu gelangen? Eben das „Wunder der Delta-Cephei-Sterne". Unter jenen Sternen, deren Helligkeit bei genauer Verfolgung bisher Schwankungen zeigte, nimmt gerade diese typische Sterngruppe eine besondere Stellung ein; dies vor allem durch die große Regelmäßigkeit dieser Lichtschwankungen (Perioden von einigen Stunden bis zu Zehnern von Tagen) und durch ihre große wirkliche Leuchtkraft, die für unser Auge nur durch ihre große Entfernung aufgehoben wird. Überaus bedeutungsvoll ist nun eine von Miß Leavitt und Shapley aufgefundene Gesetzmäßigkeit, wonach die Periode eines Delta-Cephei-Veränderlichen umso länger ist, d. h. die Lichtschwankungen umso langsamer verlaufen, je größer die wahre Leuchtkraft des Sternes ist. Nun fand man auch in den genannten Kugelhaufen zahlreiche solcher Veränderlichen als sehr schwache Sternchen, deren Lichtperiode stets weniger als einen Tag betrug. Nach der Leavittschen Kurve entspricht dann diesen Sternen im Durchschnitt etwa die 100-fache Sonnenhelligkeit, — und nun die Folgerung: Damit ein Stern, der in Wahrheit 100fach heller ist als die Sonne, uns nur als das beobachtete schwache Sternchen erscheint, muß er soundso viele Lichtjahre von uns entfernt sein: ebenso weit also auch der ihn enthaltende Kugelhaufen. In der skizzierten Weise war das Problem der Entfernungsbestimmung für Räume bewältigt, deren Tiefen sonst keines unserer direkten Hilfsmittel gewachsen gewesen wäre.

Die Wissenschaft hatte schon längst eine bestimmte Gruppe von Himmelskörpern im Verdacht, etwas Besonderes zu bedeuten: die Spiralnebel. In klaren Nächten findet man auch mit freiem Auge einen ihrer typischen Vertreter im Sternbild der Andromeda. Ein kleins eliptisches Nebelwölkchen, — von der Photographie enthüllt als eine ausgedehnte Spirale, deren Windungen wir seitlich betrachten und bei der sich zumindest die äußersten Arme jetzt vor der Kraft der Mt. Wilson-Instrumente in eine ungeheure Sternfülle auflösen! Und nun untersucht Professor Edwin B. Hubble, dem die neuen Fortschritte zu danken sind, mit seinem 100-zölligen Reflektor sorgsam die Sterne und findet bis gegen 50 lichtveränderliche unter ihnen, darunter zahlreiche vom Delta-Cephei-Typus. Deren Perioden aber, von 18—50 Tagen führen auf dem angedeuteten Wege auf riesenhafte Ausmaße des Nebels, Ausmaße, die man sich kaum je hätte träumen lassen; 870.000 Lichtjahre als Entfernung von uns, 46.000 Lichtjahre als Durchmesser, vielleicht 17 Millionen Jahre als wahrscheinliche Rotationsdauer und als abgeschätzte Größenordnung für die Masse des Kernes etwa 270-millionenfache Sonnenmasse. — Kein Zweifel, also, eine neue gigantische Welt hat sich uns offenbart, und viel weiter draußen im Raum liegt sie noch als jene Kugelhaufen, in denen erst vor wenigen Jahren Shapley die Grenzweite der Welt aufgefunden hatte.

Aber mehr noch. Vergleichen wir als Ganzes, so finden wir weitgehende Ähnlichkeiten zwischen unserer engeren Milchstraßenwelt und

den Spiralnebeln, sowohl in den Dimensionen, wie in dem inneren Aufbau, in den Leuchtkräften und vielem anderen, trotzdem im Einzelnen noch gewisse Unterschiede bestehen bleiben. Der eine Nachweis aber erscheint jedenfalls bereits erbracht. Ein Milchstraßensystem gleich dem unseren mit seinen Milliarden von Sonnen liegt eingehüllt in dieser unscheinbaren Nebelspirale der Andromeda vor uns, und die unzähligen anderen derartigen Nebelspiralen, die unsere stärksten photographischen Instrumente aus dem abendlichen Sterngewirr herausholen, und deren Erforschung nach den gleichen Gesichtspunkten jetzt in Amerika mit großer Intensität betrieben wird, auch sie sind das gleiche: ferne Milchstraßensysteme, Weltinseln ...

Bis zu ihnen reichte bis vor kurzem nur die Phantasie und der tastende Versuch. Jetzt aber scheint ein erster sicherer Schritt gelungen, wiederum einer der großen Ausfälle aus den Begrenztheiten des Verstandes in die Unbegrenztheit des Universums.

Das päpstliche Rundschreiben im Lichte der Biologie.

Von Generalarzt a. D. Dr. Buttersack, Göttingen.

Die ganze denkende Welt ist durch die päpstliche Kundgebung vom 6. Januar 1928 aufgeschreckt worden. Die Zumutung, reumütig mit der Bitte um Verzeihung unter das römische Joch zurückzukehren, hat selbst für religiös Indifferente etwas Peinliches, Herausforderndes und löst unwillkürlich die Frage aus: Woher nimmt eigentlich der Bischof von Rom das Recht zu solcher Forderung?

Es ist natürlich kein Kunststück, sie aus dem Wesen der römisch-katholischen Kirche abzuleiten und Zitate aus alten und neuen kirchlichen Schriftstellern beizubringen, welche sich in diesem Sinne verwerten lassen.

Halten wir es aber mit dem Wort Keplers: „Es ist etwas Großes um das Wort Gottes, gewiß. Aber es ist auch etwas Großes um das Werk Gottes," und betrachten wir den Geist Gottes in seinen Geschöpfen, so finden wir, daß zu keiner Zeit und in keinem Lande das Wort von dem einen Hirten und der einen Herde im Sinne Roms verwirklicht worden ist.

So wenig es Gott eingefallen ist, nur ein chemisches Element zu schaffen, so wenig hat er es für gut befunden, nur eine Sorte von Lebewesen — nur eine Pflanzen- oder nur eine Tierart — zu erschaffen. Wir haben allmählich einsehen gelernt, daß die anatomisch-physiologische Konstitution in bestimmten, wenn auch noch keineswegs klargestellten Beziehungen zur geistigen steht. Seitdem wir nicht mehr mit enggestellten Scheuledern bloß die einzelnen Individuen oder die einzelnen Arten für sich betrachten, seitdem wir sie viel-

mehr in ihren Gegenseitigkeitsbeziehungen erfaßt haben, erscheinen sie uns alle zusammen als eine große überindividuelle und überartige Einheit, in welcher die einzelnen Arten nur als Teilstücke mitwirken, gerade so wie in unserem menschlichen Organismus das Herz, die Leber, die Hand, das Auge an und für sich bewunderungswürdige Organisationen sind, aber eben doch nur Organe im Dienste eines größeren Ganzen. Vom Leben des Waldes, des Meeres, der Wüste, der Arktis wissen wir, daß alle dort vorkommenden Lebewesen — Tiere wie Pflanzen — eine große Einheit bilden.

In der gleichen Weise hat Gott auch die Verschiedenheiten der Menschen gewollt: er hat auch sie als Mittel, als Bausteine zum Zweck einer höheren Einheit benützt. Man stelle sich vor, wie die Entwicklung der Menschheit sich vollzogen hätte, wenn es ausschließlich Aegypter, Babylonier, Juden oder Germanen, wenn es nur Ackerleute, Speerwerfer, Maurer oder Priester gegeben hätte!

Die Verschiedenheiten der Begabungen und dementsprechend der Tätigkeiten kommen uns Menschen oft genug widerspruchsvoll vor. Aber das liegt nur an unserer mangelnden Einsicht. Auch im Leben der Völker sind Mit-, Neben- und Gegenspieler und -denker notwendig, um den — uns Menschen freilich verborgenen — Plan der Schöpfung und der geschichtlichen Entwicklung zu erfüllen. Das ist eine täglich von Gott offenbarte Wahrheit, und wer daran zu deuteln unternimmt, läuft Gefahr — um mit der päpstlichen Kundgebung zu reden — sie „zu menschlichen Verhandlungen und Reglementierungen herabzuziehen".

Zu verlangen, daß alle im gleichen Schritt, nach dem gleichen Dogma, in der gleichen Richtung, unter dem gleichen Führer antreten, mag einem Menschenverstand von engem Horizont entsprechen, verrät aber völlige Verständnislosigkeit für die göttliche Strategie, welche eben das Prinzip der Arbeitsteilung, des Getrenntmarschierens auf Schritt und Tritt als ihren Willen erkennen läßt.

Jeder Mensch — auch der Bischof von Rom — enthält in sich ein bestimmtes Ahnenerbe, welches auf Grund weit zurückliegender Rassenmischungen und der jeweiligen Umwelteinflüsse gerade diese und keine andere Persönlichkeit entwickelt, eine Persönlichkeit, welche gerade diese Körperform und diese Denk- und Handlungsweise als bodenständige Produkte verwirklicht. Allein das gleiche Recht, Produkt der genannten Faktoren zu sein, hat jeder andere auch. Wir lassen Eichen, Buchen, Linden, Rosen, Veilchen, Nelken nebeneinander gelten, weil Gott sie nun einmal so geschaffen hat. Aber die Menschen in ihren Individualitäten hat Gott auch erschaffen, — also lassen wir auch sie nebeneinander gelten.

Ohne Zweifel ist der Bischof von Rom ein wichtiges Glied im göttlichen Ratschluß, aber die Bischöfe von Deutschland, Rußland, Asien und Amerika sind es nicht minder. Keiner ist allein berechtigt, so wenig als die erste Geige oder die große Trommel beim Symphonie-Orchester. Keiner darf dem anderen seine Rolle stören. Denn nicht

der Weg, nicht das einzelne Notenblatt, sondern das harmonische Zusammenspiel ist das gemeinsame Ziel.

Wenn also der Bischof von Rom den Anspruch erhebt, die ganze Welt müsse sich der von ihm geführten Kolonne anschließen, so verrät das eine hohe Begeisterung für die ihm übertragene Spezialaufgabe, aber, wie gesagt, kein Verständnis für die göttliche Strategie.

„Neues aus der Naturwissenschaft".

Neuere Untersuchungen über die Totenstarre.

Unmittelbar nach dem Tode verhalten sich die Muskeln noch genau so, wie lebende, man nennt sie in diesem Zustande überlebende, weil der elektrische Strom, genau wie bei Lebenden, eine Zusammenziehung hervorruft. Eine gewisse Zeit nachher geht jedoch eine Änderung in den Muskeln vor. Statt durchsichtig und glänzend auszusehen, bekommen sie eine trübe Farbe, fühlen sich im Gegensatz zu früher starr und fest an und geben nunmehr eine chemische Reaktion, welche entgegen den Verhältnissen vor der Totenstarre ausgesprochen sauer ist. Der Zustand dieser Starre hat nur insofern mit einer regelrechten Muskelkontraktion des lebenden Muskels Ähnlichkeit, als der Muskel hart wird und sauer reagiert. Bei der Totenstarre verkürzt sich aber der Muskel keineswegs, denn die Leiche behält die Lage, welche durch die eigene Schwere und die Unterstützungspunkte der Umgebung bedingt ist, jedenfalls konnte noch niemand die Bewegung irgend eines Körperteils bei Eintritt der Totenstarre sehen.

Genauere Untersuchungen über dieses Verhalten des Muskels hat in letzter Zeit H. J. Deutsche ausführen können. Er stellt fest, daß sich im totenstarren Muskel neben einer starken Milchsäurevermehrung auch eine beträchtliche Zunahme der Phosphorsäure nachweisen läßt. Entfernte er aber die angesammelte Säuremenge wieder durch eine besondere Methode der Sauerstoffzufuhr, so blieb trotz Abnahme der Säuremenge die Totenstarre doch bestehen. Die Anhäufung dieser beiden Säuren kann also nicht für die Auslösung der Totenstarre allein verantwortlich gemacht werden, wie man bis dahin glaubte, sondern es dürfte das Hinzukommen anderer Ursachen hierfür noch bedeutungsvoller sein. Das sind besonders die Veränderungen an den sogen. Muskelkolloiden, welche sich im toten Muskel auch nachweisen lassen, deren Zusammensetzung usw. aber viel zu kompliziert ist, um hier besprochen zu werden. Interessant dürfte aber der folgende Fall sein, bei dem es sich um eine langandauernde Totenstarre handelt, wie sie nur in den allerseltensten Fällen beobachtet worden ist, denn gewöhnlich dauert der Zustand der Starre nur ein paar Tage, und macht dann einer allgemeinen Erweichung und Erschlaffung Platz, bei der gleichzeitig Fäulnis auftritt. Die Leiche eines Erhängten, welche durch besondere Umstände erst nach mehreren Monaten aufgefunden wurde, zeigte eine steife Arm-

haltung, die auch nach dem Abnehmen der Leiche noch erhalten blieb. Der rechte Arm war nämlich über dem Kopf rechtwinklig erhoben und es hatte den Anschein, als ob der Erhängte noch kurz vor dem Eintritt des Todes in den Strick hatte greifen wollen. Diese Haltung war auch mit Gewalt nicht zu verändern. Da die Totenstarre allein nicht zur Erklärung genügte, wird man allerdings auch noch andere Faktoren in Rechnung stellen, welche diese langandauernde Totenstarre bedingten. Vielleicht ist der Arm in der angegebenen Weise nur erstarrt und nachher durch Mumifizierung, d. h. Eintrocknung des Gewebes in der Stellung befestigt worden. Denn die eingetrockneten Muskeln und Sehnen haben durchaus die Fähigkeit, ein Glied für längere Zeit in einer eingenommenen Lage festzuhalten.

Verhängnisvolle Schönheitspflege.

Die Kosmetik steht heutzutage für viele im Mittelpunkt des Interesses. So gibt es zahllose Zeitschriften, welche sich lediglich mit Fragen der Verjüngung und der Körperpflege beschäftigen. Es werden hier alle möglichen neuen Mittel zur Entfernung von Gesichtsfalten, überreichlichen Fettpolstern usw. angegeben. Das neueste Verfahren, um verlorengegangenes Fett im Gesicht wieder zu ersetzen, ist eine Einspritzung von Paraffin unter die Haut. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß durch derartige Einspritzungen natürliche Fettmassen ersetzt werden können. Dieser Ersatz muß aber, trotzdem das Paraffin steril eingespritzt wird, also keine Giftstoffe oder Bazillen enthält, doch wie ein Fremdkörper im menschlichen Organismus wirken. Denn ein Hohlraum, der früher mit organischem, d.h. der Eigenart des Körpers angepaßtem Material (Fett) ausgefüllt war, ist nach der durchaus erfolgreichen Behandlung mit körperfremden Material ausgefüllt. Es werden jetzt auch zwei Fälle bekannt, die zu verhängnisvollen Erscheinungen geführt haben. Bei dem ersten handelte es sich um Patienten, welche sich zur Entfernung von Faltenbildung am Kinn eine Paraffin-Injektion hatten machen lassen. Jetzt nach zwei Jahren hat sich unter dem Kinn ein tief herabhängendes Geschwür gebildet, das nur sehr schwer entfernt werden kann. Bei dem zweiten Patienten entwickelten sich auch im Anschluß an eine solche Paraffinbehandlung, die zur Entfernung von Augen- und Lippenfalten unternommen worden war, mehrere kleinere Geschwüre, welche Kalkeinlagerung in reichlicher Menge zeigten. Der rein operativen Behandlung von Gesichtsfalten, welche heutzutage auch ohne örtliche Betäubung fast schmerzlos durchgeführt werden können, wäre also der Vorzug zu geben.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 16 Freitag, den 24. August 1928 4. Jahrgang

Die romantische Bewegung.

Von Wilhelm Willige, Bautzen.

Das Wort „romantisch" wird sehr viel gebraucht, ohne daß man sich in jedem Falle darüber Rechenschaft geben könnte, was es eigentlich bedeutet. Wenn wir das Wort auf Künstler und Dichter anwenden, also auf Menschen, so hat das nur Sinn, wenn wir damit eine ganz bestimmte seelische Wesensart bezeichnen wollen, die sich eine ihr eigene Art künstlerischen Ausdrucks geschaffen hat, eine Art, die sich also von der anderer Künstler auffällig unterscheidet.

Romantische Menschen, romantische Kunst hat es zu allen Zeiten gegeben und gibt es auch heute; aber es gibt eine Zeit in der deutschen Geistesgeschichte, wo eine große romantische Bewegung eine ganz junge Generation ergriff und alle geistigen Gebiete durchdrang. Es ist die Generation, die vor und nach 1770 geboren, also um 1790 zu geistiger Reife herangewachsen war, die also 15 bis 30 Jahre jünger war als die Generation Goethes. In jener Zeit hat sich das Wort „romantisch" auch eigentlich herausgebildet und den Sinn bekommen, den es noch heut im wesentlichen hat.

Sprachgeschichtlich ist das Wort abzuleiten von dem mittelalterlichen „romans" oder „romant"= Roman, womit die Ritterzeit ihre höfisch-abenteuerlichen Verserzählungen bezeichnete, wie sie zuerst in Frankreich in der „romanischen" Volkssprache entstanden. Danach nannte man später abenteuerliche, wunderbare oder fantastische Geschichten „Romane". Man verlegte sie mit Vorliebe in die Ritterzeit und nannte jene Zeiten die „romantischen". In diesem Sinne läßt sich Wieland am Anfang seines „Oberon" das Flügelpferd von den Musen satteln „zum Ritt ins alte romantische Land", darum nennt auch Schiller seine „Jungfrau von Orleans" eine „romantische Tragödie".

Darum ist es kein Zufall, daß jene eigentliche „romantische" Bewegung um 1800 den Anstoß gab zu erneuter und vertiefter Ergründung der „romantischen Zeiten", des „Mittelalters", besonders des alten deutschen Volkstums, unserer alten Lieder und Dichtungen. Arnim und Brentano, Ludwig Uhland, Jakob und Wilhelm Grimm waren hier die ersten Bahnbrecher.

Die Geistesrichtung und Haltung, die sich bei jener jungen Generation als „romantische Bewegung" im allerweitesten Sinne auf dem Gebiete des Denkens, der Philosophie, der Dichtkunst, Bildkunst, Tonkunst und schließlich auch im Staatsleben offenbarte, war nichts anderes als eine neue Erscheinungs- und Entwicklungsform des alten faustisch-deutschen Menschtums, sie führte weiter, was Herder, der junge Goethe, die Sturm- und Drang-Bewegung und auch der junge Schiller begonnen hatten. Man stellt häufig die Romantik der Klassik gegenüber und mit Recht, aber dennoch haben sie gemeinsame Ursprünge, bewegen sich nur, wie wir sehen werden, in entgegengesetzter Richtung*). Die deutsche Klassik ist in Goethe zur höchsten Vollendung gekommen, obwohl auch er viel Romantisches in sich trug, die Romantik hat es nicht zu einer solch allerletzten Ausprägung und Verkörperung ihres Wesens gebracht, als seelische Kraft, nicht als vollendete Gestalt tritt sie am mächtigsten nicht in der Dichtung, sondern — das ist bezeichnend — in der Musik, vor allem in der Beethovens hervor, ihm wäre in der Dichtung die riesige, von den meisten Deutschen heute noch gar nicht geahnte Kraft Jean Pauls zur Seite zu stellen und in der Bildkunst die jetzt, nach mehr als hundert Jahren, den Deutschen sich endlich offenbarenden Landschaften Caspar David Friedrichs.

Als Grundzüge des faustischen Menschtums zeigen sich uns rastlose Sehnsucht, ruheloses Werden und Drängen, ein Stürmen über alle Maße und Grenzen hinaus ins Unendliche, ein manchesmal sinnloses, zielloses Schweifen und Suchen, eine ewige Unfertigkeit, die in ihrer Vereinseitigung immer auch die Gefahr in sich schließt, sich selber preiszugeben und zu verlieren, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Auch Goethe war ein faustischer Mensch, aber wäre er nur ein Faust gewesen, so hätte er niemals diesen Stoff so großartig gestalten können, wie er sich auch umgekehrt immer gerade durch Gestaltung des faustischen Wesens vor dessen gefährlichen und tödlichen Mächten bewahrte, so in der Faustdichtung selber wie im Götz, in Werthers Leiden, im Egmont, im Wilhelm Meister, in Torquato Tasso und in vielen seiner Gedichte. Das was Goethe über das Faustische hinaus in sich trug, können wir als das „Klassische" bezeichnen, — dabei bedienen wir uns eines Fremdwortes, das ebenso unvollkommen ist wie das Wort „romantisch"; aber beide sind nun einmal im Gebrauch und kaum zu ersetzen. Diesen klassischen Geist aber finden wir im Leben und Werk Goethes nicht bloß als Einfluß und Einwirkung, als Bildungsquelle von außen her, wie etwa bei Klopstock, Winckelmann, Herder, Lessing, sondern als

*) Vgl. Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist, letztes Kapitel.

angeborene Eigenschaft, als Bestandteil seines Wesens in gleichem Maße wie das Faustische, und so kommt es, daß sich in seinem Leben und Schaffen auf allen Gebieten faustischer und klassischer Geist vermählen, durchdringen, ergänzen. Wir sehen ihn aus allem Drängen und Ringen des Werdens immer wieder zurückschwingen in die ewige Ruhe des schöpferischen Seins. So konnte er faustisch der Sprenger aller Grenzen sein, die der Entfaltung des Lebens im Wege waren und zugleich der Lauscher auf die ewigen Gesetze, auf denen alles Leben beruht, der ehrfürchtige Anerkenner der Grenzen und Maße, die alles Leben auf Erden erst ermöglichen.

In der jungen romantischen Generation nun fand Goethe seine glühendsten Bewunderer und Jünger, Schiller standen die Romantiker meist kühler gegenüber. Was sie an Goethe immer wieder anzog und ihn für sie fast als einen der Ihrigen erscheinen ließ, das ist das, was wir hier das Faustische nennen. Unter allen Werken Goethes liebten sie ganz besonders den Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre". Dieses Buch ist die Bildungsgeschichte eines Jünglings, dem es das Theater und die Dichtkunst angetan haben, der erfüllt von mannigfachen Plänen, Wünschen, Sehnsüchten in die Welt hinauszieht, sich einer Schauspielertruppe anschließt, mit ihr das bunte, abenteuerliche, wechselreiche und gefährliche Leben fahrender Leute teilt und dabei mit allen Schichten der Gesellschaft in Berührung kommt, alle Erscheinungen des Lebens und alle Arten von Menschen kennen lernt. Schließlich aber zeigt es sich, und das ist das Unromantische, Klassisch-Goethesche an dem Buche, daß all sein unruhevolles Wandern und Wandeln ein heimlich planvoll geleiteter Bildungsweg war und, nachdem diese „Lehrjahre" vorüber sind, ist er reif und bereit, an seinem bescheidenen Teile in praktischer Berufsarbeit, als Wundarzt, zum Wohle der Gesamtheit beizutragen.

Für diesen letzten Sinn des Romans hatten die Romantiker in ihrem jugendlichen Drängen kein Verständnis. Das Bunte, Abenteuerliche, Seltsame, Ahnungsreiche, Geheimnisvolle des Buches, das am schönsten und ergreifendsten in den beiden Gestalten des Harfners und Mignon verkörpert ist, zog sie dagegen mächtig an, vor allem Friedrich Schlegel, der 1798 einen wundervollen Aufsatz „Über Goethes Meister" schrieb, dann Novalis, Eichendorff, Tieck, Brentano, Arnim und all die anderen. In den Romanen dieser Dichter finden wir häufige Einwirkungen des Vorbildes „Wilhelm Meister", allen voran im Heinrich von Ofterdingen von Novalis.

Die Grundhaltung der Romantik ist die Sehnsucht nach dem Unendlichen*). Lebt die Klassik in der Gegenwart, sucht sie den Augenblick zu verewigen, so schwebt die Romantik in die Vergangenheit und Zukunft; ist jene ein in-sich-Beruhen, so ist diese ein aus-sich-heraus-Bewegen. Am einseitigsten und ganzesten prägt sich klassischer Geist in der Plastik aus, also in der Kunst, die vor allem die körperhaften Gren-

*) Vgl. E. L. Schellenberg: Das Buch der deutschen Romantik, 1924.

zen alles Lebendigen festhält und damit etwas der Zeit und also der Vergänglichkeit Angehöriges von der Zeit erlöst und ganz in den Raum bannt als etwas ewig Gültiges, als etwas Seiendes, nicht als Werdendes. Die eigentlich „romantische" Kunst ist dagegen die Musik, jene flüchtigste, nur in der Zeit vorhandene, vom Raum gelöste Kunst, die ganz Bewegung ist. Der Gott des klassischen Menschen ist Apollo, der Gott des Lichtes, des Tages, der klaren Gestaltung, der die Grenzen und Umrisse aller Dinge hervortreten läßt, — der Gott der Romantik ist dagegen Dionysos, der Gott des dunklen Rausches, der die Grenzen auflöst und verwischt gleich der Nacht*). Goethe liebte das Licht des Tages über alles, und pries besonders freudig immer wieder das Erglänzen der Morgensonne. Er nahm, wie es in der Zueignung heißt,

„aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit".

Auch Hölderlin, so sehr er die Nacht liebte und den Dionysos pries, noch höher gilt ihm doch die Klarheit, der reine Glanz des Tages.

Novalis dagegen besingt in seinen schönsten Gedichten die Nacht, und wer kennt und liebt nicht die wunderbaren Abend- und Nachtgedichte Eichendorffs oder auch Brentanos.

Die schönsten romantischen Dichtungen sind aus Rausch oder Traum geboren:

„Mein irres Singen hier
ist wie ein Rufen nur aus Träumen"

bekennt Eichendorff, und bei Novalis heißt es:

„... ich steh in diesem Leben
trunken an des Himmels Tor".

Als ein tröstender Traum schwebt ihm ein eigenes Bild der Maria vor der Seele, das er in einem köstlichen und bezeichnenden kleinen Liede besingt:

„Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
seitdem wir wie ein Traum verweht
und ein unnennbar süßer Himmel
mir ewig im Gemüte steht." —

*) Vgl. Fritz Strich, Deutsche Klassik und Romantik.

Der klassische Künstler weist immer wieder in die Wirklichkeit des Tages, ja des Alltags hinein und will sie gestalten und beleben, er will, wie Goethe:

„dieses enge Dasein hier
zur Ewigkeit erweitern";

der romantische aber will aus dem Alltag und seiner Stumpfheit hinaus heben in eine geträumte Welt. So erscheint ihm seine Welt auch als träumend, verzaubert und berauscht:

Die Welt in Abendgluten
wie träumerische Fluten,
wo blühnde Inseln trunken
sich spiegeln in dem Duft,

so heißt es in Eichendorffs Gedicht „Der Sänger", und so weiß sich der romantische Künstler als Magier, der die Geheimnisse der verzauberten Welt offenbaren darf:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.

Im Mittelpunkte klassischer Dichtung steht immer die Gestalt des Menschen, alles andre dient nur als Hintergrund, von dem die Gestalt sich abhebt und der Dichter ist bestrebt, seine Gestalt ins Mythische zu erheben, das heißt sie zu Bildern eines Allgemeinmenschlichen, immer Gültigen zu machen, das Ewige, Gesetzmäßige will er darstellen oder wenigstens ihm zum Siege verhelfen. Der romantische Dichter ist dagegen ein Meister der Landschaftsdichtung, wobei ihm die gestaltlose Landschaft zum Sinnbild der Unendlichkeit wird, der grenzenlosen Welt. Auch in den Romanen der Romantiker liegt der Ton nicht auf den Gestalten selbst, sondern auf ihren Bewegungen, Beziehungen, auf dem geheimnisvollen Leben, Weben und Schweben, von dem ihre Welt erfüllt ist. Drum neigt der Romantiker auch viel eher als zur Darstellung des Allgemeingültigen, Dauernden dazu, das Individuelle, Einmalige, Augenblickliche, das so niemals Wiederkehrende wiederzugeben.

So waren auch die romantischen Menschen selber kaum je kraftvolle Gestalten ihres Daseins, manche sind sogar ausgesprochen haltlos und schrankenlos, wie vor allem Clemens Brentano, aber sie waren alle Künstler in ihren Beziehungen zu den anderen Menschen, Meister der Geselligkeit, der Gemeinschaft, und fast alle auch leidenschaftlich, aber etwas unstet erotische Naturen. Ja, die Quelle der ganzen romantischen Bewegung ist ein Freundeskreis, die beiden Brüder Friedrich und August

Wilh. Schlegel, jener der Denker, dieser der Anreger und vielseitige Einführer und Übersetzer der Theologe Schleiermacher, der Dichter Novalis gehörten ihm vor allen an, die Seele des Ganzen aber war eine Frau, sie war die älteste unter ihnen: Caroline geb. Michaelis, später die Frau A. W. Schlegels und dann die des zwölf Jahre jüngeren romantischen Philosophen Schelling. Diese Menschen waren vor allem auch Künstler des Gespräches und des Briefes: die uns überlieferten Romantikerbriefe, vor allen die von und an Caroline sind ein Schatz deutscher Menschlichkeit und ein Denkmal großer und echter Weiblichkeit.

Die Auslese der schönsten dieser Briefe (wie sie etwa Friedrich Gundolf*) zusammengestellt hat) ist das Denkmal einer einzigartigen menschlich-geistigen Gemeinschaft von höchster Kultur: diese Menschen waren nicht umsonst die nächsten geistigen Nachkommen der Goethe-Generation. Aber nicht in dem, was ein besonderer Einzelner unter ihnen leistete, liegt der letzte und höchste Wert ihres Wirkens und Schaffens, sondern eben in ihrem gemeinschaftlichen Fühlen, Denken und Bekennen, in dem vorbildlichen Einanderbefruchten und Einandergeltenlassen, im gegenseitigen Anregen, Fördern und Steigern. Zugleich sind diese Briefe unschätzbare Quellen für unsere Kenntnis dieser romantischen Menschen in ihrer ursprünglichen Wesensart und ihrer zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingtheit. Auch finden wir darin treffende Aeußerungen und Deutungen dessen, was wir seitdem als „Romantik" kennen und lieben, so etwa, wenn Friedrich Schlegel an August Wilhelm schreibt (28. August 1793): „Die Quelle des Ideals ist der heiße Durst nach Ewigkeit, die Sehnsucht nach Gott, also das Edelste unserer Natur. — Einige, die es verkennen, wähnen, es streite mit der Natur, die doch nur in Eintracht mit dem Geiste das Wahrhaft Große erzeugt. Die Begeisterung ist die Mutter des Ideals und der Begriff sein Vater. — Was ist denn unsre Würde, als die Kraft und der Entschluß, Gott ähnlich zu werden, die Unendlichkeit immer vor Augen zu haben?"

Die Unendlichkeit als ein Gegenstand grenzenlosen Sehnens ist ja das Merkmal aller bewegten Jugend bis auf unsere Tage, ist auch das, was das Wesentliche des faustischen Menschtums ausmacht, aber jene romantische Jugend um 1800 liebte das Sehnen um des Sehnens willen, und wenn wir das Wesen klassischer Kunst im Aufzeigen des ewigen Seins, der überall und allzeit unabhängig von Raum und Zeit geltenden Gesetze alles Lebens, aller Menschen und Dinge sehen, so ist dem romantischen Künstler die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit das Element, in dem seine Seele einzig atmen, schreiten, schwimmen und schweben kann.

*) „Romantiker-Briefe", Jena, Diederichs, 1907.

Die Bedeutung der Romantik für das historische und politische Denken.

Von W. Stillmark.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, wenn man die Romantik als eine nur literarische Erscheinung betrachtet. Sie ist viel mehr als das: eine höchst umfassende weltanschauliche Bewegung, die letzte ganz umfassende Bewegung, welche die europäische Kultur gehabt hat. Insbesondere das geschichtliche und politische Denken hat von ihr reiche Befruchtung erfahren; hierüber orientieren in sehr übersichtlicher Weise zwei Schriften aus der Sammlung „Einzelschriften zur Politik und Geschichte": G. v. Below, Wesen und Ausbreitung der Romantik, und Rohden, die Hauptprobleme des politischen Denkens von der Renaissance bis zur Romantik. Die Romantik hat den Rationalismus im deutschen geistigen Leben überwunden und abgelöst und hat daher wie dieser auch eine umfassende wissenschaftliche Leistung aufzuweisen. „Die poetischen Hervorbringungen der Romantik könnte man sich allenfalls fortdenken, die wissenschaftlichen nicht." (Below.)

Der Grundzug der neuen Gesamtauffassung des geistigen Lebens ist der Gedanke der Abhängigkeit des Einzelnen, der einzelnen Person oder Gruppe, des einzelnen Vorgangs, der einzelnen Entwicklung von allgemeinen Mächten, eine Abhängigkeit, die allerdings nicht im naturgesetzmäßigen, kausalmechanischen Sinn aufzufassen ist. Daher hat die Romantik, im Gegensatz zur Aufklärung, den grundsätzlichen Unterschied zwischen Geschichtswissenschaft und Naturwissenschaft betont. In der Geschichte gilt z. B. die Abhängigkeit alles Einzelnen vom Volksgeist, aber weil diese Abhängigkeit nicht naturgesetzlich gedacht wird, bleibt Raum für die Bedeutung der Einzelpersönlichkeit. Gerade indem die Romantik das Irrationelle anerkennt (im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Auffassung), kann sie das Einzelne, die Persönlichkeit, die Freiheit, den Genius, das Geistige voll würdigen. Dadurch hat die Romantik erst eine wirklich brauchbare Geschichtsauffassung geschaffen, denn das Geschichtliche läßt sich unmöglich rein rational begreifen. Die Auffassung von der Bedingtheit aller Geschichte durch den Volksgeist, an den die Romantik glaubt, schafft auch die geschichtlichen Normen und Ideale, so die Anschauung, daß Recht und Volksgeist übereinstimmen sollen, daß ein Volk nicht unter fremder Herrschaft stehen dürfe, daß seine politische Verfassung sich organisch aus seinem Leben entwickeln müsse. Darin liegt z. B. auch die Bedeutung der Romantik für die Zeit der Befreiungskriege, aber auch für den als Reaktion bezeichneten Wunsch der Erhaltung der alten politischen Lebensformen im Gegensatz zu den von Frankreich aus eindringenden revolutionären, rationalindividualistischen Staatsidealen. Aus dieser Grundanschauung läßt sich auch die Vorliebe der Romantik für das Mittelalter verstehen: hier fand

sie ihrer Ansicht nach die große Zeit wirklich ursprünglicher, völkischer Lebensformen. Aus der romantischen Geschichtsauffassung ist der größte deutsche Historiker, Ranke, hervorgegangen; aber auch die deutsche Nationalökonomie hat hier ihre Wurzeln und die deutsche Rechtsschule (Savigny). Die positiven Leistungen der Romantik für die Wiederbelebung der deutschen Vergangenheit sind ja bekannt, aber auch ihre Erforschung fremden Volkstums und seiner Vergangenheit; es ist eine Eigenart der Romantik, daß sie einerseits den nationalen Gedanken kräftig ausprägt, damit aber doch ein universales Moment verbindet.

Für die gegenwärtige Wissenschaft ist die romantische Anschauung noch heute maßgebend, daß die gesamte Kultur eines Volkes, Dichtung und Kunst, Religion und Sitten, Staat und soziale Gliederung, Ausdrücke des Geistes dieses Volkes sind und ihrerseits diesen immer wieder neu formen und gestalten. Dadurch ist erst eine Kulturwissenschaft, die auf dem organischen Gedanken beruht, möglich geworden.

Wenden wir uns nun der Frage zu, was die Romantik im besonderen für das politische Denken, für die Wissenschaft vom Staat, bedeutet, so finden wir, daß die Romantik im Gegensatz zur individualistisch gerichteten Aufklärung mit ihrem Naturrecht dem *Staat* wieder sein Recht als umfassende Gemeinschaft zurückgegeben hat: er ist „ein freies, in sich durch unendliche Wechselwirkungen streitender und sich versöhnender Ideen bestehendes, wachsendes Ganzes" (Adam Müller).

Die Romantik ist der stimmungsmäßige Untergrund für den politischen *Konservatismus*, nicht im einfachen Sinne des Beharrens am Hergebrachten, sondern im Sinne der *Dauer*. Die politische Romantik will daher das Gegenteil von dem, was die Französische Revolution erstrebte: diese wollten den Aufbau des Staates und der Gesellschaft nach rationalen Grundsätzen, das Maß aller Dinge sieht sie in der *individuellen* Vernunft, das einzelne Individuum ist die Quelle aller politischen Entscheidungen, indem es seine Stimme abgibt. Die Revolution ist in ihrem Kern also individualistisch, alle überindividuellen Organismen, also auch der Staat, sind Produkte individueller Willensakte. Der Konservatismus dagegen betont die Priorität der überindividuellen Bindungen, die entweder als geschichtlich gewordene Organismen oder als göttliches Gesetz verstanden werden. Der romantische Konservatismus hat diesen Organismusbegriff mit der Persönlichkeitsidee erfüllt, den politischen Organismus des Staates als Individualität, als Persönlichkeit aufgefaßt.

Der Ich-Kult, der die Romantik auszeichnet, erscheint hier auf die Gemeinschaft als auf ein überindividuelles Ich übertragen. Familie, Stand, Volk, Staat und Kirche sind lebendige, von unablässiger Bewegung erfüllte Wesen, gewachsene Organismen, die sich dynamisch entfalten. Wie bei der Persönlichkeit alle Äußerungsformen einem einheitlichen Lebenszentrum in einer gewissen Kontinuität entströmen, so enthüllt sich auch der Persönlichkeitscharakter der Gemeinschaftsformen im Phänomen der Dauer: eine Nation ist z. B. nicht die Summe ihrer heute lebenden Glieder, sondern sie umfaßt in gleichem Maße die Generationen der Vergangenheit,

Gegenwart und Zukunft, Erinnerung, Tatwillen und Hoffnung. Der gewöhnliche Mensch kann lediglich „machen", d. h. schon Existierendes bestätigen; schöpferisch ist nur die Zeit, die Dauer, oder — als ihr Stellvertreter — der Genius, der gottbegnadete Führer, der den Volksgeist verkörpert. Nimmermehr aber kann eine Masse als Summe von Individuen schöpferisch sein; der Glaube, man könne eine Verfassung rational „machen", ist ein verhängnisvoller Irrwahn. Die Staatsform ist wohl eine Gesamtleistung des Volkes, aber eher im Sinne einer künstlerischen Schöpfung, wie Sprache, Märchen, Volkslied. — Wie in dem Begriff der Persönlichkeit der Begriff der *Gliederung* der körperlichen und geistigen Funktionen beschlossen ist, so unterscheidet sich auch das Volk als Persönlichkeit von der bloßen Masse durch Gliederung, durch Schichtung, kraft deren der Staatsbürger mit dem Staat durch ein reich abgestuftes System von Zwischenformen verbunden ist. Auch die Romantik kennt die Freiheitsidee, aber nicht, wie die Revolution, in der Verbindung von liberté und égalité, sondern die Freiheit erhält ihren Wert nicht durch die *Gleichheit* aller, sondern aus der *Besonderheit*.

„Die revolutionäre Freiheitsidee ist qualitätslos, die romantische Freiheit beruht auf dem Gefühl für die Eigenart, die Qualität" (Rohden). Freiheit schlechthin ist daher kein allgemeines Menschrecht, sondern ein mannigfach abgestuftes *Vorrecht*: die Nation braucht ihre Freiheit, innerhalb ihrer haben *ihre* Freiheit die Stände und Korporationen, im Rahmen der letzteren die Individuen ihre. Die Freiheitsidee erscheint also in der Tiefendimension qualifiziert und verwirft jede Nivellierung, sei es durch Revolutionen, sei es durch den Despotismus, denn auch dieser macht alle Individuen einander gleich, indem er die Freiheit nur dem Herrscher vorbehält. Das Ideal der Romantik ist also die ständisch gegliederte, die aristokratische Monarchie, wo der Herrscher das Symbol der nationalen Lebenseinheit ist.

Die Politik soll niemals nur Gegenwartspolitik sein, sondern „Tugend ist die Kraft, die Gegenwart mit Hilfe der Vergangenheit zu gestalten." Die Romantik erkennt den Machtwillen als bewegendes Moment in der Geschichte durchaus an, bejaht daher auch den Krieg, will ihn aber begrenzen durch die Liebesgesinnung. Die ideale Verwirklichung des heroischen Lebenswillens und christlicher Liebesgesinnung erkennt die Romantik wiederum im mittelalterlichen Staat, so wie sie ihn sah.

So ist das romantische Staatsgefühl letzten Endes eine Verflechtung biologisch-organischer (der Staat als Organismus) und religiöser Motive (der Staat als christliche Liebesgemeinschaft). Das letztere Motiv erscheint als das stärker betonte z. B. auch in der Ideologie der Heil. Allianz, aber auch noch in Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Das bleibende Verdienst der romantischen Geschichts- und Staatsauffassung ist vor allem die Ablehnung des Rationalismus mit seinen kausalmechanisch begründeten Konstruktionen und die starke Hinwendung zur Lebensidee.

Das Horoskop.

Was es ist und wie es gedeutet wird.

Vornotiz: Die Astrologie ist in der Nachkriegszeit neben einer ganzen Reihe ähnlicher „mystischer" Wissenschaften, wie z. B. der Chiromantie, wieder hervorgetreten, deshalb dürfte es von Interesse sein, im folgenden ihre Elemente einmal zusammengestellt zu finden. Ein Urteil über die Richtigkeit der Deutung soll natürlich damit nicht verbunden werden.

Das Horoskop eines Menschen ist ein Bild der Ekliptik im Augenblick seiner Geburt. Ekliptik nennen wir die Bahn, die die Sonne scheinbar im Laufe eines Jahres unter den Sternen zurücklegt. Sie ist ein Kreis, der sog. Tierkreis, der in die 12 Tierkreiszeichen eingeteilt ist. Bekanntlich liegen ja nun alle zu unserem Sonnensystem gehörigen Planetenbahnen ungefähr in einer Ebene mit der Erdbahn; auch der Mond kreist ungefähr in dieser Ebene um die Erde, eine Tatsache, aus der die Astronomie den gemeinsamen Ursprung aller dieser Himmelskörper folgert. Infolgedessen bewegen sich auch die Planeten am Himmel immer ungefähr in der Ekliptik. Man kann also sehr wohl alle Planeten, Sonne und Mond auf einem Kreise darstellen, was mit den übrigen Sternen natürlich nicht möglich wäre, da sie ja nicht in derselben Ebene liegen.

Was den Laien an einem Horoskop gewöhnlich stutzig macht, ist die Tatsache, daß auch Sonne und Mond als Planeten behandelt werden, die Astrologie also geozentrisch (mit der Erde als Mittelpunkt) orientiert ist, während in der Wissenschaft diese Einstellung ja schon seit Kopernikus überwunden ist. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Astrologie sich nur damit befassen will, den Einfluß der Gestirne auf die Erde festzustellen, und daß für diesen Zweck das geozentrische System praktischer erscheint.

Ein Teil der Ekliptik liegt (in unseren Breiten) stets über dem Horizont, ein Teil darunter. An zwei Stellen schneidet sie also den Horizont, einmal im Osten und einmal im Westen. Im Osten gehen die Planeten auf, deshalb heißt der östliche Schnittpunkt von Ekliptik und Horizont Aszendent, der westliche dann entsprechend Deszendent. Ferner wird die Ekliptik durch den Meridian jeden Ortes geschnitten, wenn man ihn sich an den Himmel projiziert denkt; praktisch würde das eine Linie etwa vom Polarstern nach dem Nord- und Südpunkt des Horizontes bedeuten. Diese Linie schneidet die Ekliptik genau im Süden des Ortes. Der Schnittpunkt wird in der Astrologie medium coeli (Himmelsmitte) genannt. (Die Sonne steht jeden Tag um 12 Uhr Ortszeit auf diesem Punkt.) Denkt man sich den Meridian auch unter den Horizont verlängert, so schneidet er dort die Ekliptik genau gegenüber vom medium coeli im imum coeli (Himmelstiefe) noch einmal.

Die vier Punkte: Aszendent, Deszendent, medium coeli und imum coeli teilen die Ekliptik in vier Teile; sie sind für die astrologische Deutung von größter Wichtigkeit. Jeder von diesen Teilen ist noch dreimal untergeteilt, so daß also die Ekliptik in 12 Felder oder Häuser zerfällt. Nach der Astrologie hat jedes Haus eine besondere Bedeutung, so das erste für die Persönlichkeit, das vierte für die Familie, das zehnte für den Beruf, das elfte für Freunde usw.

Will man ein Horoskop stellen, so muß man diese Teilung der Ekliptik in die 12 Häuser für den Augenblick der Geburt berechnen, denn natürlich ändern sich die vier oben erwähnten Punkte ständig, da im Laufe eines Tages jeder Punkt der Ekliptik einmal aufgeht, also auch jedes Tierkreiszeichen, von denen jedem in der Astrologie eine besondere Bedeutung zuerkannt wird. Ferner muß man zur Stellung eines Horoskops die Planeten einschließlich Sonne und Mond in der Ekliptik an dem Punkt eintragen, an dem sie im Augenblick der Geburt standen. Damit kommen wir nach den Häusern zum zweiten Grundelement der Astrologie: den Winkeln oder Aspekten. Da die Planeten auf der Ekliptik infolge ihrer verschiedenen Entfernung von der Sonne verschieden schnell laufen, verändern sich dauernd ihre Abstände. Einige, und zwar: der Abstand von 0 Grad oder Konjunktion, 60 Grad oder der Septilschein, 90 Grad oder Quadratschein, 120 Grad oder der Trigonalschein und 180 Grad oder Oppositionsschein sollen nach der Lehre der Astrologie besonders bedeutungsvoll sein. Dies sind die sogen. „großen Aspekte", die Winkel von 30, 45, 135 und 150 Grad, oder „schwache Aspekte" sollen hier nicht berücksichtigt werden. Von den großen Aspekten sollen das Septil und das Trigon „gut", das Quadrat und die Opposition „schlecht" sein, während die Konjunktion beide Bedeutungen haben kann. Die Kombination der einzelnen Elemente geschieht nun folgendermaßen: Jeder Planet vertritt angeblich eine Eigenschaft im Menschen: Mars den Willen, Venus das Gefühl, Merkur den Intellekt usw. Bilden nun zwei Planeten, z. B. Venus und Mars einen „guten" Winkel, so soll man bei solchen Menschen beobachten können, daß Wille und Gefühl harmonisch zusammenwirken, bilden sie aber „schlechte" Winkel, so sollen entweder Exzesse oder Triebhemmungen die Folgen sein, jedenfalls für den betreffenden Menschen Erlebnisse disharmonischer Natur. Welche Winkel nun von den in jedem Horoskop in größerer Anzahl vorhandenen man als besonders einflußreich anzusehen hat, richtet sich nach der Stellung des Planeten. Steht einer an einem der vier oben erwähnten wichtigen Punkte, so soll er ganz besonders stark wirken. Aber die Stellung in den einzelnen Häusern beeinflußt noch die Bedeutung der Planeten je nach der Bedeutung der Häuser. Venus soll z. B. im zehnten Hause auf einen künstlerischen Beruf hinwirken, steht sie aber im vierten, so soll sich das Gefühl und Gemüt im Familienkreise besonders auswirken. So ist nach astrologischer Lehre der Charakter vom Stande der Gestirne zur Stunde der Geburt abhängig. Ereignisse, z. B. Unglücksfälle und Glücksfälle, Tod usw. werden angeblich durch Transite herbeigeführt, d. h. durch Vorübergänge der Planeten an dem Orte, an dem sie oder andere Planeten im Geburtshoroskop stehen. An einem Beispiel wird dies klar werden: Bei je-

mandem, der am 21. März geboren ist, steht die Sonne bei 0 Grad Widder. Am 21. Juni steht sie bei 0 Grad Krebs, d. h. 90 Grad entfernt, also im Quadratschein, am 24. Juli im Trigonalschein usw. Durch Berechnung aller dieser so entstandenen Aspekte sollen dann alle Ereignisse zu erklären sein. Wieweit allerdings die auf diese Weise gefundenen Ergebnisse mit der Wirklichkeit übereinstimmen, ist eine Frage, die auf ein anderes Gebiet gehört, und soll hier nicht erörtert werden.

Dr. L. Hansen, Dresden.

Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien*).

Die 1926 erschienene 15. Auflage dieses berühmten Werkes ist ein Neudruck der Urausgabe, die von Prof. Dr. Walter Goetz-Leipzig durchgesehen worden ist. Die Renaissancekultur wird dargestellt in sechs Problemkreisen, die in ihrer Gesamtheit ein überaus farbenprächtiges und lebensvolles Bild der Zeit geben. Der erste Abschnitt behandelt den Staat, den der Forscher als Kunstwerk auffaßt, als eine Lebensform, die auf bewußter Berechnung aller Mittel, verbunden mit einer fast absoluten Machtvollkommenheit innerhalb der Staatsgrenzen beruht. Das Vorbild für die Tyrannenherrschaften der Renaissancezeit, in denen dieser Staatstypus am reinsten in Erscheinung tritt, war der süditalische Staat des Hohenstaufen Friedrichs II., mit dessen Charakteristik der Verf. daher beginnt. Wir lernen dann die neue Staatsform, die eine eigenartige Mischung von politischer Weisheit, kultureller Fruchtbarkeit und höchster sittlicher Unbedeutlichkeit darstellt, an vielen Beispielen kennen: Mailand unter den Visconti und Sforza, Urbino, Rimini, Neapel, Mantua, Ferrara usw. Gegen die Tyrannenherrschaften erhoben sich ihre Gegner, die z. T. auf Grund antiker Vorbilder den Tyrannenmord verherrlichten. Die großen Republiken werden eingehend behandelt, Florenz, die Stadt der beständigen Bewegung und Venedig, die mächtige Seebeherrscherin, beide von unabsehbarer Bedeutung für die menschliche Kultur. Die auswärtige Politik der italienischen Staaten und die Kriegführung zeigen dieselbe künstlerische Behandlung, wie das Staatsleben überhaupt: die Politik ist zu einem Kunstwerk geworden. Dem Papsttum und seinen Gefahren (Nepotismus, Ämterankauf, äußerste Verweltlichung) ist ein besonderes Kapitel gewidmet; die hervorragendsten Päpste, Alexander VI., Julius II., Leo X. werden charakterisiert.

Der zweite Abschnitt, „die Entwicklung des Individuums", führt uns in die neue Persönlichkeitskultur mit ihrer Vielseitigkeit ein: allseitige Ausbildung der Persönlichkeit, die starke Sehnsucht nach Ruhm, ungeheures Selbstbewußtsein, beißender Spott und Witz sind die Kennzeichen der neuen Persönlichkeit, die in ihrem krassen Individualismus von dem mittelalterlichen Menschen mit seiner Gebundenheit so sehr abweicht. Der Abschnitt „Wiedererweckung des Altertums" gibt eine prächtige Schilderung der Ruinenstadt Rom, die jetzt, seit der neuen Parteinahme für die Antike, eine ganz andere Pietät genießt, als im früheren Mittelalter. Die Stadt wird nach antiken Vorbildern erneuert, sorgfältig sammelt und schützt man die Überreste des Altertums. Die Liebe zu den antiken Autoren zeigt sich in einer wahren Sammelwut, in der Gründung von Bibliotheken, griechischen Studien, in der Umgestaltung der Dichtung nach antiken Vorbildern. Universitäten und Schulen werden vom Geist des Humanismus erfüllt, Fürsten und Bürger wetteifern in der Förderung des Humanismus, auch das Papsttum ist hierin den übrigen Höfen gleich. Die humanistische Redekunst, die lateinische

*) In der Wanderbücherei vorhanden.

Abhandlung und Geschichtschreibung, die Anbetung Ciceros, die allgemeine Latinisierung der Bildung, die neulateinische Poesie mit ihrer Mischung von Heidnischem und Christlichem werden als Symptome der Zeitstimmung, welche die Wiedererweckung des Altertums als Ausdruck ihres neuen Lebensgefühls brauchte, gewertet. Der Sturz des Humanismus im 16. Jahrh. infolge eigener Ausartung, aber auch infolge der nach 1527, dem Jahr der Zerstörung Roms, einsetzenden katholischen Gegenreformation bildet den Ausklang dieser Bewegung in Italien.

Die Kultur der Renaissance hat die Welt und den Menschen neu entdeckt; dieses wohl bedeutsamste Problem der Zeit behandelt der Verfasser durch Schilderung der wiedererwachenden Naturwissenschaften und des Interesses für die Natur, aber auch des gefühlsmäßigen Verhaltens zur Landschaft. Wie die Natur, so ist auch der Mensch mit seinem Seelenleben Gegenstand des Interesses: sowohl Dichtung, als auch Biographik sind stark psychologisch eingestellt. Auch die menschliche Schönheit gilt wieder als Wert, wie auch das ganze sinnenfrohe, lebenbejahende gesellige Treiben. Die Geselligkeit und die Feste sind Gegenstand des 5. Abschnitts; Sitte und Religion werden im letzten Abschnitt behandelt.

Dem Buche sind ausführliche Quellenangaben beigegeben; ausgezeichnet sind die Illustrationen (9 Tafeln und über 200 Bilder im Text), ausgewählt von Dr. J. Jahn, Assistent des Kunsthistorischen Instituts der Leipziger Universität.

W. Stillmark.

Vom dichterischen Wert Johan Bojers.

Von Conrad Wandrey.

Der deutsche Vorkriegsroman stand im Zeichen der individuellen Atomisierung und psychologischen Überfeinerung. Heute suchen die Jungen des Ursprünglichen und der einfachen Lebenstatsachen aufs neue habhaft zu werden. Gut deutscher Brauch aber heißt von je das Fremde willkommen, wenn es die eigenen Ziele fördert. So sei hier von einem Dichter gesprochen, dessen reifste Werke, obgleich seit Jahren in unsere Sprache übertragen, doch nicht von dem Nachhall begleitet waren, den sie eigentlich wecken müßten. Es ist der bereits dreiundfünfzigjährige Norweger Johan Bojer. Sein Ruhm wächst in anderen Ländern beständig, und doch hat er Frankreich, England, Amerika seinem tiefsten Wesen nach viel weniger zu sagen als gerade uns.

Bojer kam aus der untersten, dumpfen und kräftigen Schicht des Volkes herauf. Er hat sich dann durch eiserne Energie weitergeholfen und verfügt heute über eine ebenso tiefe wie ausgebreitete Bildung, von der sein reiches Schaffen — Dramen, Romane, Novellen — auf Schritt und Tritt Zeugnis gibt. Fruchtbar und bedeutsam für uns ist nun die Tatsache, daß Bojer, dem auch die europäische Zivilisation unmittelbares Erlebnis geworden ist, doch nie den stärkeren Zusammenhang mit seinem Land und seinem Volke verloren hat. Mitte und Leitbild von Bojers Romanen, in denen seine Kunst ihren reifsten Ausdruck gefunden hat, ist der Mensch, der seine Kräfte noch einheitlich und unzerteilt besitzt. Hier gründet das Ethos seiner gewachsenen, zu gegenständlichr Anschauung gerundeten Werke, die lange nicht so gescheit, aber um vieles nahrhafter und fruchtbarer sind als die meisten Bücher unserer großstädtischen Romanschriftsteller.

Man kann in Bojers Entwicklung drei Phasen unterscheiden.. In der ersten ist noch ein merklicher Einfluß Ibsens und seiner Seelenzergliederung spürbar, obgleich Bojer schon hier Menschen aus Fleisch und Blut formt, bei denen das Psychologische nur Funktion leibhaftig sich darlebender Gestalten ist. Hierher gehören „Ein Mann des Volkes", „Unser Reich" und „Leben" (erschienen bei S. Fischer, Berlin). Die zweite Phase ist von einer Auflockerung ins Persönliche und Lyrische bestimmt. Hier ragt „Der Gefangene, der sang" und „Der große

Hunger", Bojers weltanschaulich bedeutendstes Werk, hervor. Von diesen Büchern wird das erstere erweitert unter dem Titel „Der Mann mit den Masken", das zweite in neuer Übersetzung, deren es sehr bedürftig ist, im Laufe dieses Jahres bei C. H. Beck in München herauskommen. Und dort erschienen auch die Werke der dritten und bedeutendsten Schaffensperiode. Hier liegt ein neuer verklärender Glanz über den Dingen, Begebenheiten, Schicksalen, von denen Bojer erzählt, ein Glanz, der nicht nur den Blick eines Dichters, sondern die Güte eines gereiften Mannes, eines Weltgerechten im edelsten Wortsinn zur Voraussetzung hat. Von den beiden wichtigsten Werken dieser Wegstrecke soll hier des näheren die Rede sein.

Seinen europäischen Ruhm verdankt Bojer dem Roman „Die Macht der Lüge". Die Konzeption dieses Werkes gibt den großen Würfen Dostojewskis an Genialität kaum etwas nach. Da hat der Bauer Knut Norby eine Bürgschaft übernommen und der Mann, für den er gutsagte, falliert. Nun will Norby zuerst allen Schaden tragen, der ihm entstanden ist, aber das Gerücht kommt auf, daß seine Unterschrift gefälscht sei. Und nun hängt das Schicksal vieler Menschen — der Familie des Ruinierten nicht nur, sondern auch, wie sich bald zeigt, der Norbyschen — von dem Augenblick ab, wo dieses Gerücht dem Einzigen zu Ohren kommt, der um die Wahrheit weiß. Und Norby, mehr aus Scham, Unentschlossenheit, Ärger, denn aus übelwollen und Bosheit, schweigt. Dieses Schweigen aber wird zur ersten Schlinge eines Truggewebes, aus dem bald kein Entkommen mehr für ihn ist. Bojer tut mit genialem Scharfblick dar, wie in einem Gesellschaftsgefüge, wo äußere Wohlanständigkeit an Stelle der sittlichen Tüchtigkeit getreten ist und gewachsene Werte zur hohlen Phrase geworden sind, die Lüge zu einer Macht fast mythischen Ranges anwächst: sie greift mit unheimlich zerstörerischer Gewalt um sich, so daß auch edle Gefühle, wie die Elternliebe des vierten Gebotes, siegreich ins Feld geführt werden können zugunsten einer Sache, die an Schmierigkeit ihresgleichen sucht. Aber man geniert sich nicht lange, denn das Verkehrte kann zur zweiten Natur werden, und so ist es hier.

Die sittlich reinigende Wirkung des Buches nun — auch das ist von hohem künstlerischem und menschlichem Niveau — wird bewirkt gerade durch Sieg, Feier und Triumph der Lüge über die Wahrheit. Bojer kennt das Leben unserer Tage viel zu gut, um noch meinen zu können, daß etwas getan sei, wenn die Tugend nach Erbrechen des Lasters sich zu Tisch setze. Der Leser soll nicht „erhoben" werden, wie die ästhetische Phrase der Bequemlichkeit von anno dazumal lautet, er soll nicht mit dem beruhigenden Wohlgefühl entlassen sein, daß der Sieg des Guten freilich manchmal etwas spät, aber ja doch endlich komme. Sondern er soll wachgerüttelt werden und das schmerzliche Bewußtsein zurückbehalten, daß auf dieser Welt das meiste Unrecht ungesühnt bleibt, auch wenn eine hohe Gerichtsbarkeit ihres Amtes waltet, wie in diesem Bojerschen Roman. Nur aus dem dauernden Bewußtsein menschlicher Unzulänglichkeit überhaupt kann vielleicht der Einzelne, soweit es in seinen schwachen Kräften steht, zu einer Minderung der Macht bewegt werden, die der Lüge unter jeder Form und Gestalt in der heutigen Welt gegeben ist.

Bojer hat mit unerbittlichem Wahrheitsmut aufgezeigt, wie menschliches Leben bis in die Grundfesten hinab erschüttert wird, wenn oberste und einfachste Werte, wie Treu und Glauben, zum Popanz werden. Daß der Dichter an keiner Stelle dieses tiefschürfenden Buches aus seiner epischen Zurückhaltung heraustritt, daß er nirgends anklagt, das macht sein Werk als Ganzes zu einer viel wirksameren Anklage. Es ist aus einem tiefen Wissen um die Kleinlichkeit, Feigheit und Verlogenheit der menschlichen Natur heraus geschrieben. Dahinter aber, noch tiefer geschichtet, liegt der Glaube an die erneuernde Kraft menschlicher Liebe und Güte, um die Bojer nicht nur weiß, sondern die er hat.

Davon zeugt auch das letzte und schönste Werk Bojers, die „Lofotfischer". Soweit die „Macht der Lüge" hineinleuchtet in die moderne Fäulnis, soweit greift dieser Roman zurück auf die unverbrauchten Kräfte jenes bodenständigen Volkstums, dem der Mensch Bojer seine Sicherheit und Stärke, der Dichter seine Wirklichkeit

und Fülle zu danken hat, Eigenschaften, die dem deutschen Roman abhanden kamen, und die er heut zurückzuerobern sich anschickt.

Nimmt man das Buch so, dann liest es sich wie ein Dankgedicht. Das Fischervolk hoch oben an Norwegens Küste, das hier als Gesamtbild auf den Plan tritt, ist wie ein Sinnbild der schützenden und hegenden Heimatskräfte, ohne daß Bojer in jene romantische Schönfärberei verfiele, die Björnsons Bauernnovellen so unleidlich macht. Das Meer war schon oft Gegenstand einer literarischen Atelierkunst, scharf beobachtende Augen haben es zum wirksamen Hintergrund gemacht, vor dem Leid und Lust einer Menschenwelt sich feinsinnig abspielt, die bei der Natur nunmehr zu Gast geht. Aber es gibt, soweit ich sehen kann, kein neueres erzählendes Werk, in dem das nordische Meer in seiner elementaren Wucht und Größe so sinnfällig sich darlebt, so unmittelbar als Naturmacht sich auswirkt, wie in Bojers Lofotfischern. Hier ist der Gegensatz von szenischer Umwelt und menschlicher Handlung, die sich in ihr abspielt, aufgehoben, beides nicht zu unlöslicher Einheit verschmolzen, sondern als ursprüngliche Einheit dichterisch dargestellt. Dieses Fischervolk, derb im äußeren Gehaben, einfach und oft roh in seinem ungebrochenen Triebleben und doch voll geheimer Innigkeit und zarter Scheu, es ist nur wie eine andere Erscheinungsform der riesigen Landschaft selbst, die als grenzenlos flutender Ozean und starres Urgebirge mit aller drohenden Gefahr und stummen Wucht auf den Menschen lastet, aber sie auch durchflutet mit den heimlichen Zaubern und jähen Entzückungen des Ewigen und der Frühe.

Man zögert fast, Einzelheiten aus diesem Roman herauszugreifen, der keine eigentliche Handlung hat, sondern das naturgebundene Dasein einer Menschengemeinschaft und ihrer harten Arbeit in immer gleichem Wechsel der Jahreszeiten vor Augen führt. Aber die seelische Eindringlichkeit und anschauliche Gewalt der Bojerschen Lofotfischer, die den Vergleich mit erlesensten Beispielen neuerer epischer Kunst aushalten, verlockt doch dazu, auf das eine und andere Kapitel rühmend hinzudeuten.

Da ist die atemberaubende, kühne Fahrt auf den winzigen Booten über das Wogengebirge des stürmenden Westmeeres. Und dann die unvergeßliche Szene, wo plötzlich, nachdem die Netze wochenlang leer aus der Tiefe gegangen sind, der Kabeljau dichtgedrängt zu Millionen im engen Fjord steht und nun an dessen Eingang, heraufbeschworen von der nackten Gier nach dem phantastischen Reichtum des Meeres, der brutale, fast tierische Kampf entbrennt zwischen den armen Netzfischern und den Besitzern der großen Schiffe, weil keiner dem andern den unerhörten Fischzug gönnen will ... Und gleich im nächsten Kapitel das Sterben eines alten Lofotfahrers, der inbrünstig nach den Tröstungen der Beichte und des Abendmahles verlangt; aber es ist auf Meilen im Umkreis kein Priester zu finden, und so muß einer von den Fischern erwählt werden, um die heilige Handlung stellvertretend vorzunehmen. Wie da diese wetterharten barschen Männer auf einmal in demütige, ehrfurchtsvolle Menschen sich wandeln, wie die Majestät des Todes das Edle und Lauterste, das sorglich Gehütete auf ein paar Nachtstunden enthüllt, während sie in einsamer Runde um den Sterbenden sitzen und fast den einfachen Jüngern Christi gleichen; etwas Erschütterndes wird man kaum in irgendeinem Romane der Weltliteratur lesen können. Schöner hat Bojers Menschlichkeit sich nie bewährt. Und dieses Kapitel ist auch, auf das dämonische Schauspiel jenes Fischzuges unmittelbar folgend, ein beredtes Zeugnis dafür, welche Weiten sein episches Schaffen umspannt, welche Gegensätze von äußerer Begebenheit und innerem Erleben er im Rahmen seiner Romane zur Einigung bringt.

Wäre von Bojer nichts vorhanden als dieses Werk, so hätten wir doch noch Anlaß genug, uns aufs liebevollste mit dem norwegischen Dichter zu befassen, vor allem aber den Tiefen nachzuspüren, aus denen sein Werk zu so hoher Blüte und reicher Entfaltung aufgewachsen ist. „K. Ztg."

Der Gast.

Eine Erzählung von Irmela Linberg (geb. Tittelbach).
Verlag Jonck u. Poliewsky, Riga. Preis brosch. 2.75, in Halbl. 4 Kr.

Die kurländische Verfasserin gehört zu den aus der Jugendbewegung hervorgewachsenen Menschen, und solche Menschen zeigt sie uns auch in ihren beiden bis jetzt veröffentlichten Erzählungen, der früheren „Der Vagant" (Altona 1926) und dieser neuen. Hier wie dort werden aus eigener klarer Kenntnis heraus zwei durch jene große Bewegung immer wieder ausgeprägte Grundformen menschlichen Wesens einander gegenübergestellt: der seßhaft-bodenständige Mensch, der in sich beruhend mit fester Hand unbeirrt das Leben meistert und sein Stück Erde bestellt, und der andere, schicksalhaftere, von dem das Wort Georges gilt: ihr immer schweifend und drum nie erfüllt! Von dieser letzten Art ist der „Gast" dieses Büchleins. Aus dem Süden kehrt er von großer Sehnsucht getrieben in die Heimat am nordischen Meer — man errät die baltische der Verfasserin —, tritt wie ein Komet in die geordnete friedliche Arbeitswelt einer ländlichen Siedluug und gefährdet für zwei Tage das wohlgegründete Glück, in welchem hier ein tüchtiger Mann mit einer groß empfindenden Frau lebt. Diese sowohl wie ihre jüngere Schwester werden von leidenschaftlichem Begehren nach dem großen Leben in der fernen Welt ergriffen, aus der jener junge Künstler in ihre Abgeschiedenheit gekommen ist und in die er zurückkehrt, um der Bahn weiterzufolgen, die seine hohe Kunst ihm weist. Beseligt aber nicht erschüttert durch die Liebe, die auch ihn zu der jungen schönen Frau ergreift, scheidet er von den Menschen, denen er ein zugleich schmerzlicher und beglückender Bote und Rufer des Lebens geworden ist. Die vier Hauptgestalten des Buches sind lebendig gesehen und festgehalten. Noch mehr gewinnen würde es, wenn die Sprache nicht an manchen Stellen sich zu sehr von der schlichten selbstverständlichen Sachgemäßheit entfernte. Die Menschen dieser Erzählung unterreden sich manchmal in einem Tone, der hier und da ans Theatralische gemahnt. Dem entspricht auch, daß die Worte manchmal in einer Weise umgestellt sind, wie es in der Versprache um des Rhythmus willen oft erforderlich und schön ist, während es in der ungebundenen Sprache der Erzählung nur sinnwidrig und geschraubt wirkt. Und doch fühlt man, daß hinter dem ganzen Werk ein feinsinniger, echt und wahrhaft empfindender Mensch steht, der selbst um bewußte sinnvolle Gestaltuug des Daseins ringt.

Wilhelm Willige.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 17 Freitag, den 14. September 1928 4. Jahrgang

Die Herbst-Vortragskurse in Dorpat und Reval.

Das Programm der diesjährigen, vom Deutschen Kulturamt veranstalteten Vortragskurse steht noch nicht in allen Einzelheiten fest, aber evtl. Abänderungen vorgesehen, sei heute folgendes mitgeteilt.

Am 6. und 7. September hat Prof. Dr. Andrée-Königsberg die beiden angekündigten Vorträge „Ausgewählte Bilder aus der älteren paläogeographischen Entwicklung des Ostbaltikums" und „Geologische Aktualitätslehre einst und jetzt" gehalten.

Am 23. resp. 24. Sept. folgt unser Landsmann Prof. Dr. J. Haller-Tübingen mit einem 2-stündigen Vortrag über „Den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte" und über das gleiche Thema ein paar Tage später in Dorpat.

Etwa am 1. und 2. Oktober spricht der Direktor des Weltwirtschaftsinstituts der Handelshochschule Leipzig Prof. Dr. E. Schultze über „Weltpolitik und Weltwirtschaft" und „Deutschland als Glied der Weltwirtschaft". In Dorpat kommen zu diesen Themen hinzu „Aufstieg und Niedergang des britischen Weltreichs", „Die Völkerwanderungen der Gegenwart" und „Weltanschauung und Wirtschaftsleben".

Eventuell dürfen wir den Literarhistoriker Prof. Dr. J. Nadler-Königsberg (Thema vorbehalten) erwarten.

R. v. E.

Die Technische Stadt als Symbol.

Von D. Dr. Paul Tillich,
Professor an der Technischen Hochschule Dresden. *)

Jedes menschliche Werk ist zugleich Sache und Symbol. Als Sache dient es einem Zweck und ist bestimmt durch ihn. Als Symbol drückt es ein Sein aus und ist bestimmt durch dieses. Jedes menschliche Werk kann befragt werden nach dem Zweck, dem es dient, den Mitteln, die es braucht; es kann aber auch befragt werden nach dem Sein, das sich in ihm ausdrückt, dem Symbol, das es darstellt. Auf die Frage nach der Sache „Technische Stadt" antwortet die Entfaltung alles dessen, was das Wort bezeichnet, antwortet zum Beispel die anschauliche Entfaltung, die in einer Ausstellung gegeben ist. Der Sachgehalt „Technische Stadt" kommt hier erschöpfend zur Darstellung. Nicht so der Symbolgehalt, der zugleich in ihr liegt. Er kann nicht äußerlich dargestellt, nicht sinnlich wahrgenommen werden. Und doch kann er angeschaut werden in der nach innen gerichteten Schau, in der wir unser menschliches Sein, das seelische und das gesellschaftliche, erfassen. Dabei kann deutlich werden, wie sich unser Sein, unser allgemein-menschliches und unser besonderes geschichtliches Sein, in der Sache „Technische Stadt" ausdrückt, inwiefern die technische Stadt Symbol ist für unsre Seelenlage, für unser Lebensgefühl, für unsern Gestaltungswillen. Diese Frage wollen wir hier stellen in der Überzeugung, daß, wenn sich Antworten auf sie ergeben sollten, das auch für die sachliche Betrachtung nicht ganz bedeutungslos wäre, vor allem aber in der Überzeugung, damit zu der menschlich-entscheidenden Frage, der Frage nach dem Sinn, vorzustoßen.

Jeder Mensch kann in seiner Seele ein Gefühl gegenüber der Welt entdecken, das man als „Gefühl des Unheimlichen" bezeichnen könnte. Nicht als ob uns ständig unheimliche Dinge begegneten. Die sogenannten unheimlichen Dinge sind nur wechselnde Symbole eines Urgefühles des Unheimlichen, das der Mensch dem Dasein selbst gegenüber hat. Un-

*) Der geistvolle Aufsatz des bedeutenden Religionsphilosophen und Psychologen Prof. Dr. Tillich wurde anläßlich der Eröffnung der Dresdener Ausstellung „die technische Stadt", zugleich zur Hundertjahrfeier der technischen Hochschule in Dresden geschrieben. Er ist ein Zeichen der Zeit in doppelter Hinsicht: er zeigt Segen und Gefahr unseres technisierten Lebens und zugleich ist er, als geistiger Ausdruck der kulturphilosophischen Fakultät an der technischen Hochschule in Dresden ein hocherfreulicher Beweis dafür, daß eine bedeutende Pflanzstätte des rationalisierten Lebens und der Technik den Mut gehabt hat, durch Angliederung einer kulturphilosophischen Fakultät die starre Umgrenzung des technischen Bezirkes zu lockern und ihn in lebendigen Kontakt mit den letzten Fragen und Zielen unserer Kulturaufgabe, mit Fragen unseres Seelenlebens zu stellen.

R. v. E.

ser Dasein, dieses, daß wir da sind, ist das eigentlich Unheimliche für uns. Unheimlich, d. h. nicht heimisch, nicht vertraut, fremd und drohend ist das Stehen in der Welt als solches, auch wenn keine besonderen Drohungen und Unheimlichkeiten vorliegen. Ja, gerade dann: denn wenn wir bedroht sind von etwas Bestimmtem, wehren wir uns; und schon das Sich-Wehren nimmt dem Ding einen Teil seiner Unheimlichkeit. Wo wir uns aber nicht wehren können, weil nichts da ist, das sich uns faßbar entgegenstellt, da ist das Unheimliche in Macht.

Um dem Unheimlichen zu entfliehen, sucht der Mensch sich heimisch zu machen im Dasein, sucht er dem Dasein das Fremde, das Drohende zu nehmen. Ein hervorragendes Symbol dieses Willens ist das Haus (einschließlich seiner Vorgänger, der Höhle und des Zeltes). Das Haus hat seinen sachlichen Gehalt, seinen Zweck, dem es dienen muß und durch den es gestaltet und umgestaltet wird. Aber es hat zugleich einen symbolischen Gehalt. Im Hause wird ein Stück des Daseins heimisch gemacht, zur Vertrautheit gebracht. Das Unheimliche des unendlichen Raumes, das uns in sich hineinreißen will, wird ferngehalten durch den begrenzten Raum, den wir erfüllen können mit unserem Dasein. Und zugleich wird das Unheimliche der völligen Begrenztheit, der Höhle, des Labyrinthes, der Enge (mit der die Angst zusammenhängt) aufgehoben in der Verbindung mit dem unendlichen Raum durch das Fenster, den Balkon, den Turm, den Hof und Garten. Zwischen den Unheimlichkeiten des Nichtbegrenzten und des Ganzbegrenzten liegt „die Heimeligkeit des Hauses". Je nach dem Lebensgefühl einer Zeit und Kultur mehr dem einen oder mehr dem anderen Pol nahe: Das moderne Haus z. B. mit seiner Auflösung der Wand in das Fenster, mit seiner wechselseitigen Durchdringung des unendlichen und des abgegrenzten Raumes, mit der Erhebung seiner Basis über den Erdboden ist Symbol des ins Unendliche vorstoßenden modernen Lebensgefühls und seiner Angst vor der Enge der Höhle.

Das Haus ist die Zelle der Stadt, und wie das Haus, so ist auch die Stadt Symbol jener urmenschlichen Flucht vor dem Unheimlichen. Der isoliert wohnende niedersächsische Bauer trotzt in der Heimlichkeit seines Hauses der Unheimlichkeit der Weite, die ihn umgibt und in Einsamkeit bannt: ein Symbol und zugleich eine Ursache seiner eigenen trotzigen Besonderheit. Der Städter des Mittelalters drängt in das Enge, um dem Unheimlichen der Weite zu entgehen. Nur in dem Sichstrecken der Türme durchbricht er die Enge, aber nach oben, ins Jenseitige, nicht in die Breite des Daseins. Wir empfinden das Heimelige, Umschließende dieser Städte, aber zugleich die Unheimlichkeit ihrer Enge, das Höhlenhafte, Unterirdische dieser Gassen. (Man denke an Meyrinks Schilderungen des Prager Judenviertels.) Die moderne Stadt ist weit und hell. Die erleuchteten Prachtstraßen und Plätze unserer Großstädte sind Symbole einer Überwindung der Enge, ohne daß die unabgeschlossene Weite hereingelassen wird. (Die typische Vorstadt hat weder die Enge noch die Weite der inneren Stadt und treibt durch die Unheimlichkeit ihrer „Öde" ins Zentrum zurück.)

*

Wie Haus und Stadt das Mittel der Einfügung ins menschliche Dasein, so ist alle Technik eine Überwindung des Unheimlichen in den Dingen. Schon das Erkennen, die Einordnung der Dinge in Gesetze und Zusammenhänge ist Zurückdrängung ihrer dämonischen Tiefe, ihrer Unfaßbarkeit, Fremdheit, Bedrohlichkeit. Welterkennen ist immer auch Heimisch-Werden in der Welt, und die Geschichte der Wissenschaft ist auch eine Geschichte des Sieges über das Unheimliche. Zur Vollendung kommt dieser Sieg aber erst in der Technik. Sie ist das große Experiment, das die Wissenschaft bestätigt und sie zugleich in den Dienst des Zweckes stellt. Ein Ding, das völlig durch den Zweck bestimmt ist, ist auch völlig durchschaubar geworden. Es birgt keine drohende Tiefe, keine erschütternde, unerwartete Wirklichkeit mehr. Es ist dem Gesetz unterworfen, auf dessen Erkenntnis es beruht, es ist berechenbar in jedem seiner Teile und Momente.

In der Einheit von Technik und Wissenschaft hat sich der Mensch die Erde unterworfen, hat sie sich als Ganzes gleichsam zum Hause gemacht, wie die Utopisten der Renaissancezeit es geweissagt hatten. Die Erde als Heimat des Menschen, als das Angeeignete, Vertraute, seiner Unheimlichkeit Beraubte, das war die Konsequenz, die der Renaissancemensch aus der Umwälzung der Astronomie zog. Die Erde war ein Stern geworden wie jeder andere. Das Göttliche ist den Sternen nicht näher als der irdischen Sphäre, wie die Griechen und das Mittelalter noch gemeint hatten. Der Mensch braucht sich nicht nach den Sternen zu sehnen. Er lebt selbst auf einem solchen und muß ihn sich gestalten zu seiner Wohnung im unendlichen Kosmos. Das Mittel ist die technische „Magie", zu der der Mensch befähigt ist, weil er im Schnittpunkt aller Seinsphären steht: so fordert die Philosophie der Renaissance und so sucht es das technische Zeitalter zu erfüllen. Unter allen ihren Schöpfungen aber ist die „Technische Stadt" die symbolkräftigste. Sie vereinigt den Gedanken der Seinsbeherrschung mit dem der Einwohnung ins Sein. In ihr kommt zu unmittelbarer, konzentrierter Anschauung, was in seinen Wirkungen die ganze Erde umspannt: die Erde als „Haus der Menschheit", die Beherrschung aller Seinsmächte, der Sieg über das Unheimliche, Fremde, Drohende des Daseins. — Es ist nicht nötig, dieses in den einzelnen Einrichtungen der Gebilde der technischen Stadt nachzuweisen. In jeder steckt eine ungeheure Fülle menschlicher Seinsaneignung. In jeder steckt Befreiung des Menschen von ungeheuren Lasten mechanischer Arbeit. Jede ist Symbol von Entdämonisierung der Welt. Jede ist Schöpfung neuer, oft wundervoller Seinsgestalt. Das technische Haus, die technische Stadt, die von der technischen Stadt beherrschte, zum Menschheitshaus gemachte Erde: das ist das Symbol unseres Zeitalters, des Zeitalters der Erfüllung der technischen Utopie, des Zeitalters der Einwohnung des Menschen in die Erde und der Aneignung und Umschaffung der Erde durch den Menschen.

*

Eben dadurch aber wird die technische Stadt zum Symbol für die Fragwürdigkeit, die über unserem Zeitalter, über der Erfüllung der technischen Utopie steht. Denn mit ihr erhebt sich eine neue Drohung, eine neue Unheimlichkeit, die nicht mehr zu bannen ist durch Wissen und Technik, die vielmehr durch diese selbst gerufen wird. Je mächtiger und komplizierter die technischen Gebilde sind, desto mehr erhalten sie ein eigenes, vom Menschen unabhängiges Leben, desto schwerer ist es, sie zu beherrschen, desto bedrohlicher werden sie selbst für den, der sie am besten kennt und durchschaut. Mit dem Eigenleben des technischen Gebildes erhebt sich ein neues Element des Unheimlichen mitten in dem Bekanntesten. Und dieser unheimliche Schatten der Technik wird wachsen in dem Maße, in dem die ganze Erde zur „technischen Stadt" und zum technischen Hause wird. Wer kann es noch beherrschen?

Und zugleich entsteht ein eigentümlicher Widerspruch: das technische Ding hat zwar die ursprüngliche Unheimlichkeit des Dinges verloren. Aber es ist darum nicht eigentlich vertraut geworden. Das technische Haus, die technische Stadt bleiben fremd. Dem Ding ist sein Eigenleben genommen und darum kann kein Eros es verbinden mit unserem Eigenleben. Es ist erstarrt, und es bringt uns zum Erstarren. Der Boden, die Verbindung mit der lebendigen Erde, ist genommen. Der behauene oder künstliche Stein trennt uns von ihr. Das Eisenbetonhaus trennt uns mehr als Lehm, Holz und Backstein von den kosmischen Strömungen. Das Wasser ist in Röhren, das Feuer in Drähte gebannt. Die Tiere sind ausgeschlossen oder ihrer vitalen Kräfte beraubt. Bäume und Pflanzen sind eingeordnet in den technischen Zusammenhang, dem rationalen Zweck „der Erholung" zu dienen. Die Fremdheit bleibt trotz aller Aneignung und sie steigert sich ins Unüberwindliche, alles Beherrschende in der Großstadt. Mit der Fremdheit der technisierten Dingwelt aber erhebt sich eine neue Unheimlichkeit, ein Grauen vor der erstarrten Welt, die uns dient, und die nicht reden kann als Lebendiges zu Lebendigem. Und es kommt ein Augenblick, wo wir uns (meist in falscher Romantik, zuweilen in echter Verzweiflung) in alle Unheimlichkeiten vergangener Zeiten stürzen möchten, um dem Grauen der Fremdheit zu entgehen, das aus der unterworfenen Dingwelt aufsteigt.

Oder wir werden selbst unsrer Lebendigkeit beraubt und erstarren im Dienste dessen, was wir selbst zum Erstarren gebracht haben. Das gilt von uns allen, am meisten aber von denen, die am tiefsten im Dienste der technischen Stadt, des technischen Hauses „Erde" stehen; die nirgends einen Ersatz haben für die Lebenskräfte, derer sie beraubt sind, die zwar die Herrschaft über die Dinge tragen, aber doch als selbst Beherrschte, in ihrem vitalen und seelischen Leben Verkümmerte: die Proletarier. Und hier entsteht eine neue Drohung, Drohung des entleerten, zum Dienste am Diener des Menschen verurteilten Menschentums. Und diese Drohung wird noch bedrohlicher dadurch, daß sie ihre Kraft nimmt aus der Ungesichertheit, Unversorgtheit, Uneingeordnetheit und die daran ständig sich nährende Lebensangst des Proletariats (deren Grund die Dämonie des der Menschheit längst aus den Händen geglittenen Wirtschaftsprozesses ist). Auch hier erhebt sich vom

Boden der „Technischen Stadt" ein neuer, unheimlicher Schatten, der ihren Glanz und ihre Dauer in Frage stellt.

Hinter diesen Drohungen aber steht als Tiefstes die Frage nach dem Lebenssinn der technischen Herrschaft, nach dem Sinn des „wohleingerichteten Hauses Erde". Wir wohnen nicht, um zu wohnen, sondern wir wohnen, um zu leben. Wenn aber das Leben, unser ganzes Leben, im Dienste des Wohnens, im Dienste der technischen Stadt steht: wozu dann dieses Leben? Die technische Stadt gibt keine Antwort auf diese Frage, aber sie stellt diese Frage. Und wenn die Ausstellung „Die Technische Stadt" und mit ihr die Jahrhundertfeier der Technischen Hochschule viele vor diese Frage stellen würde, so wäre sie wirklich Symbol geworden, in dem wir uns selbst angeschaut hätten in der Macht und in der Fragwürdigkeit unsres Seins.

Lessing.

Ein Streiter des Geistes.

Von Wilhelm Willige.

I.

Leidenschaftlich unbedingtes Ringen nach Wahrheit, Kämpfen für Wahrheit ist der letzte Lebenssinn Lessings. Nicht als etwas jemals ganz Erreichbares zeigt sich ihm dieses Ziel; er fühlt, daß er sich ihm nur ewig nähern kann. Wir kennen sein großes Wort, daß er das immerwährende Suchen nach Wahrheit dem vollen Besitze vorziehen würde, der ja nur einem Gotte zukomme und unerträglich sei. Das ist echt faustisch. Dieses Wort war nicht bloß eine schöne Wendung, sondern ein zusammenfassender Ausdruck seiner gesamten Lebensbetätigung. Durchaus im Sinne Goethes, der das Erforschliche erforschte und das Unerforschliche ruhig verehrte, und weit über den aufklärerischen Rationalismus sich erhebend, für den es Unerforschliches nicht gab, bejahte Lessing damit die ewige Unbefriedigung und rastlose Sehnsucht der suchenden Menschenseele, wie sie später in Goethes Faust ihre gewaltigste Verkörperung fand.

So war es Lessings unabänderliche Geistesbeschaffenheit und sein unermüdlicher Trieb, auf allen geistigen Gebieten bis zum letzten Atemzuge dem Lichte der Wahrheit nachzueilen, es den Mitmenschen zu zeigen und Unwahrheit und Lüge und das Heer der Vorurteile allüberall mit seinen glänzenden Mitteln, mit den Pfeilen und Blitzen seiner Redekraft zu bekämpfen, mochte es sich nun um Theater, Dichtkunst, Bildkunst, Moral, Philosophie oder Religion handeln. An allem ist sein ganzes persönliches Wesen innerst beteiligt, beseelt von leidenschaftlichem Wahrheits- und Klarheitsdrang. Schon der junge Friedrich Schlegel rühmt in seinem herrlichen Aufsatz „Über Lessing" 1797 vor allem dessen „göttliche Unruhe, die überall nicht blos wirken, sondern aus Instinkt der Größe handeln muß, und die auf alles, was sie nur berührt, von

selbst, ohne daß sie es weiß und will, zu allem Guten und Schönen so mächtig wirket."

So ist es nicht verwunderlich, daß gerade er als erster unter den geistigen Führern der Zeit den Plan mit sich herumtrug ein Faustdrama zu schreiben. Von diesem Werke sind uns nur ein größerer Auftritt und ein paar Notizen und Bruchstücke erhalten. In dem Auftritt, den Lessing 1759 in seinen Literaturbriefen veröffentlichte, ohne sich als den Verfasser zu bekennen, unterhält sich Faust mit sieben Teufeln, die er beschworen hat. Er will den für seine Zwecke geeignetsten auswählen, nämlich den schnellsten, den also, der ihm am raschesten jeden Wunsch seines immer weiter drängenden Erkenntnisdurstes befriedigen kann.

Jeder Faustdichter hat noch in der Gestalt Fausts ein Bild seiner eigenen Natur dargestellt. So sollte Lessings Faust zweifellos in erster Linie ein Sucher nach Wahrheit und Erkenntnis sein. Das ist der Goethische Faust ja auch, aber am Anfang der Dichtung hat er alle reine Verstandes- und Vernunfterkenntnis schon hinter sich und bekennt zu sehen, „daß wir u i c h t s wissen können". Anders bei Lessings Faust: wie bezeugt wird, sollte ihn gerade sein unablässiges Streben nach Wissenschaft und sittlicher Vernunft vor der Hölle bewahren. In dem einen Punkt aber sehen wir Lessing mit Goethe übereinstimmen: auch er kann im Gegensatze zum alten Volksbuch, zum Puppenspiel und zum „Faust" des Engländers Marlowe nicht zugeben, daß ein ringender, wahrhafter Mensch schließlich dem Teufel anheimfalle, mochte er auch noch so oft gefehlt haben. Er hätte ja sich selbst und sein Suchen nach Wahrheit verneinen müssen!

Lessings äußeres Leben weist die Züge faustisch-tragischer Glücklosigkeit und Ruhelosigkeit auf: Kamenz, Meißen, Leipzig, Berlin, Wittenberg, Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg Wolfenbüttel, das sind die äußeren Haltepunkte seiner Lebenswanderung, und nirgends fand er die volle Freiheit und Muße, die man einem geistig Schaffenden wünschen sollte. Richard M. Meyer nennt ihn einmal den großen „Glücksverpasser". Er weilte lange Zeit mit dem jungen Studenten Goethe zusammen in Leipzig, ohne daß dieser ihn aufgesucht hätte, und später als der Mann Goethe in Weimar den Plan hegte den Verehrten aufzusuchen, erhielt er die Nachricht, daß er gestorben sei. In Breslau war es Lessing gelungen eine größere Bibliothek anzuschaffen, aber nach Beendigung des siebenjährigen Krieges verlor er sein dortiges Amt und mußte alle Bücher verkaufen um leben zu können. In Berlin war er vorgeschlagen, Bibliothekar Friedrichs des Großen zu werden; aber, wohl weil er als junger Mensch einen kleinen Streit mit Voltaire gehabt hatte, wurde ihm ein gänzlich unfähiger Franzose vorgezogen. Wie Winckelmann ersehnte auch er nach Italien zu reisen, aber als er endlich das Geld hatte, gab er es für die in Not geratenen Angehörigen hin.

Später mußte er die Reise im Fluge an der Seite eines braunschweigischen Prinzen machen, wobei er zwar die herrlichsten Kunstschätze sah, aber nirgends Zeit und Stimmung fand sich ernstlich mit

ihnen zu befassen. Als sein Hamburger Freund König starb, übernahm er die Sorge für dessen Witwe und ihre Kinder; schließlich verlobte er sich mit der ihm befreundeten Frau. An eine Heirat war bei seinem Wolfenbütteler Gehalt nicht zu denken. Nach fünfjährigem Warten war er so gestellt, daß er, nunmehr 47 Jahre alt, heiraten konnte. Aber dieses späte häusliche Glück war von kürzester Dauer, denn die Frau starb mit Lessings erstem Kinde. Die beiden Briefe, worin er den Tod der beiden einem Freunde mitteilt, gehören in ihrer Knappheit zu den erschütterndsten, die je geschrieben wurden.

Als Lessing später die nachgelassenen Schriften seines Freundes Reimarus herausgab, fühlte sich die orthodoxe Geistlichkeit in ihrer Macht gefährdet und begann mit den gemeinsten Verleumdungen gegen Lessing zu hetzen. Dieser verteidigte sich mit glänzender Überlegenheit. Da erreichte man es beim Herzog von Wolfenbüttel, der Lessing durchaus gnädig gesinnt war, daß ihm verboten wurde, weiteres in der Sache zu veröffentlichen, während seine Gegner ihn ruhig weiter schmähten und irgendein erbärmlicher Zeitungsschreiber sogar behauptete, Lessing habe für die Veröffentlichung von der Judenschaft in Amsterdam tausend Dukaten geschenkt erhalten.

Für allen Unglimpf nahm Lessing die vornehmste und geistigste Rache, die man erdenken kann: er dichtete „Nathan den Weisen", worin er die Religion edler Menschlichkeit und helfenden Brudersinnes über engen Haß und Fanatismus siegen ließ.

Man wird bei der Betrachtung dieses Lebens immer wieder von Ehrfurcht ergriffen vor der Lebens- und Spannkraft, mit der er über alle schweren Schläge hinweg mit männlichem und menschlichem Geist nicht aufhörte zu suchen und immer höher in das Land der Erkenntnis emporzudringen und für geistige Freiheit und Wahrheit zu kämpfen, bis sein Geist erlahmte, und schließlich Anfang 1781 der Tod den erst 51-jährigen hinwegnahm.

Ein bezeichnendes Sinnbild dieses rastlos faustisch ringenden Menschen ist es, daß sein Denken und Glauben auch an den Grenzen des menschlichen Lebens nicht Halt machte, daß er sie zu erweitern, zu sprengen suchte. In seiner letzten Schrift, der „Erziehung des Menschengeschlechtes" bekennt er sich zuletzt zu dem Glauben an die ewige Wiedergeburt und Verjüngung des einzelnen Menschen, zu dem Glauben, daß auf immer neuen Lebensbahnen es ihm vergönnt sein werde immer erneut zu ringen, auf immer höheren Stufen der Vervollkommnung: „Warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? — Warum könnte ich auch nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen

geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?

Darum nicht? Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich es vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. —

Oder weil so zuviel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" —

II.

Ein echter Recke des Geistes, steht dieser Lausitzer Pfarrersohn am Ende seines, ach, zu rasch verglühten Lebens mit echt faustischem Drang nach „neuen Sphären reiner Tätigkeit". Wie auch sein irdisches Dasein als Mensch des 18. Jahrhunderts Kampf für und um das Höchste, für Befreiung und Entfaltung heiligen Geistes war, das spiegeln uns neben seinen Werken auch alle Äußerungen von Zeitgenossen Lessings, die mit ihm in persönliche Berührung kamen und in Briefen und Erinnerungen aufzeichneten, was er äußerte. Solche Äußerungen sind jetzt zum ersten Male gesammelt und als Buch herausgegeben worden von Flodoard Freiherrn von Biedermann unter dem Titel „Gotthold Ephraim Lessings Gespräche nebst sonstigen Zeugnissen aus seinem Umgang" (Berlin, im Propyläenverlag 1924, schön geb. 4 M.). Es sind neben bedeutsamen Äußerungen besonders aus der letzten Zeit (das Spinoza-Gespräch mit Jacobi!) vielfach Augenblicksbilder, die hier mit großem Fleiß und sorgfältigster Vollständigkeit zusammengetragen sind. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß, dem ergibt sich aus der Zusammensetzung all dieser Aufzeichnungen von Freunden, deren keiner Lessing ebenbürtig war, ein machtvolles Mosaikbild dieses gelehrtesten und zugleich lebensprühendsten Mannes seines Zeitalters. Wir erleben mit, wie sich aus dem keck wahrhaftigen Meißner Fürstenschüler der Fürkämpfer des Geistes zur höchsten Unerschrockenheit und überlegensten Unabhängigkeit entwickelt. Wir könnten heute solch einen Mann gebrauchen!

Mit gesteigerter Anteilnahme und Begier wendet man sich von diesem Buche der geistigen Hinterlassenschaft, den Werken Lessings zu und fühlt wohl das Bedürfnis sie wieder in ihrer Gesamtheit zu überschauen. Das ist, nachdem wir uns lange mit einer Auswahl begnügen mußten, neuerdings wieder möglich mit Hilfe der Ausgaben von Lessings sämtlichen Werken, die unter Julius Petersens Leitung im Deutschen Verlagshaus Bong, Berlin, in zwanzig Bänden (25 Teilen) erscheint, denen noch je ein Anmerkungs- und Registerband folgen sollen. Jedem der einzelnen Teile ist von einem der Herausgeber eine Einleitung vorangestellt, die alles darlegt, was den Leser zum vollen Erfassen der Texte befähigt. So liegt — in freundlichem äußeren Gewande — das Gesamtschaffen dieser umfassenden Persönlichkeit als Dichter von anakreontischen Liedern und Fabeln, als Dramatiker, als Theater- und Li-

teraturkritiker, als Altertumsforscher und Sprachgelehrter, als Historiker, Theologe und Philosoph, als Übersetzer und Wiederentdecker vergessenen Schriftgutes, als religiöser Mensch und Bekenner vor uns ausgebreitet und wir werden auf den ersten Blick schon von Ehrfurcht ergriffen vor der ungeheuren Arbeitskraft, die solche Stoffmassen in einem knapp bemessenen Leben (1729—81) bewältigte. Aber was uns für die Dauer an diese Werke fesselt und immer wieder zu ihnen hinzieht, das sind nicht die Stoffe an sich, nicht die Gegenstände, die da abgehandelt werden, — vielmals sind sie uns heute gleichgültig geworden, viele Ergebnisse sind heute überholt, — sondern die glühende Geistigkeit und innere Freiheit, mit der hier eine ganz ausgeprägte Menschenseele sich auswirkt, uns an ihrem Suchen und Schaffen persönlichen Anteil nehmen läßt und uns zu eigener Stellungnahme anregt, zu eigenem Denken fortreißt. Es kann nicht anders sein, als daß in dieser reinen klaren Geistesluft aus dem Munde eines solchen Menschen auch eine ganz ihm eigene, unverkennbare, unnachahmliche Sprache ertönt: wer ihren Ton einmal erlauschte, dem hat sie es für immer angetan. Wie in Lessings prachtvollen, erfrischenden Briefen ist auch hier der Grundklang ernst, oft greift er uns tief und erschütternd ans Herz, oft dröhnt es wie Schwertschläge und manchmal sprudelt heitere Laune oder beißender Spott. So kommt es, daß die Beschäftigung selbst mit den sprödesten Dingen in Lessings Mund und Hand zum persönlichen Bekenntnis wird und daß, je mehr wir lesen, desto deutlicher die Gestalt eines heldischen Kämpfers vor unser Auge tritt. So hat ihn ja auch Grillparzer in seinem Epigramm auf Lessing gezeichnet, das Petersen als Leitspruch seinem Lebensbild im ersten Teil voranstellt:

Tapferer Winkelried! du bahntest den Deinen die Gasse;
dein ist, Starker, der Sieg! hast du ihn gleich nicht gesehn.

„Neues aus der Naturwissenschaft".

Neues von der Erdbeben-Vorhersage.

Erdbeben kommen durch momentane Auslösung eines Spannungszustandes in der Erdrinde zustande. Es findet ein Bruch, eine plötzliche Verlagerung von Erdschollen statt. Wie nun beim Zerbrechen eines Gegenstandes an der Stelle, welche die stärkste Spannung auszuhalten hat, zunächst Deformationen auftreten, ehe der eigentliche Bruch erfolgt, so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß bei einem Erdbeben dem Erdstoß infolge der bestehenden Spannung langsame Änderungen, Hebungen, Senkungen oder Neigungen der Erdkruste im Bebengebiet vorausgehen. Diese Änderung der Erdoberfläche kann man mit Hilfe feiner Instrumente feststellen, und auf diese Weise kann man von einem bevorstehenden Beben Kenntnis erhalten.

In Japan, dem am häufigsten von Erdbeben heimgesuchten Lande, hat man in der Tat beobachtet, daß stärkeren Beben vielfach eine Neigung der Erdkruste vorausging. Stellenweise wurde eine Hebung der Erdoberfläche um 1—2 Meter beobachtet, die eine halbe Stunde bis 5 Stunden vor dem Erdbeben auftrat. In neuester Zeit hat man darum in Japan ein ganzes Netz von Stationen mit entsprechenden Apparaten ausgerüstet, welche langsame Neigungen der Erdkruste aufzeichnen, um damit die Möglichkeit einer Voraussage von Erdbeben in der Praxis zu studieren. Die Zeit freilich, die zwischen der langsamen Deformation der Erdoberfläche und dem eigentlichen Erdbeben liegt, ist im allgemeinen ziemlich kurz. Sie beträgt im Höchstfalle wenige Stunden. Diese Zeit dürfte jedoch in vielen Fällen eben genügen, um Verluste von Menschenleben in weitem Maße zu vermeiden. Es ist jedoch noch nichts darüber bekannt, in wieweit sich die beschriebene Methode bereits praktisch bewährt hat.

Eine rätselhafte Himmels-Erscheinung.

Unter diesem Titel berichtet die astronomische Monatsschrift „Die Sterne" über eine bemerkenswerte Beobachtung von Prof. Ejnar Hertzsprung, dem verdienstvollen Direktor der Universitäts-sternwarte zu Leiden (Holland). Prof. Hertzsprung untersuchte kürzlich sorgfältig eine größere Anzahl photographischer Himmelsaufnahmen derselben Himmelsgegend, die zu verschiedenen Zeitpunkten auf dem Harvard-College Observatory in Cambridge erhalten wurden. Auf einer Platte vom 15. Dezember 1900 die zwei Aufnahmen von je halbstündiger Belichtung enthielt, zeigte sich jetzt ein auffälliges Nebelscheibchen von etwa 5 Bogenminuten im Durchmesser (d. i. ein Sechstel der Mondscheibengröße). Seine Form war vollkommen rund, es zeigte eine zentrale Verdichtung, jedoch keinen sternartigen Kern. Die Gesamthelligkeit des Objekts war übrigens durchaus nicht unbedeutend. Das merkwürdigste ist aber nun zunächst, daß es auf beiden erwähnten Aufnahmen, die unmittelbar nach einander mit nur 40 Sekunden Zwischenzeit erhalten wurden, mit ganz verschiedenen Helligkeiten erscheint. Das spätere der Bilder zeigt unser Gebilde um mehr als 3 astronomische Größenklassen heller. Weiterhin ist es aber auch sehr auffallend, daß dieses Objekt auf keiner Aufnahme der nachfolgenden Tage und auch späteren Datums mehr zu finden war. — Das Aussehen und Verhalten dieses offenbar kosmischen Körpers ließe vermuten, daß es sich um einen Körper innerhalb unseres Sonnensystems, nicht aber um ein Gebilde in Sternentfernungen handeln könnte. Die Frage wirft sich auf, womit wir es also hier zu tun haben mögen. Ein Zusammenstoß zweier kleiner planetarischer Massen wäre ein sehr unwahrscheinliches Ereignis, aber auch für einen Kometen wird man kaum eine so schnelle Vergänglichkeit annehmen wollen. Zusammenfassend erklärt

jedenfalls Prof. Hertzsprung, es handele sich hier um die rätselhafteste Erscheinung, die ihm in seinem Jahrzehntelangen Studium von tausenden von Himmelsaufnahmen zu Gesicht gekommen sei.

Neue Messungen der Licht-Geschwindigkeit.

Professor Albert A. Michelson, der bedeutende Physiker der Universität Chicago, befindet sich bereits seit Ende September in Pasadena in Kalifornien, um seine langjährigen berühmten Experimente über die Größe der Lichtgeschwindigkeit neu auszubauen. — Bekanntlich waren es auch Michelsons frühere, gemeinsam mit Morley durchgeführte Messungen, die im Jahre 1905 für Professor Einstein den Anstoß zur Aufstellung seiner Relativitätstheorie gebildet hatten. Hauptergebnis der Messungen, die Unabhängigkeit der Lichtgeschwindigkeit von der Bewegung des Beobachters, wurde von Einstein als eines der Grundpostulate seiner Theorie dieser vorangestellt. Die jetzt geplanten Versuche erfolgen mit dem größten instrumentellen Aufwand und mit den neuen Erfahrungen der letzten Jahre, und werden auf dem derzeit größten astronomischen Institut, dem Mount Wilson Observatory, ihren Ausgang nehmen. Außer der Wiederholung des erwähnten Experimentes sind auch noch andere grundlegende Untersuchungen über die Ausbreitung des Lichtes vorgesehen, über die Ergebnisse wird später zu berichten sein.

Die deutsche Romantik und Europa.

Fritz Strich in der Lessing-Hochschule.

Der Verfasser des bekannten Werkes „Deutsche Klassik und Romantik", Professor Fritz Strich, bezeichnete in der Lessing-Hochschule die Wege und Wandlungen der deutschen Romantik in den europäischen Ländern. Er sprach vor einer Zuhörerschaft, der seine zwischen den Polen des Apollinischen und des Dionysischen sich spannende Begriffswelt größtenteils schon bekannt war.

Prof. Strich ging von dem Begriff der Weltliteratur aus, wie ihn Goethe geprägt hat, als dem geistigen Raum, in dem die Völker sich verstehen lernen, mit dem Endziel, durch Geben und Empfangen sich gegenseitig zu geistig-menschlicher Totalität zu erziehen. Die größte Wirkung in diesem Sinne üben da gerade nicht die kosmopolitischen Werke, sondern nur die mit ausgeprägter nationaler Eigenart. So trat Italien beherrschend in das Konzert der Völker ein mit der Renaissance, Frankreich mit dem Klassizismus, Deutschland aber mit der Romantik. Das erste Werk von weltliterarischer Wirkung und Geltung, welches die deutsche Dichtung hervorbrachte, war Goethes

„Werther", dann sein „Faust": die eigenste und deutscheste Sehnsucht sprach im Namen Europas. Gerade während der tiefsten politischen Erniedrigung Deutschlands unter Napoleon trat der germanische Geist von Deutschland aus seinen Siegeszug über Europa an. Warum? — Weil die historische Stunde, die „Sternenstunde" des deutschen Volkes gekommen war, weil seine eigenste Forderung in diesem Augenblick mit der allgemeinen Forderung des Geistes zusammenfiel.

Die französisch-westliche Kultur, in der der lateinische Geist sich zur höchsten Herrschaft entfaltete, war gealtert und verbraucht. Sie war ganz rational. Diese Begrenzung durch die Vernunft wurde aber nicht als schmerzlich empfunden, denn sie wurde ja auch als Sinn der Welt verehrt. Es war eine skeptisch heitere, kritisch helle Kultur. Mit diesem Geist der Klarheit glaubte Frankreich das Erbe der Antike angetreten zu haben; glaubt es heute noch. Aber es war nur ein Teil davon: der Logos, die dem Lichte zugekehrte Seite des Menschentums. So war es nur eine klassizistische, keine klassische Kultur, der die Ganzheit des Menschen zu umfassen versagt blieb. Strich zeigte dann, wie die Gegenbewegung des germanischen Geistes zuerst von England ausging, das aber immer noch die Grenzen der Erfahrung anerkannte. Die Idee einer unbedingten Freiheit des schöpferischen Geistes wurde nicht von England gefaßt, sondern erst von dem Goethe des „Faust", von der deutschen idealistischen Philosophie, von der deutschen Romantik. Was von dieser Bewegung zu den anderen Ländern hinüberwirkte, ist mit den Namen Goethe, Schiller, E. Th. A. Hoffmann und Heine bezeichnet.

In klaren Zügen schilderte Strich, wie dieser romantische Geist der Deutschen in Frankreich umgekehrt wurde und rückwirkend in Deutschland die Bewegung des „jungen Deutschland" hervorrief; wie sich der lateinische Geist gegen die Grenzenlosigkeit der deutschen Romantik empörte, um sie schließlich als Barbarei zu verurteilen. Auch in Deutschland selbst stehe der Kampf gegen die Romantik, gegen die Herrschaft der Musik in einem entscheidenden Stadium.

Die Forderung des Augenblicks verlangt uns ganz. Die Aufgaben, die uns gestellt sind, fordern Klarheit und ordnende Vernunft. Welches Volkes Stunde gekommen ist, ist noch nicht zu sagen. Es ist ein leerer Augenblick heute, ein Augenblick der Erwartung. Wir müssen selbst an uns arbeiten mit hartem Meißel und können nicht nach außen wirken. Aber unsere Stunde wird wiederkommen, denn die Romantik ist nichts Einmaliges, sondern ein immer Wiederkehrendes, der ewige Schoß, aus dem alle Gestalt wieder geboren werden muß, wie die Plastik sich aus der Musik gebiert. Immer neue Verwandlung ist das Geheimnis der Lebensbewahrung, und Romantik ist das Element , das alles Erschaffene in seinen Schoß zurücknimmt, um es in neuer verwandelter Gestalt wieder zu entlassen.

Frank Maraun.

Vorgeschichtliche Wälder im Meer.

Geologisch bedeutsame Entdeckungen sind kürzlich südlich der Insel Bornholm gemacht worden. Dort ist man in etwa 80 bis 100 Meter Tiefe auf dem Grunde der Ostsee auf einen mächtigen Föhrenwald gestoßen. Uralte Baumstämme sind aus ihrem Wurzelboden losgerissen und an die Oberfläche gekommen; erst die Feststellung, daß es kein angeschwemmtes Holz von den skandinavischen Küsten war, hat die Vermutung, daß es sich um Unterwasserwaldungen handelt, zur Gewißheit werden lassen. Der Ursprung dieser Wälder unter dem Meere wird auf die geologisch erwiesene Tatsache zurückgeführt, daß die Insel Bornholm in der Urzeit mit der deutschen Küste landfest verbunden war, die Föhrenwaldungen sich also etwa 150 Kilometer südwärts ausgedehnt haben. Damit ist ein neuer Beweis erbracht, daß, wie die Nordsee im nord- und ostfriesischen Wattenmeer bis nach Helgoland hin, so auch die Ostsee in ihrer Tiefe von ausgedehnten Waldüberresten, wohl aus der neolithischen Steinzeit, bestanden ist.

Zu der Entdeckung der Wälder bei Bornholm kommen andere Forschungsergebnisse schwedischer Geologen. Bei Tiefseeuntersuchungen, die vor einem Jahre begonnen wurden, ist man an der schleswigschen Ostküste ebenfalls auf riesige Waldbestände unter dem Wasser gestoßen. Diese urzeitlichen Reste der erdgeschichtlichen Entwicklung stehen in einer Tiefe von nur einigen Metern. So ragen in der Nähe des Leuchtturmes von Falshöft, südlich der Flensburger Förde, steinhart gewordene, braune Baumstämme und Stubben aus dem Wasserspiegel, die von den Fischern bisher für Wegweiser durch das Fahrwasser gehalten wurden. Die Forschung hat in ihnen Föhren und Kiefern einer untergegangenen Kultur erkannt, die sich von Falshöft durch den breiten Grund nach der Insel Alsen in zunehmender Tiefe hinziehen. Sie sind von den dortigen Sandbänken aus deutlich zu erkennen. Es ist anzunehmen, daß infolge von Landerhebungen aus dem Meeresgrund wie im Kleinen Belt, woselbst sich der Meeresgrund bei Söndre Stenröm um einen Meter innerhalb weniger Jahre gesenkt hat,, die vorzeitlichen Waldlandschaften in gewisser Zeit über dem Wasserspiegel erscheinen werden.

Auch unter den großen Mooren Schleswig-Holsteins befinden sich urzeitliche Waldgebiete. So ist man kürzlich auf Reste eines riesigen Kiefernwaldes im Barderuber Moor gestoßen und im Christiansholmer Moor bei Rendsburg auf mächtige Eichenstämme, bei Wees auf gewaltige Eichenbestände, die aus der jüngeren Steinzeit stammen. Der Ansturm des Meeres in der Litorinazeit und das Klima in der Nacheiszeit haben alle diese Wälder zerstört.

Weltliterarische Barbarei.

In Karl Voßlers Züricher Vortrag über „Nationalliteratur und Weltliteratur", dessen Wortlaut die „Zeitwende" jetzt bringt, findet sich eine prachtvolle Skizze des abendländischen Literaturgeschichtsverlaufes. Was Geheimrat Voßler über die Gegenwart sagt, möge hier folgen:

Mit der Wendung zum Volkstümlichen und mit dem bewußt verfolgten Abstieg ins Primitive erweitert sich unser abendländisch weltliterarischer Kulturkreis weit über das christliche und europäische Gebiet hinaus. Lieder, Gebete, Sagen und Dramen des fernsten Ostens und Westens beginnen an unser Ohr zu schlagen, an unser Herz zu rühren. Aber gerade diese west-

östliche und weiterhin nord-südliche allerneueste überromantische Offenheit für das ganz Fremde und Wilde, für das Negerhafte muß nun zum Mischmasch der Gestalten, zu einer neuen Art von Äußerlichkeit und formalen Anarchie führen. Roheste Unform droht wie eine Überschwemmung die Eigenarten unserer nationalen Literaturen mit Nilschlamm zu überstreichen.

Wir stehen heute am Eingang zu einer weltliterarischen Barbarei, wo nicht schon mitten in ihr. Sind aber Gesinnung und Stil einmal tüchtig verwildert, so wird es immer gleichgültiger werden, ob man mit deutschen, französischen oder sonstigen Sprachfetzen sich antut. Wenn schon gestammelt wird, so braucht man dazu keine besonderen nationalen Sprachen und Stile mehr. Man kann sie beliebig verstümmeln, zerstückeln und mischen, wie dies tatsächlich in gewissen extravaganten Kundgebungen des Symbolismus, Futurismus, Expressionismus, Dadaismus geschieht. Hier verlieren die Goetheschen Worte über Weltliteratur ihre Geltung: denn solches „Chaos" ist nicht „schöpferisch", solches „Getümmel" nicht „harmonisch".

Da die weltliterarischen Unarten, Moden und Snobismen durch das ganze Abendland hin ungefähr dieselben sind, da in allen Großstädten ungefähr nach den gleichen Vorsätzen Wortkunst hergestellt wird, so sehen die Hüter der nationalen Dichtung, wofern sie nicht übertrumpft werden wolliche, sich veranlaßt, ihrerseits zu übertreiben und die heimatliche, altertümliche, einzigartige Echtheit ihrer Volkskunst mehr und mehr hervorzutun. Und so treten an die Seite der weltliterarischen Unformen schon seit der Romantik, zuerst liebenswürdig und kokett, dann immer aufdringlicher und ungebärdiger, allerlei Deutschtümeleien, altfränkische, bajuvarische, helvetische, gallische, römische, etruskische, iberische Derbheiten und Primitivismen und bestürmen unsere Aufmerksamkeit. Schließlich wirft sich die nationale Kulturpropaganda ins Zeug, schleppt alles auf den Jahrmarkt, droht das Innigste und Reinste zu entweihen und uns die Freude am eigenen wie am fremden Volkstum zu vergällen.

Keine kritische Besinnung kann solche Mißklänge beseitigen. Um die erstickten und zerrissenen Stimmen der Menschheit und Völker wieder rein und frei zu machen, bedarf es eines erneuerten Glaubens und eines vertieften politisch und kirchenpolitisch unbehinderten Begriffs des Göttlichen in uns und um uns.

Vom Büchertisch.

Antigone, Tragödie von Sophokles, ins Deutsche übertragen von Wilhelm Willige. Preis kart. 1,00 RM, in Leinen 2.00 RM. — Verlag Werner Klotz, Zittau.

Die Einleitung gibt knapp und anschaulich das zur Einführung Nötige: einen kurzen Überblick über die Geschichte des Labdakidenhauses, eine Charakteristik der beiden Hauptgestalten, des Kreon und der Antigone, auf deren Gegensatz die Handlung des Stückes ruht, und eine kurze Würdigung des Sophokles.

Die Übertragung selbst stellt nach meinem Urteil eine Meisterleistung dar. Ich habe sie zuerst, vor etwa zwei Jahren, vom Verfasser selbst vorlesen hören und stand damals vollständig im Bann der klaren, schlichten männlich-kräftigen und formenschönen Sprache seiner Übertragung. Die alte Antigone, die ich seit Jahren in der Ursprache kannte und immer und immer wieder gelesen hatte, sie wurde mir wirklich zum neuen Erlebnis. Ich habe dann vor etwa Jahresfrist die Urschrift und jetzt die gedruckte Übersetzung gelesen, und jedesmal war der Gesamteindruck der gleiche: aus dem Geiste des Sophokles ist diese Übertragung geboren; was der Sprache des Sophokles ihren Reiz verleiht, das finde ich in dem Deutschen dieser Übersetzung wieder: die Verbindung von Kraft und Anmut, von Maß und Leidenschaft. Die eigentümliche geistige Spannung, die die Sprache des Sophokles durch diese Gegensätze erhält, ist ebenso vortrefflich wiedergegeben wie der stolze, herrische Ton des Kreon, die klare, herbe Sprache der Antigone und der feine Glanz der Chorlieder.

Den griechischen Trimeter hat der Übersetzer durch einen Vers wiedergegeben, der bei stumpfem Schluß sechs, bei klingendem fünf Hebungen hat. Besonders in längeren Reden (z. B. Kreons, S. 16 ff. oder S. 34 f.) wirkt dieser Wechsel gut. Die Versmaße der Chorlieder lehnen sich an die griechischen Maße an, ohne, wie das ja leider so oft bei Übersetzungen geschehen ist, der Sprache und unserem rhythmischen Gefühl Gewalt anzutun. Selbst die im Deutschen so gefährlichen Anapäste (Systeme der Parodos) sind trefflich gelungen.

Die Vergleichung der Übersetzung mit dem griechischen Text, die ich allerdings nur in Stichproben vornehmen konnte (1 bis 38, 223 bis 277, 683 ff., 1155 ff., alle Chorlieder), hat ergeben, daß die Übertragung vom philologischen Standpunkte aus zuverlässig ist.

Gedruckt ist die Übersetzung in einer ausgezeichnet lesbaren Antiqua in gefälligem Satz; es ist schon eine Freude, wenn man das Büchlein nur aufschlägt.

Alles in allem ist die Übersetzung ein treffliches Werk. Wer des Griechischen nicht kundig ist und einmal eins der berühmtesten Werke des Altertums lesen und genießen will, ein Werk, das in herrlichster Form ein Problem behandelt, das auch heute noch lebendig ist: den Gegensatz zwischen der Staatsgewalt auf der einen, der religiösen Pflicht und edler Menschenliebe auf der anderen Seite, der greife zu der Übertragung von Willige! Für Schulen, die die Werke der Griechen nur in der Übersetzung lesen, ist Williges Übertragung nicht nur wegen ihrer künstlerischen Vorzüge, sondern auch wegen ihres geringen Preises sehr zu empfehlen.

L.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122802.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher
Geistesarbeit
Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart
Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 18 Freitag, den 21. September 1928 4. Jahrgang

Moderne Charakterologie und christlicher Seelenbegriff.

Von Friedrich Seifert*).

Die Bezeichnung „Charakterologie" gehört zu jenen Begriffen, die in den letzten Jahren rasch Karriere gemacht haben — in wissenschaftlichen sowohl wie in außerwissenschaftlichen Kreisen. Aber bei näherem Zusehen erweist sich der Sinngehalt des Ausdruckes „Charakterologie" als schwankend und vieldeutig im höchsten Maß. Es ist eine Ansammlung sehr verschiedenartiger Auffassungsrichtungen, für die dieser Begriff reklamiert zu werden pflegt. Entweder bezieht man sich auf die von der Psychopathologie aus entwickelten neuen Theorien eines Freud, Jung, Adler (Psychoanalyse und Individualpsychologie). Oder man denkt an die Bestrebungen der sogenannten geisteswissenschaftlichen Psychologie und Charakterforschung, wie sie sich in der Gefolgschaft Wilhelm Diltheys herausgebildet haben; auch hier ist ja — im Gegensatz zu den Prinzipien der Experimentalpsychologie — das For-

*) Der Aufsatz Prof. Friedr. Seifert's, den wir der mehrfach von uns empfohlenen Zeitschrift „Zeitwende" (Juliheft 1928) entnehmen, bespricht eine Frage, die heute im Vordergrunde des Interesses steht und von bedeutenden Geistern, wie L. Klages, Prinzhorn, M. Scheler † behandelt wurde und eben noch eifrig diskutiert wird. In dem Kampf gegen den einseitigen Intellektualismus, gegen den Versuch unser ganzes Leben zu rationalisieren, uns zu „Gehirntieren" hinaufzuzüchten (Würzbach), ist die Frage von entscheidender Bedeutung, wie sich die Begriffe „Seele" und „Geist" zueinander verhalten und welche Rolle diese beiden Funktionen in der Gestaltwerdung unseres Ichs innerhalb seiner Umwelt einnehmen.

Daß diese Frage wenigstens annähernd geklärt werden muß, um die Grundlagen für ein nicht nur subjektiv gültiges Weltbild zu schaffen, bedarf keiner weiteren Erläuterung. R. v. E.

schungsziel bestimmt durch den Charakter des Menschen, wie er sich aus seinem konkreten geschichtlichen Dasein, aus Milieu und Zeitstimmung, aus Gesinnung und Werk, Motiven und Handlung, als Einheit verstehen läßt. Noch häufiger aber fällt wohl der Blick des heutigen Menschen auf jene etwas im Obskuren und leicht Anrüchigen sich verlierende Reihe von Beschäftigungen wie Graphologie, Physiognomik, Phrenologie, Chirologie, Astropsychologie. Dabei wird es von den persönlichen Neigungen und Kenntnissen des einzelnen abhängen, ob er sich von systematisch ausgebauten Teilgebieten (wie etwa der Graphologie von L. Klages) angezogen fühlt oder von gewissen Zerrformen charakterologischer Bemühung.

In der Tat gehören diese drei Auffassungsrichtungen dem Prinzip nach zusammen; sie sind, wenn auch verschieden nach Methode und Anwendungsabsicht, sämtlich Auszweigungen des gleichen Stammes. Die Schwierigkeit besteht darin, daß Stamm und Wurzel unter den mannigfachen Verästelungen so schwer zu entdecken sind. Der Grund hierfür aber liegt darin, daß es sich bei der modernen Charakterologie um eine Wissenschaft handelt, die werden will, die also noch nicht als ein festumrissenes, einheitliches Gebilde unmittelbar sichtbar werden kann. Was bildet nun den Kernpunkt dieser werdenden Wissenschaft? Ohne Prüfung einer bestimmten Vorfrage läßt sich hierauf keine zureichende Antwort geben. Die Vorfrage aber lautet: welches Verhältnis besteht zwischen den modernen charakterologischen Bestrebungen und der traditionellen Hüterin und Schlüsselbewahrerin der seelischen Geheimnisse, der Psychologie?

Die Psychologie ist auf weite Strecken der Geschichte der Neuzeit hin ein Schmerzenskind der philosophischen und wissenschaftlichen Erkenntnis gewesen. Der bittere Ausspruch von Novalis ist keineswegs etwa nur als romantischer Seufzer zu werten: „Sonderbar, daß das Innere des Menschen bisher nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Die Psychologie gehört auch zu den Larven, die die Stelle im Heiligtum einnehmen, wo echte Götterbilder stehen sollten". In den Gedankenkämpfen der letzten vier Jahrhunderte, in dem Ringen um die Abscheidung und Verselbständigung der einzelnen Wissenschaftsgruppen, in dem fortdauernden Widerstreit zwischen realistischer und idealistischer, zwischen empiristischer und rationalistischer Grundeinstellung findet die Psychologie keine rechte bleibende Stätte. Das geistige Geschehen dieser Epoche — mit seinem basso continuo des Gegensatzes von Objekt und Subjekt, Natur und Geist — das für eine Reihe von Wissensgebieten (Natur- und Geschichtserkennen, Metaphysik und Erkenntnistheorie) so eminent fruchtbar gewesen ist, war für das Schicksal der Psychologie eher verhängnisvoll. Ihr ist kein Kant erstanden; sie erscheint während des ganzen Zeitraumes dazu verurteilt, zwischen zwei Einseitigkeiten hin und her zu pendeln, die beide den Weg zum tieferen Wesen des Seelischen versperren: zwischen der falschen Verdinglichung, Naturalisierung und zwischen der falschen Vergeistigung, Rationalisierung der Seele.

Die naturalistische Auffassung in der Psychologie begeht den Fehler die Seele als Ding, als Sache, als Objekt unter Objekten zu betrachten. Es ist

nicht schwer, sich davon zu überzeugen, wie zäh diese Auffassung (z. T. noch heute) eingewurzelt ist. Auf welche Weise pflegte man den „Gegenstand" der Psychologie zu bestimmen? Den Ausgangspunkt bildete das zum Schibboleth gewordene Schema: hier, auf der einen Seite, steht das Subjekt aller Wissenschaft, das „erkennende Subjekt" — dort, auf der anderen Seite, sein Objekt: die ganz unabhängig von ihm, autonom gedachte „Welt", der Kosmos. Aus ihm wird — wie bei der Teilung der Erde — Stück für Stück an die einzelnen Wissenschaften vergeben. Auch die Psychologie erhält einen bestimmten Anteil als ihren „Gegenstand" zugewiesen; er wird benannt als Summe der „psychischen Vorgänge", der „Bewußtseinsprozesse." Der Schematismus dieses Verfahrens deutet schon auf die Verfälschung hin, die hier geschieht. Das seelische Leben ist nicht ein aus der Objektswelt, aus dem natürlichen Kosmos herauszuschneidender Sektor. Das „Reich der Seele" ist entweder ein leeres Wort, oder es bedeutet eine wahrhafte innere Unendlichkeit, die wohl in Verbindung mit der Welt, niemals aber ein heraustrennbarer Teil der Welt ist. Die naturalistischen Psychologien der Neuzeit hatten kein Ohr mehr für das merkwürdige Aristoteleswort, von dem sich das mittelalterliche Denken immer wieder angezogen fühlte: die Seele, sagt Aristoteles, ist „gleichsam alles", denn sie trägt die Formen alles Sinnlichen und Geistigen in sich; in dem seelischen Lebensraum: im Empfinden, Fühlen, Denken, Begehren — in diesem Tun und Leiden der Seele gewinnt ja der Weltraum eigentlich erst die Fülle seiner Verwirklichung.

Die geschichtlichen Auswirkungen dieser Einseitigkeit sind schon oft behandelt worden. Es genügt zu sagen, daß hier jene Bewegung begonnen hat, die schließlich dahin geführt hat, daß die Psychologie im 19. Jahrhundert vollständig ins Kielwasser der kühn vorwärts steuernden Naturwissenschaft geriet. Dieser Vorgang war in sich durchaus folgerichtig: wenn einmal die Auffassung durchgedrungen ist, daß die menschliche Seele ein Teil der Objektswelt, Ding unter Dingen sei, dann muß früher oder später der Versuch nachfolgen die seelischen Erscheinungen denselben Methoden zu unterwerfen, mit denen die Naturwissenschaft ihren Gegenstand bearbeitet: Zahl, Maß, Experiment.

Der Irrweg des entgegengesetzten Extrems, der falschen Vergeistigung der Seele, hat sich unter der Einwirkung der rationalistischen Systembildungen der neuen Metaphysik herausgebildet. Von Descartes' cogito sum bis zum erkenntnistheoretischen Ich Kants und dem absoluten Ich des deutschen Idealismus führt eine zusammenhängende Linie. Wenn das naturalistische Denken die menschliche Seele zu tief in die Natur, in die Objektswelt versenkt, so daß schließlich jeder Unterschied zwischen der Daseinsweise des Ich und der der Dinge schwindet, so wird in der rationalistischen und idealistischen Auffassung die Seele so radikal von der Welt getrennt, daß sie zu einem gänzlich naturlosen, abstrakten Vernunftwesen wird. Ein Zusammenhang intellektueller Beziehungen tritt an die Stelle der vollen Wirklichkeit des Menschen, der ja nicht ein rein geistiges, sondern ein leiblich-irdisches, ein „erdgebildetes" Wesen ist. Der Träger der idealistischen Seelenauffassung wird als reines und sich selbst bestimmendes Ver-

nunft-Ich bestimmt. Aber diese Reinheit und uneingeschränkte Selbstbestimmung des Ich bedeutet zugleich eine Mißachtung der nichtrationalen ursprünglichen Tiefenkräfte, ein Herausnehmen aus allem, was Lust und Leiden, Angst und Hoffnung heißt, ein Ablösen von dem Zusammenhang des Schicksals — ein Unternehmen freilich, das nur im Denken möglich ist und nur für das Denken, nicht für das Leben selbst Bedeutung hat.

So stellt sich, in weiten Umkreisen freilich nur aufgezeichnet, der Weg der Psychologie in der Geschichte des neueren Denkens dar. Gebannt in die für unausweichlich gehaltene Spannung zwischen Objekt und Subjekt, Weltglaube und Ichbefangenheit; schwankend zwischen den Extremen einer radikalen Verweltlichung und einer radikalen Entweltlichung der Seele ist die Psychologie im Grunde heimatlos, lebt sie in fragwürdiger Symbiose entweder mit der mechanischen Naturwissenschaft oder der idealistischen Vernunftsmetaphysik. Aus dieser, nicht heute und gestern entstandenen, sondern in langer Entwicklung vorbereiteten Lage läßt sich die vielberedete Krisis der heutigen Psychologie und zugleich ihre Krediteinbuße im allgemeinen Bewußtsein begreifen. Es kann gar nicht geleugnet werden, daß heute das vorherrschende Urteil der Psychologie gegenüber — ob es nun offen ausgesprochen oder respektvoll verschwiegen wird — dieses ist: mit dem, was die Psychologie an Ergebnissen aufstapelt, ständig vermehrt und verfeinert, mit dieser Unzahl von psychischen Faktoren und Prozessen, von Akten, Tendenzen, Reaktionen, Dispositionen, befindet sie sich doch außerhalb der Region, in der von dem ursprünglichen, unverblendeten Menschen Wahrheit und Reichtum des eigentlich Seelischen gewußt wird. Es ist die Ueberzeugung, daß die Psychologie den Menschen nicht erreicht; daß sie, die vom Menschen, vom menschlichen Inneren, zu sprechen beauftragt ist, nicht zum Menschen zu sprechen vermag. Und dieses Bewußtsein eben ist der Quellpunkt aller der Strömungen, die in das Sammelbecken des Begriffs „Charakterologie" einmünden. Was sich als treibende Kraft in diesen Bestrebungen, auch den trüberen unter ihnen, wirksam erweist, ist das Bemühen einen Erkenntnisweg zu der lebendigen, unverstellten seelischen Wirklichkeit zu finden und adäquate Ausdrucksformen für das Wesen des inneren Menschen zu gewinnen.

Somit kann in der Tat das Heraufkommen der modernen Charakterologie als Symptom einer in der Tiefe sich wandelnden Einstellung zu den Grundfragen der Seelenerkenntnis betrachtet werden. Eine neue Weise des Fragens nach der inneren Wirklichkeit des Menschen kündigt sich in den charakterologischen Bestrebungen an; sie sind nicht bloß ein interessanter Nebenstrom des Hauptstroms „Psychologie", sondern sie wirken auf eine Richtungsänderung des Hauptstromes als solchen hin. Aber noch etwas anderes kommt hinzu: in diesen scheinbar rein innerwissenschaftlichen Vorgängen der Umwandlung und Neuorientierung finden sich an gewissen Stellen Anzeichen für etwas wie geheimes Wiedererkennen alter Offenbarung; bekundet sich ein Wiedererstehen ursprünglicher Gewißheiten, deren Gehalt viel weniger zeitbedingt ist, als der Standpunkt mancher Wissensepochen, die diese Gewißheiten verwarfen.

Zunächst hat sich der neue Erkenntniswille einen sprachlichen Ausdruck verschafft in dem Zurückgreifen auf das Wort „Charakter". Das griechische Stammwort, von dem es abgeleitet ist, bedeutet „prägen", „ritzen" „einschneiden". Nach dem Charakter fragen hieße demnach: nach dem eigentümlichen und einzigartigen Gepräge, nach der unterscheidenden Besonderheit des einzelnen Menschen fragen — in dem Sinn der Goetheschen Worte von der „geprägten Form, die lebend sich entwickelt". Das Ausgehen vom Charakterbegriff betont den Abstand von der Denkeinstellung der traditionellen Psychologie. Die naturalistische Psychologie kommt über die Anhäufung von psychologischen Einzeltatsachen und deren Unterordnung unter mechanische oder statistische Gesetzlichkeiten nicht hinaus. Die Psychologie des idealistischen Rationalismus kann sich von der Idee des reinen Vernunft-Ichs nicht losmachen. Die Betrachtung aber, die auf den „Charakter" ausgeht, hat ihren Richtungspunkt in der individuell geprägten, aber nicht auf eine starre Form festgelegten, sondern innerhalb ihrer Daseinsgrenzen sich wandelnden, sich entwickelnden, ein eigentümliches Schicksal, eine „Geschichte" durchlebenden Wesensart des Menschen.

Wieweit nun diese Grundidee bei den Heutigen eine wesensgemäße Verwirklichung gefunden hat, wieweit die einzelnen Vertreter der modernen Charakterologie Methoden gefunden haben, die der Aufgabe wirklich entsprechen; oder wieweit in lebendiger Erfahrung ergriffene Wirklichkeiten doch wieder aufgeopfert werden gegen die Scheinklarheit abstrakter Terminologie oder gegen äußerlich klassifizierende Betriebsamkeit oder schließlich, bei gewissen Mitläufern, gegen charlatanistische Praktiken — dies alles ist hier nicht zu erörtern. Dagegen vermag ein kurzer Überblick über die sachlichen Hauptaufgaben, vor die sich die charakterologische Forschung gestellt sieht, ein Stück weiterzuführen. Die erste Hauptaufgabe weist in die Richtung des Einmaligen, Individuellen. Was hier erstrebt wird, ist das möglichst weitreichende Eindringen in Qualität und Gefüge eines Einzelcharakters; ist das Erfassen seiner individuellen Lebenseinheit und der einzigartigen, ihm allein zugehörigen Lebensgeschichte. Die zweite Aufgabe ist bestimmt durch die Frage, wie in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Einzelcharaktere die durchgehenden, bleibenden, immer wiederkehrenden Hauptformen zu ermitteln sind. Es handelt sich hier bei der Frage nach den wichtigsten allgemeinen Charakterarten, um eine Aufgabe der Ordnung und Klassifizierung, die im engsten Zusammenhang steht mit dem Problem der charakterologischen Typenbildung. Verschiedene Wege werden begangen um diese Aufgabe zu lösen. Ein Weg ist der der phänomenologischen Methode, der reinen, unmittelbaren Wesensschau. Einen anderen Gesichtspunkt ergibt die Zugrundelegung der objektiv-geistigen Zusammenhänge des Kulturlebens; von hier aus ist man zur Unterscheidung der Typen des theoretischen, ästhetischen, religiösen, sozialen und des Machtmenschen gekommen. Eine weitere Möglichkeit erschließt sich durch die Betrachtung der Beziehungen, die zwischen der seelischen und der leiblichen Beschaffenheit des Menschen bestehen, und durch die Erforschung der sinnlich anschaubaren Lebensäußerungen, wie sie die menschliche Gestalt, ihre Maßverhältnisse, ihre Gebärde, ihre Mimik, ihre Bewegung (und der plan-

mäßig zu erforschende Niederschlag individueller Bewegung in der Handschrift) darbieten.

Aber alle diese Aufgaben erfassen das Problemgebiet der Charakterologie noch nicht in seiner ganzen Tiefe. Es gibt noch eine Frage, die so zentral ist, daß sie in Wahrheit die Voraussetzung zu den beiden ersten Aufgaben bildet: es ist die Frage nach dem inneren Wesen des Menschen schlechthin; es ist nichts anderes als die uralte Frage nach der lebendigen menschlichen Seele, nach ihrem Eingebautsein in die Reiche des Materiellen und des Geistigen, nach den Grundformen ihres Wandels durch die wechselnden Stufen ihres Lebens, nach den Möglichkeiten ihres Verbundenseins mit anderen. Und merkwürdig genug, sowie von diesem Punkt gesprochen werden soll, machen wir die Entdeckung, daß uns der Begriff des „Charakters" nicht mehr unbedingt treffend und zulänglich erscheinen will. Nichts ist unbestechlicher als die Sprache, selbst in der abgezogenen, verblaßten Form einer wissenschaftlichen Fachsprache. Der heutigen Wissenschaft im allgemeinen will das Wort „Seele" nicht recht über die Lippen. Das ist ein wichtiges Zeichen, das daran erinnert, daß die Losung der Psychologie des 19. Jahrhunderts — die ganz ausdrücklich eine „Psychologie ohne Seele" sein wollte! — noch nicht widerrufen ist. Solange sich die Wissenschaft in Abwehrstellung gegen den Glauben an einen eigengesetzlichen seelischen Lebensbereich befindet, solange wird sich allerdings gerade der intellektuell redliche und konsequente Forscher auch des Wortes „Seele" enthalten. Oder — eine eigentümliche Beobachtung, die aber, wie es scheint, kaum eine Ausnahme erleidet — er wird das Wort der Muttersprache durch einen fremdsprachlichen Terminus („Psyche") ersetzen; oder aber er wird es höchstens in der Eigenschaftsform brauchen (und etwa von seelischen Vorgängen, seelischen Zuständen sprechen), dagegen es in die Würde des Hauptwortes einzusetzen vermeiden.

Die Zentralfrage aller Charakterologie, wie sie eben genannt wurde, führt noch einen Schritt hinaus über die nächsten, unmittelbar zu greifenden Forschungsaufgaben. In irgendeiner Weise muß dieser Schritt getan werden, wenn die Charakterologie nicht ein „im Nichts aufgehängtes Dasein" führen will. Aber mit diesem Schritt ist zugleich auch eine Verbindungsstelle zwischen der modernen Charakterologie und den christlichen Lehren von der Seele erreicht. Ein an dieser Stelle naheliegendes Mißverständnis soll von vornherein abgewehrt werden. Nicht das etwa ist die Absicht: Probleme der eigenen Zeit ins Vergangene zurückzubiegen, ihnen ein historisches Prinzip zu unterschieben und ihnen ebendamit im Grunde auszuweichen. Die Fragestellungen und Probleme werden uns immer vom Heute, von den gegenwärtigen Zeitkräften aufgegeben. Aber immer wieder wird auch der Punkt erreicht, an dem nur die Besinnung auf zeitentrückte Wahrheiten zur Beantwortung der zeitbedingten Fragen verhelfen kann; die Besinnung auf jene „allgemeinen Formeln", die „ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben" sind (Goethe).

Die „ewig allgemeinen Formeln" des Wissens um die Seele — die nachzudenken, zu „übersetzen", d. h. mit den Erkenntnisbedürfnissen der

Zeit in geistige Verbindung zu bringen kein nutzloses Unternehmen bedeutet — sie leuchten am stärksten auf in der Epoche, die mit dem Eintritt des Christentums in die Geschichte beginnt. Die ersten Jahrhunderte des christlichen Weltalters haben wie keine andere Zeit mit glühender Eindringlichkeit den Wert der menschlichen Einzelseele ins Bewußtsein zu heben, sich in das Mysterium ihres Ursprungs und ihrer Grundbeschaffenheit zu vertiefen gesucht. Und es ist kein bloßes Ungefähr, daß sich unsere Gegenwart viel stärker als das 19. Jahrhundert um die geistigen Schätze zu bemühen beginnt, die in den philosophischen und psychologischen Lehren der altchristlichen und mittelalterlichen Welt enthalten sind. Vielmehr hängt dieses gesteigerte Interesse — gerade in dem Bereich der Seelenerkenntnis — unmittelbar zusammen mit den vorher besprochenen wissenschaftlichen Wandlungen. Es kann sich natürlich im Rahmen dieser Ausführungen nicht um den Versuch handeln ein Bild von dem ganzen Reichtum tiefsinniger Gedanken zu geben, die der Seelenbegriff der christlichen Denker umschließt. Nur zwei Punkte, an denen die nahe Berührung mit dem Problemgehalt der modernen Charakterologie sichtbar werden kann, mögen erwähnt werden.

(Schluß folgt.)

Gedanken über Wirtschaft und Moral.

Jede wirtschaftliche Beziehung zwischen Einzelpersonen, Körperschaften oder aber ganzen Staatsgebilden setzt einen Kredit voraus, d. h. ein Vertrauen in die Absicht des Kontrahenten einen Austausch von Wirtschaftsgütern herbeizuführen, dessen Zweck nicht die Schädigung der anderen Seite ist. Kredit bedeutet aber auch noch weiterhin das Vertrauen in den Vertragsgegner, daß dieser nach Treu und Glauben den abgeschlossenen Vertrag erfüllen wird und nicht bestrebt sein wird zu seinem eigenen Vorteil und zum Schaden des anderen sich ganz oder teilweise der Erfüllung übernommener Verpflichtungen zu entziehen. Grundlage jeden Kredits und somit überhaupt jeden wirtschaftlichen Verkehrs ist somit die kaufmännische Moral, d. h. die ethische Wertung derjenigen Vorgänge im Wirtschaftsleben, die wir Handel und Verkehr nennen.

Es liegt auf der Hand, sich zu fragen, woher jene grundlegende Änderung der moralischen Physiognomie des heutigen Wirtschaftslebens sich erklären läßt, da diese in so erschreckender Weise von früheren Zeiten sich unterscheiden läßt. Da sind es wohl in erster Linie zwei Faktoren, die wesentlich zu dieser Veränderung beitragen und zwar zunächst die Entwicklung des Großkapitalismus und seine Mobilisierung und Loslösung von der Person des Kapitalinhabers in Form der Begründung der Aktie und zweitens die dadurch bedingte Demoralisierung des einzelnen Kaufmanns.

Wenn wir in die Zeiten der Hanse, in die Zeiten der Fugger zurückgehen, so dürfte fraglos typisches Merkmal von Handel und Verkehr der Umstand sein, daß ein Geschäft immer oder doch in der weitaus überwiegenden Mehrzahl zwischen einzelnen Personen abgeschlossen wurde, die

als solche mit ihrem Namen, ihrer Ehre und ihrem Hab und Gut für die übernommenen Verpflichtungen und deren Erfüllung hafteten. Sie hafteten nicht nur vor dem Recht, sondern in weit höherem Maße vor sich selber, weil das Gedeihen und Blühen ihres Geschäftes unlöslich verbunden war mit dem Wohlergehen ihres Hauses und ihres Geschlechtes und weil in dem Augenblick, wo ein alter hanseatischer Kaufmann in unfairer Weise sich seinen Verpflichtungen entzog, nicht nur er persönlich von den Folgen getroffen wurde, sondern der Zusammenbruch seines ganzen Geschlechts eintreten konnte. Es lag also dem Handelsbetrieb ein Verkehr von Person zu Person zugrunde und Handel und Wandel gründeten sich auf den Kredit, den der einzelne Kaufmann als Persönlichkeit nicht nur dank seiner Vermögenslage, sondern in noch weit höherem Maße dank seiner Charaktereigenschaften besaß. Eine wesentliche Rolle in der Frage des Kredits spielte aber auch die Zusammensetzung des Personals, d. h. der Angestellte, der in einem Handelshause tätig war. Auch dort war überall die Wertschätzung der persönlichen Charaktereigenschaft des Angestellten ausschlaggebend, der seinerseits nicht nur um des Lohnes willen, sondern besonders in der gehobeneren Stelle durch persönliche, oft durch Generationen begründeter Anhänglichkeit und Zugehörigkeitsgefühl zum Hause des Chefs seine Lebensarbeit zur Verfügung stellte. Nicht unwesentlich dürfte es sein, hier kurz daran zu erinnern, daß aus dieser auf die Persönlichkeit gegründeten Einstellung heraus selbstverständlich auch wesentliche Konsequenzen in dem staatlich wirtschaftlichen Aufbau entstanden. Die persönlichen Beziehungen des einzelnen Handelsherrn zum Staat und zu den leitenden Staatsmännern waren nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der politischen Dinge. Mit als eine der charakteristischsten Erscheinungen jener Zeit dürfte aber die Art und Weise anzusehen sein, in der das vor sich ging, was man heute eine Sanierung nennt. Es war zwischen den einzelnen Handelsfirmen häufig eine so enge Verbindung durch Generationen entstanden, daß die Fallierung eines Hauses, welches unverschuldet in Zahlungsschwierigkeiten geraten war, den befreundeten Häusern nachteilig werden konnte. Diese sprangen dann helfend ein und stützten den ins Wanken Geratenen, wobei aber keineswegs nur der eigene Nutzen, die rein wirtschaftlich zahlungsmäßig berechenbare Beziehung zu dem Unterstützten Grundlage einer solchen Transaktion war. Vielmehr wurde im wesentlichen auch Gewicht auf die Persönlichkeit des unterstützten Kaufherrn gelegt und die Lauterkeit seines Charakters war unbedingte Voraussetzung für eine Stützungsaktion. Es war auch die Verpflichtung dem Handelsfreunde zu helfen eine moralisch starke, denn es gab ja naturgemäß damals keine Trennung zwischen persönlicher und kaufmännischer Ehre des Handelsherrn, beides fiel bei ihm zusammen. War also sein Lebenswerk gefährdet, so fiel nach damaliger Auffassung auch ein Schatten auf seine Ehre. Diese Einstellung des Kaufherrn mußte naturgemäß es auch mit sich bringen, daß er von seinen Angestellten verlangte, daß sie sich mitverantwortlich für die Ehre des Hauses und somit für die Ehre der Person des Chefs fühlten. Daraus erklärt sich auch die verhältnismäßig hohe Achtung, die in damali-

gen Zeiten der Handelsherr seinen mit Vollmachten ausgestatteten Angestellten entgegenbrachte. Der Angestellte war nicht subalterner bezahlter Bedienter, sondern war persönlicher Mitarbeiter am gemeinsamen Werk, ein Teil des Fundaments, auf dem das Handelshaus basierte, von dem unbedingte Treue erwartet wurde, die aber auch mit Treue vergolten wurde. So entstanden aus der Einstellung des Handelsherrn zu seinem Werk und zu seinen Mitarbeitern an diesem Werk die Grundlagen des kaufmännischen Lebens: Treu und Glauben. Wie kommt es nun, daß heute die etwas herbe Charakteristik eines Engländers für kaufmännische Moral fast zutreffen dürfte, wenn er dieselbe als „gerade so viel Ehrlichkeit" bezeichnet, als unbedingt dazu gehört, um das Gefängnis zu vermeiden. Fraglos trägt die Mobilisierung des Kapitals in Form der Aktie einen nicht unwesentlichen Anteil. Das moderne Handelsunternehmen, welches in Form einer Aktiengesellschaft ungeheure und für frühere Zeiten kaum glaubliche Kapitalmengen zu seiner Verfügung hat, steht zu seinem menschlichen Repräsentanten in einem nur sehr losen Zusammenhang. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß viele Handelsunternehmungen nicht in der Lage sind, anzugeben, wer ihre Aktionäre sind und in wessen Händen sich die ausschlaggebende Majorität der Aktien befindet, aber selbst wenn sie dieses wüßten, wer bürgt dafür, daß morgen die Aktien nicht in die Hände eines anderen übergehen und das Unternehmen in eine dem neuen Herrn genehme Richtung umgeleitet wird. Eine Aktiengesellschaft ist etwas Unmenschliches. Keine Person steht hinter dem Unternehmen, nur ein totes, von Hunderten von Namenlosen zusammengetragenes Kapital entfaltet eine Macht, deren Ursprung, wenn man näher zusieht, einen fast unheimlich anmuten kann, da hier eine Macht entwickelt wird, hinter der kein lebendiges Wesen steht. Es ist aber nicht nur dieser Faktor der Unsicherheit der Aktionslinie der Aktiengesellschaft, der eine wesentliche Umwälzung im Handel und Verkehr mit sich gebracht hat, sondern nicht zuletzt der Umstand, daß der Kredit, daß Treu und Glauben in Ermangelung der Persönlichkeit des Kaufherrn andere Anhaltspunkte suchen mußten. Eine Aktiengesellschaft hat keine Ehre. Eine Aktiengesellschaft hat überhaupt keine kaufmännische Moral, sie hat lediglich das Bestreben, ihre Macht zu entfalten zum Zwecke der Vergrößerung ihres Kapitals und zum Zwecke der Erzielung eines möglichst hohen Gewinns. Es wird ohne weiteres einleuchten, daß der Fortfall der grundlegendsten Voraussetzungen für Treu und Glauben eine tiefgreifende Umwälzung in Handel und Verkehr in bezug auf die kaufmännische Moral mit sich bringen mußte. Nicht alle Menschen sind gleich, wohl aber ist alles Geld gleich, das in Aktiengesellschaften arbeitet, eben weil es von den Persönlichkeitswerten der Menschen abgetrennt eine Macht für sich darstellt, die unpersönlich und verantwortungslos nur als Komponente unzähliger kleinerer Kapitaleinheiten Wirkungen auslöst, die kein Mensch voraussehen und somit verantworten kann. Dementsprechend ist auch die Organisation der Aktiengesellschaft, d. h. ihre persönliche Seite ein von namenlosen Aktionären gewählter Aufsichtsrat, der Angestellte, Direktor oder Geschäftsführer, der lediglich darauf bedacht sein muß, Ge-

winn herauszuwirtschaften, um der Masse der namenlosen Aktionäre nicht unbequem zu werden und seiner Stellung verlustig zu gehen. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn man heute sagt, daß jeder geschäftsführende Direktor einer Aktiengesellschaft dem Aktionär gegenüber die Verpflichtung hat, bis an die Grenzen des Strafgesetzes alles zu tun, um Gewinn zu erzielen. Es liegt auf der Hand, daß jegliche Werte, die außerhalb des Strafgesetzes liegen, nicht zu ihrem Recht kommen können, ja als Schwäche bekämpft werden. Hieraus erklärt sich auch die ganze Einstellung der modernen Finanzgewaltigen zu ihrem Mitarbeiter. Das ganze Verhältnis entbehrt der gegenseitigen Achtung. Der Leiter eines Unternehmens hat die Verpflichtung, aus seinen Angestellten möglichst viel „herauszuholen". Sie sind nicht Menschen, sondern Maschinen, die ausgenutzt und später beiseite geschoben werden. Dadurch, daß er selbst die Begriffe von Ehre, Treue, Vornehmheit der Gesinnung als lästige, nichts einbringende Hemmungen aus seinem Innern ausgemerzt hat, verliert er die Fähigkeit, etwa in dieser Richtung vorhandene Ansätze bei seinen Mitarbeitern zu bemerken und selbst, wenn er sie bemerkt, steht er ihnen fremd und ratlos gegenüber und wittert in dem noch unverdorbenen jungen Mann im Grunde seines Herzens vielleicht doch den wirklich ehrlichen Kaufmann, der zwar Respekt vor seiner Macht, aber keine Achtung vor seiner Persönlichkeit hat. Dieses führt zu einem erweiterten Haß zwischen Chef und Angestellten und entzieht im günstigsten Fall diesem Verhältnis, das eigentlich nur auf der Grundlage gegenseitiger Achtung gedacht werden kann, die unerläßlichsten Voraussetzungen. Dies ist der Boden, auf dem ein Grundsatz hat wachsen können, der heute im kaufmännischen Leben eine verhängnisvolle Rolle spielt „wer das größere Gehalt hat, hat Recht."

Daß eine solche grundlegende Veränderung in den Grundlagen des kaufmännischen Lebens nicht ohne die nachhaltigsten Folgen auf das soziale Leben und auf die gesellschaftliche Moral sein kann, liegt auf der Hand. Die alten Götter von ehedem sind gestürzt, geschichtliche Tradition ist zum lästigen Ballast geworden, jede Autorität ist entweder zu belächeln oder als lästige Hemmung beiseite zu schieben. Der von gestern auf heute erworbene Reichtum bedeutet Macht und dem der von gestern auf heute eine Stellung als Direktor bekommen hat, öffnen sich die Türen der Gesellschaft und der neureiche, der frisch gebackene Mächtige zieht ein in die Gesellschaft und durchsetzt sie mit seinen Anschauungen, mit seinen Begriffen über Werte, die er im besten Falle aus Büchern kennt, für die selber als Persönlichkeit einzutreten, er nie in Verlegenheit kommen wird, weil es nichts einbringt, d. h. seine Macht nicht erweitert. Gibt es nicht wirklich zu ernsten Gedanken Anlaß, daß eine Umkehrung im Häufigkeitsverhältnis moralisch hoher Qualitäten nicht nur in Handel und Verkehr, sondern zum Teil auch schon in der Gesellschaft eingetreten ist. Es ist kein Geheimnis mehr, daß in der deutschen Jugend, auch soweit sie in den kaufmännischen Angestellten vertreten ist, oft mehr Ethik zu finden ist, als bei den Alten, die zwar reich, mächtig aber indifferent dem Ehrbegriff gegenüber geworden sind.

Aphorismen

von M. Kaubisch — Dresden.

Es gibt Menschen, die es schwer haben müssen, um überhaupt leben zu können, so wie es Tiefseefische gibt, die nicht atmen können, wenn sie nicht den Druck von tausend und abertausend Atmosphären über sich haben ...

In einer letzten Tiefe ist alles vorherbestimmt. Auch der souveränsten menschlichen Freiheit bleibt nur ein schmaler Spielraum vor dem schweigenden Antlitz der göttlichen Notwendigkeit.

Es gibt nur eine Kraft, die wahrhaft „synthetisch" gestaltet, und das ist die Liebe.

Nur wer nicht mehr begehrt, darf und vermag es auch: wahrhaft umfassend zu lieben.

Alle hohe persönliche Kultur (wie auch die ganzer Epochen und Völker) beruht zu einem Teile unzweifelhaft auf der äußeren und inneren Widerstandskraft gegen den Eros. Ja, man darf sagen: eben diese polare und durchaus tragische Spannung, diese Strenge und Weihe des vielfach gebundenen Eros schafft erst Kultur — mag die Gegenkraft nun Logos, Tyche, Ananke oder Daimonion heißen.

„Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal" (Goethe). Und auch das der Geschichte. Auch hier kommt Gott und geht ... Oder sind wir es, die kommen und gehen, Gott aber bleibet in Ewigkeit? —

Auch der „Teufel" — ein objektives kosmisches Mysterium, Gottes großer Gegenspieler; notwendig zur Erhaltung der ewigen Polarität aller Dinge und darin auch Voraussetzung der Schöpfung. Oft erscheinend in der Maske Gottes — als dessen eigner Doppelgänger. So eng sind die genialen und die dämonischen Kräfte des Lebens miteinander verwebt und verschwistert. —

Aus dem „Daimon" stammen die „Dämonen". Wer Ohren hat, der höre! —

Der „tragische" Mensch: das Objekt sich befehdender „Götter". —

Nicht nur die Welt, auch der Mensch, die Seele des Menschen, ein Kampfplatz der „Götter": Inkarnation von Weltkräften. —

Es ziemt sich nicht, moralisch zu richten, wenn man selber die Hände im Feuer hat. —

Klugheit ist nur eine empirische, keine metaphysische Kategorie.

Wir dürfen „Gott" immer nur an der Grenze unserer höchsten Erfahrungen suchen; denn Er ist immer „der Äußerste". —

Man lasse sich nicht täuschen: zur Größe gehört die Unentrinnbarkeit. Ob nun Natur: die Welt der Berge oder das ewige Meer, oder das Schicksal des Menschen: zwischen Liebe und Tod, oder der Kampf des Genies: um den „Sinn" und das Werk —: so viele Namen, so viele Unentrinnbarkeiten und eben darin wahrhaft groß. —

„Überpersönliche" Musik.

Von Hans v. Schulmann.

Jüngst wurde von H. Curjel, dem dramaturgischen Mitarbeiter Klemperers, anläßlich der Premiere von Hindemiths Oper „Cardillac" in Berlin zu den Problemen neuer Musik Stellung genommen. Seinen Ausführungen seien folgende Abschnitte entnommen.

„Die Bezeichnung „Espressivo" wird von den Komponisten vorgeschrieben, wenn eine Melodie oder eine einzelne Stimme im Orchester mit besonderer Beseelung vorgetragen werden soll. In der musikalischen Praxis bedeutet diese Bezeichnung vor allem diejenige Vortragsart, die sich kurzer, aber intensiver An- und Abschwellungen bedient. Wie in Seufzern erhöht sich der Druck der melodischen Linie, wie in Resignationen spannt sich der Druck ab. Die Bezeichnung „Espressivo" selbst und die ihr entsprechende, auf An- und Abschwellung beruhende musikalische Faktur findet sich in weiterer Verbreitung erst seit Beginn der romantischen Musik, das heißt vom Beginn des 19. Jahrhunderts an. Ja, diese musikalischen Schwellungen sind für die Musik dieses Jahrhunderts so typisch, daß die musikalische Epoche von Beethoven bis Richard Strauß eine Epoche des Espressivo genannt werden kann . . .

Diese Tendenz zum Espressivo entspricht dem gesteigerten subjektiven Empfinden dieses Zeitalters, in dem der Mensch und sein individuelles Seelenleben als das Maß der Dinge erschien.

Aus der neuen Musik (wie aus der neuen Kunst und Geistigkeit überhaupt) ist dieses Espressivo fast vollständig verschwunden. Andere Kräfte dominieren: motorischer Rhythmus, scharfe, schrille Klänge, große melodische Bögen, deren Spannung nicht mehr am Maß menschlichen Atems gemessen werden kann. Die Abkehr von ausdrucksheißen Aufwallungen und von gefühlsgeladener, schmelzender Beseeltheit ist offenbar . . .

Heute — vor allem dank der Erkenntnisse, welche die moderne Musikwissenschaft in bezug auf das Wesen alter Musik vermittelt hat — wird

niemand mehr die alte Musik wegen des fehlenden Espressivo als ausdruckslos bezeichnen. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß sie, wie alle Kunst, einem gesteigerten Ausdrucksbedürfnis ihr Leben verdankt. Daß sich dieses primäre Ausdrucksbedürfnis in gebundener Form, d. h. nach Maßgabe einer künstlerischen Gesetzlichkeit, ja im Rahmen scheinbarer künstlerischer Formelhaftigkeit äußert, entspricht nur der geistigen Struktur früherer Zeitalter, in denen Gesetz und Formeln (nicht das ungebundene, aufs Maßlose eingestellte Empfinden eines einzelnen) das Maß der Dinge war ...

So sehr die Musik des 19. Jahrhunderts (sei es bei Beethoven, Wagner, Bruckner oder Brahms) nach der Unendlichkeit strebt, so sehr bleibt sie im Menschlichen verhaftet. Das Espressivo spiegelt individuelles, subjektives Leben und subjektive Geistigkeit. Hierin liegt die Tragik der Zeit: nach dem Äußersten, dem Überirdischen, dem Letzten strebt die Kunst — sie muß in den Grenzen des Menschlichen verbleiben, weil sie allein aus dem Subjektiven schöpft.

Die alte Musik, in scheinbarer Gebundenheit, reicht über das allein Menschliche, das Subjektive weit hinaus. Ihre ausdrucksschaffenden Grundelemente stehen deshalb über den gestaltenden Kräften des Espressivo, weil sie unmittelbaren Zusammenhang mit primären Naturkräften besitzen.

Ja selbst bestimmte Aufbaugesetzlichkeiten und Formelhaftigkeiten (etwa die kadenzierenden Schlußbildungen) stehen in unmittelbarer Analogie zu Naturgesetzlichkeiten, wie sie sich beispielsweise im formalen Werden und Sein von Pflanzen äußern.

Diese Zusammenhänge zeigen, in welch grundverschiedener Weise das Espressivo einerseits und der „Ausdruck" alter Musik andererseits zustande kommen. Ist das Espressivo Spiegelung subjektiven Empfindens und Lebens, so beruht das Wesen der auf unmittelbarer Naturgesetzlichkeit sich aufbauenden Kunst auf objektiviertem Ausdruck ....

Wenn die neue Musik sich dem objektivierten Ausdruck zugewendet hat, so steht dies in unmittelbarem Zusammenhang mit der Tatsache, daß heute das Streben nach objektiver Einsicht und nach Erkenntnis objektiver Bindungen zum Zeichen der Zeit geworden ist. Nicht das Privaterlebnis, sondern das Gemeinschaftserlebnis erregt die Menschen; nicht in der Vielgestaltigkeit, sondern in der typisierten Gleichform gestalten sich die schöpferischen Kräfte der Zeit (sinnfällige Beispiele: Baukunst oder Technik).

Ebensowenig wie etwa diese typisierte Architektur oder auch die gewaltigen Erzeugnisse der Technik als ausdrucksvoll bezeichnet werden können, ebensowenig ist das, was in der neuen Musik gleichförmig sich bewegt, monoton stampft oder leise schwebt, als Erzeugnis kalter Seelen oder ausdrucksvoller Gleichgültigkeit zu bezeichnen.

Im Gegenteil: in dem Bestreben, den Ausdruck nicht aus der Sphäre des beschränkt Menschlichen, sondern aus der Sphäre des Naturgesetzlichen, Umfassenden, Objektiven zu schöpfen, beweist sich der (gewiß vielfach unbewußte) Wunsch, die Wärme des Göttlichen, nicht die Hitze des Individuellen zu gestalten."

Es handelt sich hier, wie man merkt, nicht etwa um den Expressionismus, den eigentlichen Schlußstein der gekennzeichneten „Espressivo"-Entwicklung, sondern um die als neue Sachlichkeit, Stofflichkeit, oder Gemeinschaftskunst bezeichnete allerneueste Kunstrichtung, welche in der deutschen Musik u. a. mit den Namen Krenek, Hindemith und Erdmann charakterisiert ist. — Die neue Bewegung begann sich in Berlin etwa um 1923 zu manifestieren. Persönlich ihr nicht ferne stehend versuchte ich damals bereits in oft lebhaften Diskussionen im Kreise, dessen Zentrum der bekannte Balte Ed. Erdmann bildete, die neuen psychologischen Elemente zu fassen. Der Öffentlichkeit blieb das wesentlich Neue, die Abkehr vom Seelischen, Dämonischen zum abstrakt „Stofflichen" (nach Erdmanns Ausdrucksweise) damals seltsamerweise noch fremd. Man feierte als „Expressionisten" gerade die Überwinder des Expressionismus, und die ungeheure Groteske dieser Situation blieb eigentlich Geheimnis eines kleinen radikalen Kreises.

Das Wesen des Neuen ist aus den zitierten Bruchstücken bereits deutlich zu erkennen. Man ist versucht den Ausdruck „Distanz" darauf anzuwenden. Diese neue Kunst will in ihrer Eigengesetzlichkeit monumental wirken, in sich selber groß, abgeschlossen und unnahbar, vom Ausdruck des Menschlichen nur umspielt. Begeisterung zwar auslösend, aber nicht begeisterungerfüllt. Man denkt leicht an Bach, noch mehr an seine Vorgänger. Doch die Analogie bleibt äußerlich. Das Streben nach Monumentalität braucht noch keine Größe zu bedeuten. Die Distanz und speziell der monumentale Charakter ist gewissen Formen (z. B. der Fuge) eng verknüpft. Darum täuscht die schlechteste Fuge noch Tiefe vor, wo leere Formelhaftigkeit herrscht. Sagte nicht schon Robert Schumann: „der seichteste Kopf verbirgt sich hinter einer Fuge"; hinter der Monumentalität, könnte man heute sagen. — Wir sind einer anderen, als der menschlichen Größe nicht fähig. Menschliches ist ohne Teilnahme, also persönliche Wärme undenkbar. Bach war weder kalt noch abweisend; die Monumentalität seiner Schöpfungen entsprang der Tiefe und Reife seiner Weisheit. So wurde die Fuge ihm zum gemäßesten Ausdrucksmittel. —

Im Chaos des zügellosen individuellen Erlebens wurde das Verlangen nach Objektivem, der Schrei nach dem Unabänderlichen jäh zum Extrem gesteigert und zum Glauben an mystische Kräfte leerer Formen umgebogen. Die innere Kraft langte nicht bis zur wahren Lösung, die nur wahre Genialität gefunden hätte, zur Synthese von Ich und All, von Wärme und Stofflichkeit. Gewiß ist nicht die Hitze des Individuellen das Maß aller Dinge. Aber wer erkennt Objektives? Nur die positive Bewährung der persönlichen Gesinnung im „Naturgesetzlichen" führt dahin, nicht aber das Ausweichen der Person vor dem Stofflichen, welches dadurch zur kalten und abweisenden Macht erstarren muß. Die betätigte Gesinnung ist die Seele der objektiven Welt. Unbeteiligt gesehen ist jede Materie tot. —

Der Griff zum Stofflichen oder Monumentalen allein kann den erhofften Schritt nach aufwärts nicht von selbst geschehen machen. Von außen her ist auch nie inneres Wachstum gefördert worden. Wer denkt

hierbei nicht an die allzuvielen empfohlenen Heilmittel, an die „verkappten Religionen" dieser Zeit ...

Das Streben aus dem beschränkt Individuellen, aus der Zufallsform des Lebens hinaus, nicht stark genug zu Entschluß, Opfer und Größe, hat neuerdings ein Ausweichen zur „Gemeinschaftskunst" bewirkt, die in der Negation alles Persönlichen gipfelt. Weil es an Kraft gebrach, persönlich Erlittenes in ein sinnvolles Geschehen einzugliedern, warf man die Tragik, das kostbarste Menschheitsgut, achtlos wie einen Irrtum beiseite. Und mit der Tragik starb das Lachen.

Es ist nicht wahr, daß neue Bindungen *höherer Qualität* auf dem Wege der Ausdeutung und Übernahme kollektivistischer Ideale herzustellen sind. Es ist nicht wahr, daß diese gleichgültigen Massen — auch Zufallsformen des Lebens — an sich wertvoller sind, als das Einzelindividuum. Es ist auch nicht wahr, daß die Aufgabe des Persönlichen zugunsten überhaupt eines Außerpersönlichen sinnvoll sein kann. Die Sublimierung des Zufälligen zum Allgemeinmenschlichen, *des Gefühls zum Mitgefühl* macht die Wirkung genialer Kunst möglich. Von Sophokles bis Wagner hat darum noch nie ein Genius gelebt, der nicht vor allem tief persönlich empfand. Vom Vorwalten dieser oder jener Kunstrichtung wird es auch nie abhängen, ob Großes geschaffen werden kann. Die Vorherrschaft einer Form gibt dem Genie nie den Anlaß, sein Werk zu empfangen. So gibt auch die wieder stärkere Betonung des streng Formalen in heutigen Tagen nicht den ausschließlichen Boden ab, auf dem große Kunst allein erstehen könnte. Diese wechselnden Kunstrichtungen sind zeitlich-psychologisch zu verstehen; irgend eine *Wertung* der Epoche auf Grund ihrer Kunstrichtung, dem Spiegel allein ihrer Struktur ist keinesfalls berechtigt. Klassik und Romantik lassen sich eindeutig an keinem Wertmaßstab vergleichen, ebensowenig, wie die genialen Einfälle des Mannes und Jünglings.

Der Gehalt ist es, der auch den durchschnittlichen Schaffenden für unseren Blick vom Wege abrückt, den wir als „Kunstgeschichte" kennen. Die wenigen Großen aber stehen abseits, keine Wegweiser dieser Geschichte, nur aufwärts ragend. — —

Unabänderlich besiegelt erscheint das Schicksal der Musik als Kunst. Im Zeitlichen wirkend, muß sie als Ganzes auch im Zeitlichen untergehen. Ihr eigenartiges Schicksal des Aufblühens und Vergehens war in ihrer Sprache selbst symbolisch enthalten. — Gleichsam in grandioser Engführung wechseln in rascher Folge die Kunstrichtungen. In der blitzartigen Rückschau und im schattengleichen Wiedererleben vor der Agonie rollt sich noch einmal ihr ganzes Dasein vor unseren Augen ab. Noch einmal grüßen Gestalten herüber — der Leipziger Kantor — der taube Wiener Kapellmeister, dann die Blumenpracht der Romantik — Paganinis Geige ... die hoffnungslose zerrinnende Gebärde Skriabins ...

Die drei Schriftsteller.

Am zweiten Schriftstellerverbandstage kam die junge Generation mit einem Vortrage des Münchener Edgar J. Jung, über das Thema: „Der deutsche Kreuzzug zur Rettung des abendländischen Geistes" zu Wort. Seine Ausführungen schloß der Redner mit folgenden Sätzen: „Unser Schriftstellertum gestattet eine oberflächliche Einteilung in drei Klassen: in den Schriftsteller, der Wesen und Erscheinungen seiner Zeit chronistisch festhält, in denjenigen, der für eine Idee kämpfend ein neues Werden fordert und denjenigen, der von seiner Zeit lebt, sie ausnützt, ihr Nutznießer ist. Der letzte Typ dürfte ungefähr mit dem Wesen dessen, was man Zivilisations-Literat nennt, zusammenfallen. Er dürfte zu jener Kategorie geistiger Menschen gehören, die Paris als ihre geistige Hauptstadt betrachten. Ob er seine Zeit bejaht — meist geschieht dies — oder ob er ihr kritisch gegenübersteht, Zweck seines schriftstellerischen Daseins ist im Grunde der Schriftsteller und nicht die Sache. Dort wo er kritisiert, reißt er ein und baut nicht auf.

Diesem stelle ich das Schrifttum gegenüber, das die Sehnsucht des Volkes nach Führung erahnt und neugestaltend mithilft, ihr Form zu geben. Denn die neuerwachende Seele des deutschen Volkes braucht Gestalter ihres inneren Wertes, Gestalter, die einer ausklingenden Zeit, einem sich selbst totlaufenden Ideal, einem dadurch entstandenen Chaos die neue geweihte Ordnung entgegensetzen.

Das Zeitalter der Göttin Vernunft war das Zeitalter des Westens und der Zivilisation. Deren Aufstieg kennzeichnet deutschen Niedergang. An seinem chaotischen Ende wartet die Menschheit auf das seelenhafte Schöpfertum eines Volkes, das neue Werte als Ziel irrenden Wanderns zeigt. Ein kommendes Geschlecht muß synthetisch begreifen, daß der Geist aus derselben seelischen Quelle strömt, aus der ein Volk die Kraft schöpft, wissenschaftlich, staatlich und politisch einen großen Raum zu ordnen. Und umgekehrt müssen jene, welche die Notwendigkeit politischer Macht begreifen, einsehen, daß diese toter Stoff ist, ohne geistiges Ziel.

Denen, welche der Utopie einer Menschheitskultur — wo doch die Menschheit nichts ist als ein Sammelbegriff von Völkern — nachjagen, halten wir die geballte geistige und sittliche Kraft eines gesunden Volkstums entgegen, das seinerseits seine Pflichten übernationaler Art erkennt. Wer deshalb einem entgötterten Abendland den Weg zu Gott im weitesten Sinne weist, wer aus der deutschen Volksseele die Kraft hierzu schöpft, wer in dieser Aufgabe die deutsche Sendung erblickt, der gleicht jenen Kreuzfahrern, die einer heidnischen Welt ihre Leiber entgegenwarfen mit dem Rufe: „Gott will es."

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 19 Freitag, den 5. Oktober 1928 4. Jahrgang

Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte.

Vortrag von Prof. Dr. Johannes Haller (Tübingen).

Die Weltgeschichte bietet uns oft die Möglichkeit, den Untergang eines Volkes zu beobachten, selten aber sehen wir den Eintritt eines neuen Volkes in die Geschichte, denn dieser vollzieht sich meist im Dämmer der Vorgeschichte, aus der keine sichere Kunde zu uns dringt. Eigentlich sind es nur zwei Völker, deren Eintritt in die Geschichte sich beobachten läßt: die Araber und die Germanen; beide Völker sind zu Beginn ihrer Geschichte mit Kulturwelten zusammengestoßen, und diesen verdanken wir die Kenntnis dieses Vorganges. Cäsar hat zuerst mit scharfem Blick die Germanen als besonderes Volk erkannt; Tacitus hat eine ausführliche Schilderung ihres Kulturzustandes hinterlassen, die jetzt durch die archäologische Forschung ihre volle Bestätigung erhält. Von einer eigenartigen urgermanischen Kultur zu reden, geht nicht an: die Germanen des Tacitus waren noch kein Kulturvolk, sondern ein Naturvolk, das, ohne sich um Vergangenheit und Zukunft zu bekümmern, triebhaft nur der Gegenwart lebte. Nomaden waren sie allerdings nicht, sind es wohl auch nie gewesen, da ihrer Heimat, den Ostseeländern, die Voraussetzungen dazu fehlten, aber auch noch nicht voll seßhafte Bauern: die Viehzucht war ihnen wichtiger als der Ackerbau, daher waren die Germanen auch beweglicher, als wurzelechte Bauern zu sein pflegen. In diesem Naturvolk waren aber schon Ansätze zu höherer Gesittung vorhanden; ein Jahrtausend nach Tacitus sind alle Germanen bereits der Kultur erschlossen. Die politische Seite dieses Prozesses ist bezeichnet durch die Entstehung germanischer Staaten auf dem Boden des Weströmischen Reichs: um 600 ist nur noch das Byzantische Reich als einziger Rest des Römischen Weltreichs erhalten.

Die kulturelle Seite des Prozesses kann als Untergang der antiken und Beginn der mittelalterlichen Kulturwelt aufgefaßt werden. Beides, die Zerstörung sowohl des Römerreichs wie der antiken Kultur, hat keineswegs in der Absicht der Germanen gelegen. Die Germanen, als verhältnismäßig kleine, getrennte Völkerschaften, konnten es sich gar nicht zutrauen, ein Weltreich von der Größe und Macht des Römischen zu zertrümmern; sie haben auch nie eine politische Gegnerschaft gegen Rom empfunden oder Landabtretungen verlangt, im Gegenteil, sie wollten in das Römische Reich als Bundesgenossen (foederati) aufgenommen werden, um auf diese Weise die Segnungen der antiken Kultur zu genießen. Am größten zeigt sich diese Tendenz verkörpert in dem Ostgotenkönig Theoderich, der in seinem Testament empfiehlt, die Römer zu lieben und nächst Gott den römischen Kaiser am höchsten zu ehren. Die Germanen wollten des Römischen Reichs Schwert und Schild sein und dafür an seiner Kultur teilhaben; ein nationaler Gegensatz wurde nicht als bedeutend empfunden, um so mehr, da das Römische Reich schon lange kein Nationalstaat mehr war. Erst die Ablehnung der germanischen Wünsche durch die Römer drückte den Germanen die Waffen in die Hand, und das Ergebnis der Kämpfe ist der Zusammenbruch des Reichs und das Absterben der antiken Gesittung.

Die neuen Staaten sind in ihrem Wesen völlig verschieden vom römischen: dieser war ein vollendeter Beamtenstaat mit absoluter kaiserlicher Gewalt als Zentrum, aufgebaut auf städtischer Zivilisation und geregelter Geldwirtschaft; die germanischen Staaten sind mehr agrarischen Charakters, die Städte sind bedeutungslos geworden, an die Stelle der Beamten sind die großen Grundherren getreten: das Amt ist ersetzt durch das Lehen, dem König ist nur die Oberhoheit geblieben, und seine Geltung ist abhängig von seinem eigenen Grundbesitz. Der römische Begriff des Staatsbürgers ist verschwunden: zwischen Herren und Untertanen hat sich die Stufenleiter der Lehnsträger geschoben. Der Staat ist zu einer Summe von Herrschaften geworden: an die Stelle des absoluten, zentralisierten Einheitsstaates ist der partikular-föderative Feudalstaat getreten. Die kulturelle Führung hat nicht mehr der gebildete Bürger, sondern der Ritter. Das ist das Mittelalter. Und doch kann man nicht sagen, daß die Germanen das Alte ganz vernichtet hätten: viele Keime der neuen Gesittung waren schon im Römertum vorhanden, wie z. B. Ansätze zum Rittertum, ja auch zur Ritterromantik.

Unter den germanischen Völkern ist eines in ganz besonderer Weise bestimmend für die Zukunft geworden: das sind die Franken. Die Streitfrage, ob der fränkische Staat mehr römisches oder germanisches Gepräge trage, ist früher im Sinne des germanischen Charakters beantwortet worden; jetzt steht fest, daß der fränkische Staat in vielen Wesenszügen nicht einen absoluten Bruch mit der Vergangenheit darstellt, sondern eine Fortsetzung des römischen Staates. Nicht die germanische Markgenossenschaft der Gemeinfreien, sondern die spätrömische Grundherrschaft ist die Grundlage des fränkischen Staates; die Bauern sind, ebenso wie im spätrömischen Reich, hörig. Die ganze spätrömische Gesetzgebung hat die Grundherrschaft zur Voraussetzung, z. B. die Fesselung des Bauern an die Scholle. Auch der

Übergang des Freien in die Schutzherrschaft ist römischen Ursprungs; die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen des Feudalismus waren also schon vorhanden, bevor die Germanen kamen.

Nur im Dekumatenland (zwischen Rhein, Donau und Limes) sind die römischen Verhältnisse durch die Alemannen gründlich zerstört worden; in allen übrigen Landschaften hat sehr vieles Römische die Völkerwanderung überdauert: z. B. Städte und ihre Namen, die Flurteilung, der Weinbau, die Dreifelderwirtschaft, die Formen der Staatsverwaltung, die Einteilung in Verwaltungsbezirke (civitas, später pagus, auch in dieser Namengebung den Übergang des Schwerpunktes von der Stadt auf das Land ausdrückend), die Formen des Hoflebens, die Hofbeamten, die Kanzlei, die Staatssprache, vor allem aber die römische K i r c h e. Diese war schon im Römischen Reich zu einem wesentlichen Bestandteil des Staatslebens geworden und hat sich als solcher im wesentlichen unverändert im fränkischen Reiche erhalten. Die Karolingische Renaissance ist daher auch nicht, wie die des 14. Jahrh., die Wiederbelebung einer toten Kultur, sondern die endgültige Aneignung der spätrömischen Kultur durch die Franken.

Die Völkerwanderungszeit bedeutet also keinen scharfen Einschnitt: vieles bleibt, wie es war, nur der Herr wechselt; die Zeit von Diokletian bis auf Karl den Großen ist eine Einheit. Als Epoche käme viel eher die Krisis des Römischen Reichs im 3. Jahrh. in Betracht, als in die Oberschicht und das Heer immer mehr nichtrömische Bestandteile eindrangen, oder die Zeit des Zerfalles des Karolingischen Reichs im 9. und 10. Jahrh. mit den großen Kämpfen gegen Ungaren, Araber und Normannen.

Und doch ist die zwischen diesen beiden Einschnitten liegende Zeit von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung: der Verfall des alten Staatswesens wäre zwar auch ohne die Germanen erfolgt, vielleicht etwas langsamer; das „Mittelalter" war schon angebrochen, als die Germanen kamen, aber ohne sie wäre es ein r ö m i s c h e s Mittelalter geworden, wie es in Ostrom der Fall gewesen ist. Daher rührt die unüberbrückbare Spaltung Europas in Ost und West: die alten Formen blieben zwar in beiden Hälften bestehen, aber im Westen füllten sie sich mit germanischem Geiste.

Einige Wesenszüge dieses germanischen Geistes lassen sich in der mittelalterlichen Geschichte deutlich erkennen, so z. B. das Fehlen des S t a a t s g e d a n k e n s im römischen Sinn. Der Staat wird von Germanen nicht als ein organisches Ganzes empfunden, sondern als Herrschaft; der abstrakte Gedanke der Staatsbürgerschaft fehlt, an seine Stelle tritt die Bindung an die Person des Herrschers. Die T r e u e im Sinne eines persönlichen Rechtsverhältnisses ersetzt den Staatsbegriff allerdings nur mangelhaft, daher ist der mittelalterliche Staat meist innerlich schwach. Auf der persönliche Treue ist auch das Heerwesen aufgebaut, und hier erweist sie sich als starker Halt: Meutereien, wie sie im römischen Heer häufig waren, sind im Mittelalter kaum bekannt.

Das germanische Königtum ist trotz Erhaltung der römischen Formen doch etwas wesentlich anderes als das römische Kaisertum: der König soll vor allem Edelmann sein, sowohl im Sinne der Abstammung als auch des Charakters: Adel der Seele, Gerechtigkeit, Milde, Güte sind die königlichen

Tugenden. Der König ist nicht, wie der römische Imperator, die Verkörperung des abstrakten Staatsbegriffs mit absoluter Gewalt, sondern er regiert persönlich mit Hilfe seiner Ratgeber, der Vornehmsten seines Volkes. Der mittelalterliche Staat ist eine Aristokratie mit monarchischer Spitze; für solch ein Königtum ist die Existenz eines Adels wesentliche Voraussetzung. Und der Germane empfindet durchaus aristokratisch: jeder freie Germane fühlt sich als edel, auch in dem Sinne, daß Adel verpflichtet: so gewährt der germanische Edle seinen Knechten gern die Freiheit, und das Germanentum kennt ursprünglich die Leibeigenschaft nicht.

Auch auf allen anderen Lebensgebieten hat sich der germanische Geist behauptet und fremden Formen *seinen* Inhalt gegeben: vor allem in der Religion: die Friedensreligion des Christentums ist von den Germanen nur durch Umgestaltung zu einem Kriegerglauben assimiliert worden: Christus wird zum Heerkönig, und die Zeit der Kreuzzüge bedeutet erst den Abschluß der Christianisierung der Germanen, oder besser der Germanisierung des Christentums. Ein weltflüchtiges Fakirtum, wie es der Orient kennt, hat im germanischen Westen nie Wurzel fassen können; hier ist Weltflucht immer wieder in Weltbeherrschung umgeschlagen. In all dem zeigt sich die germanische Lebenskraft, die immer wieder danach strebt, sich *in* der Welt einzurichten, indem man sie besser zu machen sucht, nicht aber die Welt zu fliehen. So ist Faust das echte Symbol dieses germanischen Wesens: sein Lebensweg führt ihn über Höhen und Abgründe doch zu fruchtbarer, weltumgestaltender Tätigkeit. Aber auch darin ist Faust Symbol, daß ihm, wie der germanischen Lebenskraft, das Glück der Ruhe nie beschieden sein kann:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick.

W. Stillmark.

Moderne Charakterologie und christlicher Seelenbegriff.

Von Friedrich Seifert.

(Schluß.)

Es kann sich natürlich im Rahmen dieser Ausführungen nicht um den Versuch handeln ein Bild von dem ganzen Reichtum tiefsinniger Gedanken zu geben, die der Seelenbegriff der christlichen Denker umschließt. Nur zwei Punkte, an denen die nahe Berührung mit dem Problemgehalt der modernen Charakterologie sichtbar werden kann, mögen erwähnt werden.

Der erste Punkt betrifft das alte, gefürchtete, nie zum Schweigen zu bringende Problem des Verhältnisses von Leib und Seele. Die Konfrontierung des gegenwärtigen Denkens mit diesem Grundproblem offenbart einen tiefen Riß. Gerade die charakterologische Forschung hat in den letzten

Jahren und Jahrzehnten reiches Material über die Ausdrucksbeziehungen zwischen körperlichem und seelischem Geschehen zusammengetragen. Prüft man aber die gedanklichen Voraussetzungen nach, den Unterbau, auf dem sich solche Ausdruckslehre erheben soll, so trifft man meistens auf die alten begrifflichen Schablonen des „psychophysischen Parallelismus", der „psychophysischen Kausalität" oder „Wechselwirkung"-Kategorien, die sich zur wirklichen Fundamentierung einer solchen Ausdruckslehre als untauglich erweisen, so groß auch die Anstrengungen waren, die Generationen von Forschern an ihre begriffliche Zuschärfung gewandt haben. Alle diese Hypothesen — unbeachtet ihrer speziellen Unterschiede — sind auf gemeinsamem Grund entstanden: immer sind zuerst leibliches und seelisches Dasein aus ihrer geheimnisvoll ursprünglichen Einheit durch das Scheidewasser abstrakten Denkens herausgelöst, getrennt und verselbständigt worden, so daß sie dann nur durch rein verstandesmäßige Kategorien — welcher Form auch immer — wieder von außen her zusammengebracht werden konnten. Das altchristliche und mittelalterische Denken verfügte über Prinzipien, die der wesensmäßigen Einheit von Leib und Seele viel tiefer gerecht wurden. Aus der Verbindung von antikem (namentlich aristotelischem) Begriffsgut und christlichem Erlebens- und Glaubensgehalt ist eine der entscheidenden Grundformeln hervorgegangen: die Seele ist „Wesensform des Leibes", forma substantialis corporis. Das bedeutet: Leib und Seele stehen, ohne dasselbe zu sein, in einer unmittelbaren Verbindung, bei der die Seele als die belebende, gestaltende, sinnverleihende Kraft für den Körper zu erkennen ist. Das Wesen des Menschen ist nicht eine durch den Verstand zu konstruierende Vereinigung aus getrennt gedachtem körperlichem und seelischem Sein, sondern coniunctum, lebendig ursprüngliche Verbindung, Maß und Mitte beider Seiten. Menschsein heißt: aus Leib und Seele bestehen. Der wahre Sinn dieser Lehre ist nicht dadurch zu erreichen, daß man an eine mechanisch-kausale Wirkungsbeziehung zwischen Seele und Leib denkt, sondern nur dadurch, daß das Verhältnis des Ausdrucks, des Symbols, ergriffen wird: die Seele schafft sich im Körper ihren Ausdruck, sie „offenbart" sich in seiner Gestalt, Bewegung und Äußerung. Auf die knappste Form gebracht lautet der Hauptgedanke: die Seele ist der innere Sinn des Leibes; der Leib ist die Erscheinung der Seele, gleichsam ihre Übersetzung ins Sinnlich-Sichtbare.

Unsere Darstellung muß sich mit groben Umrissen begnügen. Aber schon eine andeutende Umschreibung vermag die inneren Beziehungen zwischen dieser Gedankenwelt und den zeitgenössischen Bestrebungen erkennen zu lassen. Die entscheidende Grundbeziehung ergibt sich sofort, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die moderne Charakterologie zum großen Teil Ausdruck einer Sehnsucht unserer Zeit ist: der Sehnsucht, daß der Mensch und die menschliche Denk- und Sehweise wieder symbolfähig werde*).

Auf einen umfassenderen Zusammenhang bezieht sich der zweite Punkt, der noch erörtert werden soll: die Anschauung von der letzten Grundbeschaf-

*) Wir weisen in diesem Zusammenhang auf das jüngste Werk E. Dacqué's hin, „Leben als Symbol", welches ähnliche Fragen grundsätzlich behandelt. (Wanderbücherei.)

fenheit der lebendigen Menschenseele. Wie haben die christlichen Denker über diese Frage gedacht? Ein Hauptbestandteil ihrer Lehre ist eben besprochen worden: der Mensch gilt zunächst als wesensmäßige Einheit von Leib und Seele. Was damit vor allem zum Ausdruck gebracht wird, ist die Zugehörigkeit des Menschen zur Natur, zur geschöpflichen Welt. Die Existenz des Menschen ist eingebettet in das Naturgeschehen. Er steht weder außerhalb der stofflichelementaren Vorgänge, noch der unbewußt-vegetativen, noch der triebhaft-animalischen Lebensbedingungen, sondern er umfaßt sie; das alles ist in ihm. Aber die menschliche Seele ist nach der Lehre der christlichen Denker mit ihren Formkräften nicht ausschließlich dem Stofflichen zugewandt, sie ist auch nicht nur Prinzip des Bios, des unmittelbaren Lebens (wir würden heute sagen: sie ist nicht nur Triebwesen), sondern sie besitzt darüber hinaus eine andere Art von Sein, besser von „Fürsichsein": der Mensch ist nicht nur *Individuum*, er ist auch *Person*. In der bloßen Bestimmung als Individuum wäre die Funktion des Einzelmenschen nur die: Vertreter der natürlichen „Gattung Mensch" zu sein, ebenso wie das in einem Naturorganismus — einer Pflanze, einem Tier — sich offenbarende Wesensbild die Verwirklichung seiner Gattungsidee ist. Es ist der typische Irrtum und die verarmende Einengung jeder einseitig naturalistischen Denkweise, den Menschen nur in diese Beziehung „Individuum-Gattung" eingeordnet und seinen Sinn darin erschöpft zu sehen. Für die Seelenlehre der christlichen Denker dagegen gilt, daß der Mensch nicht nur ein naturgesetzlich Allgemeines manifestiert, sondern daß er als *Person* Bild, Gleichnis ist des Ewigen; daß sich also der Sinn menschlichen Lebens nicht in der Entfaltung bloßer Naturanlagen erfüllen kann, sondern in dem Hineinleben in eine ihm begegnende geistige Wirklichkeit. Gerade darin kommt etwas für die gesamte christlich-abendländische Denkhaltung Entscheidendes zur Geltung: nicht im Weltbegriff, im unpersönlich-kosmischen Sein, sondern im personhaft-geistigen Leben wird das Letzte, Höchste und Wichtigste gesucht.

Freilich würden sich beim konsequenten Verfolgen dieses Persongedankens auch die ganzen Fragen der charakterologischen Ausdruckslehre modifizieren müssen. Wird die menschliche Existenz nicht nur unter dem Gesichtspunkt des Individuellen, sondern dem des Personenhaften begriffen, dann muß auch mit einer anderen Art von „Äußerung", von Sichtbar- und Offenbarwerden gerechnet werden; dann handelt es sich nicht mehr nur um anschauende und einfühlende Deutung des Charakters aus der leiblichen Erscheinung, nicht nur um ästhetisch verstehende „Symbolik der menschlichen Gestalt", sondern außerdem und darüber um die Erkenntnis seiner Bewährung in Tun und Verzicht, Krisis und Überwindung, Leidenschaft und Opfer.

Nun könnte man sich bei alledem, was hier erörtert wurde, fragen: was in aller Welt hat diese spekulative Materie mit modernen Charakterforschung zu tun? Die Antwort würde lauten: sehr wenig, wenn man das Spezielle und Tatsächliche, die unsägliche Fülle von Einzelwissen im Auge hat, die uns als Produkt der neueren Wissenschaftsentwicklung entgegentritt. Sehr viel dagegen können diese Dinge bedeuten, wenn es um die Klärung letzter Grundfragen geht. Zur Verdeutlichung mag ein (nicht verein-

zeltes) Beispiel aus der gegenwärtigen Situation dienen. Nachdem die extrem-atomistische Auffassung des seelischen Lebens ihren Kredit ziemlich vollständig eingebüßt hat — jene Auffassung also, die das Seelenleben aus einem Getümmel von einfachen Elementen des Empfindens, Vorstellens, Wollens zu erklären suchte — seitdem ist ein anderes (aus dem Spätwerk Kants und dem romantischen Denkens stammendes) Prinzip zu hohen Ehren gekommen: das der „Ganzheit". Damit ist an sich betrachtet freilich ein höheres Formprinzip ergriffen. Aber wie wenig ist gewonnen, wenn nun alle seelischen Zusammenhänge, die erkannt werden sollen, mit dem Ganzheitsstempel versehen werden! „Ganzheit" — jeder lebende Organismus, jedes Kunstwerk, jede geschichtliche Erscheinung ist eine Ganzheit in dem Sinne, daß sie nicht aus einfachen Elementen, aus Atomen zusammengesetzt gedacht werden kann. Wie viel stärker mit Lebenswirklichkeit beladen ist — wenn man von der Seite des Religiösen ganz absieht — auch nach dieser Richtung hin der Seelenbegriff der christlichen Denker, die die Menschenseele selbstverständlich a u c h als eine Einheit und Ganzheit kennen, die aber zugleich Wissen davon besitzen, um welche A r t von Ganzheit es sich handelt; nämlich nicht um eine harmonische, stetige und kampflose Ganzheit wie beim natürlichen Organismus, bei dem alles Werden, alle Entwicklung ein hemmungsloses Sichselbstproduzieren darstellt. Beim Menschen handelt es sich ja um eine sowohl in das Naturdasein eingewurzelte, mit der Erde verbundene, wie um eine darüberhinausweisende Existenz — also um eine tragische Ganzheit. Einheit und Ganzheit d i e s e r Art — das schließt in sich, daß die Geschichte der menschlichen Seele nur auf dem Weg von Entzweiung, Kampf, Leiden, innerer Verwandlung zu verwirklichen ist.

Welcher Art der geistige Gewinn sein könnte, den die Charakter- und Persönlichkeitsforschung der Gegenwart aus der Besinnung auf den christlichen Seelenbegriff zu ziehen vermöchte, das läßt sich im Grunde zusammenfassen in einem Wort: Wiederherstellung des Augenmaßes für die wahre geschöpfliche Situation des Menschen; was zugleich bedeuten würde: Bewahrung vor dem Schwanken zwischen den zu Anfang entwickelten beiden Extremen, der übertriebenen Verherrlichung der Vernunft und des Vernunft-Ichs einerseits, des Bewußtseins knechtischer Abhängigkeit von der schlechthin autonom gedachten Welt der Dinge anderseits.

Ausdrücklich sei zuletzt noch einmal betont, was an den Anfang der Untersuchung gestellt worden war: daß es sich bei der modernen Charakterologie um eine Wissenschaft handelt, die w e r d e n will, die erst im Entstehen begriffen ist. Es ist keineswegs ausgemacht, welchen Weg ihre Entwicklung einschlagen wird. Bei einer solchen Wissenschaft, die sich mit dem Innersten, Zentralsten, aber auch dem Zartesten und Verletzlichsten an der menschlichen Existenz befaßt, wohnen die fruchtbaren und zerstörerischen Möglichkeiten, wohnt das Wertvollste und das Gefährlichste eng nebeneinander. Mit schroffer Deutlichkeit wird beides sichtbar an der Erscheinung desjenigen, der der eigentliche Ahnherr aller dieser heutigen Bestrebungen (die Psychoanalyse und die Individualpsychologie eingeschlossen) ist: an Nietzsche. Mit der Behauptung, daß es ein Unding sei nach Nietzsche ohne Nietzsche über das Wesen des Menschen nachdenken zu wollen, hat Klages zweifellos

recht. Ein Großes und Unvergleichliches an Nietzsches Psychologie liegt darin, daß er den Durchbruch gewagt hat; daß er es gewagt hat von der echten Wirklichkeit des menschlichen Innern, die weder die naturalistische noch die idealistische Psychologie zu Gesicht bekommen hat, zu sprechen. Und zwar so zu sprechen, daß sein Werk zu einer der umfassendsten Auslegungen des menschlichen Wesens geworden ist. Was von Nietzsche in die Psychologie hereingebracht wird, das ist eine neue, leidenschaftliche Unbedingtheit des Wahrheitswillens. Nietzsche *wird* zum Psychologen im Kampf gegen die Lüge, die er überall, gerade in ihren feinsten und verführerischsten Formen, zu stellen sucht. Kampf gegen die Lüge treibt diesen gewaltigen Antipharisäer zum Aufspüren aller im Schafspelz sich herumtreibenden Wölfe an; zur Entlarvung des Scheins, der seelischen Unechtheit, der geistigen Verblendung; dem ungeheuren Unternehmen schließlich das Verhältnis aller geltenden Werte, Normen und Ideale zur letzten Wahrheit des Lebens von Grund auf zu prüfen. Die positive Gegenseite aber zu diesem Kampf gegen die Lüge in der Welt des Menschlichen ist nichts anders als das Suchen nach dem wirklichen, unverhüllten, unverzerrten Bild des Menschenwesens.

Aber noch ein anderer Zug ist wesentlich in Nietzsches Seelenforschung. Das gesuchte Urbild des Menschen formt sich für ihn unter der Lenkung eines bestimmten Gedankens: unter der Idee des Willens zur Macht. Es nimmt die Züge des Übermenschen an — nicht die Züge des von Gott angeredeten, auf Gott bezogenen Wesens. Und damit hängt etwas anderes in der Tiefe zusammen: das psychologische Durchschauen des Menschen stößt bei Nietzsche nirgends auf ein letztes Geheimnis, bei dem es Halt und Schranke findet; es ist wie eine Flamme, die alles verzehrt. Nietzsches Psychologie ist das erschütterndste Dokument einer schlechthin „entzaubernden Psychologie", um ein Wort Max Webers zu gebrauchen. All das ist freilich bei Nietzsche eingeschlossen in die einsame heroische Größe seiner Persönlichkeit. Aber sowie diese Bindung wegfällt, dann kann aus der Nachwirkung dieser Seite an Nietzsche eine außerordentliche Gefahr entspringen — eine Gefahr, die sich bei manchen gegenwärtigen charakterologischen Richtungen als äußerst akut herausstellt: jenes zersetzende, liebloſe und ehrfurchtlose Durchleuchten der persönlichsten Dinge, jenes ohne Recht angemaßte Wühlen in allen erdenklichen seelischen Bezirken, jene unlautere Neugier, die jegliches Geheimnis mißachtet. (Psychoanalyse! D. Schriftl.)

Es gibt eine große Gestalt in weit zurückliegender Vergangenheit, die in mancher Hinsicht ein geistiger Bruder Nietzsches genannt werden kann: Augustinus. An schauerlicher Tiefe der Menschenerkenntnis, an Glut der Innenschau steht er, der christliche Psychologe, Nietzsche nicht nach. Aber über die Gefahr der Nietzscheschen Psychologie war er hinaus. Für Augustinus war die menschliche Seele imago dei, Ebenbild Gottes; sie war ihm ex deo und ad deum, aus Gott und zu Gott hin. Sein Wissen um die menschliche Seele war gegründet in einem Wissen um die geschöpfliche Situation des Menschen. Seine Seelenlehre konnte deshalb nie zu einer „entzaubernden", das Geheimnis verletzenden Psychologie werden.

Der Arbeiter über das „System Taylor".

(Eine Schlußbetrachtung zu der Reihe „Umgang mit Maschinen".)

Von Heinrich Hauser.

„Ein Mann namens Frederik Taylor war jahrelang als Ingenieur in den Bethlehem-Stahlwerken, die dem Carnegie-Trust gehören, tätig. Auf dem Wege von der Gießerei ins Bureau und zurück blieb er zuweilen auf dem Hof stehen und sah zu, wie die Roheisenklumpen, die sich dort im Freien sonnten, von Leuten auf Karren verladen wurden.

Ein kleiner Deutscher, den er in seinem Buch („Scientific Management" by F. Taylor, ich glaube, bei Macmillan erschienen) schonungsvoll Schmidt nennt, lenkte durch sein Gebaren Taylors Aufmerksamkeit auf sich. Dieser kleine Deutsche war ein kräftiger Bursche, der es zuwege brachte, täglich etwa 12½ Tonnen „Pig-Iron" auf die Karren zu laden. Für einen Taglohn von 1.15 Dollar leistete er diese Arbeit. Taylor sah dem Burschen zu und erkundigte sich beim Aufseher nach dem Privatleben des kleinen Deutschen. Schmidt war Familienvater, hatte sich von seinem Lohn ein Stückchen Land vor der Stadt erworben, auf dem er täglich eine Stunde, ehe er in die Werke kam, eine Stunde, nachdem er abends heimkehrte, mit eigenen Händen ein Häuschen baute, für sich und die Seinen, um darin zu wohnen.

Dieser Schmidt ist ein Dieb! sagte sich Taylor. Die zwei Stunden Arbeit, die er an seinem Häuschen tut, beweisen, daß er zwei Stunden Kraft den Bethlehem-Stahlwerken entwendet, die ihm diese Kraft noch für 1.15 Dollar pro Tag abgekauft haben, das ist klar.

Taylor ließ Schmidt zu sich kommen und fragte ihn, ob er nicht gern 1.85 Dollar verdienen möchte. Schmidt bejahte diese sonderbare Frage, konnte sich aber nicht enthalten, Taylor nach den Bedingungen zu fragen, die als Gegenleistung von ihm verlangt würden. Taylor rief hierauf einen Aufseher und ging mit diesem und Schmidt in den Hof zu den Eisenklumpen hinaus, wo er beiden ein paar Körperbewegungen vorzumachen begann.

Schmidt ahmte auf Wunsch Taylors diese Körperbewegungen nach, arbeitete im Tempo, das ihm Taylor mit: eine — zweie — dreie bestimmte, setzte sich zur Ruhe hin, wenn Taylor „Rührt euch" kommandierte, ... Schmidt fing an 1.85 Dollar pro Tag zu verdienen und dafür 47½, schriftlich: siebenundvierzig und eine halbe Tonne pro Tag zu verladen (gegen 12½, die er bis zu diesem Tag bewältigt hatte) ... Schmidt verdiente für seine vervierfachte Leistung anderthalb mehr als früher. Sein Häuschen weiterbauen, das konnte er natürlich nicht mehr, dazu war er am Abend zu müde, am Morgen zu

schlaftrunken. Das System Taylor aber war geboren, das System der wissenschaftlichen Ausnutzung der menschlichen Kraft im Dienste der Fabrikarbeit, das System des „Speeding-up", der Aufpulverung, wie ich es nennen möchte, das System der Anspannung und des Verbrauches der menschlichen Energie bis an die äußerste Grenze der natürlichen Bedingungen."

So schreibt Arthur Holitscher in seinem ausgezeichneten Buch „Amerika" (S. Fischer Verlag). Er schildert weiter seine Beobachtungen in amerikanischen Betrieben, die nach dem Taylorsystem arbeiten: Maurerarbeit, Briefmarkenkleben, Bilder aus einer Klavier- und Uhrenfabrik, aus einem Kaufhaus und aus den Schlachthäusern von Chicago. Er kommt zu dem Schluß, daß das Taylorsystem nicht nur den Arbeiter durch Überproduktion wirtschaftlich schwer schädige, sondern daß die Eintönigkeit derartig organisierter Arbeit den feinen Organismus „Mensch" verderben und vertieren lassen müsse. Holitschers Beobachtungen in den Betrieben, die er beschreibt, sind sicherlich richtig. Das besagt aber nichts gegen das Taylorsystem als solches, sondern nur gegen seine falsche Anwendung.

Für und wider das Taylorsystem ist sehr viel geschrieben worden. Geschwiegen haben eigentlich nur die Leute, die es anging: die Arbeiter.

* * *

Zum erstenmal arbeitete ich nach „Taylor" 1919 in der Tischlerei eines großen Hüttenwerkes. Ich kam an eine Drehbank. Aus Holzknüppeln, die, in passender Länge geschnitten, fertig an die Drehbank kamen, hatte ich Faßspünde zu drehen. Ich spannte die Knüppel in die Maschine und ließ den Treibriemen anlaufen. Mit einem großen Dreheisen drehte ich zunächst die Knüppel rund bis zu der größten Dicke, die die Spünde haben sollten. Dann trug ich auf der Länge der Rolle mit einem Reißmaß die Länge der Spünde hintereinander ab. Es gingen auf die Rolle normalweise vierzehn Spundlängen. Dann schnitt ich mit einem dünnen, messerartigen Eisen diese Längen ziemlich tief ins Holz, nicht zu tief, damit die Rolle noch genügend Widerstandskraft behielt, aber auch nicht zu flach. Dann drehte ich die Spünde konisch. Erst mit einem groben Eisen, dann mit einem feinen Eisen, und zum Schluß schliff ich sie glatt mit Sandpapier. Dann kam die Rolle von der Drehbank herunter und ein anderer Arbeiter schnitt mit der Kreissäge die einzelnen Spundlängen durch.

Drei Tage brauchte ich, um die beste Arbeitsmethode herauszufinden. Früh um sechs Uhr fingen wir an. Die Arbeit begann damit, daß ich zehn Minuten lang meine Eisen am Schleifstein schärfte. Dann wurde bis neun gedreht. Von neun bis einhalbzehn war Frühstückspause. Dann drehte ich wieder bis zwei. Nach der ersten Woche drehte ich täglich vierhundert Spünde, nach der dritten Woche fünfhundert. Und dann blieb ich drei Monate lang auf einer Durchschnittsleistung

von fünfhundert bis fünfhundertfünfzig Stück. Ich habe unter der Eintönigkeit der Arbeit nicht gelitten. Im Gegenteil. Ich kam bald so weit, daß meine Hände die Arbeit ganz allein machten. Ich brauchte den Kopf kaum mehr dazu. Ich brauchte auch nicht mehr die Länge der Spünde auf die Rollen abzutragen. Ich hatte diese Länge auf den Millimeter genau im Gefühl — ebenso die Tiefe, bis zu der ich abdrehen mußte. Das einzige, was nachzumessen blieb, war die Dicke der Rolle, weil der Holzstaub und das Flimmern der Drehung das Auge täuschte.

Mein Kopf, den ich zur Arbeit nicht gebrauchte, wurde zum Nachdenken frei. Und ich habe selten so viel und so ruhig nachdenken können wie damals. Ich konnte manches davon später gut verwenden. Den Kameraden ging es ebenso wie mir. Ich habe dann in sechs Jahren, in denen ich nur von der Arbeit meiner Hände lebte, gelernt: Die unangenehmste Arbeit ist die, die langweilig, aber nicht mechanisch genug, als daß man das Gehirn dabei ausschalten könnte. Die beste Arbeit aber ist entweder eine, die so interessant ist, daß Hand und Gehirn gleichmäßig dabei beteiligt sind, oder eine, die so mechanisiert ist, daß das Gehirn frei wird und sich mit anderen Dingen beschäftigen kann.

* * *

Ein Beispiel der ganz mechanischen Arbeit habe ich eben erwähnt. Ein Beispiel der Arbeit, bei der Kopf und Hand gleichmäßig beschäftigt sind, war die Arbeit in einer Malerkolonne im Hamburger Hafen.

Wir malten die Wände von Schiffen an. Das geschah meistens von den „Stellings" aus. Stellings sind Bretter, die an zwei Tauen gehalten von der Schiffswand herabhängen. Auf jedem dieser Bretter standen zwei Mann und malten. Die Farbtöpfe hingen ebenfalls an Leinen. Die Stellings wurden nebeneinander so aufgehängt, daß der Zwischenraum zwischen ihnen gleich der Reichweite von zwei Armen war. Das geschah, damit eine möglichst große Fläche von einem Brett aus gemalt werden konnte. Wir malten von oben nach unten, meist mit schwarzer, ziemlich dünnflüssiger Farbe. Damit diese Farbe vollständig „deckte", mußte die ganze Fläche zweimal überstrichen werden, einmal kreuz und einmal quer. Am besten ging das, wenn man in diagonalen Strichen übereinander malte. War ein Stück Schiffswand, soweit man mit den Armen reichen konnte, fertiggemalt, dann wurde die Stelling, das Brett, um eine Manneshöhe tiefer herabgelassen. Die Farbtöpfe wurden ebenfalls herabgelassen. Beim Herablassen blieben aber die Maler auf ihren Brettern stehen. Zwei Mann auf Deck ließen die Taue ruckweise herab, füllten die Farbtöpfe auf und taten die sonstigen Handreichungen, die man auf der Stelling brauchte. Auf diese Weise wurde außerordentlich schnell und rationell gearbeitet. Dabei war das Arbeiten interessant, einmal weil es Gewandtheit und Schwindelfreiheit forderte, zweitens weil man die Flächen raffiniert berechnen mußte und Hilfsvorrichtungen nötig waren, beispielsweise solche, die die Bretter dort, wo

die Schiffswand hohl sich wölbte, heranholten usw. usw. Wir kamen nie aus dem Erfinden solcher Hilfsvorrichtungen heraus. Wir hatten ein großes Interesse daran, so schnell und rationell wie möglich zu arbeiten, denn es wurde nach „Akkord" bezahlt. Lag beispielsweise das Schiff am Kai, so daß man seine eine Seite vom Kai aus malen konnte, dann fing man am besten bei Ebbe zu malen an. Wenn dann die Flut den Schiffsrumpf hob, bekamen wir automatisch immer neue Arbeitsfläche zugeführt, brauchten also nicht die Bretter herunterlassen. Die Ersparnis war gleichbedeutend mit der Arbeitsleistung von zwei Mann.

Auch das war Taylor-Arbeit.

Ein drittes Beispiel: Vor einem Jahr besuchte ich in Deutschland mehrere große Fabriken. In einer dieser Fabriken waren die Betriebsleiter besonders stolz auf das neu eingeführte Taylorsystem. Es wurde streng, beinahe militärisch streng „nach Vorschrift" gearbeitet. Selbst vor den Aborten dieser Fabrik traf ich einen Mann mit einer Stoppuhr, die die „Zeiten" maß. Ich sah mir Arbeiten an, die ich selbst lange Zeit verrichtet hatte, Arbeiten, bei denen ich mich in den Arbeiter, der sie verrichtete, durchaus hineinversetzen konnte.

Auf einem Platz, auf dem Gußstücke nachgearbeitet werden, saß ein Mann und meißelte. Es war eine Kante, die vorsichtig bearbeitet werden mußte und sie lag so, daß er die Arbeit im Sitzen besser als im Stehen verrichten konnte. Der Mann saß. Der Betriebsleiter stellte ihn mit den Worten: „Sie sitzen da wohl gut."

„Ja," sagte der Mann, der nicht wußte, was der Ingenieur mit seinen Worten wollte.

„Zu Hause im Lehnstuhl sitzen Sie noch besser. Sie können sich ihre Papiere holen, Sie sind entlassen."

Das war die falsche Anwendung des Taylorsystems.

Geht man also von den Voraussetzungen des praktischen Betriebes aus: nämlich daß keine Arbeit vom grünen Tisch ans organisiert werden kann, sondern daß die besten Organisatoren ihrer Arbeit die Arbeiter selbst sind, so kann man das System als solches nicht negativ beurteilen. Das Taylorsystem ist eben mehr als ein System, mehr als etwas, das man erlernen kann. Organisation nach Taylor setzt eine Begabung voraus. Die Begabung, sich in Arbeit hineinzudenken, Arbeit zu „taxieren" und Menschen zu behandeln. Diese Begabung ist eben sehr selten.

Für den Arbeiter ist der wichtigste Erfolg des Systems nicht einmal der, daß Arbeit rationell verrichtet wird, sondern daß sie rhythmisch verrichtet wird. Wenn durch eine Fabrikhalle ein Maschinenrhythmus und die Handarbeit an diesen Maschinen unrhythmisch sich vollzieht, so ist das immer ein Zeichen, daß an der Arbeitsorganisation etwas nicht in Ordnung ist. Unter solchen Bedingungen arbeitet jeder Arbeiter weniger gut und weniger gern als im Rhythmus einer guten, taylorisierten Organisation.

Es wird in Deutschland seit einigen Jahren viel wissenschaftlich mit dem Taylorsystem experimentiert. Vieles davon ist gut, nützlich und ohne weiteres in die Praxis übertragbar, mindestens ebensovieles nicht. Die „Frankfurter Zeitung" hat über solche Versuche berichtet. Es war die Schilderung eines Laboratoriums, in dem Arbeitsbewegungen studiert und verbessert werden sollen. Ermüdungserscheinungen wurden gemessen, die Formgebung von Werkzeugen wurde untersucht, und alles das taten die Professoren und ihre Assistenten mit eigener Hand. Sie schaufelten Kohle mit großen und mit kleinen Schaufeln, sie banden Maskenapparate vor die Gesichter, die den Sauerstoffverbrauch verzeichneten. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Körperlichkeit eines Menschen, der gelegentlich, sei es auch Jahre lang, körperliche Arbeit verrichtet, und dem Körper eines Mannes, der von seinem 14. Lebensjahr an oder noch früher von der Arbeit seiner Hände gelebt hat und andere leben ließ. Versuche, die so geleitet werden, müssen in die Irre führen. Ich möchte es unternehmen, in dieser Sache einen praktischen Rat zu geben.

Voraussetzung für Arbeitsuntersuchungen ist es, den Arbeiter selbst zum Ausgangspunkt zu nehmen. Das beste Untersuchungsmaterial ist der alte Arbeiter. Der alternde Arbeiter erlebt durch Jahre, vielleicht durch Jahrzehnte das langsame Nachlassen seiner Arbeitskraft. Er muß aber leben, er muß eine vollwertige Arbeit leisten. Diese Not der Umstände zwingt ihn, mit seiner Körperkraft so sparsam umzugehen wie irgend möglich. Der Körper rationiert sich selbst, und die Resultate, die er erreicht, sind häufig beinahe wunderbar. Ich habe alte Männer gesehen, die an reiner Körperkraft weit hinter kräftigen, gesunden Menschen nicht zurückblieben. In ihrer Arbeit, bei der ihnen Griff auf Griff Jahrzehnte lang buchstäblich „in Fleisch und Blut übergegangen war", leisteten sie noch genau so gute, oft bessere Arbeit als junge Leute. An solchen Menschen kann man sehen und studieren, was rationelle Arbeitsbewegungen sind.

Die Geschichte eines solchen alten Mannes möchte ich noch erzählen: er war Seemann, 73 Jahre alt. Was seinen verbrauchten Körper immer wieder an die Arbeit trieb, war Not. In seiner Angst vor Entlassung fand er keine Ruhe, arbeitete er mehr, als er mußte. Den ganzen Tag hockte der Alte auf dem Eisendeck und klopfte Rost. Er klopfte mit beiden Händen. In jeder hielt er einen spitzen Hammer und seine Hämmer prasselten auf die Eisenplatten wie eine Nietmaschine. Er sagte, er könne diese Arbeit besser als früher verrichten, weil ihm jetzt die Hände zitterten. Das war vor sieben Jahren.

Ich habe ihn neulich wiedergesehen: ich fand ihn, wie ich ihn verlassen hatte, er saß auf einem alten Sack auf dem Deck eines Schiffes und hatte einen Hammer in jeder Hand.

Verherrlicht und gehaßt über den Tod hinaus.

Eine literarische Skizze über Kotzebue und Karl Sand.

Von R. Kaulitz-Niedeck.

Grauweiß steht das große Haus in nüchterner Straßenflucht von Mannheim, in der Nähe des Landestheaters, das Schillers „Räuber" zum ersten Male aufführte. Unter den Fenstern des ersten Stockwerkes kündet die Gedenktafel kurz, daß August v. Kotzebue hier ermordet wurde. Oft kam ich an Haus und Gedenktafel vorüber, erhaschte die Bemerkungen der Fremden, die nach Sehenswürdigkeiten die Stadt am Neckar und am Rhein durchstreiften. Immer waren es gleichmütig gesprochene Worte: „Kotzebue der Vaterlandsfeind", der „Landesverräter".

über Karl Sand, der ihn ermordete, fiel kein tadelndes Wort. Sein Totenhügel auf dem Friedhof der Neckarvorstadt liegt über Lenz und Sommerzeit unter frischen Blumen. Am Sockel des auffallenden Marmormales fand ich rotleuchtende Nelken verstreut, um einzelne seidene Fäden geschlungen und um das Steinbildnis im oberen Feld fiel eine frisch gebrochene Rosenranke. Rosenbesteckt der ganze Hügel von verschwenderisch spendenden, leidenschaftlichen Frauenhänden.

Nicht weit davon, im gleichen Viereck des Totenfeldes, liegt Kotzebues Ruhestätte, unbesucht, vernachlässigt, beschattet von wildem Baumgeäst. Ein seltsam großer Sandstein-Würfel, auf der Kante stehend, deckt das Grab. Halbverwischt sind die Inschriften, an einer Hälfte sogar sichtbar ausgekratzt.

Der alte Friedhofswächter erzählte mir: „Dort stand, daß er von ruchloser Hand ermordet wurde und das mußte wieder ausgewischt werden, denn Kotzebue ist doch ein Spion und Verräter gewesen."

Der Alte sprach so nach, was viele Literaturkundige in Deutschland gesprochen haben, die Kotzebue den „Antideutschen" nannten, der für erbärmliches Geld sein Vaterland verriet.

Haß, Verachtung sind hinweg gewachsen über diese kahle Grabstätte, um die niemand sich sorgt. Nur wenige Schritte weiter ziehen seit Jahrzehnten Wellen der Verherrlichung über einen blumengeschmückten Hügel, der irdische Reste eines deckt, der zum Mörder an seinem Mitmenschen wurde, von dem ihm nie persönliches Leid geschah. In viele deutsche Frauenherzen prägte sich sein umtrauerter Name, so daß die Hände noch immer frische Blumen brechen für sein Grab. Doch es rührte diese Empfindsamen wenig, daß sich der nationalistische Heißsporn Sand als harmloser Besucher am 23. März 1819 in das Haus Kotzebues begeben hatte und ihn tötete, nachdem er den kleinen Sohn, der ihn in kindlicher Freude zum Vater geführt, beiseite drängte. Und vollführte die grausige Tat im „Namen der Menschheit" . . .

* * *

Im weiten, reichen Bibliothekssaal in Mannheim, in Karl Theodors feierlichem Rokokoschloß, unter Meister Krahes berühmtem Zauber-Deckengemälde, liegt im Glaskasten die angewachsene Literatur über Karl Sand. Darunter manche Schrift aus nur kleiner Auflage stammend, Zeitungsblätter, in denen die grausige Tat als heldenmütige Tat behandelt wird. Aufzeichnungen und Briefe von Zeitgenossen und Bilder von ihm. Sie zeigen ein schmales Gesicht, leiddurchfurcht von schleichender Krankheit, ein paar trotzige Augen. Ein Gesicht, dessen Profil viel Ähnlichkeit mit dem des jungen Heine aufweist. Und Bilder aus dem Gefängnis mit dem schwerkranken Sand auf dem Bette liegend, umgeben von Arzt, Geistlichen und Beschreibungen über die Wirkung des Richterspruchs auf die Masse, besonders auf die männliche und weibliche Jugend von Mannheim. Viele Frauen weinten Tränen des Mitleids um den Todgeweihten, und ein langer Menschenzug folgte in der Morgenfrühe dem Armensünder-Karren durch das Neckartor. Die Nach-

wirkungen der Freiheitsstürme zitterten ja noch durch deutsche Gauen und die zuckenden Flammen blinden Wollens und Aufbegehrens waren in jungen Herzen nicht erloschen. Die Verurteilung des Studenten Sand hatte einen neuen Zornesausbruch auf den toten Kotzebue herausgefordert und auf sein Werk, das die Geschichte des Deutschen Reiches behandelte. Er wurde als verachtungswürdiger deutscher Dichter ausgerufen und sein Buch als erbärmliches Werk, das die akademische Jugend in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe einige Jahre vor seinem Ende auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Eduard Engel prägte auf ihn die Bezeichnung „deutschbürtiger Lump". Eine dunkle Gestalt, ein unrühmlicher Dichter, so lebt Kotzebue in den Blättern deutscher Literaturgeschichte. Vergeblich unternahm es vor einigen Jahren einer seiner Nachfahren den traurigen Irrtum über ihn aufzuklären und den Dichter vom Beamten und diesen wieder vom Menschen zu scheiden, um seine menschliche, allzu menschliche Schwäche zu entschuldigen. Doch man lehnte ab, denn die alte Heimat will an dem einmal gesprochenen Urteil nichts ändern. — — —

Anders lebt sein Name weiter in dem Lande, in dem er sich für eine Reihe von Jahren die neue Heimat bereitet hatte: in Estland. Seine Bewohner rühmen sich, ihn mehr als anderswo von seiner menschlichen Seite gekannt und geschätzt zu haben.[1]) Besonderes Verstehen fand er in Reval, wo er als Theater-Direktor eigene neue Wege vorzeichnete und bestimmend wirkte auf die geistige und künstlerische Richtung, die durch seine feine erfinderische Gabe eine neue Blüte erfuhr. Hier, unter klugen, für alle schöngeistigen Fragen willig eingestellten Menschen hat er mit Freuden gelebt und mit Eifer gewirkt. In Reval und auf seinem Landsitz Schwarzen, auch auf den Gütern seiner Nachbarn und Freunde, entstanden zahlreiche, rasch vollendete, immer witzig gehaltene Theaterstücke, von denen die alte Heimat oft mit Mißtrauen und Unlust Kenntnis nahm. Hier hat man ihn geliebt, gefeiert, nicht bloß seiner geistreichen Gesellschaft wegen, sondern auch seiner echten großen Hilfsbereitschaft und Menschenfreundlichkeit wegen.

Im Revaler Provinzial-Museum wird ein Originalbrief von Kotzebue an den neu engagierten Hauslehrer seiner Kinder verwahrt. Er führt die ungekünstelte Sprache eines Menschen, der frei von Mißtrauen dem Fremden begegnet, dem er gefällig sein möchte. Der Brief lautet:

„Schwarzen [b. Reval], d. 20. Jan. 1809.

An Herrn Hagen!

Auf die Empfehlung des H. Böttiger und des Herrn Forst trete ich mit Vergnügen mit Ihnen in Verbindung. Der Kontrakt, welchen ich Herrn Forst zugesandt hatte, gilt nun für Sie in allen seinen Punkten.

Des Unterrichts im Schreiben bedarf es auch nicht, allein im Rechnen sogleich, daß Sie täglich eine Stunde unterrichten werden. Die 5 Spezies wie die Briefe, ist alles was ich erwarte. Sie übernehmen bloß Klavier und Gitarre; hoffentlich geben Sie auch im Singen Unterricht, worauf es mir vorzüglich mit ankommt. Besorgen Sie sich nun mehr einen Paß — und [kommen] Sie mit H. Walther in Gesellschaft, wenn die Wege im Frühjahr angenehmer geworden sind. Ich erwarte Sie beide gegen Johanni. Ihr Gehalt beziehen Sie von dem Tage Ihrer Abreise an. Eine Gitarre und was Sie von neueren Sachen an Musikalien für notwendig halten, bringen Sie für meine Rechnung mit. Kleidung und Wäsche sind hier sehr teuer, Sie werden weise tun, sich für einige Jahre damit zu versorgen. Lieben Sie die Jagd? So bringen Sie sich eine Jagdflinte mit. Im April weise ich Ihnen das Reisegeld an und schicke Ihnen einige Empfehlungsbriefe. Vermutlich werden Sie wohl mit Hr. Walther für einige Tage in Berlin verweilen wollen und ich habe nichts dagegen.

Ich bin vertrauensvoll
Ihr ergebener Diener Kotzebue."

* * *

[1]) Revaler Theater-Chronik, Festschrift, Baronesse v. Rosen. Reval, 1910.

Überlieferte Erinnerungen an den phantasiereichen und immer gefälligen August v. Kotzebue haben sich erhalten in baltischen Familien. Sie wären m. E. geeignet, als Beitrag zu gelten für eine Nachprüfung des deutschen Urteils. Fern davon, daß dieser begrenzte Abriß aus einem Menschenleben eine Ehrenrettung des Namens August v. Kotzebues sein könnte, will er aber dennoch eine bescheidene Stimme des Widerspruchs bedeuten gegenüber einem harten, allzu harten Urteil, das Deutschland über einen der Seinigen aussprach.

Ein Lesezeichen.

In einem großen Lesesaal stand ein Buch. —

Das Buch war ein chemisches Werk. Nachdem es lange unbemerkt dagestanden hatte, fiel es einem jungen Mann in die Hände. Er kam abends, nahm es aus der Reihe, fand es seinem Verlangen entsprechend und begann es zu studieren.

Daß er es unberührt fand, machte es ihm lieb. Als Lesezeichen legte er ein Stückchen Papier hinein, das er in seiner Tasche fand. Dreimal in der Woche, wenn er sein berufliches Tagwerk vollbracht hatte, kam er und rückte das Lesezeichen zehn Seiten weiter. Der Inhalt war keiner von denen, die man beim Überfliegen faßt. Der junge Mann wollte lernen und war gewissenhaft. Wenn es so weiterging, brauchte er ein Vierteljahr, um damit zu Ende zu kommen. Wer will, berechnet daraus die Seitenzahl.

Es war auf Seite 107, da entdeckte er etwas Erstaunliches, ein zweites Lesezeichen, ein hübsches kleines Bild zwischen den Seiten 10 und 11. Es war etwas stärker als das Papierstückchen, das noch immer den ersten Lesegang bezeichnete, und nicht zu übersehen. Als er das Buch auf den Tisch legte, schlug es sich von selber da auf, wo das Bild lag.

Er betrachtete es mit Muße. Es war fein und sauber, es duftete, es gehörte einem Mädchen. Die Leserin marschierte etwa in gleichem Schritt wie er. Als er bei Seite 200 anlangte, hatte sie etwa die Hälfte bewältigt. Sie machte ihm das Buch nie strittig, war nie zu sehen. Sie hatte wohl am Vormittag Zeit. Auch ihr Fleiß blieb sich gleich. Verfolgte auch sie sein Lesezeichen? Er sah immer zuerst nach, wie weit sie gekommen war, und freute sich ihres regelmäßigen Fortschrittes.

Plötzlich, er hatte gerade die Seite 320 aufgeschlagen, blieb das Bild bei Seite 220 liegen. Er hatte zwanzig Seiten bewältigt, die Leserin erst zehn. Kam sie seltner? Las sie langsamer? Er las an ihrer Stelle nach und fand einiges, was, wenn auch nicht ihm, Schwierigkeiten bereiten konnte.

Auf dem Bild, noch immer Lesezeichen, war unbeschriebener Platz. Nach langer Überlegung machte er mit dem Bleistift, den er beim Lesen in der Hand zu halten pflegte, ein Fragezeichen auf das fremde Blatt.

Als er das nächste Mal nachsah, war das Fragezeichen dünn unterstrichen. Ein Zeichen wie von einem fernen Stern. Er wurde kühn. Er schrieb mit leichter Schrift, die man zur Not fortradieren konnte: „Kommen Sie schwer weiter?"

Die in großen, doch unverkennbar mädchenhaften Buchstaben hingeschriebene Antwort lautete: „Ich verstehe die Formeln nicht mehr."

Darauf er: „Sonnabend abend acht Uhr."

Sie kam. Es lohnte, sie zu sehen. Sie war hübsch und frisch. Man durfte die Wissenschaft über ihr vergessen. Von nun an lasen sie zusammen. Das Lesezeichen lenkte ihr Schicksal zum Guten.

Die Geschichte konnte sich auch anders wenden. Die Inhaberin des Lesezeichens — still von den Möglichkeiten! Es soll durchaus nicht empfohlen werden, Lesezeichen allgemein zur Post zu nützen. S. J—y.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Bestl. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 20 Freitag, den 19. Oktober 1928 4. Jahrgang

Wege neuzeitlicher deutscher Literaturwissenschaft.

Von Dr. Friedrich Wilhelm Neumann-Leipzig.

Was ist die Literatur eines Volkes? Wir antworten mit Friedrich Schlegel: Literatur ist der „Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation". Sie ist, in allgemeinster Fassung, der durch die Mittlerin Sprache in all seinen mannigfachen Ausstrahlungen zusammengefaßte und verkörperte Geist eines Volkes. Sie hat das Leben und den Menschen in seinen unterschiedlichsten Lebensbezügen zum Gegenstande, bringt Sehnsüchte und Ideale eines Volkes zum Klingen und greift daher, „ohne auf eine äußere Tat und materielle Wirkung auszugehen" (Schlegel), in das Gesamtleben des Volkes aufs tiefste ein.

Und was ist demnach die Literaturgeschichte als Wissenschaft? Sie ist oder sollte doch sein die Dienerin der Literatur, die ihr bescheiden den Weg ins gesamtvölkische Leben öffnet oder ebnet. Die Literaturgeschichte soll Wissenschaft sein in ihrer nüchtern-kritischen Arbeitsweise, in ihrem unbestechlichen Wahrheitswillen; sie darf aber zugleich den Blick auf das Ganze nationalen Lebens, dessen Spiegelbild die von ihr durchforschte Literatur ja ist, nie verlieren. In diesem Sinne sollte sie „die Krone der Geschichte sein, so gewiß der Geist wahrer und wirklicher ist als die Materie, so gewiß wir Menschen und Völker besser aus ihren Idealen kennen lernen als aus ihren Taten" (Roethe).

Nicht immer wurde die Forderung der Lebensnähe von der deutschen Literaturwissenschaft erfüllt. Schon Friedrich Schlegel führte bewegliche Klage über ihre Abtrennung und Vereinzelung. Diesem Mißstand half auch die Literaturwissenschaft des fortschreitenden 19. Jahrhunderts nur sehr mangelhaft ab. In Abhängigkeit von der damaligen allgemeinen Geisteslage, besonders der positivistischen Philosophie und der mächtig aufstrebenden Naturwissenschaft, beschränkte sich die Literaturgeschichte auf die Fest-

stellung geschichtlicher Tatsächlichkeiten und lehnte die mythische Geschichtsauffassung der Romantik wie die kühnen Gedankengebäude Hegels gewissermaßen ab. Zum Teil freilich mit Recht, denn das Wissen um die Einzeltatsachen, das jeder wissenschaftlichen Zusammenschau und Zusammenfassung vorauszugehen hat, fehlte noch in weitem Maße; wie denn überhaupt festzuhalten ist, daß die Literaturwissenschaft durch das positivistische Zeitalter eine Fülle wertvoller Einzelerkenntnisse und die an der Sprachwissenschaft geschulte streng-philologische Forschungsmethode empfing. Aber dieses Hinabsteigen in kleine und kleinste Einzelheiten wuchs sich zur Gefahr aus: die Literaturwissenschaft verlor eben jenen oben geforderten Blick auf die Literatur als einer geistigen Gesamterscheinung und damit die Fähigkeit, im besten Sinne literaturpädagogisch zu wirken.

Da erstand gegen Ende des Jahrhunderts, zugleich mit der neuen, idealistischen Haltung in Kunst und Literatur, auch eine neue Willensrichtung in der Wissenschaft, zumal in den Geisteswissenschaften; auch die Philologie und Literaturgeschichte strebten von nun ab — in bewußtem Gegensatz zum Positivismus — einem Ideellen, einer geistigen Ganzheit zu und wurden damit recht eigentlich erst G e i s t e s wissenschaften.

Man darf sagen, daß heutzutage das Streben, Einzeltatsachen in geistige Zusammenhänge einzuordnen, der Wille zur Zusammenschau (Synthese) Gemeingut der deutschen Literaturwissenschaft geworden ist. Der Wert literaturgeschichtlicher Einzelforschung wird dadurch natürlich nicht berührt, und philologische Peinlichkeit und Reinlichkeit wird von jedem ernsten Forscher nach wie vor gefordert und geübt. Aber die Erkenntnis ist allgemein geworden: „Nur in dem gestaltenden Zusammenschauen des an sich form- und grenzenlosen Chaos der Einzeltatsachen, -Persönlichkeiten und -Geschehnisse zur synthetischen Einheit von kulturellen Entwicklungsprozessen und geistigen Strukturzusammenhängen vermag sich ..... der geschichtliche Sinn in aktiver Betätigung wahrhaft auszuleben“ (Unger).

In solcher geistigen Gesamthaltung einig, gehen die neuzeitlichen Literaturwissenschaftler doch mannigfach getrennte Wege. Aus der Fülle der „Richtungen“ heben sich, soweit wir sehen, v i e r besonders beharrlich und mit Erfolg eingehaltene heraus: die im engeren Sinne geistesgeschichtliche; die ästhetisch-typologische; die ethnologisch-sozialpsychologische; schließlich die von diesen drei Richtungen sich besonders scharf abhebende, vornehmlich künstlerische „Schau“.

Die Ahnherren der Richtung, die wir die eigentlich geistesgeschichtliche nennen möchten, sind Herder und Friedrich Schlegel, ihr Vater ist Wilhelm D i l t h e y. Sie will recht eigentlich Geschichte geben, Entwicklungsgeschichte, sie stellte ein Werk, einen Dichter, ein Problem, einen literarischen Zeitabschnitt in geschichtliche Zusammenhänge und setzte sie zu den geistigen Strömungen ihrer Zeit in Beziehung. Sofern also eine literarische Erscheinung, Ergebnis oder Anlaß, Spiegelbild oder Widerspiel etwa philosophischer, religiöser, sozialer Bewegungen ist, werden folgerichtig auch diese berücksichtigt und ergründet. U n g e r s Werk „Hamann und die

Aufklärung" (1911) beispielsweise stellt Hamann in die miteinander ringenden Strömungen des Rationalismus, des Pietismus und der Empfindsamkeit beziehungsreich hinein; Korffs „Geist der Goethezeit" gibt die ideengeschichtliche Entwicklung der Geistesepoche von Sturm und Drang bis zur Romantik. Einen weiteren Ansatzpunkt bietet die problemgeschichtliche Betrachtungsweise: wie einzelne Dichter und ganze Zeiten zu Menschheitsfragen wie Liebe, Tod oder soziologischen Gegebenheiten wie Gesellschaft, Staat, standen, wird aufschlußreich untersucht. Hintergrund bleibt aber immer der Zeitgeist, vornehmlich aus ihm wird die Einzelgestalt abgeleitet, freilich nicht im Sinne der positivistischen „Milieutheorie", sondern auf dem Wege philosophischer und psychologischer Vertiefung. Einer Gefahr allerdings sind die derart gerichteten Forscher nicht durchweg entgangen: große Persönlichkeiten als allzu zeitgebunden aufzufassen, ihre Einmaligkeit und Einzigartigkeit, die eben vielfach nur aus ihnen selbst zu erklären ist, nicht genügend herausgehoben zu haben.

Legt die geistesgeschichtliche Betrachtungsweise fast allen Nachdruck auf den Gehalt literarischer Werke, betrachtet sie deren Form und Gestalt als ein durch den Inhalt bedingtes und ihm dienstbares Gefäß, so will die ästhetische Forschungsrichtung umgekehrt in der Form gerade das Ursprüngliche sehen, das seinerseits den Gehalt sich schafft. Der Stil einer Dichtung, eines Dichters, einer Zeit ist hier Ausgangspunkt, und die Zusammenschau wird hier verwirklicht, indem Stiltypen festgestellt werden und von ihnen auf Geistestypen geschlossen wird. So stellt Strich in seinem Werke „Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich" (1922) zwei Stiltypen einander schroff entgegen, die zugleich als geistige Grundtypen, ja letzten Endes als ewige Grundformen alles Menschlichen gefaßt und betrachtet werden. Die geschichtliche Klassik und Romantik treten hierbei in den Hintergrund, sie sind nur ein besonders ausgeprägter Einzelfall jener überzeitlichen Stil- und Geisteskategorien. Also eine Loslösung von Geschichte und eine Anwendung kunstwissenschaftlicher Begriffe auf die Literaturwissenschaft. Die „wechselseitige Erhellung der Künste" ist denn auch der hauptsächliche methodische Gesichtspunkt dieser Richtung. Der ihn zuerst anwandte, Walzel, verbindet freilich mit der Kunstsystematik weit mehr die Entwicklungsgeschichte als Strich. Literaturgeschichte als Kunstgeschichte — der Standpunkt hat manche Frage nach Stil und Form der Dichtung fördernd erhellt, aber allen literarischen Problemen kann er nicht gerecht werden. Schon um deswillen nicht, weil Literaturgeschichte und Geschichte der Dichtung als Kunst zweierlei ist; die Literaturgeschichte ist die weit Umfassendere. „Wie wenig von Luthers, Rousseaus oder Nietzsches literarischen Schöpfungen ist kunstgemäße Poesie, und doch wie viele eigentliche „Dichter" wiegen diese Schriftsteller an Bedeutung für die Literaturgeschichte auf!" (Unger). Die Wahl der Methode wird hier zweckmäßig nach dem Gegenstande zu erfolgen haben; wird ein Goethe oder Kleist niemals durch die ästhetische Betrachtungsweise allein zu erfassen sein, so liegt das Werk etwa Mörikes oder Liliencrons ihrem Zugriff viel näher.

Kommt man von Strichs Literaturbetrachtung und wendet sich der

von Sauer geforderten, von Nadler durchgeführten zu, so bedeutet das einen Sprung vom Übergeschichtlichen, Abstrakten auf festen, irdischen Boden. Im wahrsten Sinn aus dem Boden deutet Nadler das geistige Leben, aus seinen naturhaften Ursprüngen, aus der Stammes- und Landschaftszugehörigkeit seiner Träger. Dies der Grundbau von Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (2. Aufl. 1923—27): es ist ungeschichtlich und führt zu Begriffsverwirrungen, von „deutscher Literaturgeschichte" schlechthin zu sprechen; vielmehr hat der geschichtliche Werdegang des deutschen Volkes zu einem geistigen Eigenleben der deutschen Stämme geführt; die westlichen „Altstämme" wurden die Erben des griechisch-römischen Geistes, deren Gipfelung die deutsche Klassik ist; die „Neustämme" auf ursprünglich zwar deutschem, dann aber slawischem und allmählich wieder eingedeutschtem ostelbischem Gebiet wurden Träger spezifisch germanischen, durch slawische Blutbeimischung eigentümlich gewandelten Geistes, und zwar in Mystik, Pietismus, Romantik; der zwischen Ost und West beziehungsreich mitteninne stehende bayrisch-österreichische Stamm verschmolz Antikes und Volkstümlich-Deutsches miteinander und fand den eigentümlichsten Ausdruck seines Geistes im Barock. Man sieht, auch Nadler gibt Zusammenschau und große Linie; sie wird, indem er nach Abstammung und Heimat der Träger des Schrifttums fragt, bestimmt von der Genealogie und Ethnologie, der Soziologie und Siedlungsgeschichte. Ungemein urwüchsig, lebendig und erdhaft werden Dichter, Werke und Zeiten erfaßt. Lassen sich aber alle Probleme des Geistes als Probleme des Blutes erklären?

Wesensmäßig weitab von den bisher besprochenen Wegen führt die Art, literarische Erscheinungen zu sehen und darzustellen, die in Gundolfs Büchern („Goethe", „Kleist", „George" u. a.) und in Bertrams „Nietzsche" Gestalt geworden ist. Ist die Zusammenschau Ungers, Strichs, Nadlers bei aller Verschiedenheit doch gleichermaßen bemüht den großen Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und Besonderen, dem Gesamt- und dem Einzelgeist zu überbrücken, so verzichten Gundolf und Bertram von vornherein darauf, eine geistige Persönlichkeit oder Leistung von außerhalb liegenden Blickpunkten her zu deuten. Ihr Grundsatz ist vielmehr Einfühlung, fast mystisch liebevolle Versenkung in die von allem Gesamtgeist losgelöste Persönlichkeit; derart vermeinen sie zu innerer „Schau" gelangen und kraft ihrer das Erschaute nachschöpferisch darstellen zu können. Diese Einstellung findet ihre Vorläufer in manchen Romantikern, vor allem in Tiecks fast religiöser Shakespeare-Schau und -Verehrung, sie ist einem Ahnen- und Heroenkult verwandt und hat ihr neuzeitliches Vorbild in dem Meister dichterischer Wesensschau, Stefan George. Damit ist bereits angedeutet, daß eine derart gerichtete Tätigkeit nicht eigentlich wissenschaftlich, sondern im Grunde künstlerisch ist. Gewiß kann gerade der Literaturforscher mehr noch als jeder andere Geschichtsforscher einer gewissen intuitiven Einfühlung nicht entraten und ebenso gewiß vermitteln besonders die Gundolfschen Gestaltenschauen manchen vertieften Einblick, — aber wo z. T. bewußt und absichtsvoll subjektive Um- und Ausdeutung an die Stelle objektiver Sachlichkeit

gesetzt wird, da muß die Literaturwissenschaft kritische Abwehrstellungen beziehen.

Es könnte über noch manch einen Weg berichtet werden, den die neuzeitliche deutsche Literaturwissenschaft geht. Doch zeigt — trotz mancher kritischen Einwände — das Besprochene schon zur Genüge, daß sie der Platz zu besetzen sich anschickt, auf dem wir sie gern sehen möchten: den Platz der Mittlerin, Statthalterin und Sachwalterin des deutschen Schrifttums.

Assyriologische Probleme in allgemeingeschichtlicher Beleuchtung.

Vortrag, gehalten in der Estl. Literärischen Gesellschaft am 12. September 1928

von Albert Schott.

Bericht des Vortragenden.

Keine von den hohen Kulturen der Alten Welt ist uns Heutigen so unzugänglich, wie die assyrisch-babylonische, oder wie man besser sagen müßte, die Keilschriftkultur. In ihrem Bereich finden wir keine so ansprechende formvollendete Kunst, wie in Aegypten: die Kunst der Keilschriftvölker ist schwerfällig, — und selbst da, wo sie, in der späten Zeit, eine gewisse prunkvolle Eleganz erlangt, kommt sie über eine fast kinematographische Naturtreue nicht hinaus. Ebensowenig gibt es eine Metaphysik im alten Zweistromlande, die auch nur den Ansatz zu Methode und System aufwiese und etwa wie die altindische auch unserer Zeit Ströme lebendigen Denkens zuführen könnte. Noch auch gibt sich am Euphrat und Tigris eine Lebenskultur vom Range der ostasiatischen zu erkennen; in steife Etikette, strenge Konvention, feierlichen Pomp kleideten sie ihr Leben — aber sie haben es wohl nie durch den Zauber anmutiger Sitten zu verschönen und zu veredeln gewußt.

Diese Mängel sind ohne Frage in einem auffallend stark ausgebildeten Wirklichkeitssinn begründet. Aber aus eben derselben Wurzel stammen auch all die Leistungen, durch die die Keilschriftvölker den übrigen Kulturen des Altertums überlegen waren. Sehen, Messen, Rechnen, Verzeichnen — das haben sie mit Leidenschaft und Erfolg getrieben. Darüber hinaus gelangen sie zu immer klareren und gründlicheren Einsichten in das Gefüge der Welt. Obgleich sie nun aber nie den Drang oder die Fähigkeit besaßen, ihr wissenschaftliches Weltbild in einem gelehrten System darzustellen, haben ihre Errungenschaften, wenn auch fast nur auf mündlichem Wege und meist anonym, die früheuropäische Geschichte doch stärker beeinflußt, als die ägyptischen, indischen und chinesischen.

Trotz ihrer eben angedeuteten Wichtigkeit ist die Stellung der Keilschriftkultur im geschlossenen Zusammenhang der Weltgeschichte weder von Assyriologen, noch von anderen Vertretern der Wissenschaft einigermaßen

eindringlich untersucht und bestimmt worden: die einen fanden im eigenen Fach genug zu tun, den anderen schien die Aufgabe nicht der Mühe wert.

Es blieb also bei Ansätzen. Immerhin muß nun wenigstens der Versuch einer sinnvollen Eingliederung der Keilschriftkultur in unser Geschichtsbild gewagt werden. Im folgenden soll erst angedeutet werden, von welchen Zweigen der Wissenschaft die Assyriologie sich bereichern lassen könnte, sodann, womit die assyriologische Forschung andere wissenschaftliche Gebiete zu befruchten vermag.

Die Rassenkunde hat der Assyriologie noch nicht unzweideutig gesagt, wohin die einzelnen Keilschriftvölker rassisch gehören. Die Überreste menschlicher Gebeine, die man bisher fand, sind zu spärlich; wir sind fast ausschließlich auf bildliche Darstellungen angewiesen, wenn wir Rassefragen des alten Vorderasiens behandeln. Und brauchbare Arbeiten über dieses Gebiet fehlen. Ist die sumerische Rasse, die nach Bildnissen zu urteilen über äußerst große kräftige Nasen verfügte, mit derjenigen der späteren Hethiter, der heutigen Armenier und mit bestimmten jüdischen Rassebestandteilen zusammenzustellen? Wie setzte sich das babylonische Blut zusammen, wie das assyrische? Welcher Rasse gehörten die Elamiter an? Darüber brauchen wir Auskunft, wenn wir uns die Veranlagung und Geschichte dieser Völker erklären wollen.

Wertvolle Aufschlüsse darf sich die Assyriologie von der Völkerkunde, und zwar im besonderen von der Kulturkreislehre versprechen, die sich mit der kartographischen Festlegung der Verbreitungsgebiete verschiedener Kulturgüter (z. B. Waffen, Sitten, Zierrate, Bauweisen usw.), sowie mit der geschichtlichen Deutung dieser Tatbestände befaßt. Wichtig ist da die Erkenntnis, daß es drei ursprünglich scharf unterschiedene und von einander unabhängige Arten sogenannter Tiefkulturen gibt: Pflanzer, Hirten und Jäger; weiter aber, daß wohl alle Hochkulturen infolge der Unterjochung der Pflanzer durch kriegerische Hirten — den späteren Adel — entstanden sind. Die Spannung zwischen den beiden Kulturarten innerhalb einer Hochkultur wird naturgemäß mehr oder weniger fühlbar sein, je nachdem, wie beide Bevölkerungsteile sich der gegenseitigen Vermischung hergeben oder widersetzen. Unter diesem Gesichtswinkel gewinnt man Einblick in den Sinn mancher sonst durchaus rätselhafter Erscheinungen aus dem Bannkreis der Keilschriftkultur. Z. B. lassen sich da zwei große Gruppen von Priesterklassen unterscheiden: man könnte sie Reinigungspriester und Wahrsagepriester nennen. Jene sind volkstümlicher als diese, die bei Hofe hohes Ansehen genießen. Die einen haben es mit Zauber, Gegenzauber, Dämonenaustreibung und Unheilsühnung aller Art zu tun, die anderen weissagen auf Grund von Orakeln und Omina die Zukunft oder den Willen der Götter. Nun aber bezeichnet die Völkerkunde die erste Tätigkeitengruppe als aktive, die zweite als passive Magie und weist diese den Hirten, jene den Pflanzern zu! Mit anderen Worten: die Gliederung der Priesterschaft spiegelt alte Bevölkerungsschichten wider! Ein anderer Fall: unterstützt durch die Völkerkunde hat Prof. Kern (Bonn) erkannt, daß der sumerische Mythus vom sterbenden jugendlichen Gotte Tammuz, den die Göttin Ischatar beweint, bis er dann wieder aufersteht, nicht etwa

nur, wie man bisher meinte, ein Vegetationsmythus ist, sondern daß man ihn außerdem auf ein Mysterium deuten darf: der Gläubige setzt in mystischer Weise sein Schicksal mit dem des Gottes gleich und gewärtigt nun wie dieser eine Auferstehung nach dem Tode. Dieser Glaube hat sich wohl im südlichen Kleinasien herausgebildet und ist von dort weithin ausgestrahlt. Die Attis-, Adonis- und Tammuzkulte gehören hierher, ferner auch die eleusinischen Mysterien und gewiß manche christlichen Gedanken. Übrigens wurden diese Ideen zunächst nur Eingeweihten mitgeteilt, so daß es nicht auffällt, wenn sie in den Texten nicht geradezu ausgesprochen werden.

Die Bevölkerungswissenschaft unserer Tage setzt manche merkwürdigen Tatsachen der Vergangenheit ins rechte Licht. Was hat es auf sich, wenn der große Hammurabi (um 2000) sich in einem langen Abschnitt seines Gesetzes für die Ansiedlung von Soldaten einsetzt? Wenn bald darauf der babylonische Staat den Angriffen der barbarischen Hethiter und Kassiten unterliegt? Von denen die letzteren über ein halbes Jahrtausend in Babylonien herrschen. Warum siedelt der assyrische König Tukultininurta I. (um 1260) 18000 Hethiter, Tiglathpilesar I. (um 1100) 20000 Kumanäer aus Kleinasien in Assyrien an? Was bedeuteten die wüsten Raubzüge der Beduinen in Assyrien und Babylonien (um 1000), die mit Weib und Kind einherzogen und deren sich niemand erwehrte? Weshalb verteidigen die Assyrer ihr Land nicht, sondern wandern lieber aus? Wie erklären sich die furchtbaren Hungersnöte der damaligen Zeit? Wie kommt es, daß Aschurdan II. (um 900) sich genötigt sieht, die vor mehreren Menschenaltern ausgewanderten Assyrer zurückzuholen, und daß sein Nachfolger Aschurnasirapli II. (um 870) seine neugegründete Hauptstadt Kalchu (das biblische Kelach) nicht mit Assyrern sondern mit ausländischen Kriegsgefangenen besiedelt? Damit vergleiche man die Tatsache, daß nicht Assyrer sondern wiederum Kriegsgefangene, und zwar Syrer, es waren, die die vielbestaunten prunkvollen Kunstdenkmäler der späten Zeit hergestellt haben; daß im 8. Jahrhundert die Könige genötigt waren, neben der assyrischen Staatskanzlei eine zweite mit aramäischer Amtssprache einzurichten — assyrisch (genauer akkadisch) verstanden nur noch die Gebildeten — und man begreift heute besser denn je, daß die alten Keilschriftvölker auf ihre beiden stärksten Lebensqueller — das Verwachsensein mit dem Heimatboden und den Willen zum Kinde — verzichtet hatten. Da half keine medische Mauer. Die Siege der Meder und Perser sind nicht so sehr als Ursachen denn als Symptome des assyrisch-babylonischen Zusammenbruchs zu werten.

In aller Kürze sei nun auf die geistigen Wirkungen hingewiesen, die von der Keilschriftkultur auf die räumlich und zeitlich benachbarten Kulturgebiete ausgestrahlt sind.

Unter den babylonischen religiösen Dichtungen ist besonders wichtig das Gilgamesch-Epos. Schon um seiner selbst willen, dann aber auch weil es nach der vielangefeindeten Theorie von Jensen in den Stoffen ungezählter Sagen, Legenden und Märchen z. T. bis auf den heutigen Tag

fortlebt. Helden- und Stammes-Sagen, z. B. Odyssee, Herakles-Sage, Siegfried-Sage und Gudrun-Sage—sie alle gehen nach Jensen hauptsächlich auf Jacob-Moses-Geschichten zurück. Die Ilias sowie die Mohammedlegenden sollen aus Saul-David-Geschichten stammen; die Lebensgeschichte Jesu und Buddhas wären nach Jensen von Elias-Elisa-Geschichten abzuleiten (ohne daß deshalb Jensen die Geschichtlichkeit der Personen Jesu und Buddhas in Zweifel zieht). Die Sagen aber vom Typus sowohl der Jacob-Moses-Geschichten als auch der Saul-David- und Elias-Elisa-Erzählungen sind nach Jensen aus der babylonischen Gilgameschsage hervorgegangen. Obwohl man über die Fragen im einzelnen geteilter Meinung sein kann, so muß doch betont werden, daß Jensens Aufstellungen nicht wie manche behaupten, ein Erzeugnis leichtfertiger Phantastik, sondern das Ergebnis ernster wissenschaftlicher Untersuchungen sind.

Bedeutsam für die Religionsgeschichte ist auch die Entwicklung der babylonischen Götterwelt. Solange Babylonien aus Dutzenden kleiner Stadtstaaten bestand, sammelte sich die Andacht der Gläubigen in der Verehrung des eigenen Stadtgottes. Der Einigung Babyloniens zu einem großen Staatswesen ging die Vergesellschaftung der Götter zu einem einheitlich gegliederten Pantheon Hand in Hand. Für jede Naturerscheinung gab es nun eine besondere Gottheit, so daß sozusagen die göttliche Welt als Ganzes der gesamten Natur entsprach. Etwa im 15. Jahrhundert bahnt sich eine doppelte Wandlung an: die Sterne werden in zunehmendem Maße als die wichtigste Erscheinungsform der Götter aufgefaßt; daneben nimmt die Bedeutung des früher bescheidener gestellten persönlichen Schutzgottes, den jeder Mensch hatte, wesentlich zu. Beides ist auf das ungeheure Anwachsen und die gleichzeitige Entfärbung der alten Götterwelt zurückzuführen. Der erstarkende babylonische Schutzgottglaube hat zweifellos zur Entstehung des Monotheismus beigetragen; der regen, zunächst astrologischen Beschäftigung der Babylonier mit dem gestirnten Himmel ist aber die Entdeckung der ersten astronomischen Gesetze und damit der Begründung der echten Naturwissenschaft zu verdanken. Nebenbei sei hier bemerkt, daß unsere Sternbildnamen, sowie die Einteilung des Kreises in 360 Grad zu 60' zu 60'' babylonischen Ursprungs ist. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die religiösen Taten der Israeliten und die wissenschaftlichen der Griechen ohne die Grundlage der babylonischen Leistungen auf den Gebieten der Religion und der Forschung nicht denkbar wären. Aber die wichtigste Lehre, die sich aus den vorstehenden Betrachtungen ergibt, dürfte doch die sein: daß auch die schönste Blüte dem Tode geweiht ist, sobald der leiblich-seelische Stamm des Volkstums entwurzelt ist.

Emil Ludwigs „Bismarck".

Von Univ.-Prof. Dr. W. Schüßler, Rostock.

Wer Emil Ludwigs „Bismarck" vor der jetzigen Umarbeitung in seiner ersten Auflage gekannt hat, wird trotz seines „Goethe" und „Napoleon" und trotz des wissenschaftlich völlig unmöglichen „Wilhelm II." noch mit einer gewissen Erwartung an dies neue Buch herangetreten sein. Aber diese Erwartung war trüglich; denn schlimmer ist wohl die Gestalt des Reichsgründers noch niemals verkannt worden, völliger sind wohl noch nie die tieferen Werte und Grundgedanken des Bismarckschen Werkes mißverstanden, kindischer — ein anderes Wort steht leider nicht zu Gebote — ist die innere und äußere Politik Bismarcks noch nie geschildert worden!

Bei jedem Buche — von dem Verhältnis Ludwigs zu seinen „Quellen" wollen wir lieber schweigen — fragt man sich natürlich nach der Tendenz des Verfassers. Will Emil Ludwig aus innerstem Drang heraus Bismarck den Deutschen verlebendigen? Hat er überhaupt eine innere seelische Beziehung zu seinem Gegenstand? Die Antwort lautet: Neiu! Ein kalter Intellektualismus hat sich Bismarcks bemächtigt, um ihn unter dem falschen Schein historischer „Objektivität", gerade wie im Falle Wilhelms II., in den Augen der Nation zu schädigen. Die klar erkennbare Tendenz Ludwigs ist es, Bismarck zu verkleinern und alle Güter, denen Bismarck gedient hat: Königtum, Christentum in erster Linie, herunterzureißen.

Zu diesem Zwecke werden die preußischen Könige, denen Bismarck diente, entweder als Wahnsinnige oder als halbe Trottel hingestellt, Bismarck selber wird als heimlicher Republikaner und als moderner Aufklärer geschildert, dessen ganze betonte Religiosität nichts als Heuchelei ist, um dem alten Kaiser Wilhelm zu gefallen. Von historischer Wahrheit bleibt bei diesem Gemälde nichts übrig; oder besser gesagt, immer deutlicher tritt der Verfasser selber zutage: er ist ohne jede Spur von Religiosität und deshalb religiösem Verständnis; er ist ohne Ehrfurcht vor geschichtlicher und politischer Größe; er ist ohne inneres Bewußtsein nationalen Gefühls; er verachtete die Monarchie und ist überzeugter Demokrat und halber Sozialist (wie man es so in gewissen Literatenkreisen ist); er ist durch und durch unpolitisch und als Aufklärer unhistorisch.

Die Geschichte als Wissenschaft hat nicht nur mit den Quellen zu tun, sondern hat noch eine andere Seite; sie ist Kunst, insofern sie Geschichtsschreibung ist. Es ist vielleicht Geschmackssache, ob man die Ludwigsche Darstellung als Kunst bezeichnen will. Aber es dürfte wenig Leute geben, die nach beendeter Lektüre imstande

sind, die verwirrende Fülle von — geistreichen — Antithesen, Bildern usw. noch zu einem Ganzen zu ordnen. Es ist wie Sand, der zwischen den Fingern zerläuft. Der haftende Eindruck des deutschen Bürgers dürfte sein: „Gottlob, Bismarck war gar nicht „groß", sondern im Grunde ein böser Dämon. Gut, daß wir es so herrlich weit gebracht haben, daß solche Leute uns nicht mehr schaden können!"

Man kann nun auch bei ausgesprochenster Tendenz schließlich ein Buch schreiben, das sich verteidigen läßt — aber die Einzeltatsachen müssen doch schließlich objektive Wahrheit enthalten! Einige Stellen aus dem Buche mögen einerseits die Unkenntnis der Tatsachen, andererseits die Tendenz des Verfassers beleuchten.

Wie wenig Ludwig den Reichsgründer versteht, zeigt die Stelle, wo er das Jugendwort Bismarcks erwähnt, daß man, um an die oberste Stelle zu kommen, innerlich fromm sein müsse. Das schlachtet Ludwig in dem Sinne aus, als ob Bismarck die Frömmigkeit als Mittel der Karriere bezeichnet habe! In Wahrheit zeigt doch schon das Wort „innerlich" fromm, daß es sich nicht um äußerliche Betätigung handelt. In der Tendenz ganz klar sind die scheußlichen Worte (S. 43): Bismarck als der geborene Diktator sei angetrieben weder von Königstreue noch Gottesfurcht, weder von Liebe zur Heimat noch von Verantwortung für eine Menge! Da Ludwig weder innerlich etwas von Religion versteht, noch auch durch Studium sich die elementarsten Kenntnisse kirchlicher Dinge verschafft hat, urteilt er auch ganz falsch über den Pietismus; spottet er (S. 57) über „übersinnliche Erotika" bei Besprechung von Briefäußerungen Bismarcks (eine Bemerkung übrigens, die sehr nach dem Orient riecht); hält er den kühlen Brief Bismarcks an seinen Bruder über Verlobung und Glauben für die ganze Wahrheit (!); ahnt er nichts, aber auch gar nichts weder von Luthers sozialen Ansichten, noch von der durchgehenden Abhängigkeit Bismarcks von Luther, aus der vor allem seine Auffassung vom Königtum, vom Volke, von den sozialen und politischen Pflichten und Aufgaben der Obrigkeit usw. hervorgeht!

Daß Ludwig den König Friedrich Wilhelm IV. völlig falsch charakterisiert (ein Werk wie das glänzende Buch Meineckes über Radowitz oder Petersdorffs Buch über den König sind diesem Literaten natürlich unbekannt —) und von einer Geisteskrankheit des Königs spricht, „vor deren Feststellung er sein Land fast zwei Jahrzehnte schädigen durfte" (!) ist bei seiner Tendenz ja selbstverständlich. Daß er Bismarck als Judenfreund hinstellt, ist dem Verfasser zu verzeihen, weil er pro domo spricht; nur die Begründung ist falsch: Bismarck sei durch Bildung und Skeptizismus eher geeignet gewesen, Rassen- als Klassenunterschiede zu überwinden. Interessant ist dabei die Meinung, daß „Bildung", d. h. reiner Intellekt, die Stimme des Blutes, also die stärksten Mächte, überwinden könne.

Da Ludwig von Politik keine Ahnung hat, ist die Schilderung von Olmütz 1850 durchaus ungenügend, vor allem wird die drohende Haltung Rußlands und die daraus hervorgehende verzweifelte

Lage Preußens nicht erwähnt. Daß ein Historiker nicht weiß, daß es 1850 drei anhaltische Staaten gab, ist eher zu verzeihen als die kindische Schilderung der Ursachen des Krimkrieges. Um das ganze Elend der trüben Zeiten klarzumachen, wo Monarchen „mit ihren Völkern Schach spielten", werden die Ursachen der großen Kriege natürlich in den nichtigsten persönlichen Kleinigkeiten gesucht. Der Krimkrieg wird darauf zurückgeführt, daß der Zar den dritten Napoleon nicht mit „mon frère" anreden wollte! Noch weniger entschuldbar ist die Behauptung, daß Bismarck immer die Innen- und Außenpolitik mit zweierlei Maß gemessen habe: „Aus diesem Zwiespalt werden sich alle jene Fehler ergeben, die die Deutschen im Innern verkümmern ließen." Wörtlich so auf Seite 171! Diese Behauptung steht auf derselben Höhe wie die, daß Bismarck „nach innen die Rechte der Nation zu Boden schlug."

Wie gering die Geschichtskenntnisse des Verfassers sind, zeigt die Behauptung, daß nur das Familiengefühl Wilhelms I. zum Zaren die Brustwehr gegen einen Krieg der beiden Länder bildete, „freilich erst seit und nur solange Wilhelm I. regierte". Von dem Bündnis Preußens und Rußlands 1813 und der „Heiligen Allianz", von der Bitte der Russen um Erneuerung des Rückversicherungsvertrags 1890 usw. scheint Ludwig nichts zu wissen. Klare Tendenz ist dann die Behauptung (S. 189), daß die Befreiung der Bauern in Rußland bei Alexander II. „der Feigheit und Laune" entsprungen sei, wie die Verleihung der preußischen Verfassung bei Friedrich Wilhelm IV. (!). Kann man die Tatsachen noch weiter umbiegen?

Tiefgründige Kenntnisse von d. preußischen Verfassung, die er Bismarck und Wilhelm I. munter brechen läßt, verraten die Worte: „Roon sprach offen gegen die Verfassung; die Krone dürfe nicht von wechselnden Mehrheiten abhängen (S. 217). Daß Roon damit für die Verfassung sprach, kümmert Ludwig nicht. Genau so tendenziös ist der Satz (S. 251), daß die Führer der liberal-demokratischen Opposition Bismarck an „Zukunft" entschieden überlegen waren (daß damit das vernichtendste Urteil über diese Leute als Politiker gefällt wird, ahnt er gar nicht —); „denn alles, was sich nach dem Weltkriege in allen Ländern ereignet, lag im Programm der Fortschrittspartei". Auch der Bolschewismus in Rußland, der Fascismus in Italien, die Militärdiktatur in Spanien, das immer deutlichere Abwirtschaften des parlamentarischen Systems in Deutschland?

Mehr als töricht ist die Begründung, die Ludwig für die Erneuerung der westmächtlich-österreichischen Koalition gegen Rußland im Jahre 1863 gibt. Da er keine Ahnung von den trennenden Interessen der galizischen Polen und damit Österreichs gegenüber Rußland hat, „erklärt" er diese Konstellation folgendermaßen (S. 256): „Sogar für die revolutionären Polen begann Habsburgs Herz zu schlagen, als man Russen und Preußen im Bunde sah." „Napoleon mußte sich für die Freiheit begeistern, weil die Französinnen Chopins ero-

tische Nocturnos liebten . . . . ." Das ist die Geschichtsschreibung! So geht es seitenlang!

Daß Ludwig die Haltung Wilhelms I. gegenüber dem Frankfurter Fürstentag entgegen den neuesten Veröffentlichungen in alter Weise erzählt, daß er die schleswig-holsteinische Frage ganz unklar darstellt, daß er den Einfluß Lassalles auf Bismarck maßlos überschätzt (— die Verleihung des allgemeinen Stimmrechts führt er völlig falsch auf Lassalle zurück —), ist nicht erstaunlich. Ernster zu nehmen — soll man sagen empörender? — ist die Behauptung (S. 291), daß nur der egoistische Wunsch, Österreich im Bunde zu schlagen, Bismarck zum Krieg von 1866 trieb. „Haß und Selbstgefühl waren auch in dieser Frage stärker als Liebe und Wille zur Ordnung." Es hält schwer, angesichts dieser Bosheit oder Unkenntnis innerhalb der Grenzen parlamentarischen Anstandes zu bleiben.

Tendenziös ist wieder die Behauptung, daß Bismarck sich in Nikolsburg, als er Österreich schonte, dem „Staatsgedanken des 20. Jahrhunderts" näherte. Das sagt ein deutschredender Literat trotz Versailles! Ebenso tendenziös und völlig unwahr ist die Darstellung der Bismarckschen Reichsverfassung. Die Gegnerschaft gegen die Demokratie führt Ludwig natürlich nicht auf sachliche Erwägungen Bismarcks zurück, sondern auf „Selbstgefühl und Menschenhaß". Deshalb schaltet Bismarck das parlamentarische Regime, „die moderne Form der Staatsleitung" (wo in Amerika, Rußland, Italien, Spanien?) aus. Und da Ludwig die ganze Schwierigkeit des preußisch-deutschen Problems nicht erkennen kann, erklärt er die Personalunion des Reichskanzleramts mit dem preußischen Ministerpräsidium ebenfalls nur aus persönlichen Motiven.

So bleibt ein Bismarck übrig, dessen „Volksfeindschaft", dämonischer Ehrgeiz und Egoismus das arme deutsche Volk in furchtbare Zustände stürzen. Und so lesen wir (S. 367) folgenden empörenden Satz: „Nie hat ihn Demut vor Gott wie Luther, Hilfsbereitschaft für den König wie Roon, Pflicht gegen Deutschland wie Stein angetrieben." (!!!)

Ebenso tendenziös ist die Schilderung des 70er Krieges und die Haltung Frankreichs in jener Zeit. Es ist eines solchen Literaten würdig die Franzosen von 1870 reinzuwaschen. „Diese Nation", heißt es S. 371, „von Natur ruhig und genießend, nur durch glänzende Führer oder durch Not leidenschaftlich aufzustacheln, hatte (1870!) offenbar keine Lust, mit jemand Händel anzufangen." (!) „Die Friedensliebe der Nation wollte die Republik." Man würde an den Kopf greifen, daß Ludwig Pazifismus und Republik ausgerechnet in Frankreich gleichsetzen kann — wenn man die Tendenz nicht merkte. Er weiß also nichts davon, daß gerade in Frankreich die Republik aus siegreichen Schlachten geboren ist (1792—93), daß die französische Republik es war, die nach 1871 den kriegerischen Revanchegedanken gepflegt hat. Da er aber nun einmal die Monarchie verächtlich machen will, muß natürlich die Republik das Ideal sein. So wenig weiß (oder will er wissen)

von den Tatsachen, daß er folgende Ungeheuerlichkeit zu schreiben wagt, obwohl ihm die große, so wichtige Aktenpublikation Hermann Onckens über Napoleon III. und die Rheinpolitik Frankreichs bekannt sein konnte: „Weder gab es in Deutschland eine elsässische, noch gab es in Frankreich eine linksrheinische Frage (!!), die nur von ein paar Maulhelden auf beiden Seiten zur Verhetzung friedlicher Völker erfunden wurde."

Man fragt sich, ob wirklich ein Deutscher diesen Blödsinn geschrieben hat. Glaubt Ludwig tatsächlich, daß die gesamte deutsche Nation 1870 die Rückgewinnung des schmählich geraubten Elsaß gefordert hätte, wenn vorher nur „einige Maulhelden" diese „Frage" aufgeworfen hätten?? Und dann das Schönste! (S. 392): „Das Verbrechen (des Krieges von 1870) lag in einer Gesellschaftsordnung, die zwei oder drei Männern ermöglichte, Kriege zu entzünden, ohne ihre Völker zu befragen." (!) Unehrlicher kann die demokratische Phrase kaum gehandhabt werden. Wie steht es denn, könnte man erwidern, mit der heutigen gepriesenen Staatsordnung, die es bekanntlich gerade im demokratischen Westen den Staatslenkern unmöglich macht, Kriege zu beenden, weil die entfesselten Leidenschaften des Demos es verhindern?

Es gehört zum Bilde Ludwigs, daß er die „Annexion" (wir sagen Desannexion) Elsaß-Lothringens durch Bismarck tränenreich beklagt, als ob nicht die Niederlage überhaupt, viel weniger der Verlust der beiden deutschen Provinzen den Franzosen die Rache diktiert hätte! Dann ein Satz, der reine Bosheit, keine Unwissenheit mehr ist: „Bismarck wußte, daß das Elsaß wesentlich durch die Haltung des Großen Kurfürsten gegenüber Ludwig XIV. verloren gegangen war, daß also gerade die Hohenzollern den geringsten Anspruch daran hatten" (!). Wie?! Der Große Kurfürst? Wir haben in der Schule gelernt, daß Frankreich den größten Teil des Elsaß 1648 als Siegespreis des Dreißigjährigen Krieges erlangt hatte!

Doch was reden wir! Was wir auch bei Ludwig lesen, es ist immer dasselbe: giftige Tendenz! Man höre nur über Bismarcks streng durchdachte innere Politik folgende Worte (S. 541): „Da er ohne sozialen Grundgedanken nur frisch von den Kanonen kam, war dieser große Architekt weniger befähigt, das eigene Haus im Innern einzurichten." (!!) Lohnt es sich zu streiten? Wie kindisch auch der Grund des Kulturkampfes: „Daß jemand sich unfehlbar nannte, war ihm unerträglich." Daß Ludwig bei Besprechung des Sozialistengesetzes kein Wort für die schwere Schuld der damaligen Sozialdemokratie hat, ist selbstverständlich.

Und die Schilderung der auswärtigen Politik! Grotesker kann ein Literat seine Unfähigkit, staatliche Dinge und Machtkämpfe zu begreifen, nicht offenbaren. Völlig falsch, ja unverständlich ist die Schilderung der Haltung Rußlands 1870, unsinnig die Behauptung, daß Bismarcks Entschluß zum Bündnis mit Österreich aus „Gefühl" entsprungen sei! Aus demselben Gefühl sei seine Forderung nach dem staatsrechtlichen Abschluß entsprungen. Hätte Ludwig auch nur einmal einen kurzen Blick in die großartigen Denkschriften Bismarcks aus dem

Jahre 1879 geworfen, so wüßte er, daß der Kanzler Österreich dadurch für alle Zeit binden und von der Vereinigung mit Frankreich abhalten wollte. Dann aber eine ganz neue Entdeckung! (S. 578). „Acht Jahre (nach dem Abschluß des österreichischen Bundes) wird Bismarck brauchen, um die Gefahr des russisch-französischen Bundes zu beschwichtigen." Man höre und staune. In Wahrheit hat Bismarck doch schon ein Jahr später (1880) mit den Russen über die Festigung und Erneuerung des Dreikaiserbundes verhandelt, der denn auch schon 1881 zustandekam. Es ist peinlich zu sehen, wie Ludwig die auswärtige Politik Bismarcks schlechter versteht als manch ein Tertianer. Daher sind seine Ausführungen über den Rückversicherungsvertrag einfach Gewäsch, genau so unsinnig wie die Darstellung der sozialen Gesetzgebung und gerade so falsch wie die Behauptung, daß Bismarck seine letzte Reichstagsrede am 6. Februar 1888 gehalten habe.

Kurz, Seite für Seite Tendenz, Unrichtigkeiten, verstecktes Gift, im besten Falle Halbwahrheiten. Und dieses Buch (erschienen im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, geb. M. 14, —) vermittelt den heutigen Deutschen ihre „historische" Kenntnis von Bismarck, es wird allgemein bewundert und gelesen! Wenn es wahr ist, daß diejenigen Bücher gut gehen, die dem Publikum innerlich gemäß sind, so kann man ein Grausen vor dem heutigen deutschen Leser nicht unterdrücken. Darum also die ernste und rastlose Arbeit unzähliger Gelehrter, dem Problem Bismarck näher zu kommen, damit ein Literat wie Herr Ludwig, der über Goethe, Napoleon, Wilhelm II. mit derselben scheinbaren „Tiefe" und der gleichen Schein-Objektivität schreibt, als „Künstler" die Ergebnisse der Forschung zum „lebendigen Ganzen" gestaltet!

Armes Geschlecht, das, zur Heldenverehrung zu schwach geworden, jedem Beifall klatscht, der den Göttern den Kranz von der Stirn reißt, um haarscharf zu beweisen, — daß es für Kammerdiener keine Helden gibt! Was bekanntlich immer nur gegen die Kammerdiener, aber nie gegen die Helden spricht!

Okkultismus und Bildung.

Von Paul Krannhals.

Die Frage: Was gehört zur allgemeinen Bildung? wird immer verschieden beantwortet. Und mit Recht, denn es gibt keine „allgemeine Bildung". Wohl aber gibt es ein „allgemein zugängliches Wissen", das als Ersatz der Persönlichkeitsbildung dieser den Rang abzulaufen strebt. Zum andern zeigt aber das Wissen seine Macht erst in der Fähigkeit, es richtig anzuwenden; es muß praktisch werden, um Macht auszuüben. Das Wissen wird aber praktisch, wenn es als Mittel zum Handel auftritt.

Nun zeigt sich der Charakter der Bildung in der Auswahl desjenigen Wissensstoffes, der als Mittel zum Handeln dienen soll. Mit anderen Worten: zwischen dem Wissen und dem Handeln steht das Bewerten

des Wissensstoffes. Den Schülern einer mittleren Lehranstalt wird der gleiche Wissensstoff vermittelt, aber die Bewertung dieses Wissens ist ganz verschieden. Sie richtet sich nach der Eigenart des Wertenden, die wiederum durch das Wissen zum Selbstbewußtsein angeregt wird. In dieser Anregung, Entfaltung der eigenen Anlagen liegt der Bildungswert des allgemein zugänglichen Wissensstoffes, erfüllt das Wissen seinen Lebenssinn als Mittel zur Persönlichkeitsbildung.

Alle Persönlichkeitsbildung ist Klärung des Selbstbewußtseins, ist der Weg vom Dunkel der seelischen Daseinsnacht zum Licht der Selbsterkenntnis. Und in dem Maße, als wir mittelst des objektiven Wissens zum Bewußtsein unseres Selbst erwachen, wird dieses - umgekehrt auch maßgebend für die Bewertung des Wissensstoffes. Hierbei wächst die Autorität der Persönlichkeit auf Kosten der Autorität einer unaufgeklärten Außenwelt. Das Wissen ist also in dem Maße *Bildung*, als es von der Persönlichkeit beherrscht, von ihr *organisch einverleibt* wird, in ihr Erleben eingeht. Tritt aber der entgegengesetzte Fall ein, wird die Persönlichkeit vom tatsächlichen oder vermeintlichen Wissen als Autorität beherrscht, so wirkt das Wissen umgekehrt bildungsfeindlich, erscheint es als unverdauliche geistig-seelische Nahrung.

So vermag — je nach den Anlagen unserer seelischen Form — jeder objektive Wissensstoff die Persönlichkeitsbildung zu fördern, wie umgekehrt als schädlicher Ballast zu hemmen. Unterschiedslos bildungsfeindlich ist aber ein vermeintliches übernatürliches Wissen, ein Wissen also, das der Naturordnung widerspricht. Denn in ihm wird ja gerade das wesentlichste unmittelbare Werkzeug der Persönlichkeitsbildung, das Wissen um die Struktur der Natur, verneint. In diese bildungsfeindliche Richtung weist auch der Okkultismus. Nicht sofern es sich bei ihm um unaufgeklärte seelische Phänomene handelt, sondern insofern als der Okkultismus die Tendenz, das Streben zeigt, dem Menschen seinen natürlichen Halt in der erkannten Grundstruktur des gesetzmäßig geordneten Kosmos zu rauben. In der Erhabenheit der Natur erkennt der Mensch als Persönlichkeit seine eigene Erhabenheit, in ihrer Lächerlichkeit seine eigene Lächerlichkeit. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und diesen Schritt geht der Okkultismus, wenn er das Übersinnliche im Bilde der sinnlichen Wahrnehmung zu erfassen wähnt.

Wenn der berühmte Naturforscher Karl Ernst *von Baer* die Geschichte der Natur als den fortschreitenden Sieg des Geistes über die Materie charakterisiert, so beschreitet der Okkultismus den der Natur entgegengesetzten Weg. Er predigt den fortschreitenden Sieg der Materie über den Geist. Der Weg der Persönlichkeitsbildung setzt den Weg des schöpferischen Prinzips der Natur auf der Ebene der menschlichen Kultur fort. Auch die Persönlichkeitsbildung ist eine fortschreitende Vergeistigung eben der Wissensmaterie durch ihre Organisierung in unserer geistig-seelischen Form, die sich in diesem Prozeß immer klarer ihrer selbst bewußt wird. Dieser fortschreitenden Vergeistigung der Materie der sinnlichen Wahrnehmung widerspricht der dem entgegengesetzten Prinzip huldigende Okkultismus. Er widerspricht unserm vernünftigen

Selbstbewußtsein, das die sinnliche Struktur des Kosmos als den Weg zu sich selbst erlebt. Und hierin ist der Okkultismus im wahrsten Sinne des Wortes bildungsfeindlich.

Daher wirkt es befremdend, daß der Okkultismus plötzlich in einer sonst sehr begrüßenswerten Bücherreihe auftritt, die das Kennwort „Wissenschaft und Bildung" trägt und sich die ehrenvolle Aufgabe stellt, weiteste Kreise in Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens mit den wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Kultur vertraut zu machen *). Wohlverstanden: wir verurteilen nicht die Tatsache, daß sich auch eine unvoreingenommene wissenschaftliche Forschung mit dem Fragenkomplex des Okkultismus beschäftigt, sondern wir wenden uns nur entschieden dagegen, daß dieser Fragenkomplex den gesicherten wissenschaftlichen Errungenschaften als ebenbürtig zugestellt wird, ja, als geeignet erachtet wird, die „Bildung" weitester Kreise durch die „Wissenschaft" des Okkultismus zu fördern. Denn für eine vorurteilslose Stellungnahme liegen hier die Dinge doch zweifellos so, daß dasjenige, was in der Dunkelkammer des Okkultismus vom Lichte der Wissenschaft erleuchtet wird, eben damit nicht mehr „okkult" ist und daß umgekehrt die Erscheinungen des Betrugs, der Halluzinationen, der Hysterie, des Aberglaubens garkein Gegenstand des „wissenschaftlichen Okkultismus" sind. Bevor also dieses Entweder-Oder nicht entwirrt ist, erscheint es gerade in der heutigen Zeit, wo jeder Deutsche seinen gesunden Menschenverstand mehr denn je benötigt, unverantwortlich, die Persönlichkeitsbildung durch das zersetzende Ferment, das der Okkultismus in seinem heutigen Stadium darstellt, zu untergraben. Denn die Aufhebung der auch vom gewöhnlichen gesunden Menschenverstand erkannten und anerkannten Naturordnung durch den Okkultismus, der den materialistischen Charakter seines Geisterglaubens als wissenschaftliche Errungenschaft bezeichnet, setzt sich in direkten Widerspruch zum bisherigen Begriff der Naturwissenschaft im weitesten Sinne und der auf ihr gegründeten Persönlichkeitsbildung. Ja, diese Umkehrung der Naturordnung, die das Übersinnliche in den Dienst des Sinnlichen stellt, bedeutet zugleich nichts weniger als eine Selbstkorrektur der in der einheitlichen Planmäßigkeit der Natur offenbar werdenden göttlichen Allmacht. Die Gottheit, die sich selbst, der Harmonie ihres eigenen Werkes widerspricht, steigt für das religiöse Bewußtsein des deutschen Seelentums, das sich mit der Naturordnung im Einklang weiß, aus ihrer reinen, begrifflich unfaßbaren, übersinnlichen Sphäre in das Gebiet menschlich-allzumenschlicher Unzulänglichkeiten. Und so untergräbt der Okkultismus zugleich die in diesem religiösen Bewußtsein wurzelnde oder umgekehrt ihm als Nährboden dienende Persönlichkeitsbildung.

*) August Messer: „Wissenschaftlicher Okkultismus"; Wissenschaft und Bildung, Band 230, Verlag Quelle u. Meyer.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher
Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 21 Freitag, den 9. November 1928 4. Jahrgang

Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung

von

R. v. E.

I.

Unter obigem Titel hat soeben Prof. Th. Litt-Leipzig ein kleines Büchlein *) erscheinen lassen, welches die Frage behandelt, „ob, in wieweit und in welchen Formen die Arbeit an und in der Wissenschaft der Bildung des ganzen Menschen dienen könne".

Nicht nur für Deutschland ist die Entscheidung dieser Frage von allergrößter Wichtigkeit, da es sich darum handelt die durch die notwendige Berufsspezialisierung zerrissene Volksgemeinschaft zu einem Ganzen gemeinsamer Bildung und gemeinsamer Weltanschauung zusammenzuschließen. Weit mehr noch wird diese Frage für uns zu einer Lebensfrage, hat es doch den Anschein, als zwänge uns die wirtschaftliche Enge und Not zu möglichst intensiver und einseitiger Berufsausbildung, ohne Rücksicht darauf, ob dabei unsere Bildung gefördert wird oder nicht. In weitesten Kreisen herrscht bei uns noch der Aberglaube, daß jeder Beruf, insbesondere jede Wissenschaft diesen Bildungsfaktor in sich trage, daß aber das, was wir wahrhafte Bildung zur Persönlichkeit nennen, die unauflösbar mit unserer Weltanschauung verknüpft ist, ein zwar erfreuliches Beiwerk darstelle, das aber keineswegs jedem zur Pflicht und Aufgabe gemacht werden könne.

Über dieses Thema ist viel und oft in diesen Blättern geschrieben und der Standpunkt vertreten worden, daß nur dann unsere Zukunft im Lande gesichert erscheint, wenn wir uns zu einer festen Gesinnungsgemein-

*) Leipzig, B. G. Teubner, Berlin 1928.

schaft zusammenschließen, daß aber eine solche nur auf Grund eines gemeinsamen Weltbildes und einer gemeinsamen Bildungsaufgabe erzielt werden könne. Wenn es im Hinblick auf eine solche Aufgabe mit Recht heißt, daß nur der sich selbst behauptet, der das Opfer der Selbsthingabe bringt, so läßt sich dieses Wort auf die Frage der Gesinnungsgemeinschaft bezogen so umdeuten: nur dort, wo sich jeder Einzelne mit gleichgerichtetem Blickpunkt in den Dienst einer Sache, einer Idee stellt und sich ihr „hingibt" — nur da wird diese Gemeinschaft sich behaupten.

Gewiß ist die nackte Lebensmöglichkeit, die Arbeit um Broterwerb Grundbedingung für die Erfüllung einer solchen Aufgabe, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß mit der Sicherung dieser Lebensgrundlagen auch jene oben geforderte „ideelle Einstellung" „von selbst" käme. So liegt die Sache keineswegs, denn es ist eine sowohl am Einzelnen, wie an ganzen Gemeinschaften gemachte Erfahrung, daß überall da, wo der Akzent, sei es aus Not, sei es aus freiem Willen, auf die rein wirtschaftliche Seite des Lebens gesetzt wird, nicht nur die ideelle Seite zu kurz kommt, nein auch die Sehnsucht nach Bildung, nach Kulturgütern verkümmert (Amerika).

Wenn wir gelegentlich darauf hingewiesen haben, daß die technischen Hochschulen (als erste die Dresdener) das Bedürfnis nach einem das technische Lehrprogramm ergänzenden Bildungsstoff stark empfunden und zu diesem Zweck eine kulturphilosophische Fakultät ihrem Lehrgebäude eingegliedert haben, so spricht diese Tatsache allein schon dafür, daß die einseitige technische Ausbildung der Ergänzung bedarf, um ganze Menschen zu bilden.

Nun ergreift ein Berufener — und zu diesen zählen wir in erster Linie Prof. Litt — zu der Frage das Wort, soweit sich diese auf das Verhältnis von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften zu Bildung und Weltanschauung bezieht.

Es handelt sich also im Wesentlichen um den Bildungswert des akademischen Studiums.

Es ist diesem der Vorwurf gemacht worden, daß es in allzu einseitiger Weise seine Aufgabe in der rein verstandesmäßigen Erkenntnis von Sachverhalten des geistigen und natürlichen Lebens erblickt habe und durch diese Einseitigkeit ein Ueberwuchern des Verstandes über unsere seelischen Bedürfnisse gefördert habe. Gegen diese Vorherrschaft des „Intellektualismus", der uns dem Leben entfremdet habe, wurde die Forderung laut, unserer Seele mehr Raum zu gewähren und ihr das Recht einzuräumen, mit Hilfe der „Intuition" das entscheidende Wort in der wissenschaftlichen Erkenntnis zu sprechen.

Diese Forderung lehnt Prof. Litt ab, wenn er auch keineswegs die Gefahr übersieht, welche in einer rein logisch-intellektuellen Forschungsmethode für die wissenschaftliche Erkenntnis liege. Diese Forschungsmethode habe ihren unbestreitbaren Platz im Rahmen der Naturwissenschaften, nicht aber in dem der Geisteswissenschaften. Seine wesentliche Aufgabe erblickt

der Verfasser in der systematischen Abgrenzung der Geistes- und Naturwissenschaften und ihrer verschiedenen Forschungsmethoden. Durch das Eindringen der naturwissenschaftlichen Methode — den „Naturalismus" in die Geschichtswissenschaft sei jene „Fehlbildung" der Geschichtsbetrachtung entstanden, die als „Historismus" bezeichnet wird. Mit der Frage nach der Bedeutung des Begriffes „Historismus" als Bezeichnung des Verhältnisses unseres geschichtlichen Denkens und Erkennens zum letzten metaphysischen Untergrunde unseres geistigen Seins, greift der Verfasser in geistvoller Weise in die tiefste Problematik unserer geisteswissenschaftlichen Arbeit hinein.

Versteht man unter „Historismus" die enge Verknüpfung unseres Geschichtsbildes mit unserem Weltbild, unserer Weltanschauung d. h. mit unserem metaphysischen Seinsgrunde, so würde er den „Lebensquell der wahren Geisteswissenschaften ausmachen." Unter „Historismus" wird aber etwas anderes verstanden, eine „Entartung" der wahren Geisteswissenschaft. „Diese Fehlbildung aber pflegt nun gerade da am üppigsten ins Kraut zu schießen, wo das geisteswissenschaftliche Denken es unterläßt, sich jener im vollsten Sinne des Wortes „weltanschaulichen" Fundamente der eigenen Arbeit in aller Bewußtheit zu versichern und wohl gar im Interesse fachwissenschaftlicher Reinheit jede gedankliche Beziehung solcher Art verleugnen möchte." Wenn sich das Bedürfnis nach Zusammenhang und Sinn nicht auf der metaphysischen Ebene zusammenfindet, so sucht es diesen auf einer anderen Ebene, nämlich der der rein kausalen Zusammenhänge.

„Verschwunden ist hinter dem Geflecht kausaler Verkettungen jener tiefere Quell des geschichtlichen Lebens, aus dem die geisteswissenschaftliche Metaphysik das Einzelne, ein niemals aus „Bedingungen" herleitbares Schöpfungswunder, glaubt emportauchen zu sehen". So löst *diese* Geschichtsbetrachtung zusammen mit ihrem Gegenstande auch ihren Träger von der Lebenstiefe ab und läßt von ihm weiter nichts übrig als das in reinen Denkakten sich erschöpfende „Subjekt des Erkennens".

Dieser „Historismus" also ist der Zwillingsbruder des „Naturalismus". Denn „von den Naturwissenschaften übernommen ist der *Kultus* der *Tatsachen*, wie sie hier in vollendeter „Objektivität" d. h. unter grundsätzlichem Verzicht auf jede unterschiedliche Betonung und Auszeichnung (d. h. Wertung) aufgesammelt und eingeordnet werden — naturwissenschaftlich ist der hier kanonisierte Kausalbegriff . . . — naturwissenschaftlichem Denkwillen entspringt das Suchen nach Gleichförmigkeiten, die sich womöglich der Form des „Gesetzes" fügen möchten.". „Das geisteswissenschaftliche Denken nimmt im Naturalismus recht eigentlich seinen Todfeind bei sich auf."

Mit dieser Ablehnung des „Naturalismus" oder „Historismus" für die Geisteswissenschaften betont Litt ihre unlösbare Verknüpfung mit unserer Weltanschauung, d. h. mit der Metaphysik als Erkenntnis unserer geistigen Zusammenhänge mit dem Absoluten.

In scharfsinniger Weise versucht hier der Verfasser eine Art Grenze zwischen subjektiv bedingter Geltung und Allgemeingültigkeit der auf diese Art gewonnenen Erkenntnis zu ziehen. Aber ebenso fließend, wie hier die

Übergänge sind, so erscheinen sie uns auch bei dem Versuch zwischen dem „Denken der Geschichte" und dem „Leben der Geschichte" einen scharfen Trennungsstrich zu ziehen. „Die Weltanschauung ist nicht bloß die Zwischenaktmusik zum Bühnenspiel des Lebens, die ohne Schaden für das letztere auch fortfallen könnte" und „gerade der moderne Mensch verzichtet nicht gern auf das gute Gewissen, wie es der Einklang von Gedanke und Tat verleiht."

Dieser „Versöhnung zwischen Geisteswissenschaft und Metaphysik" wird auch von der Philosophie her der Weg bereitet, und zwar durch „die Wiederaufnahme der großen Traditionen der klassischen Metaphysik des Geistes".

Wenn nun weiterhin der Verfasser der recht verstandenen Geschichtswissenschaft die Aufgabe zuweist — nicht „wie es der Positivismus meint, die Gesamtheit der nur irgendwie erreichbaren Fakten in gleichgültige Kausalreihen zusammenzuordnen", sondern „mit energischer *Auswahl* und *Unterscheidung* dasjenige herauszuheben, was mit dem eigenen Lebenssinn, der eigenen Lebensaufgabe durch einen merkbaren Sinnbezug verbunden ist", so stellt er sich völlig auf den Boden einer *wert*betonten Geisteswissenschaft, die ihren Sinn verliert, sobald sie dieses arationale oder überrationale Moment ausschaltet.

Nun dürfte durch diese Betonung des durchaus subjektiv gefärbten *Wert*momentes die „Objektivität" der geisteswissenschaftlichen Forschung in Frage gestellt sein. Wie Litt dieser Befürchtung begegnet, werden wir später sehen.

Eine wesentlich andere Stellung im Verhältnis zu Bildung und Weltanschauung nimmt nun die *Naturwissenschaft* in den Augen des Verfassers ein. Ihr ist, um es negativ auszudrücken, der Zugang zur Metaphysik nie direkt, sondern nur auf dem Wege über die Philosophie offen, d. h. erst dann, wenn sie über die ihr gezogenen Grenzen hinausgeht. Auf dem Gebiete der exakten Naturwissenschaften darf der Intellekt, die Ratio ihr volles Herrscherrecht geltend machen, denn im Grunde läuft die Naturwissenschaft, sofern sie sich ihrer Grenzen bewußt bleibt, auf eine *Mathematisierung* ihres Forschungsgebietes hinaus. Eine Überbrückung des Gegensatzes zwischen Geistes- und Naturwissenschaft — etwa im Sinne Goethes — würde nur diese letztere in ihrer Denkgesinnung und -methode ändern, würde aber die Geisteswissenschaften unberührt lassen. Die Stellung des denkenden Subjekts, des Ich ist eben auf beiden Gebieten eine völlig entgegengesetzte — auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften kann und darf es sich gar nicht aus seiner metaphysischen Verknüpfung mit dem Gegenstande ausschalten, während es gerade in den Naturwissenschaften aus dem Bereich der objektiv zu erforschenden Erscheinungswelt nach Möglichkeit heraustreten muß, wobei es allerdings — wie der Verfasser zugibt — je radikaler es die Naturwissenschaft auf Mathematik zurückführt, sich immer mehr „von der Wirklichkeit entfernt".

Diese radikale Trennung von Geistes- und Naturwissenschaft in ihrem Verhältnis zu Bildung und Weltanschauung, wobei doch im Wesentlichen nur der Geisteswissenschaft das Recht und die Pflicht zugestanden

wird, im Bunde mit der Methaphysik das Weltbild des Menschen zu gestalten, wird nun aber ganz wesentlich gemildert durch die Rolle, welche der Verfasser der Wissenschaft vom organischen Leben zuweist. In dieser Wissenschaft nun muß das Phänomen des Lebens gleichsam von zwei Seiten, von „außen" und „innen" her als „Objekt" und als „Erlebnis" in Angriff genommen werden." „Im Lichte der uns beschäftigenden Fragestellung betrachtet, **steht die Wissenschaft vom Organischen insofern den Geisteswissenschaften näher als den exakten Naturwissenschaften,** als sie nicht gleich diesen ihren methodischen Auf- und Ausbau aus eigenen Mitteln zu vollenden in der Lage ist, vielmehr gleich jenen durch ihre eigenen Grundbegriffe — zuhöchst durch den Begriff des „Lebens" selbst — auf Erwägungen philosophischer Art zurückgeführt wird."

Wird aber damit nicht auch die „Exaktheit" oder „Allgemeingültigkeit" der Forschungsresultate auf diesem Gebiet in Frage gestellt, da dem subjektiven Faktor, der sein Geltungsbereich auf die Geisteswissenschaften beschränkt sah, jetzt wiederum auf naturwissenschaftlichem Gebiet ein breiter Raum gewährt wird? Der Verfasser glaubt diese Frage verneinen zu dürfen, da er auch unserer Erkenntnis auf geisteswissenschaftlichem Gebiet trotz aller subjektiven Bindung eine gewisse Allgemeingültigkeit zuspricht. „Wenn wir jedem Punkte des geistigen Kosmos einen bestimmten Ausblick in das Universum des Geistes d. i. eine ihm und nur ihm vorbehaltene Perspektive zuordnen (d. h. seinem subjektiven Blickpunkt), wenn wir weiterhin in jeder dieser Perspektiven die Grundmotive der Lebensdeutung und die Grundmotive der Lebensgestaltung verknüpft sein lassen. . . so drängt sich in diesen knappen Sätzen eine Erkenntnis von Wesen und Struktur der geistigen Welt zusammen, deren Tragweite kaum überschätzt werden kann. Denn bei ernstlichem Nachdenken können wir nicht übersehen, daß durch sie Gestalt, Sinn und Ziel unseres Daseins eine ganz bestimmte und folgenschwere Einordnung in das Ganze des Weltgeschehens erfahren — eine Einordnung, die wir nicht erkennen und anerkennen können, ohne zugleich ganze Gruppen unter den überlieferten Weltansichten mit Entschiedenheit zu verneinen."

Hier liegt also nach Ansicht des Verfassers der Punkt, wo trotz aller Bindung der Geisteswissenschaft an ihren metaphysischen Ankergrund oder gerade in Folge dessen der feste Boden der Wirklichkeit gefunden werden kann, während die naturwissenschaftliche Erkenntnis, weil „auf die Sphäre der Erscheinung beschränkt, der letzten Verbindlichkeit beraubt" wurde.

So klafft denn trotz aller Versuche einer Überbrückung der wesensverschiedenen Erkenntnis- und Forschungsmethoden in Geistes- und Naturwissenschaft der Kantische Dualismus auch in der Litt'schen Darstellung, obgleich in ihr dem Problem des Lebens jene zentrale Stellung zwischen den feindlichen Lagern eingeräumt wird, welche es gerade in der neuesten philosophischen Bewegung einnimmt.

Daß damit auch der Mensch in allen Entscheidungen des Lebens der Stütze absoluter Ideen, Werte und Normen, nach der sein Verlangen steht, beraubt ist, das macht ja gerade sein menschliches Schicksal aus, denn

„wo steht es geschrieben, daß ihm um so wohler zu Mut sein müsse, je bewußter er von sich selbst Besitz ergreift! Vielmehr, da der Geist das größte Wagnis ist, dessen sich das Leben je erkühnte, dürfen wir uns nicht wundern, daß jeder Schritt auf seinem Wege nicht anders als um den Preis erhöhter Gefährdung feil ist. Man lasse also ab von jener zwar psychologisch verständlichen, aber sachlich fehlgehenden Schätzungsweise, die Recht und Wert einer Weltansicht an der Beruhigung mißt, die sie den Seelen der ihr Anhängenden mitteilt. Auch unser Geschlecht kann nichts Besseres tun, als ohne wehleidige Romantik, ohne fruchtlose Klagen um ewig Verlorenes das Schicksal, das ihm zugefallen, in seinen Willen aufnehmen."

Denn **„vom Irrtum sich bedroht zu fühlen, fehlgehen zu können, ist das Vorrecht dessen, der sich frei entscheiden darf".**

Wenn nun aber dieses Vorrecht des Irrens und Fehlgehens nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Tier, ja vielleicht auch der letzten organischen Lebenseinheit, der Zelle vom Biologen zugestanden, mithin auch ihnen ein wenn auch enger Freiheitsraum der Entscheidung eingeräumt werden muß, übersteigt der Naturwissenschaftler, wenn er sich diesen Fragen gegenübersieht, auch schon die Grenze seines methodologisch abgegrenzten Forschungsgebietes oder bleibt er innerhalb dieser Grenze — obgleich das Freiheitsproblem doch ganz und gar in die metaphysische Region gehört? Schon hier zeigt sich, daß, worauf auch Litt hingewiesen hat, das Problem des Lebens in seiner Doppelgestalt, seines Wesens und seiner Erscheinungen (Biologie im engeren Sinne) niemals nur mit den Methoden und innerhalb der Grenzen der mathematisierenden Naturwissenschaft behandelt werden kann. Wir kommen im zweiten Abschnitt dieses Versuches, die Stellung der Biologie in ihrem Verhältnis zu Bildung und Weltanschauung an der Hand des Litt'schen Buches und des Vortrages J. v. Uexkülls „Welt und Umwelt" zu klären auf diese Frage zurück.

Wenn Litt zum Schluß das Verhältnis der Geisteswissenschaften zum sittlichen Leben und zum religiösen Problem behandelt, so ist damit der Titel des Buches „Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung" vollauf gerechtfertigt und der Anspruch, mit dem wir an jedes neue Werk des feinsinnigen und geistvollen Philosophen gehen, findet auch an diesem jüngsten vollste Befriedigung und reichsten Gewinn.

Die Frage nach dem Zusammenhang unseres akademischen Berufsstudiums mit Bildung und Weltanschauung ist durchaus keine rein akademische, sie geht uns alle an, solange wir den Kampf um unsere deutsche Kultur in den Vordergrund stellen und selbst das Bedürfnis und die Verantwortung fühlen, diese Aufgabe nicht vor den realen Nöten des Lebens in den Hintergrund zu drängen.

Über die Beziehungen zwischen Religion und Weltanschauung.

Von B. v. Schrenck-Riga.

Vorbemerkung. Der in der „Baltischen Monatsschrift", Nov./Dez.-Heft 1927, erschienene Aufsatz „Kirche, Volkstum und Jugendbewegung" ist vom Deutsch-baltischen Lehrerverbande, Ortsgruppe Riga, zum Gegenstande einer Aussprache auf zwei Abenden, am 29. März und am 21. Mai 1928, gemacht worden. Auf dem ersten Abend wurde die Frage „Kirche und Jugend", auf dem zweiten das Thema „Weltanschauung und Religion" behandelt. Diese letztere Aussprache wurde eingeleitet durch ein Referat, das nachstehend wiedergegeben wird, weil es wünschenswert erscheint, daß das dankenswerterweise vom Lehrerverbande aufgegriffene Thema auch weiterhin Gegenstand des Interesses und der Auseinandersetzung bleibe. Den Zweck, hierzu anzuregen, hatte der Verfasser bei seinem Referate im Auge, mit dem er, durch Aufstellung einiger, ihm besonders wesentlich erscheinender Gesichtspunkte, nur einen ganz schlichten und anspruchslosen Beitrag zu der größten aller Fragen geben zu können sich bewußt ist.

Die Beziehungen zwischen Religion und Weltanschauung — dies Thema begreift in sich das Verhältnis von Himmel und Erde. Es hat Zeiten gegeben, wo Himmel und Erde einander näher waren, als es heute der Fall ist. Im Kindheitszustande der Völker war das Irdische, das Natürliche noch durchwirkt von übersinnlichen Mächten: es gab einen Sonnengott, einen Meeresgott, einen Erdgeist. Die Natur wurde als überirdisch beseelt empfunden. Oreaden und Dryaden, Nymphen und Nixen wohnten in ihr. Versetzen wir uns in das älteste Griechentum, in die homerische Welt: da steigen die Götter herab zu den Menschen, erscheinen ihnen, geben ihnen Ratschläge, Eingebungen, Tröstungen. Oder in die uns näher liegende Welt des christlichn Mittelalters: da wurde das Weltall noch als Einheit empfunden, überall ragte das Himmlische in das Irdische hinein, die „Zeichen der Heiligung" durchsetzten das Profanleben, die Kultur war durchtränkt von Religion, die Wissenschaft war Auslegung der offenbarten göttlichen Wahrheit, die Kunst — eine gläubige Darstellung des Heiligen.

Wie anders der heutige Zustand! Was ragt noch vom Himmlischen in das Irdische hinein? Das Leben ist entheiligt, entseelt. Aus seiner Ganzheit zerrissen in lauter Teilgebiete, die den Zusammenhang mit dem Ewigen fast ganz verloren haben. Himmel und Erde sind einander fern geworden. Religion und Weltanschauung, wenn es eine solche überhaupt noch gibt, sind auseinandergerissen.

Was ist Religion? Die Beziehung der Menschenseele zu überirdischen Mächten, zu Gott.

Was ist Weltanschauung? Die einheitlich geordnete Gesamtheit der Vorstellungen über die Beschaffenheit des Seins, über die Struk-

tur des Kosmos, über die Zusammenhänge zwischen allen Lebenserscheinungen und ihren Zusammenhang mit einem letzten gemeinsamen Lebenszentrum.

In der Religion treten von den inneren Organen des Menschen in Aktion: Herz, Gemüt, Gewissen, Seele; in der Weltanschauung: das Denken, Erkennen, Schauen, Vernunft und Verstand. Nun stehen aber, weil der Mensch ein Ganzes, eine lebendige Einheit ist, die Organe der einen Gruppe in Beziehung zu denen der anderen. Die einzelnen Organe unseres Innenlebens sind nicht ein jedes in eine geschlossene Kammer separiert, durch undurchdringliche Scheidewände voneinander getrennt, sondern stehen miteinander in Kommunikation. In diesen lebendigen Wechselbeziehungen vollzieht sich das geistige Leben: teils in Harmonie — das sind die seltenen Glanzzeiten der Menschheit, — teils in Spannungen, ja in scharfem Widerstreit. Aber nie darf die Beziehung aufhören, sonst verkümmert, ja erlischt das geistige Leben: die Religion erstarrt und wird unfruchtbar, die Kultur wird seelenlos.

Religion ist das Lebendigwerden eines Tiefsten und Letzten im Menschenherzen und sein Sich-in-Verbindung-Setzen mit einem Tiefsten und Letzten in allem Sein.

Analog aber besteht Weltanschauung darin, daß der schauende und erkennende Menschengeist die Erscheinungen des Lebens in der Außen- und Innenwelt zurückverfolgt bis auf ihren Zusammenhang mit einem Urprinzip des Lebens.

Beide, Religion und Weltanschauung, bedeuten also eine Tiefenfahrt: jene — eine Tiefenfahrt der Seele in ihre Heimat, zu Gott; diese — eine Tiefenfahrt des Geistes zum geistigen Urgrunde aller Lebensauswirkungen.

Und so sind denn, vom Subjekt her, d. h. vom Menschen aus, gesehen, die Wechselbeziehungen zwischen Religion und Weltanschauung einfach eine Gegebenheit.

Wie stellt es sich nun aber, vom Objekt her gesehen?

Objekt der Weltanschauung ist das Sein, das Leben. Und dieses ist von zweifacher Art:

a) ein innerliches: Fühlen, Denken, Wollen — die Seelenwelt.

b) ein äußerliches: alles Sichtbare, Hörbare usw., kurz den Sinnen Wahrnehmbare — die Körperwelt.

Die Weltanschauung hat beides zu erfassen, und dabei zeigt sich sofort:

a) die Innenwelt, nennen wir sie schlechthin die unsichtbare Welt, ist, in unserer irdischen Daseinsform, unablöslich gebunden an das Körperliche, das Sichtbare: wir kennen keinen frei schwebenden Geist, nur einen solchen, der körperliche Unterlagen hat.

b) die Außen- oder Körperwelt nennen wir, sofern sie von menschlichem Eingriff noch unberührt ist, Natur. Nun finden wir in der Natur ebenfalls ein Inneres, Unsichtbares, Seelenähnliches. Um dies zu verdeutlichen, sei nur zweierlei angeführt:

1) Setzen wir zwei verschieden Pflanzenkeime, etwa den einer Eiche und einer Tanne, oder Erdbeere und einer Himbeere, dicht nebeneinander

in die Erde, so stehen jedem von ihnen genau dieselben Stoffe in Erde, Wasser und Luft für Wachstum und Aufbau zur Verfügung. Trotzdem entstehen sehr verschiedene Gebilde, verschieden nicht nur der Gestalt nach, also morphologisch, sondern auch der chemischen Zusammensetzung nach. Das Eichenholz ist, obwohl mit Hilfe derselben Stoffe gebaut, stofflich anders als das Tannenholz, und die Erdbeere hat ein anderes, stofflich bedingtes Aroma als die Himbeere. Mithin stecken in den organischen Keimen wesensverschiedene Lebensfaktoren, von denen jeder nach seinem Wesen über die ihm von außen her zu Gebote stehenden Stoffe disponiert, indem er mit ihnen schaltet und sie verwertet, nicht nach den Eigenheiten der Stoffe (die ja in beiden Fällen genau dasselbe sind), sondern nach seinem Bildungsgesetz. Das ist der von Baer sogenannte „Baumeister", der in jedem Pflanzen- und Tierkeim sitzt, als ein der Materie verbundenes, aber ihr souverän überlegenes, immaterielles X. Es ist, ebenfalls nach einem Ausdrucke Baers, die „Melodie", die die einzelnen Töne — die Stoffteile — nach einem höheren, einem schöpferischen Geistgesetz sinnvoll und zielstrebig anordnet. Wir sehen somit die Natur durchwaltet von einem belebenden, aufbauenden, d. h. Struktur gebenden Geiste. Wir finden in der den Sinnen wahrnehmbaren Natur etwas den Sinnen Unzugängliches, und zwar als das eigentlich Bestimmende und Herrschende. Auch in der Körperwelt, in ihren Tiefen, lebt also eine Innenwelt.

2) Vollkommen deutlich tritt uns die Innenwelt entgegen im Seelenleben der Tiere. Eine Ameise oder ein Vogel sind doch wohl reine Natur. Sie gehören der sichtbaren Welt an. Doch finden wir in ihnen soviel Seelisches, daß sogar eine Note dessen anklingt, was wir das Ethische nennen: Mutterliebe, Selbstlosigkeit, soziales Empfinden. Ja, sogar Andeutungen eines Kampfes zwischen Trieb und Pflicht, wie man sie bei hochrassigen Hunden beobachten kann. Alles freilich unbewußt, aber darum nicht minder vorhanden und eine Vorstufe des Menschlichen darstellend.

So entdeckt sich uns in der Sinnenwelt, der Natur, etwas Übersinnliches. Und es sind also auch im Objekt der Weltanschauung Äußerliches oder Stoffliches und Innerliches miteinander verbunden, die sinnliche und eine übersinnliche Welt ineinander verflochten.

Und ist nicht vollends der Mensch selbst sowohl Natur, als auch Übernatur!

Soviel erkennen wir hieraus: die Beziehungen zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen Seelen- und Körperwelt, zwischen Geist und Natur sind Zentralpunkt der Weltanschauung.

Darum kann es keine Weltanschauung geben ohne eine bestimmte Naturauffassung und Naturdeutung.

Und die Naturdeutung, d. h. die Klarlegung des Gefüges, das die Struktur der Welt aufweist, mündet in die Schlußfrage nach dem geheimen Lebenszentrum, also dem Schaffenden, Beseelenden, Normierenden, nach Gott.

Die Frage nach den Beziehungen zwischen Weltanschauung und Religion wird zur Frage: Gott und Natur.

Es gibt drei Naturauffassungen:

1) Die mechanistisch-materialistische. Nach ihr haben nur die chemischen Stoffe und physikalischen Kräfte eine eigenständige, primäre Existenz. Alles Geistige und Seelische ist aus ihnen, in allmählichem Verfeinerungsprozeß, gleichsam herausdestilliert: ihr Produkt, ihr Derivat, etwas Sekundäres. Es gibt also kein geistiges Lebenszentrum; für Gott ist kein Raum da.

2) Die idealistische, vitalistische oder organische. Das Geistige hat seine Eigenexistenz, ja ist das Primäre, das Beherrschende. Es lenkt das Stoffliche und baut die Welt von innen her auf: nicht nur im organischen Leben, wie vorhin schon gezeigt, sondern auch als das Zusammenhaltende und sinnvoll Ordnende in der anorganischen Welt. Dies ist der Begriff des „Kosmos", welches Wort „Welt", aber zugleich auch „Ordnung" und „Schmuck" oder „Schönheit" bedeutet. Die Welt ist geistgewirkte Ordnung. Sie ist ein lebendiges, künstlerisches Gebilde, in dem ein „Baumeister" die Bausteine (Stoffe) sinnvoll anordnet, von innen her darin wirkend.

3) Die magisch-mirakulöse Naturauffassung, nach welcher alles ein Mechanismus ist, den ein primärer, souveräner, überweltlicher Geist von außen her kasuistisch lenkt, d. h. durch willkürliches Eingreifen und Verfügungen von Fall zu Fall.

Da für uns die materialistische Naturauffassung von vornherein als unwahr ausscheidet, haben wir es, beim Weltanschauungsaufbau, nur mit der organischen und der magischen zu tun, d. h. mit der Frage, inwiefern der Gott, dem wir in der Religion unmittelbar begegnen, uns auch als ein die Natur, d. h. das Weltgefüge durchwaltender entgegentritt.

Wir dürfen nicht hoffen, in dieser Kernfrage je zum Abschluß zu kommen. Vor dem Unergründlichen sich bescheiden zu müssen, ist Menschenlos. Aber gewisse objektive Grundwahrheiten und Richtungslinien werden wir erkennen können, wenn wir alle uns verliehenen inneren Organe wach und tätig werden lassen.

Welches sind die grundlegenden Wahrheiten, in denen zugleich die engen Beziehungen zwischen Weltanschauung und Religion gegeben sind?

Das Universum ist nach einer bestimmten einheitlichen Planmäßigkeit aufgebaut. Es ist ihm eine Struktur verliehen, der Herrscher hat seinem Reich eine Verfassung gegeben. Ihr Wesen ist die aufsteigende Stufenreihe:

Das Anorganische, mit einer unerkennbaren Zentralkraft des Zusammenhaltes;

Das Organische, mit dem ebenso verschleierten Geheimnis des Lebens und der organischen Formbildung, geschieden in die Stufe der Pflanzenwelt und der Tierwelt;

Das Menschliche, in welchem die Freiheit auftritt, die bewußte Verbindung mit einer übersinnlichen Welt im Sittengesetz und der Religion.

Jede Stufe bahnt die nachfolgende an und schafft die Vorbedingungen für sie. Auf jeder Stufe kommt ein neues, höheres Gesetz zum Durchbruch und nimmt das niedere Gesetz, ohne es aufzuheben, in seinen Dienst. So hört der Mensch nicht auf, Naturwesen zu sein, ragt aber zugleich über die Natur hinaus. Der Strukturbegriff im Organischen bahnt den für den Menschen spezifischen Wertbegriff an.

Der logisch-kausal-mechanischen Entzifferung bleibt die auf allen Stufen und somit im Gesamtleben des Kosmos sich kundgebende Beweg- und Bildekraft unzugänglich. Dieses unenthüllbare primum movens et formans, dem kein Verstand und keine Wissenschaft beizukommen vermag, das aber „die Welt im Innersten zusammenhält" und von innen her aufbaut, ist über alle Menschenbegriffe erhaben. Es weist, durch das evidente Bezogensein aller Teile aufeinander und auf das Ganze, auf einen einheitlichen Ursprung hin und bezeugt sich als Ausfluß einer „kosmischen Intelligenz" (Reinke), eines ewigen, schöpferischen Lebensquells, d. h. Gottes. Diesem Lebensquell entströmen die Lebensadern, die alles Sein und Werden, also die ganze Natur, einschließlich des Menschen, durchziehen, beleben und beseelen.

Somit erkennen wir, daß Gott mit seinen Gedanken, die immer zugleich Kräfte sind, im Kosmos wirkt, und zwar in einer bestimmten, einheitlichen, stufenweise aufsteigenden Ordnung. Das ist Weltanschauung.

Auf der höchsten Stufe dieser Ordnung, innerhalb der menschlichen Seelenwelt, bezeugt und offenbart sich dann Gott in persönlicher Weise, als Persönlichkeit gegenüber dem persönlichen Wesen des Menschen. Das ist Religion.

Die philosophischen termini für diese beiden Erscheinungs-, Wirkungs- und Offenbarungsweisen Gottes lauten: Immanenz und Transcendenz. Sie widersprechen einander keineswegs, sie schließen sich gegenseitig keineswegs aus, ebenso wenig wie die christliche Lehre von der Allgegenwart Gottes im Widerspruch steht zum Wesen Gottes als Persönlichkeit. Denn es handelt sich, wenn von den Qualitäten und Wirkungswegen des Urgeistes die Rede ist, um Dinge die jede menschliche Logik übersteigen und etwas schlechthin Inkommensurables sind.

Der tiefe Zusammenhang von Religion und Weltanschauung wird hieraus ersichtlich. Karl Ernst von Baer hat ihn in folgenden Worten ausgedrückt: „Zur Anerkennung eines gemeinsamen Urgrundes führt uns die Harmonie der Naturkräfte, und dieser Urgrund kann nicht verschieden sein von dem erhabenen Wesen, nach welchem das religiöse Bedürfnis der Menschen hinweist."

Hieran dürfen uns auch alle die vielen Probleme, die noch verbleiben, nie irre machen. Daß Gott die Welt nach bestimmten Ordnungen und Gesetzen regiert, wird uns zwar die Unterordnung unter diese das Leben tra-

genden und bedingenden Gesetze, als eine Erfüllung des göttlichen Willens, zur religiösen Pflicht machen. Aber wenn schon ein weltlicher Herrscher die Gesetzesregel zuweilen durch unmittelbaren Eingriff aufhebt, um wieviel weniger darf der Mensch sich vermessen, solche Eingriffe der göttlichen Majestät für ausgeschlossen zu erklären. Als feststehend hat nur zu gelten, daß im Naturbereich nicht nur die Kausistik, sondern die organische Ordnung und Folge die göttliche Regel bildet, und daß eine solche sich auch bis weit in den Seelenbereich erstreckt.

Unter den vielen unlösbaren Problemen bleibt das schwerste wohl das des Uebels. Aber wie dieses, auch sofern es nicht Folge der Sünde ist, die Gläubigen nicht in ihrem Glauben erschüttern kann, so vermag auch das in der Natur so verbreitete Uebel und Leiden nicht den Blick dafür zu trüben, daß die Natur getragen und durchwebt ist von einer großartigen, geordneten Macht der Lebenserhaltung und Lebenssteigerung und von strahlender Schönheit. Die Natur durchwirken göttliche Kräfte. Sie ist „der Gottheit lebendiges Kleid", aber mit nichten Gott selbst. Damit wird auch die in theologischen und kirchlichen Kreisen leider noch vielfach übliche Ablehnung dieser Naturauffassung, weil sie „Pantheismus" sei, als irrtümlich erledigt. Denn Pantheismus bedeutet die Gleichsetzung von Gott und Natur, d. h. die Leugnung eines persönlichen, überweltlichen Gottes, die hier keineswegs vertreten wird.

Wem es ernstlich um die Wahrheit zu tun ist, der wird sich überhaupt vor dem konstruktiv-schematischen Verfahren hüten müssen, welches jede auftretende Anschauung in eines von den Schubfächern der vorhandenen Lehrmeinungen legt und damit für abgetan erklärt. Er wird sich vielmehr der unvoreingenommenen Wesensschau oder Wirklichkeits-Tiefenschau befleißigen, ohne alles dasjenige, was ihm an Wahrheit aufgeht, alsbald restlos unter einen Hut, d. h. in ein lückenlos geschlossenes System bringen zu wollen. Um sich der Wahrheit zu nähern, muß man nach Goethes Maxime, „am Gewissen festhalten und dem Ungewissen aufpassen".

Ein vollkommen Gewisses sind die im Glauben erfaßten religiösen Wahrheiten und Werte. Und ein ebenso Gewisses ist die aus reinster Naturschau gewonnene Erkenntnis der organischen Ordnung im Weltbau als einer göttlichen. Als wesenhafte Wirklichkeiten gehören beide zu einander.

Die Verbindung zwischen Himmel und Erde, zwischen der unsichtbaren und der sichtbaren Welt ist der heutigen Zeit durch Intellektualisierung weithin verloren gegangen, und an dieser Entseelung des Lebens droht unsere Kultur zugrunde zu gehen. Darum ist es die größte Aufgabe unserer Zeit, diese Verbindung wiederzufinden. Dazu müssen religiöse Vertiefung und organische Weltbetrachtung sich die Hand reichen. Jene dringt mit der Kraft des Herzens unmittelbar ins Allerheiligste. Diese spinnt in schauendem Denken alle Fäden des Naturhaft-Irdischen fort bis zu ihrem letzten geheimen Lebenszentrum. Beide stoßen auf dieselbe Urwahrheit: Gott, der da ist Alles in Allem.

Nur diese Verbindung von Religion und Weltanschauung wird den Bau unseres Lebens, auch in der Volksgemeinschaft, wieder auf festen Boden stellen.

Die geistige Krisis der Gegenwart ist daraus erwachsen, daß Glauben und Denken, Religion und Weltanschauung nicht mehr den Weg zu einander finden konnten. Neben manchem anderen hat ganz wesentlich eine falsche Naturauffassung, die mechanistisch-materialistische, dazu beigetragen, der Religion den Abschied zu geben. Diese geistigen Kämpfe harren auch der heranwachsenden Jugend. In der Jugend sind Glaubensfähigkeit und klarer Wirklichkeitssinn noch in gleichem Maße lebendig. Daß der Mensch eine geistig-seelische Haltung gewinnen kann, in der beide unverkürzt zu ihrem Recht kommen, sollte darum gerade der Jugend nahegebracht werden. Dann rüsten wir sie dazu aus, sich in den Kämpfen zwischen Religion und Wahrheitssinn zurechtzufinden und zu einer gläubigen Weltanschauung zu gelangen. So liegt hierin, gerade in heutiger Zeit, eine Aufgabe von besonderer Wichtigkeit und Fruchtbarkeit.

Zusammenfassung.

1) Die tragende und beseelende Macht des Menschenlebens ist die Religion als die Verbindung der Menschenseele mit dem Ewigen und Absoluten, mit Gott.

2) Die Weltanschauung als Deutung der Lebenserscheinungen in ihrem Zusammenhange, führt ebenfalls auf ein letztes gemeinsames Lebenszentrum, also auf Gott zurück.

3) Darum sind Religion und Weltanschauung auf gegenseitige Berührung und Beziehung angewiesen.

4) Weltanschauung ist nicht möglich ohne eine bestimmte Naturdeutung, weil wir an der Natur die Struktur des Kosmos ablesen.

5) Auch in der Natur als Körperwelt finden wir etwas Innerliches oder Unkörperliches: den unsichtbaren „Baumeister" (K. E. v. Baer), der als immaterielles X in jedem organischen Gebilde steckt, und das Seelenleben der Tiere. — So wohnt im Kern der Natur etwas Uebersinnliches, das mit dem geheimen Lebenszentrum alles Seins zusammenhängen muß.

6) Hiermit ist die materialistisch-mechanistische Natur- und Weltanschauung endgültig überwunden.

7) Die organische Naturauffassung, nach welcher das Geistige das Primäre, die Welt von innen her Aufbauende ist, deutet uns die einheitliche Planmäßigkeit in der Verfassung oder Struktur des Kosmos. Sie gewinnt dadurch grundlegende Bedeutung für die Weltanschauung.

8) In der aufsteigenden Stufenreihe alles Lebens erhebt sich über dem anorganischen Unterbau und über der organischen Welt der Pflanzen und Tiere das Menschliche, in welchem die Freiheit und die bewußte Verbindung mit einer übersinnlichen Welt im Sittengesetz und der Religion auftritt.

9) Gott offenbart sich in der Natur als belebendes und ordnendes Walten: das ist Weltanschauung; er offenbart sich der Menschenseele als Persönlichkeit: das ist Religion. Beide gehören zu einander, indem die eine den innenweltlich wirkenden, die andere den überweltlichen Gott ergreift.

10) Diese Verbindung wieder herzustellen, ist die größte Aufgabe unserer Zeit. Um die durch die Intellektualisierung heraufgeführte Entseelung des Lebens zu überwinden, müssen religiöe Vertiefung und organische Weltbetrachtung sich die Hand reichen. Beide treffen bei ihrer Tiefenfahrt ins Wesenhafte auf dieselbe Urwahrheit: Gott als schöpferischen Quell des Lebens.

11) Es ist wichtig, diese Betrachtungsweise der Jugend nahe zu bringen, um es ihr inmitten der gegenwärtigen geistigen Krisis und Wurzellosigkeit zu erleichtern, die Verbindung zwischen Glauben und Denken und damit den Weg zu einer gläubigen Weltanschauung zu finden.

12) Die gläubige Weltanschauung muß wieder zur tragenden Kraft des völkischen Gemeinschaftslebens werden. Damit wird die Seele des Kulturlebens wiedergefunden und wird auch der Weg frei zum Zusammenhang mit der Kirche, als dem Hort der absoluten Werte.

Aus „Die Deutsch-baltische Schule", 2. Jahrgang. 2. Heft. 1928.

Vom Büchertisch.

Unter der Fülle von Neuerscheinungen, die täglich auf den Markt gebracht werden, sollten wir uns der alten Schätze, die halb vergessen und verstaubt sind, doch von Zeit zu Zeit erinnern, insbesondere aber solcher, die auch bei ihrem ersten Erscheinen unberechtigterweise übersehen worden sind. Zu solchen gehört ein kleines Büchlein, das etwa vor 30 Jahren erschien (voraussichtlich bald in der Wanderbücherei erhältlich): Henry Thode. Der Ring des Frangipani. Mit Illustrationen und Zierleisten von Hans Thoma.

Es ist eine der sinnigsten historischen Miniaturen aus der Zeit der lombardischen Kriege Kaiser Maximilian I. mit Franz I. v. Frankreich. Henry Thode arbeitet in der Marcianabibliothek in Venedig, in denselben Räumen, in denen Graf Frangipani, der Feldherr der deutschen Truppen nach der Schlacht bei Pordenone (Friaul) gefangen gehalten wurde. Da bringt ihm ein Bauer aus Friaul einen Ring, der ihm bei seiner Erdarbeit in die Hände fiel. Thode erkennt in ihm Alt-Augsburgische Goldschmiedekunst. Der Ring trägt die Aufschrift „Mit Willen dyn eygen". Und nun löst Thode mit glücklicher Hand das geheimnisvolle Geflecht der Lebensgeschichte dieses Ringes, die eng mit der des Grafen Frangipani und seiner Gattin, einer geb. Lang v. Wellenberg aus Augsburg, verknüpft ist. Sinnreiche Zierleisten, welche die Geschichte vom Ring des Polykrates darstellen von Meister Thoma's Hand, geben jedem Kapitel seine besondere Note. In wahrhaft künstlerischer Weise hat Thode es verstanden, dieses „aus der Hand der Wahrheit" empfangene Erlebnis in der „Dichtung Schleier" zu hüllen.

R. v. E.

„Zeitwende".

Bei den jetzt beginnenden langen Abenden erhebt sich auch heute noch bei manchem die Frage nach einer Zeitschrift, die substantiell und in ihren Wirkungen nachhaltiger ist, als die bunten Magazine und Wochenschriften. Solchen Fragen ist die bei C. H. Beck seit vier Jahren erscheinende Monatsschrift „Zeitwende" zu empfehlen, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, unsere Zeitprobleme vom Boden einer evangelisch fundierten Weltanschauung aus zu behandeln. Wie mannigfaltig, faßlich und dabei doch nicht oberflächlich solch ein Zeitwendeheft ist, bezeugt wiederum das so fein komponierte Oktoberheft. Der Beitrag Richard Eckſteins über „Rassenforschung, Rassenglaube, Rassenlegende" prüft klar und umsichtig die weltanschauliche Tragfähigkeit des Rassengedankens. Es folgt ein markantes Charakterbild Lenins von Rudolf Thiel. Die sich als feiner Kontrast anschließende Novelle Eva von Eckardts „Wesen und Erscheinung" schildert mit seltener seelischer Zartheit ein tragisches Mädchenschicksal. Der Leser kann dann ausgeruht zu Johannes Gerhardts Abhandlung „Ende des Kapitalismus?" schreiten, die auch das sowjet-russische antikapitalistische Experiment berücksichtigt. Es folgt dann das merkwürdige Reiseerlebnis Marianne Beth's, „Der Sohn des Scheichs". Anschaulich beschreibt hier die Verfasserin eine nächtliche Zusammenkunft vieler Tausende von heulenden und tanzenden Derwischen in Kairo, ihr „Suchen Gottes durch Mensendiecken, Müllern oder wie man es nennen will". Auch ein Beitrag zur aktuellen Diskussion über Mystik. Den Begriff des „modernen Heidentums" und sein Verhältnis zum echten Heidentum der Naturvölker erörtert Karl Steck in seinem Beitrag „Vollendetes Heidentum". Jenes hat das Christentum schon hinter sich, dieses ist religiös gestaltetes Volkstum, das zur christlichen Gemeinde „vollendet" werden kann. Durch Ergründung der Bedeutung solchen gestalteten Volkstums für den Aufbau der Glaubensgemeinschaft führt uns Steck noch einen Schritt weiter, als der Rassenaufsatz Eckſteins. Unsere Vorstellung vom Amerikanismus erhält durch Karl Rodes Schilderung amerikanischen Universitätslebens an der Berkeley-Universitty Form und Farbe. Die Rettung aus der Not der evangelischen Kirche durch eine Belebung des Symbolgedankens wird von Karl Fischer nach der positiven und negativen Seite hin erörtert. — Aus den Randbemerkungen seien besonders ein kleiner Beitrag über die Schwedin Elsa Brändström hervorgehoben sowie über das Schaffen des Bildhauers Hermann Geibel, das durch drei Bildbeigaben dem Leser nahegebracht wird. — Man sieht, ein wie lesenswertes Oktoberheft das neue Quartal der „Zeitwende" eröffnet.

Ein eigenartiges Naturschutzgebiet.

Von Paul Matzdorf, Falkenberg (M.).

Unter den 300 Reservaten Deutschlands nimmt der Schutzbezirk Bellinchen a. d. Oder, im nördlichen Teile der Mark, eine Sonderstellung ein. Er ist wegen seiner Unberührtheit so reich an botanischen und zoologischen Seltenheiten, daß am 1. April d. J. die erste biologische Station hier errichtet wurde.

Der Botaniker, Lehrer Roman Schulz, war es zuerst, der den außerordentlichen Reichtum an pontinischen Pflanzen in diesem Gebiete nachwies und den Besitzer, Innenminister Dr. v. Keudell in Hohenlübbichow, auf die wissenschaftliche Bedeutung aufmerksam machte. Bereitwilligst hat dieser der Provinzialkommission für Naturdenkmalspflege dieses Gebiet als Naturschutzgebiet freigegeben.

Seither ist man eifrig dabei, das Gelände geologisch, botanisch und zoologisch zu durchforschen. Drei Universitätsprofessoren, Dr. Folger, Dr. Huek und Dr. Hedicke, sind, jeder auf seinem Gebiete, seit 1924 an der Arbeit.

Die Beobachtung, daß die Pflanzenwelt des Bellinchener Reservats ausgesprochenen Steppencharakter trägt, veranlaßte Professor Folger, die klimatischen und geologischen Bedingungen nachzuprüfen. Er fand, daß diese Steilhänge durch den ursprünglichen Oderlauf gebildet worden sind und weder durch forstliche noch landwirtschaftliche Einwirkung sich in ihrem Urzustande verändert haben.

Die Hänge zeigen vorwiegend Gras- und Buschvegetation, sie sind durch ihre Lage nach Süden der Sonne und den Winden stark ausgesetzt und liegen außerdem in einer sehr regenarmen Zone.

Sie zeigen deutlich die Ablagerungen der eiszeitlichen Gletscherbedeckung, Mit Dünensand überdeckter Geschiebemergel herrscht vor, hin und her untermischt von Schwarzerde. Jetzt begleitet ein Kanal den Höhenzug und leitet die Quellen der zwölf Schluchten unterhalb des Dorfes Bellinchen der Oder zu.

Der die Pflanzenwelt des Schutzgebietes behandelnde Professor Dr. Huek weist zunächst darauf hin, daß die pontinische Vegetation durch den Oderlauf aus den Steppengebieten des Ostens, aus Ungarn und Südrußland (Weichsel- und Warthelauf) stammen muß. Sie bevorzugt die hervorspringendsten, der Sonne und den Winden am meisten ausgesetzten Hänge. Die Eigentümlichkeit der Steppenpflanzen besteht darin, daß sie sich den außerordentlich hohen Lichtmengen anpassen. Interessant ist es, wie sie sich vor allzu starker Beleuchtung und Verdunstung selbst schützen.

Da haben einige Arten, z. B. Fetthenne, Sicheldolde, Felsnelken, einen die Verdunstung hindernden Wachsüberzug. Andere, z. B. die Fahnenwicke, Fingerkräuter, Küchenschellen, Königskerzen, tragen ein dichtes Haarkleid.

Wieder andere, die sich durch ihren starken Duft bemerkbar machen, wie Aland, Salbei und Thymian, sind durch Öle geschützt. Silbergras und Schafschwingel zeigen nur bei feuchter Witterung ihre linealischen Blätter. Bei Trockenheit rollen sie dieselben vorsorglich zusammen.

Besonders interessant sind die sogenannten „Kompaßpflanzen" des Reservats, zu denen der wilde Lattich gehört, die ihre Blätter in Nord-Südrichtung einstellen und der heißen Mittagssonne nur ihre Schmalseiten zukehren.

Wie die Kirschen und Birnen werfen sie durch ihre Glanzblätter einen Teil der Sonnenstrahlen zurück. Auf einer Strecke von 300 Metern wies Roman Schulz nicht weniger als 127 Pflanzenarten nach. Das Bellinchener Schutzgebiet hat eine Anzahl floristischer Seltenheiten, welche sonst in der Mark fehlen. Die zoologische Durchforschung des Schutzbezirks ist erst neueren Datums. Dr. Hedicke schätzt die vorhandenen Tierarten auf 5000 bis 6000. In kurzer Zeit sind nicht weniger als acht für die Wissenschaft ganz neue Insektenarten festgestellt worden.

Damit ist der Beweis erbracht, daß der Reichtum des Bellinchener Reservats an Tierarten seinen Pflanzenschätzen nicht nachsteht. Es ist ein glücklicher Umstand, daß der durch seine Misch- und Dauerwaldkulturen weit über Deutschlands Grenzen bekanntgewordene Innenminister v. Keudell, in Erkenntnis des innigen Zusammenhanges von Schutzforschung und Forstwirtschaft sich liebevoll des Reservats annimmt.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 22 Freitag, den 23. November 1928 4. Jahrgang

Zum Totenfest.

Das Tor der Toten.

Von Martin Kaubisch.

I.

Sie kommen alle: Mann und Weib und Greis.
Dazwischen Kinder strahlend, schicksallos
und Jünglinge von erstem Schauen groß
und Mädchen blühend, seliger Nacktheit bloß,
bis an das dunkle Tor, um das der Marmor weiß
im steilen Glanz des strengen Mittags steht
wie ein Gebet.
Und an der Mauer, die das Tor umfaßt
und durch den Mittag leuchtet wie das Meer,
hebt immer neues Volk zu neuer Last
sich atmend auf und schreitet schwer.
Denn keiner weiß, wie weit die Reise.
Und keiner kennt das nahe Tor,
das dunkel tönt wie Sturmesweise
und wie ein unsichtbarer Chor ...

II.

Und doch: sie kommen alle! Denn ein großer Gott,
gespenstisch wachsend mit dem Glanz der Tage
und wie ein König herrschend treibt sie an
mit sanftem Flügel ihre Schultern schlagend
und mit dem Stabe richtend Pfad und Gang.

Wie hoch sie standen — glanz- und wahnumschlossen,
nun sind sie alle arm und nackt und bloß.
Wie fremd sie lebten — harm- und haßverdrossen,
nun ruft wie Heimat sie das gleiche Los.
Und in der Trauer, die mit leisem Neigen
sie mild umklammert wie der Mutter Schoß,
zuckt Hand zu Hand, der liebend-bleichen,
und ein Erkennen leuchtet groß ...
O wie der Strom der zögernden Gestalten
noch einmal hell im höchsten Lichte steht!
Noch einmal alle Seligkeit zu halten — —
und dann im Torgang dämmernd untergeht! ..
Als ob ein Stern verlischt in seiner eignen Fülle
und eine Stimme schwer im Dunkel sagte: Mensch! — —

Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung

von

R. v. E.

II.

Hat die Besprechung des Buches von Prof. Th. Litt (Nr. 21) zu zeigen versucht, daß die scheinbar scharfe Grenze zwischen Geistes- und Naturwissenschaften hinsichtlich ihres Bildungswertes und ihrer Verankerung in einem letzten metaphysischen Grunde, unserer Weltanschauung eine fließende ist und kaum eine prinzipielle Trennung der beiden Wissenschaftsgruppen zuläßt, so soll nun der Versuch unternommen werden die Auswirkungen eines konsequent — im Sinne v. Uexküll's — durchgeführten biologischen Denkens auf unser Weltbild darzustellen.

Dazu mag uns als Handhabe der Vortrag dienen, den Prof. J. v. Uexküll in Reval (und in Hamburg auf der Tagung der deutschen Naturforscher und Ärzte Sept. 1928) über das Thema „Welt und Umwelt" gehalten hat.

In kurzen Zügen sei hier der Gedankengang des Vortragenden wiedergegeben *).

Der Vortr. ging von der Tatsache aus, daß der Riß zwischen unserer Vorstellungswelt und der durch unsere Anschauung gewonnenen kaum je so tief und klaffend gewesen sei, wie heutzutage.

Wenn die Physik z. B. das Erlebnis, das uns das Anhören einer Symphonie gewährt in ihrer Sprache in ein verwickeltes Spiel von Luftschwingungen auflöst, so hat dieses Vorstellungsbild nichts mehr mit unserem musikalischen Empfinden zu tun. Alle Versuche diesen Zwiespalt

*) Unter Benutzung des vortrefflichen Referates von M. Hasselblatt im „Rev. Boten" v. 15. Okt. 1928.

zwischen der subjektiven und objektiven Wirklichkeit zu überbrücken, sind gescheitert. Es ist so, wie Litt es ausdrückt, daß „die Mathematisierung der Naturwissenschaft" deren Resultate immer mehr „von der Wirklichkeit entfernt."

In dieser Alternative — subjektive und objektive Wirklichkeit — stellt sich der Vortr. radikal auf den Kantischen Standpunkt der subjektiven Wirklichkeit.

Es gibt nur subjektive Welten und subjektive Räume nebst den dazugehörenden subjektiven Zeiten.

Meine Umwelt ist die Bühne, auf der sich Alles als Ichbezogen abspielt. Allerdings mit fortschreitendem Anschauungsvermögen erweitert sich diese Bühne, aber ihr Umkreis ist immer bestimmt durch ihren Mittelpunkt — das Ich. An sehr geschickt gewählten Beispielen zeigte der Vortragende den Unterschied der Gegenstandsdeutung innerhalb der verschiedenen Umwelten. Nur für den Menschen, der ihren Sinnzusammenhang versteht ist eine Maschine eine Maschine, für ein Tier ein Hindernis oder ein furchterregendes Ungeheuer. Betritt ein anderer Mensch meine Umweltbühne, so spielt er für mich seine Rolle auf dieser Bühne, wie umgekehrt, ich für ihn auf seiner Bühne.

Alle Gegenstände innerhalb meiner Umwelt haben eine gewisse Tönung, die ich ihnen gebe: links, rechts, vorne, hinten — aber diese Tönung wechselt mit meinem Standort, sie sind also Zeichen subjektiver Art.

Und der Raum selbst, in dem ich mich bewege, wandert mit mir weiter. So gibt es keinen Raum ohne einen Mittelpunkt. Mithin besteht die sogen. objektive Raumwelt nur aus einzelnen subjektiven Umwelträumen, in deren jedem jeder sein eigener Herr und König ist.

Das gleiche gilt von der Zeit: wenn ich von einem gewissen Standpunkt aus das gleichzeitige Einschlagen zweier Blitzstrahlen beobachte, so tritt diese Erscheinung von einem anderen Standpunkt aus gesehen nicht mehr gleichzeitig auf. Also auch unsere Zeitzeichen für die Vorgänge in unserer Umwelt sind subjektive.

Das Einsteinsche Relativitätsprinzip hat nun unsere Vorstellung von einer räumlichen und zeitlichen, objektiv bestimmbaren Welt völlig zerstört. Es gibt keine objektive Welt, nur eine subjektive. „Jedes Subjekt formt seine Umwelt nach seiner Eigenart, seinen Sinneswerkzeugen und seinen Bedürfnissen. Hier steht alles im Dienste seines Lebensplanes. Darüber aber steht eine allumfassende Planmäßigkeit, die das Leben selbst ist und die man daher nicht leugnen kann, ohne das Leben selber zu leugnen. Der Lebensplan ist die allem Lebendigen zugrunde liegende Wirklichkeit."

„Die Anerkennung einer allumfassenden planmäßigen Macht eröffnet viel tiefere Ausblicke, als die Atomwüste, der nur von Atomen erfüllte leere Raum des rein physikalischen Weltbildes."

Soweit in knappster Fassung das Weltbild des bekannten Biologen.

Hat nun dieses und die aus ihm sich ergebende Biologie als Wissenschaft noch irgend etwas mit Bildung und Weltanschauung zu tun, oder erweitert es nicht noch mehr die Kluft, die sich zwischen Naturwissenschaft

und Bildung auftut — als der Standpunkt Litt's, der doch die Wissenschaft vom Leben und seinen Erscheinungen näher an die Geisteswissenschaft und deren Bedeutung für Bildung und Weltanschauung heranrückt?

Es ist nicht zu leugnen, daß der Begriff der „Umwelt", wie ihn v. Uexküll geprägt hat, eine ungeheure Bedeutung für das Verständnis biologischer Probleme gewonnen hat, aber — und hier scheint mir der logische Sprung zu liegen — haben wir außer der Feststellung dieser besonderen Umwelt für jedes Subjekt noch ein Recht, von den uns fremden Umwelten irgend etwas Authentisches auszusagen, da uns diese doch verschlossen bleiben? Und vollends, auf welchem Wege sollten wir wohl zum Glauben an eine allumfassende, planmäßig schaffende Macht gelangen, wo uns jedes Kriterium fehlt, die scheinbare Planmäßigkeit der kleinen subjektiven Umwelten an einer — von unserem Subjekt unabhängigen, wirklichen Welt zu prüfen, die uns einen ahnenden Blick in diese umfassende Planmäßigkeit böte?

Aber nach v. Uexküll existiert solch' eine Welt überhaupt nicht, also fehlt doch auch der „umfassenden Planmäßigkeit" der Schauplatz, die Bühne ihrer Wirksamkeit! „Fremde, so geh'n wir, und gehen allein, keiner kann keinem Gefährte hier sein!" Das müßte das Resultat einer nicht mehr in Atome, sondern in einzelne kleine Lebenskreise aufgelösten Welt sein.

Für „Bildung" und „Weltanschauung" wäre in einer solchen Welt kein Raum, denn was hätte „Bildung" für einen weiteren Sinn, als den, sich in die eigene „Umwelt" — man könnte dafür auch sagen „Traumwelt" — „hinein"zubilden, ohne irgendeinen Maßstab oder eine Norm für unser Bildungsgesetz zu haben, als das in seiner eigenen Umwelt autonome Ich — d. h. doch evtl. auch zum Narren auf eigene Hand zu werden — was bedeutet „Weltanschauung" wenn es keine Welt außerhalb meiner Umwelt gibt, oder Umwelten anderer Subjekte, die mir ewig verschlossen bleiben?

Der Grundirrtum, welcher v. Uexküll zu solchen unlösbaren Widersprüchen führt, scheint mir dieser zu sein: wenn der denkende Mensch, in diesem Fall der Biologe, sich selbst darüber Rechenschaft geben will und kann, daß ihm sein Umweltraum Grenze und Ende seines Erkennens und Wirkens ist, so muß er imstande sein, sich selbst nicht mehr vom Zentrum seiner Umwelt aus, sondern von einem exzentrischen Punkte aus bei dieser Arbeit des Erkennens und Wirkens zu sehen, denn es ist schlechterdings unmöglich, daß er eingeschlossen in sein Blickfeld sich selbst sehen könnte.

Das ist nun auch der ganz wesentliche Unterschied zwischen Tier und Mensch, daß diesem im Gegensatz zu jenem dieser Doppelaspekt vom zentralen und vom exzentrischen Standpunkt aus gegeben ist, was bereits Giordano Bruno erkannt hatte. Es wäre auch schlechterdings nicht verständlich, zu welchem Zweck wir mit dem Bewußtsein beschenkt worden wären, wenn dieses bloß ein Spiegelbild unseres in unsere Umwelt eingekerkerten Ich's wäre. Wenn mein Auge sich seinem Spiegelbilde gegenüber befände, ja wenn dieses auch wieder in einem Spiegel aufgefangen

würde, so kämen wir doch nie aus dem engen und engsten Kreise heraus, der seine Grenze immer wieder an seiner Umwelt fände.

Sobald wir aber durch unser Bewußtsein soweit von unserem zentralen Standpunkt abrücken können, daß wir ihn und die diesem gezogene Umweltgrenze gewissermaßen von außen her betrachten können, erst dann sind wir imstande, nicht nur unsere „Ich"befangene Welt, sondern auch die sich über diese Grenze ausdehnende Welt zu sehen, d. h. andere Umwelten und eine Gesamtwelt, welche alle diese einzelnen Lebenskreise umschließt.

Dieses exzentrische Ich ist nun keineswegs an den engen Raum- und Zeithorizont des zentralen Ichs gebunden, sondern es dehnt den Raumbegriff ebenso, wie den Zeitbegriff in die Unendlichkeit, d. h. in den Weltenraum und die Ewigkeit aus.

Es liegt auf der Hand, daß sich hier die beiden Begriffe Vorstellungswelt und Anschauungswelt überschneiden, da wir für beide unsere Denkkategorien von Raum und Zeit in Anspruch nehmen. Wenn auch die Umweltlehre v. Uexküll's logisch unanfechtbar ist, sofern sie sich eben nur innerhalb ihres Kreises bewegt, so scheint uns die oben dargestellte Spaltung des Ich's ebenso unanfechtbar, die aber zu wesentlich anderen Resultaten kommt als der Biologe. Das liegt daran, daß unsere Betrachtung eine psychologische ist, während jene eine rein biologische ist und daß, falls beide Anschauungen zu Recht bestehen sollen, der enge biologische Aspekt mit seiner ihm eigenen Logik sich dem weiteren psychologischen und erkenntniskritischen mit dessen andersartiger Logik unterzuordnen hat. Mit anderen Worten, die Biologie v. Uexküll's gibt nur eine Teilansicht der Lebenserscheinungen, die nur dann einen Anspruch auf Bildungswert erheben kann, wenn sie sich mit Hilfe der Psychologie und Philosophie über ihre Grenzen hinwegsetzt. Diese biologische Teilansicht hat keine Bedeutung für unser Weltbild, da dieses doch nur gewonnen werden kann aus der Erkenntnis unseres subjektiv *beschänkten* Blickpunktes im Rahmen einer so enggefaßten Biologie und der einer über diese Grenze hinausgehenden Welt.

So sehen wir, daß *diese* Biologie, sofern sie sich in so engen Grenzen bewegt — ganz im Sinne Litt's — direkt mit Bildung und Weltanschauung nichts zu tun hat, daß sie sich aber je *exakter* sie ist, um so mehr von der *Wirklichkeit entfernt*.

Sollte aber wirklich die Aufgabe der exakt wissenschaftlichen Biologie darin bestehen, die Pforten fest zu verriegeln, die uns den Zugang zu einem annähernden Verständnis des Lebens und seiner Gesetze öffnen könnten? Und wäre nicht ein solches Verständnis allererstes Erfordernis, um Normen und Direktiven für unsere Bildung und für unsere Weltanschauung zu gewinnen?

Und bei solchem Bemühen scheint doch die Möglichkeit vorzuliegen für den Lebensablauf in allem Organischen, Lebendigen gewisse Regeln, Gesetze zu entdecken, die uns jene Richtung, jenen Sinn des Lebensvorgangs zu bestätigen scheinen, die K. E. v. Baer mit den Worten bezeichnete „die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte der fortschreitenden Siege des Geistes über den Stoff."

Wenn ein Naturforscher zu einer solchen Sinndeutung des Lebens kommt, so dürfte der Geisteswissenschaftler sich dieses Bundesgenossen im Kampf um Bildung und Weltanschauung nur freuen und uns scheint es bei diesem Kampf weniger auf das Wie als auf das Was anzukommen. Daß die Geisteswissenschaft von ihrem umfassenden exzentrischen Standpunkt aus es leichter hat mit eindeutiger Methode ihr Ziel zu erreichen, als die exakte Biologie mit ihrem engeren zentralen Standpunkt, ist zuzugeben.

Sollte aber nicht auch der Biologie, sofern sie — vielleicht mit einer weniger exakten Forschungsmethode — bald vom Zentrum des Ich's aus, bald exzentrisch den Lebenszusammenhang und Sinn zu erforschen trachtet, das Recht zugesprochen werden, unserer Bildungsaufgabe den Weg zu weisen und unser Weltbild zu festigen?

Ist es nicht doch so, daß auf diesem Gebiet sich festere Verflechtungen von Ursache und Wirkung ergeben, wie auf dem der Geisteswissenschaften, die durch den unendlich verwickelteren Komplex von bedingenden Innen- und Umweltfaktoren kaum zu irgendeiner Regel im historischen Ablauf gelangen — und mithin jene uns festere Handhaben für Bildung und Weltanschauung bieten?

Denn in letzter Hinsicht ist doch das vielumstrittene Leben selbst die Bühne, auf der sich unsere Bildung, auf der sich das Werden unseres Weltbildes vollzieht. Sollte es da nicht doch auf einem Irrtum beruhen, wenn der Lehre vom Lebendigen im oben angedeuteten, erweiterten Sinn in dieser entscheidenden Lebensfrage nur die Rolle eines „Nebenfaches" zugestanden werden soll?

Gerade jene oben erwähnte Gegenüberstellung des geisteswissenschaftlichen und biologischen Standpunktes hinsichtlich ihres Zusammenhanges mit der eigentlichsten Aufgabe unseres Menschenlebens, uns zu b i l d e n, um über den engen Umkreis unserer subjektiv begrenzten Welt zu einer Weltanschauung zu gelangen, scheint unserem Standpunkt recht zu geben, welcher der Biologie eine zentrale Stellung innerhalb der Bildungsfrage einräumt.

Psychologie und Charakterkunde.

Von Ludwig Klages — Zürich.

Menschenkenntnis gehört zu denjenigen Gütern, die man entweder zufolge einer ursprünglichen Gabe von Haus aus besitzt, oder aber im ganzen Leben auch immer nur unzureichend erwirbt. Man darf sich daher nicht wundern, wirkliche Menschenkenner unter „Psychologen" verhältnismäßig sicher nicht öfter anzutreffen, als unter den Männern der Praxis, und es würde dieser Umstand gegen die schulmäßige Auffassung von Psychologie noch keinen Einwand bilden. Dagegen muß es allerdings Befremden erregen, wenn die Wissenschaft es unterläßt, oder wohl gar es ausdrücklich ablehnt, dem auf Menschenkenntnis gerichteten Streben begriffliche Handhaben zu bieten. Wer die Gesetze des freien Falls und des Pen-

dels ergründet, braucht keineswegs weder den Willen noch das Vermögen zu haben, sie zu verwerten zur Erfindung der Pendeluhr: *sein* Interesse ist auf geistige Durchdringung der Wirklichkeit, das des Technikers auf deren Beherrschung gerichtet. Allein die *Möglichkeit* wenigstens, sie praktisch anzuwenden ist für theoretische Befunde eine Probe aufs Exempel. Der Psychologe mit anderen Worten muß nicht notwendig ein hervorragender Menschenkenner sein; aber der hervorragende Menschenkenner muß unter anderem auch von den Ergebnissen Gebrauch machen können, zu denen jener gekommen ist.

Betrachten wir uns darauf hin die immer noch vorherrschende Richtung des seelenkundigen Forschers, so fällt unser Urteil nicht allzu günstig aus. Zuvörderst scheint sie von seelischen Allgemeinheiten wie dem Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, Fühlen, Wollen zu handeln, als ob es für sich bestehende Dinge wären, aus denen die Seele sich gleichsam zusammenfüge. Darin unterliegt sie einer Suggestion durch die Naturwissenschaften. Zur Vertiefung des Einblicks in stoffliche Wandlungsvorgänge mag die Anschauung statthaft sein, die sie aus dem verknüpfenden und lösenden Spiel materieller Atome versteht; noch nicht erfunden aber ist die Chemie oder Alchemie, die aus den Atomen der Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung usw. das Innenleben zu brauen vermöchte. Weiterhin zeigt denn auch ein Blick auf die zeitgenössischen Kontroversen und ihre geistesgeschichtliche Herkunft, daß nicht so das Innenleben als das *Erkenntnisvermögen* in Rede steht. Die in der sogen. Erkenntnistheorie freilich durchaus berechtigte Frage: Wie kommen wir zur Erkenntnis der Außenwelt, wie zu allgemeinverbindlicher Erkenntnis überhaupt, spielt leider auch noch in der Seelenkunde die Rolle der Kompaßnadel, nach der sich die Steuer richten. Nicht das menschliche Gemüt schlechthin, sondern das *denkende Bewußtsein* ist es, dessen innere Voraussetzungen man ergründen möchte. Gewiß werden auch Gefühle, Affekte, Willensakte ausgiebig in den Kreis der Betrachtung gezogen; allein die Untersuchungen pflegen geleitet zu sein von dem unausgesprochenen Trachten, den Beitrag zu ermitteln, den jede Funktion nach ihrem Teil zur Findung der Wahrheit liefert. Nun gibt es gewiß nicht zwei Menschen aller Zeiten und Völker, die seelisch einander gleich wären, ebensowenig aber auch gibt es zwei Menschen, für die nicht dennoch, wofern sie geistesgesund, zwei mal zwei gleich vier wäre. Das Logische, obwohl seine Träger notwendig Individuen sind, ist gleichwohl kein individueller Tatbestand. Daraus folgt, daß intellektualistische Richtungen der Seelenkunde versagen müssen vor dem Problem der *Persönlichkeit*. Wieviel sie uns wirklich hinzuzulehren vermögen über die inneren Prämissen der Urteilsbildung und deren Verhältnis zu unseren Strebungen und Trieben, sie werden uns niemals das innere *Leben* erhellen, weil es jederzeit eigen, einzig, persönlich ist. So bleibt denn das Interesse des Menschenkenners — angefangen von der praktisch unerläßlichen Frage nach den Motiven unseres „Nächsten" bis hinauf in die hochtheoretische nach dem Wesen eines Napoleon, Goethe, Nietzsche usw. — unbefriedigt. Hat man demgegenüber einmal begriffen, daß es zur Natur des Erlebens

gehört, individuell zu sein, so treten alle an bloßen Allgemeinheiten des Seelischen orientierten Untersuchungen zur Psychologie in das Verhältnis von Hilfsarbeiten, während sie selbst zur Wissenschaft vom Individuellen wird.

Aber, so hören wir den Leser fragen, kann es denn eine Wissenschaft vom Individuellen geben? Liegt darin nicht ein innerer Widerspruch? Die Antwort lautet: Umsonst freilich wäre es, Individuelles in Begriffe auflösen zu wollen, sicher aber kann man es charakterisieren. Wollte das jemand bezweifeln, so würde zu seiner Überlegung allein schon der Hinweis genügen, daß wir es tatsächlich fortwährend tun. Wir erläutern das an einem Beispiel. Wie es harte und weiche Körper gibt, so nicht minder auch eine Härte und Weichheit des Gemütes. Körperlich Hartes widersteht einem Druck, körperlich Weiches gibt ihm nach: jenes zertrümmert Hindernisse, auf die es trifft, dieses ist in Gefahr, daran seine Form zu verlieren; jenes wiederum kann von einem heftigen Stoß zerbrechen, wo dieses dagegen erhalten bliebe, indem es ausweicht, sich anschmiegt, u. s. w. Wenn wir nun ganz analog auch Charaktere als hart und weich beschreiben, so müssen sie ähnlich erlebt worden sein, wie harte und weiche Körper und wir dürfen erwarten, obige Beziehungen im Seelenleben wiederzufinden. Auch der harte Charakter widersteht einem seelischen Druck, räumt rücksichtslos fort, was seinen Plänen entgegentritt, wird aber auch von widrigen Umständen gelegentlich unheilbar erschüttert, und umgekehrt. Nicht erkenntnistheoretisch abirrende Erwägungen sind es, sondern die unmittelbaren Erlebnisse selbst (und noch dazu unzähliger Generationen!), die wir unseren Aufschlüssen über Seelisches zugrunde legen, wenn wir unseren Ausgang nehmen von den allverbreiteten Ausdrucksmitteln der Sprache. Täglich, stündlich bedienen wir uns dieser und zahlloser anderer Wendungen, um uns über uns selbst Rechenschaft zu geben oder unsere Erfahrungen über andere zu verlautbaren; fortwährend also handhaben wir mehr oder minder unbewußt ein gewaltiges Material charakterologischer Einsichten und Vermutungen zum Zweck auch nur der gewöhnlichsten Orientierung im praktischen Leben. Sollte es da nicht möglich sein, ja verhältnismäßig ein leichtes sein, diese Erfahrungen, statt sie nur zu benutzen, auch einmal zum Gegenstand begrifflicher Analyse zu machen. Tun wir das aber, so wird unsere „Wissenschaft vom Individuellen" ganz von selbst die für sie einzig mögliche und einzig berechtigte Form gewinnen einer Wissenschaft vom Charakter, mit der wir hoffen dürfen, dem Menschenkenner in Gestalt eines fertigen Produktes zurückzugeben, was wir als prächtigen Rohstoff von ihm empfingen.

Kehren wir noch einen Augenblick zu obigem Beispiel zurück und werfen wir die Frage auf, ob der harte Charakter auch jeweils der feste und starke sei. Wir deuteten schon an, daß er unter Umständen den nachhaltigeren Störungen sich ausgesetzt zeige, als sein Gegentyp. Tiefer in den Sinn der Charakteristik eindringend erwägen wir jetzt, daß Härte den Stahl, Härte aber auch das Glas bezeichnet. Jener ist fest und elastisch, dieser spröde und zerbrechlich. Der Charakter der Härte schließt also nicht

notwendig Stärke in sich, so sehr er überdies auch mit ihr vereinbar ist. Dies führt uns dazu, seelische Härte zu bestimmen als relative Unzulänglichkeit, zumal gegen schmelzende Mitgefühle, und alsbald erhebt sich die neue Frage, was im Vergleich damit die Festigkeit sei und welche Beziehung beide zu seelischer Kälte und Wärme haben. — So reiht sich Frage an Frage, Antwort an Antwort. Eine ganze Welt unbewußt vorhandener Beziehungen wird aufgedeckt, und immer ist es die seelische Lebenseinheit, in welcher die Fäden der Kombination zusammenlaufen. Das reiche Gewebe der inneren Erfahrung aller Vorgeschlechter, bisher nur gefühlsmäßig vertraut, tritt ins Bewußtsein und schließt sich dichter zum System der Charakterkunde.

Eine solche Betrachtung wenigstens im einzelnen zu üben, schien bisher das alleinige Vorrecht der Dichter und Weisen zu bilden, die uns so oft mit Aussprüchen über den Menschen bereichern, die überreden, ohne bewiesen zu sein. Neuerdings aber beginnt auch das strengere Denken mit Entschiedenheit von ihr Gebrauch zu machen und wir möchten glauben, daß erst damit Psychologie großen Stils ihren Anfang nehme. Wer sich davon überzeugen will, was mit den Methoden, die wir vorstehend wenigstens angedeutet, schon jetzt zu erreichen sei, den verweisen wir auf unsere Grundlagen der Charakterkunde."

C. G. Carus: Goethe.

Es ist ein Verdienst von K. K. Eberlein und des Verlags Wolfgang Jeß in Dresden, daß sie das Goethebuch des zu seiner Zeit sehr bekannten Mediziners, Naturforschers, Künstlers und Denkers C. G. Carus (geb. 1789, † 1869) neu herausgegeben haben. Carus, eine im Innersten Goethe verwandte Natur, hat seit 1818 in nahen Beziehungen zu diesem gestanden und seine Goethe-Erlebnisse in diesem Buche 1842 dargestellt.

Der erste Teil ist dem persönlichen Verhältnis des Verfassers zu Goethe gewidmet: Carus hatte 1818 sein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie vollendet und ein Exemplar Goethe zugesandt, worauf er von diesem ein sehr anerkennendes Schreiben empfing. Seine organische Naturauffassung, mit der er seiner Zeit weit vorausgeeilt war, in der jüngeren Forschergeneration anerkannt zu finden, bereitete dem alten Goethe natürlich eine große Freude, und so war die Beziehung geknüpft; 1821 fand die erste persönliche Begegnung beider in Weimar statt. Naturwissenschaft und Kunst bildeten den hauptsächlichen Inhalt ihrer Gespräche und Briefe, besonders Anatomie und Malerei, Gebiete, in denen sich eine weitgehende Übereinstimmung der Anschauungen beider Männer zeigte. Die Briefe Goethes an Carus sind im Wortlaut abgedruckt; aus ihnen spricht vor allem der Naturfreund und -Forscher Goethe.

Im zweiten Kapitel versucht der Verfasser ein Bild der Individualität Goethes zu zeichnen. Der naturwissenschaftlich denkende Forscher dokumentiert sich in der gründlichen Art, wie er zunächst die äußeren

Lebensverhältnisse, unter denen Goethe sich entwickelt hat, zur Erklärung seines Wesens heranzieht: die mittelalterliche Reichsstadt Frankfurt und das Wesen der Eltern, die ihrem Sohn vor allem eine prachtvolle körperliche Gesundheit vererbt haben; der Arzt erkennt in Goethes Gesundheit eine der bedeutsamsten Grundlagen für sein Wesen und sein Schaffen. Solche Werke, die wie Werther, Tasso und viele Gedichte, Krankhaftes in sich tragen, sind für Goethe gerade ein Befreiungsmittel von krankhaften Keimen gewesen. „Auf merkwürdige Weise warf diese urgeistige Natur die Krankheitsstoffe, die das Leben herbeiführte, wieder heraus, mit unausgesetzter Tatkraft dämpfte er den Krieg, den ihm wie jedem Tüchtigen die kleinen Dämonen dieser Welt vielfältig und immer von neuem erregten, und mit nie ruhendem Bestreben arbeitete es in ihm, den Bau des eigenen Inneren immer bedeutender, schöner und mächtiger fortzubilden. Dies nun alles zusammengenommen, wird es verstehen lassen, was ich damit gemeint habe, wenn ich oben als Festes und Wesentlichstes in Goethes Individualität die Gesundheit seiner Natur ausgesprochen habe."

Als zweiten Grundzug Goethes neben der Gesundheit bezeichnet Carus „die schöne und mächtige" Organisation dieser Persönlichkeit, auch im körperlichen Sinne, ferner die Neigung und die Fähigkeit, alles ihm nicht Gemäße abzulehnen, um sich desto ungestörter der Entfaltung seines eigensten Wesens widmen zu können; aus dieser Eigenschaft stammt auch die Abneigung Goethes gegen alle Polemik. Goethe nennt dieses Verhalten selbst sehr treffend „die Fortifikationslinien unseres besonderen Daseins".

Das Kapitel „Goethes Verhältnis zur Natur und Naturwissenschaft" ist besonders interessant, da der Verfasser hier über ein Gebiet spricht, dem er als Forscher und Künstler besonders nahe steht. Indem er die Menschen nach ihrem Verhältnis zur Natur in „Natur- und Stubenmenschen" einteilt, weist er Goethe der ersten Kategorie zu; den Grund dazu findet er in Goethes „Frischheit und Gesundheit des Wesens". Nicht nur das Liebliche, sondern auch das Harte und Gewaltige der Natur zog ihn mächtig an. Mit der Naturliebe verband sich aber das Bedürfnis, das geheimste Leben der Natur, die „Idee ihres Daseins" zu ergründen. Der Weg, den Goethe hierbei ging, war nicht rein induktiv, sondern er führte ihn von intuitiver Erfassung großer Zusammenhänge zu umsichtiger und scharfer Prüfung des Einzelnen; daher steht seine Naturbetrachtung dem Religiösen und Poetischen nahe: immer war sein Blick auf das Wesentliche gerichtet, die Kleinforschung konnte ihm nie Selbstzweck sein. Der Verf. untersucht dann im einzelnen, welche unter Goethes naturwissenschaftlichen Anschauungen den größten Wert für die Wissenschaft gehabt haben und nennt an erster Stelle seine genetische Betrachtungsweise, bes. in der Idee der Metamorphose der Pflanzen, dann aber auch die Anschauung vom Wirbelbau des Hauptes (der Schädel als Fortsetzung der Gebilde der Wirbelsäule), eine Anschauung, die 1807 durch Oken wissenschaftlich begründet, von Goethe aber schon viel früher geahnt worden ist.

Aber auch für Goethe hat die Beschäftigung mit der Natur eine unabsehbare Bedeutung gehabt: indem er sie mit allen seinen Organen geistig

zu durchdringen suchte, war sie ein Teil seines geistigen Organismus geworden und spiegelt sich auch in seinen poetischen Gebilden wider.

Im Kapitel „Goethes Verhältnis zu Menschen und zur Menschheit" finden wir Hinweise darauf, wie segensreich für Goethe der Einfluß „wohlgesinnter Widersacher" war: Jordan, Merk u. a., die durch ihre Kritik und Opposition viel zur Festigung seines Charakters beigetragen haben. Als besonders wesentlich für Goethe bezeichnet Carus ferner seine Freundschaft zu einem Fürsten, wie Carl August, sowie den Bund mit Schiller, wobei sehr fein Schillers Gegensatz zu Goethe und seine Verwandtschaft mit ihm gezeichnet wird.

Zur Entfaltung seiner Persönlichkeit aber brauchte Goethe das Verhältnis zu Frauen; Carus zeigt aber auch, wie Goethe in dieser Hinsicht Entsagung übte, wenn seiner Lebensaufgabe Gefahr drohte: er ist niemals ganz weiblichem Einfluß verfallen und hat sich nie ganz verloren; dieses Sich-Zurückziehen ist ihm oft als Herzenskälte vorgeworfen worden, wo es doch nur einem oft unbewußten Selbsterhaltungstrieb entsprang.

Bei der Beurteilung von Goethes Verhältnis zur Menschheit gibt der Verfasser als Ausgangspunkt zuerst seine aus der Physiologie gewonnene Erkenntnis eines Wertstufenreiches in der Natur. Wie in einem Organismus seine Teile je nach ihrer Beziehung auf seine ideelle Einheit höher oder niedriger erscheinen müssen, so auch in der Menschheit. „Der Maßstab der geringeren oder höheren Bedeutung des einzelnen kann auch hier nur gegeben sein durch den Grad, bis zu welchem sich in ihm die Idee der gesamten Menschheit wiederholt." Im Dichter, vor allem im großen Dichter, erscheint im höchsten Grade ein sublimiertes Bild seiner Zeit und seines Volkes; an diesem Maßstab gemessen, ist Goethe besonders groß, auch in seiner starken Verkörperung der dem Deutschen überhaupt eigenen Fähigkeit zur Rezeption fremden Wesens. Goethe hat auch selbst, besonders im höheren Alter, dieses Gefühl des repräsentativen Aufgehens in der Menschheit gehabt. —

„Vom Verständnis der Werke Goethes aus dem Verständnis seiner Individualität" heißt das letzte Kapitel des Buches, und es hält durchaus, was es durch seine Überschrift verspricht. Goethes Werke sind organisch aus seinem Leben hervorgegangen und sind daher zu einer Widerspiegelung seines Wesens geworden; dieser allgemeine Gedanke wird an zwei glücklich gewählten Einzelgebieten begründet: wie Goethes Anschauung der Natur sich in seinen Werken spiegelt und wie seine Lebenskunst in ihnen Ausdruck findet. In beiden Gebieten ist es vor allem die Anschauung vom ewigen Werden (die Idee der Metamorphose oder der organischen Entwicklung), die in Goethes Dichtung sich immer wieder ausdrückt, im menschlichen Leben als Wechselwirkung von Daimon und Tyche (eigenes Wesen und Schicksal) aufgefaßt.

Allen Goethefreunden sei das Büchlein von Carus warm empfohlen, denn es gibt ein Bild Goethes, widerspiegelt in einem congenialen Geiste. Es beruht nicht auf Goetheforschung, sondern ist aus persönlichem Goethe-Erleben geboren, und das macht es so anziehend.

W. Stillmark.

„Die kulturelle Arbeit der Minderheiten und die Stammvölker".

Aus dem „Bericht, erstattet auf der internationalen Tagung der europäischen Minderheiten August 1928 in Genf

von Richard Csaki-Hermannstadt."

(Erschienen in Heft 10, 3. Jahr. Ostland.)

Der vortreffliche Bericht, den Prof. Dr. Csaki als Vertreter der Siebenbürgener Sachsen in Genf gegeben hat, veranlaßt uns — da es sich hier ganz eigentlich um die Organisation der kulturellen, nicht politisch-wirtschaftlichen Arbeit der Minoritäten handelt — einen kurzen Abschnitt auch unseren Lesern zugänglich zu machen, da er in überaus klarer und überzeugender Weise die Richtlinien kultureller Arbeit dartut, wie sie in weitgehendster Übereinstimmung mit dem hochgeschätzten Verfasser auch von uns vertreten worden sind.

„Die dauernde Verbindung mit dem wissenschaftlichen Leben des Stammvolkes ist ebenfalls von ausschlaggebender Bedeutung. Ich greife aus den vielfachen Austauschmöglichkeiten das Kapitel der im letzten Jahrzehnt stark in den Vordergrund tretenden Hochschulkurse heraus. Es gibt wohl kaum ein zweites Mittel, das den dauernden Kontakt der Führerschicht einer Minderheit mit dem Stammvolk so intensiv und fruchtbar gestalten könnte, als solche auf etwa 14 Tage gedachte Zusammenkünfte, wo Hochschulprofessoren und sonstige Kapazitäten des Mutterlandes in ihren Vorträgen über die geistigen Strömungen und Ergebnisse berichten. Es kann dies entweder hinsichtlich der ein breiteres, gebildetes Publikum interessierenden allgemeinen Wissensstoffe, wie Literatur, Kunst, Geschichte, Philosophie geschehen oder auf einzelnen Fachgebieten als berufliche Auffrischung von Medizinern, Technikern, Lehrern, usw. Nichts wird so geeignet sein, das Gefühl der Vereinsamung bei den Führern der Minderheit aufzuheben, den Stolz auf die Gemeinsamkeit des Kulturbewußtseins so zu heben wie solche Tage, die zugleich auch von der Internationalität und der versöhnlichen Wirkung der Wissenschaft Kunde geben sollen, indem nicht nur Volksgenossen eingeladen werden sollen, sondern auch die Andersnationalen, einschließlich selbstverständlich des Mehrheitsvolkes. Ein besonderes Bildungsziel muß die geistige Versehung der auf dem Lande lebenden Gebildeten, wie Pfarrer, Lehrer, Apotheker usw. sein. Sie sind das eigentliche Rückgrat der Volksgemeinschaft, sie haben auf exponiertem Posten tagtäglich ihr Volkstum zu vertreten und zu verteidigen. Als eines der wichtigsten Mittel, sie mit der Geisteswelt der Gegenwart in Verbindung zu halten, bezeichne ich die Versehung mit entsprechendem, wissenschaftlichem, fachlichem, weltanschaulichem, aber auch unterhaltlichem Lesestoff. Diesem Zwecke sollen

Versand- oder auch Wanderbüchereien je nach der organisatorischen Lage dienen.

Es muß auch Raum gegeben werden für die Entfaltung des eigenen wissenschaftlichen Lebens, namentlich auch der volks- und landeskundlichen Forschung. Dies Gebiet gehört schon einer stärkeren Differenzierung des kulturellen Lebens an, es möge aber doch angedeutet werden, daß selbst eine ganz kleine Volksgemeinschaft seiner nicht ganz entraten kann. Die Aufstellung von Heimatmuseen, und seien sie noch so bescheiden, die Herausgabe von wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationen, überhaupt die Begründung eines eigenen Schrifttums gehören zu dem Begriff auch der ganz kleinen Kulturgemeinschaft. Dinge, die zunächst rein mechanischer Natur, die aber doch auch zur Ausreifung eines geordneten geistigen Zusammenschlusses gehören, sind u. a. die Beschäftigung mit der Berufsergreifung. Eine den Bedürfnissen der Volksgemeinschaft entsprechende Verteilung der geistigen und praktischen Berufe auch nach Unterkategorien und damit im Zusammenhang Berufs- und Studienberatung ist ein nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich bedeutsames Ziel. Auch schwebt in diesem Rahmen die Schaffung einer Nationalkartothek vor, die alle Belange der Volksgemeinschaft, etwa nach Persönlichkeiten, Orten, Organisationen geordnet zu umfassen hätte.

Die Kulturzentrale: Aus all dem Gesagten ergibt sich mit notwendiger Konsequenz, daß die meisten Kulturbelange nicht planlos einzelnen lokalen Stellen überlassen werden können, sondern daß eine systematische Erfassung durch eine zentrale Stelle durchaus notwendig erscheint. Ob dies nun in Form einer vom Staate sanktionierten Kulturautonomie geschieht, ob bis zur Erreichung eines solchen Zieles eine private Organisation sich ein Arbeitsamt schafft und den gegebenen Bedürfnissen entsprechend ausgestaltet — darüber kann hier nicht weiter gehandelt werden; auch die näheren Fragen der Organisation, der Arbeitsmethoden, der Finanzierung usw. sollen einer späteren Besprechung vorbehalten bleiben. Hier sei diese Organisationsform im allgemeinen erst als ein Hauptziel der kulturellen Zusammenfassung aufgestellt. Nur ein wesentlichster Gesichtspunkt sei — gleichzeitig auch zur weiteren Begründung der Notwendigkeit — angeführt: Eine von fachlich geschulten, geistig hochstehenden Kräften geführte Kulturzentrale, die zudem immer auch mit der Blickrichtung auf das europäische und im besonderen auf das Kulturleben des Stammvolkes arbeitet, wird auf höherer Plattform stehen als die anderen lokal gebundenen und von den praktischen Alltagssorgen gedrückten Stellen. Ein solches Institut wird, besonders wenn es sich durch strenge Arbeitsteilung gegenüber den politischen und wirtschaftlichen Spitzenstellen sonstwie nicht belastet, große, unbeirrbare, auf weite Sicht gerichtete Gesichtspunkte wahren und so eine gehobene geistige Atmosphäre auf das Volkstum ausstrahlen können."

Thomas Mann — Praeceptor Monarchiae.

Ein Brief von Hanns Johst.

Lieber Arthur Hübscher!

Als Ihre Metamorphose der Betrachtungen eines Unpolitischen erschien, freute ich mich, und als Thomas Manns Erklärung erschien, die sich für ihren „harmlosen" Verfasser seine royalistische, bayerische Ruhe ausbat, ärgerte ich mich; und aus Freude und Aerger gedachte ich Ihnen einen Brief zu schreiben. Er wäre privat ausgefallen, da bitten mich die „Münchener Neuesten Nachrichten" um meine Stellung zu diesem Streit, soweit er — document humain — von den Süddeutschen Monatsheften registriert vorliegt und zu dem Thomas Mann bereits im „Tagebuch" vom 11. August verteidigend Stellung nimmt. Mein Brief läßt also seine private Absicht fallen und wird sich seiner Oeffentlichkeit bewußt.

Ich setze voraus: Ich bin in diesem Falle Partei, entschlossene und radikale, überzeugte und leidenschaftliche Partei, die Partei der Freundschaft und der Gesinnung. Ich bin, lieber Arthur Hübscher, Ihr Kommilitone von der Universität her und ich bleibe es naturnotwendig, so lange Sie unseren Gesichten und Ideen die Treue so nobel, so intensiv und so gewissenhaft, so unverbraucht und so innig halten, wie Sie es bisher immer taten — also auch in Ihrer Haltung gegenüber Thomas Mann.

Ich schreibe um des Prinzipiellen willen das Folgende, so erlauben sie meinen weiten Atem, soweit er über Recht und Pflicht öffentlicher Kritik handelt.

Ich war gezwungen, als ich Ihre Kritik las, durch die Akribie, durch den Grad von Verantwortung, die Sie anhielt, Wort um Wort, Passus um Passus genau und getreu aufzuzählen, um Zeugen zu stellen für das schließliche Urteil, für das notwendige Resultat Ihrer Kritik. Sie schalteten sich selbst — ich erfühle Ihre Mühewaltung — restlos aus, um durch die Tatsachen zu überzeugen.

Wir stehen in diesem Augenblick wieder einmal — und jede Diskussion in Deutschland verrennt sich in dieses Idol — vor dem Begriff der Objektivität. Ihre eigene Existenz schien Ihnen im Wege, um darzutun, was ganz sachlich darzutun Ihnen gewichtig war.

Ich werde immer ein wenig traurig über diese Objektivität auf unserer Seite, denn ich habe noch in keiner Zeitung oder Zeitschrift der Welt erlebt, daß irgend ein Kritiker seine Berechtigung anders bewiese, als eben kraft seiner Kritik, seines persönlichen Stiles und der Ueberzeugungsbedeutung seines persönlichen Standpunktes, eine Berechtigung, die jeden Kritiker a priori neben, gewöhnlich aber über Werk und Werkelnden stellt.

Wie gesagt, ich war beschenkt und bezwungen von der Redlichkeit Ihrer Kritik. Ich dachte: Gut! Gut! Thomas Mann wird fühlen und erleben, wie ihm sein Kritiker zuchtvoll und liebend, ehrlich und notwendig entgegentritt, wie er auf jedes Schlagwort, auf jedes Pathos verzichtet und nur Tatsachen sprechen läßt. Ich glaubte, Thomas Mann würde geschmeichelt, ja entwaffnet lächeln und lächelnd schweigen. Man irrt sich aber immer, so scheint es, in Thomas Mann, wenn man Humanität, das heißt: Lebensweisheit und menschliche Güte in seinen kulturpolitischen Angelegenheiten voraussetzt.

Die Art und Weise, wie Thomas Mann reagierte, beweist jedenfalls endgültig, daß seine politischen Kritiker auf jede Sentimentalität des Gefühls verzichten müssen, die ihnen ihr keuscher Respekt vor der dichterischen Produktion diktiert, weil jedes Gefühl entwertet wird, ja weil die ciceronische Technik Mannscher Polemik die Gesinnung seiner Kritiker von vornherein als minderwertig voraussetzt. Es gibt für Thomas Maun keinen Opponenten, der ein reines Herz hat, er sei denn Pole oder Franzose!

Ueber Sie hinaus verdächtigt Thomas Mann zu schlechter Letzt das ganze Organ, das Sie vertreten. Ich kenne Herrn Cosimann nicht; ich kenne und liebe nur sein geistiges Profil. Aber was nützen diesem Herrn 25 Jahre Arbeitsleistung, klare Haltung, tapfere Gesinnung? — Eine einzige Kritik an Thomas Mann und die Reinlichkeitsfrage „bleibt offen"!

Fürchten Sie nicht, lieber Arthur Hübscher, daß ich mit einem einzigen Wort von der Absicht dieses Briefes abweiche, Ihnen etwas aufzuzeigen, was der ganze Streit um Thomas Mann bisher nicht erwähnte: darzutun, daß das unartige Kind in solchem Thomas Manne alles andere verdient, als die unendlichen Bemühungen von Ihrer Seite um Objektivität!

„Die schwerpatriotische Presse" heißt etwa Herr Mann leichter Hand die Organe, die ihm nicht in den Streifen passen. Jedes Kind teilt dieses Beiwort in Schwerindustrie und Patriotismus, und eine nette, kleine Brunnenvergiftung unter Brüdern ist dem „harmlosen", „bescheidenen", „vorsichtigen" Vorbild, dem „sehr deutschen" Schriftsteller Thomas Mann geglückt!

Wir schwiegen, als Herr Mann das Gewicht seines Namens aus Gründen sogenannter Menschlichkeit unter einen Aufruf setzte, der nur Amerika anging. Wir schwiegen, als er (bin ich recht unterrichtet?) für Herrn Hölz um die Freiheit einkam. Wir schwiegen, weil wir uns sagten, wir verstehen von diesen Dingen nichts oder zu wenig. Aber wir werden energisch und absolut feindselig, wenn der wortkundige und beiwortgewaltige Thomas Mann die Ozean-Flieger schlankweg „Tröpfe" schimpft!

Kurz gefaßt, Herr Thomas Mann hat das Recht verwirkt, auf seinen politischen Kabalkaden von uns geschont zu werden. Man kann von keiner Kritik der Welt verlangen, daß sie Herrn Thomas Mann mehr Niveau entgegenbringt, als er persönlich vertritt, verträgt und aufbringt — seitdem sein guter Geschmack durch die Herausgabe der berüchtigten Sensationsromane beschlagnahmt wurde.

Thomas Mann ist immer wieder der Vertreter einer politisch-hysterischen Tendenz, die wir um diesen Gewinn nicht beneiden. Er paraphrasiert den aristokratischen Begriff der Humanität und (bin ich recht unterrichtet?) ging mit dem Gedanken um, im Schatten des Herzogparkes Unterschriften gegen eine Zeitnug zu sammeln, deren Einstellung ihm nicht paßt. Und er, der „geistig" Orientierte gedachte direkt zum „Kapital" der gehaßten Zeitung zu gehen, um sich auf diese, für seine proklamierte Humanität etwas unverständliche Art gefügige Hymniker zu verschaffen.

Das sind dichterische Praktiken, lieber Arthur Hübscher . . . für dergleichen Dinge wäre Metamorphosen ein zu Goethesches Wort, nicht wahr?

Ihr Artikel war gewiß gründlich, aber er ermaß die bodenlose Abgründigkeit eines Intellektuellen nicht, dem es nur um sein liebes Ich geht, und Sie vergaßen bei aller Gründlichkeit, daß es einem solchen Intellektuellen nie, niemals um die Sache, sondern im Grunde immer um eben dieses undiskutable Subjekt geht. Der Olympier Thomas Mann wünscht seine Ruhe?

Ich garantiere diesem wunderlichen Diktator: er bekommt sie nicht, solange er nicht Ruhe gibt, solange er nicht duldet, daß andere Leute auch zu ihrer Meinung stehen!

Unausstehlich? Fürchterlich? Ressentiment? Reaktionär? Nationalist? Nehmen wir heiter allen Schimpf auf uns! Es wird sich am Ende herausstellen, wo das reinere Element an Menschlichkeit wirkt.

Ich lese noch einmal Ihren liebenden Brief vom 26. 6. 1928 an Thomas Mann. Die geistige Front, die dergleichen Feldpostbriefe schreiben kann, verteidigt ein größeres, lebendigeres, freimütigeres Deutschland, als es Thomas Mann uns vergönnt!

Und damit gratuliere ich Ihrer Zeitschrift zum Jubiläum und unserer Weltanschauung zu Ihrer Zeitschrift

stetig getreu

Ihr Hanns Johst.

Preisausschreiben

über das Thema:

„Religion und Muttersprache".

Die Erhaltung der Muttersprache bedeutet soviel wie Erhaltung und Festigung des Volkstums. Angesichts der Bedrohung der Muttersprache in den verschiedenen europäischen und außereuropäischen Ländern, insbesondere auch bei den deutschen Minderheiten, erscheint es deshalb notwendig und zeitgemäß, diese Frage nicht bloß unter dem politischen Gesichtspunkt von der Diplomatie beobachten und lösen zu lassen, sondern dieselbe auch theoretisch-forscherisch anzufassen und der politischen Praxis wissenschaftliche Erkenntnisse und Stützpunkte zu bieten.

Nun ist einerseits gerade das religiös-kulturelle Leben mit dem Gebrauch der Muttersprache eng verknüpft, andererseits werden ihrer Anwendung heutzutage starke Hindernisse in den Weg gelegt. Deshalb ist zu untersuchen, aus welchen Gründen Religion und Muttersprache zusammengehören, welche Hindernisse dieser Verbindung von den verschiedensten Faktoren, z. B. von der Idee des Nationalstaates und sonstwie durch Staatsrecht oder Völkerrecht gestellt werden, welche Förderungen diese Verbindung erfährt oder erfahren kann, z. B. von der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung. Eine solche Untersuchung wird dann, wenn sie das geschichtliche Urteil und die gegenwärtige Theorie und Praxis in den Dokumenten und im Leben von Staat und Kirche zusammenfaßt, eine wertvolle Vorarbeit sein für eine künftige systematische Darstellung und für eine praktische Lösung des genannten Problems.

Folgende Preise sind für die Bearbeitung des Themas ausgesetzt:

1. Preis RM. 3000.—
2. Preis RM. 2000.—
3. Preis RM. 1000.—

Für Teilbearbeitungen des Themas, sei es nach der ethischen, rechtlichen, geschichtlichen oder rechtsgeschichtlichen Seite hin, stehen mehrere Preise von RM. 500.— zur Verfügung.

Als Frist für die Bearbeitung ist die Zeit eines Jahres festgesetzt, die einen Monat nach dem Datum dieser Bekanntmachung beginnt. Als Preisrichter sind bestimmt:

1. Univ.-Prof. Dr. Viktor Bruns, Berlin-Zehlendorf-West.
2. Univ.-Prof. Dr. Josef Lukas, Münster i. W.
3. Dompropst Univ.-Prof. Dr. Josef Mausbach, Münster i. W.
4. Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, Münster i. W.
5. Univ.-Prof. Dr. Walther Schücking, Kiel.
6. Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Heinrich Triepel, Berlin-Grunewald.

Die Preisarbeit ist in Maschinenschrift mit einem Kennwort an die Forschungsstelle einzurichten. Ihr ist ein verschlossener Briefumschlag beizulegen, der auf der Außenseite dasselbe Kennwort trägt und im Innern die genaue Anschrift des Verfassers enthält. Die Forschungsstelle ist berechtigt, diejenigen Arbeiten, die sie für ihre Schriftenreihe als geeignet erachtet, zur Veröffentlichung zu übernehmen.

Münster (Westf.), den 30. September 1928.

Bolands-Gasse 1.

Forschungsstelle für Auslanddeutschtum und Auslandkunde e. V.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfangt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ku.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher
Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 23 Freitag, den 14. Dezember 1928 4. Jahrgang

Nachklänge zum Dürer-Jahr 1928

von

R. v. E.

Es ist ein oft gehörtes, seltsames Wort, daß bildende Kunst und Dichtung nicht nur Ausdruck eines Volkes sind, sondern auch dessen Charakter und Stil, ja sogar den seines Lebensraumes bestimmen. Florenz mit seiner Umgebung, seiner Landschaft ist Schöpfung der Renaissance, der Mediceer, Rom mit der Campagnea, mit Tivoli, Frascati, ist Niederschlag, Ausdruck der Geschichte der Päpste und Nürnberg die Stadt Dürer's, Adam Kraft's, Veit Stoß' und P. Vischers. So formt der Schöpferwille einer kulturgewaltigen Zeit und eines tatenfrohen Volkes, das sich selbst, wie seine Umwelt nach dem ihm innewohnenden Gesetz gestaltete, nicht nur das Stadtbild, sondern auch die Landschaft nach seinem Formtrieb, und drückt ihm seinen Stempel auf.

Aber dieser bewußt gestaltende Wille des Schöpfertums ist dort am ursprünglichsten, erscheint dort wie ein Stück Natur, wo er aus tiefstem Verwurzeltsein mit dem Heimatboden, aus einem Totalverbundensein des Menschen mit seinem Schicksalsraum entspringt, wo die Quellen seiner Kraft und das gestaltende Gesetz aus Art und Charakter der Landschaft und dem Verwachsensein des Menschen mit deren Gesetz entströmen.

Aufgabe aller Geschichte, der politischen wie der Kulturgeschichte, der Geschichte der Kunst wie der Literatur ist es diesen tiefen Sinnzusammenhang zwischen Gestalter und Gestaltetem darzutun, gewissermaßen den wirkenden Kräften dieses geistigen Schichtungsprozesses nachzuspüren, ihren organischen Zusammenhang nachzuweisen.

Und noch ein besonderes zeichnet dieses historisch gewordene Bild, gestaltet es plastisch, vertieft seinen perspektivischen Raum und gibt ihm seinen Stimmungsgehalt. Das sind der Stift des Künstlers, das Wort des Dichters.

So wird die Landschaft mit einem besonderen Sinngehalt erfüllt, wir sehen diesen mit den Augen des Künstlers.

Das Italien Goethes und Viktor Hehns, das Rom Winckelmanns und Gregoriovius', das Florenz eines Jakob Burckhardt oder Camille Mauclair — sind stilisierte Bilder des Wirklichen, aber nicht in dem Sinne einer gewaltsamen Umprägung, sondern in dem eines tiefen Verstehens seines innersten Wesens und einer Gestaltung dieses Wesens in typischer Vereinfachung, d. h. im Stil.

Und überall dort, wo die gleichmachende Walze der Zivilisation noch nicht die letzten Spuren dieser eigenartig persönlichen Physiognomie von Stadt und Land verwischt hat, wo Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen noch zum unveräußerlichen Bestand eines Stammes oder einer Bevölkerungsgruppe gehört und von ihr Sorge getragen wird, daß uns Nachgeborenen diese Erinnerungen an die eigene Vergangenheit erhalten bleiben, da spricht noch heute jeder behauene Stein, jeder uralt-gewachsene Stamm seine besondere Sprache, zeigt sein historisch gewordenes, ganz persönliches Gesicht. Ehrfurcht aber vor dem Gewordenen, vor dem Sinn des organisch Gewachsenen ist Maßstab und Norm für die Kulturhöhe eines Volkes. Kein Volk ist schneller zum Bruch mit der Vergangenheit bereit, als das unhistorische, das sich seines Ahnenerbes nicht bewußt ist, oder sich dieses Erbes schämt.

Hatte Deutschland vor zehn Jahren Grund, sich seines historischen Erbes zu schämen oder war der Zusammenbruch bloß Symptom der Nachkriegspsychose eines führerlosen Volkes?

Wahrlich, es bedarf keines prophetischen Blickes, um die Wahrheit des Wortes zu erweisen, daß keine Jahrzehnte vergehen werden, da Weimar wieder das Weimar Goethes sein wird, nicht das der Nationalversammlung, und Potsdam wieder die reinen Züge Friedrich des Großen trägt! Da ist es mehr als eine aus Museen und kunsthistorischen Instituten geborene Idee, das Jahr 1928 in Deutschland das Dürer-Jahr zu nennen. Es ist der Ruf zur Selbstbesinnung — es sollte ein Buß-Jahr werden, mit dem Gebot der Sinnesänderung — Metanoia. Werdet wieder wesenhaft — ruft dieses Jahr, in dem sich zum vierhundertsten Male der Todestag des großen Deutschen Albrecht Dürers jährt — allen Deutschen zu, das Gebot, sich zu ihm zu bekennen.

Bekenntnis aber zu Dürer bedeutet nicht jener scheinbar gesunde Menschenverstand, der sich „auf den Boden der geschichtlichen Tatsachen" stellt — eines der zweideutigsten Worte, die jedem Fahnenflüchtigen den Rücken decken — Bekenntnis zu Dürer heißt „gegen den Strom schwimmen", heißt „trotz Tod und Teufel Ritter bleiben", heißt „Treue gegen sich selbst", heißt der feste und opferbereite Lutherglaube an das Reich, das uns nicht genommen werden kann. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, — das Reich muß uns doch bleiben".

Es ist der einzige Kampf, für den es sich zu kämpfen lohnt — der Kampf um unser Recht der Mitregierung dieser Welt, jenes Recht, das unser Stamm, unsere Ahnenreihe sich in kampfesfrohen Jahrhunderten erobert hat.

Wird so der Name Dürer auch für uns Symbol, so wird er es in erhöhtem Maße durch den Umstand, daß es ein Landsmann, ein Balte war, der diese Gestalt in den Mittelpunkt seiner Lebensarbeit stellte: Georg Dehio in seiner „Geschichte der deutschen Kunst".

Mit dem Gefühl dankbaren Stolzes dürfen wir heute den Namen des Mannes nennen, von dem ein reichsdeutscher Fachgenosse schreibt, „er hat nur den Herzschlag seines Volkes im Kunstwerk gefunden, weil der mit dem seinigen zusammenklang" — denn „sein Wissen war ihm Herzensangelegenheit" und seine Berufung zum Lehrer erfüllte er dadurch, daß er „Anspruchsvolle noch anspruchsvoller machte". „Das ist alte baltische Tradition, denn so ist es Schicksal und Vorzug dieses weit vorgeschobenen Kolonistenstammes geworden. An deutschen Hochschulen wirkten und wirken heute noch Balten mit ihrem herben, klaren, weithin leuchtenden Geist, ihrer ewig angriffsfreudig scheinenden Lebhaftigkeit als besondere Triebkräfte, oft zur Verzweiflung stiller Fachleute, aber zum Segen des pädagogischen Berufs. Aristokraten mit revolutionärem, nie rastendem Temperament."

In diesem Aristokraten des Herzens und Geistes, dem Forscher und Lehrer Dehio sieht derselbe Kritiker einen Repräsentanten und Führer zu einer neuen, von Nietzsche (in seinem Aufsatz über „Die Zukunft unserer Bildungsanstalten") so heiß ersehnten akademischen Bildung, zu „jenem männlich-ernsten, schwergemuten, harten und kühnen deutschen Geist", durch den allein „die deutsche Universität eine deutsche Bildungsanstalt" bleiben kann. Was ist aber dieser Geist anders, als der Geist eines Dürer, Luther, Goethe, Nietzsche? Ein Geist, der sich nicht genügen läßt an engumgrenzten Fachwissen, sondern diese Grenzen überfliegt, um von höchster Warte aus den erweiterten geistigen Lebensraum in seinem Sinnzusammenhang zu verstehen und sinngemäß zu gestalten.

Dieses „Umfassende" in dem Alterswerk Dehio's charakterisiert der Münchener Kunsthistoriker Pinder mit folgenden Worten: „Alles Schwierige, alles „Undeutliche" — denn „hübsch deutsch und deutlich", das hat Nietzsche zu Recht als einen Widersinn erkannt — alles das, was das Grenzvolk Europas sich selbst schon (und wieviel mehr den anderen!) unheimlich und dunkel macht, das Große und das Tragische Deutschlands ist hier zum ersten Male in einem Gehirn von wahrhaft meisterlicher Klarheit seiner selbst völlig bewußt, vor sich selbst darstellungsfähig geworden." „Nur ein reifer Kopf größten Formats, nur ein vornehm warmer Mensch edelster Gesinnung und auch wohl nur ein Kunsthistoriker, der wirklich von der Geschichte herkam, wie Dehio, konnte dies zusammenbringen." „In ihm (dem Werk Dehio's) wird das Entschwundene zu dem einzigen Leben erweckt, das es heute noch in uns finden kann: zu einer inneren Gesamtanschauung. Es ist in die uns heute noch mögliche Erlebnisform hineingerettet. Wer dies so tat, als sei er „dabei gewesen", wer so das strömende Geschehen in sich zu

einem geschichtlichen Bilde voll feinster Tönung geklärt hat, der setzt sich selbst in uns ein Denkmal — ein um so schöneres, als er gerade daran gewiß nicht, als er an kein anderes gedacht hat, als an das seines „wahren Helden". Und dieser ist wirklich das deutsche Volk."

Wer noch heute den Mut dazu aufbringt, trotz aller Tagesmeinung, trotz allen Geschwätzes derer, die sich auf den „Boden der geschichtlichen Tatsachen" stellen, Nietzsche's Wort wahr zu machen: „wirf den Helden in deiner Seele nicht weg", der hat wie Dehio das Recht zur „Mitregierung an dieser Welt", dem können wir getrost als Führer folgen und auf seine Worte hören, denn sein Held muß auch der unsrige sein, sofern wir noch an eine Zukunft unseres Volksstammes glauben.

* * *

Nürnberg — Dürer, diese beiden Namen umfassen ein festumrissenes Bild: Nürnberg nicht nur Bühne und Raum für einen der größten Deutschen, sondern auch gestaltetes Bild der Dürerzeit und ebenso er selbst nicht nur zeitbestimmter Gast auf dieser Bühne, sondern in und mit seinem Schicksalsraum verwurzelt, aufs engste verknüpft mit dem stolzen und freien Bürgersinn der Reichsstadt, und doch auch wieder Gestalter dieses Geistes.

Wir stehen heute — 400 Jahre später — staunend vor der Fülle, vor dem strahlenden Reichtum dieser Zeitwende des deutschen Geistes um 1500. Wenige, aber klangvolle Namen genügen, um diese zweite Blütezeit deutscher Kunst zu charakterisieren: Dürer, Vischer Grünewald, Holbein. Eine zweite Blütezeit, aber ihrem Sinn, ihrem Geiste nach eine völlig andere, als die des 13. Jahrhunderts. Entstand diese auf der Mittagshöhe einer in sich geschlossenen Kultur, deren reifstes Symbol sie war in klarer festgeprägter Stilentwicklung, so stand jene in einer tieferregten, unter Widersprüchen sich umgebärenden Welt, die um den Ausdruck ihres Wesens, um ihren Stil rang und kämpfte.

Es ist eine Zeitwende von einschneidendster Bedeutung, ist „zweier Zeiten Schlachtgebiet", der Zusammenstoß der Spätgotik mit Renaissance und Reformation. Von beiden Seiten her drohten der deutschen gotischen Kunst Gefahren — von seiten der auf dem Boden Italiens erwachsenen Renaissance — Überfremdung der Form nach, von seiten der Reformation eine völlige Umgestaltung des Kunstwillens dem Inhalte nach. Aber aus dieser Kampfesstellung der deutschen Kunst erwuchs ihr künstlerische Freiheit und höherer Schwung. Es war die Kunst der Generation, welche Luther's Tat, den 31. Okt. 1517, bewußt im Mannesalter erlebte, einer Generation, die getragen vom Ernst der Gesinnung, männlich durchaus, tiefsinnig und schicksalsbereit vom Sinn des Lebens und Beruf des Menschen groß dachte. Die Sonne schien diesem Geschlecht heller, jede Ader strömte voller. Es war „eine Lust zu leben" in dieser neuanbrechenden Welt, aber sie war zugleich vom Pathos eines tiefen Ernstes erfüllt.

„In kurzer Zeit kann verdorben werden, was Generationen gebaut (1918!), aber auch umgekehrt: in kurzer Zeit wird durch begnadete Geister vollendet, was langen Reihen von Vorfahren unerreichbar war" (Dehio).

Die Ideenwelt des Mittelalters war überlebt, der Renaissancemensch besann sich auf das Recht der Selbstbestimmung, er war erwacht aus dem „Traum, gewoben aus Kindheitsbefangenheit, Aberglauben und Wahn" (Burckhardt), er war sich seiner eigenen Würde bewußt geworden.

Um den bisher einzig gültigen religiösen Mittelpunkt spannte sich ein weiter Bogen universeller Forderungen, Forderungen nationaler und humaner Art, staatliche, gesellschaftliche und wissenschaftliche. Namen, wie Pirckheimer, Erasmus, Behaim, Holzschuher, Tucher, Fugger charakterisieren dieses aristokratische Führertum. Ihnen folgte die künstlerische Reform.

Diese gewaltige, nicht äußerliche, sondern aus den tiefsten Quellen des problematisch-protestantischen deutschen Geistes geborene Reform der Kirche, des Reichs und der wirtschaftlichen Ordnung hätte in e i n e n Strom münden können und sollen. Es ist dazu n i c h t gekommen, denn diese Generation blieb ohne Führer. Karl V. war es nicht. Und welche Kräfte waren bereit, einem wahrhaft nationalen Führer zu folgen, denn „ein lange nicht gekanntes Gefühl für deutsche Ehre glühte auf, ein Überfluß war da an physischer Gesundheit und Kraft, Wohlhabenheit, Arbeitsfreude und Erfindungsgabe."

Wo für einen solchen schöpferischen Geist, dem „Begriffe zu eng" und „Worte zu grob" sind, die Form, die Gestalt gesucht wird, kann es nur die Sprache der Kunst sein, denn sie ist „Aussprache des Unaussprechlichen". Trotzdem wurde die Zeit um 1500 in Deutschland doch kein „ästhetisches Zeitalter", wie die Renaissance in Italien oder die klassische deutsche Epoche um die Zeit Goethes's.

Ein ganz wesentlicher Zug, der diese Zeit gegenüber der des XIII. und XIV. Jahrhunderts kennzeichnet ist der, daß ihr die monumentale Kunst der Architektur fehlt. Da sie eine Kunst der Abstraktion und Synthese ist, fehlten für sie alle Vorbedingungen, weil die Zeit um 1500 zu leidenschaftlich, zu personal war, das Gefühl für das Monumentale war noch nicht verloren, aber schwächer geworden.

Mit dem Zurücktreten des Sakralbaus schwindet auch die hohe Kultur mittelalterlicher Glasmalerei (St. Lorenz und Sebalduskirche in Nürnberg).

An ihre Stelle tritt die Blütezeit der Graphik in Dürer's Passionen und Apokalypse und Holbein's Totentanz. Der poetisch-sittlich-religiöse Gehalt findet die Freiheit der Form in dieser Schwarz-Weißkunst oder im Tafelbild und der Kleinplastik.

Denn trotz Hans Sachs und den Meistersingern von Nürnberg steckt in dem Sebaldusgrab von P. Vischer oder dem Isenheimer Altar von Gruenewald mehr Poesie, als in der Dichtkunst jener Zeit.

Es ist die Zeit, da sich der Umbruch von der Raumkunst zur Zeitkunst, von dem Monumentalbau zur Musik und zur Dichtkunst vollzieht. Wie um 1300 wohl Kathedralen und Monumentalbauwerke entstanden, aber keine

Symphonien, so heute umgekehrt. Wir stehen heute in einer, dem Wesen nach anderen Kunstgeneration, die ihre Geburtsstunde damals erlebte.

Es wäre ein Irrtum, wollte man glauben, daß jene neue Kunstform und Kunstgattung um Dürer und seine Zeitgenossen Ausdruck des Protestantismus gewesen sei. Das war sie nicht, sondern Ausdruck der Reformation, eines *Werdenden, noch nicht Gewordenen* und durch dieses Betonen des Rechtes der Individualität bekommt sie den ganz persönlichen, um Gestalt und Form ringenden Charakter.

Die Wiederentdeckung der Antika ist nur die *eine* Seite der Renaissance und bedeutet für diese in Italien mehr als in Deutschland, wenn auch hier ihr Einfluß in den humanistischen Kreisen, bei Männern eines umfassenden Wissens, wie Melanchthon, Pirckheimer, Erasmus kein geringer war. Aber wesentlicher bleibt für die geistige Haltung das veränderte Grundgefühl dem Menschen und der Welt gegenüber.

Nicht nur der Mensch gewinnt an Bedeutung, sondern auch die Welt für ihn, es geht ein neuer Zug von *Weltfreudigkeit* durch die Zeit, die sich auch in Luthers Schriften kundtut.

Und auf dem Gebiet der bildenden Kunst tritt das Bildnis und die Landschaft in den Vordergrund und zwar in dem Sinne, daß nicht dargestellt wird, was *ist*, sondern was wert ist zu sein.

„Bildlos war das Urchristentum gewesen, und bildlos das Urdeutschtum", so mußte die deutsche Renaissance auf kirchlich-religiösem und nationalem Gebiet ihren Ausdruck im wesentlichen in Sprache und Musik finden (Luthers Bibelübersetzung, Luthers Choräle).

Hierin liegt auch der bedeutsame Unterschied, der uns im Einfluß der Antike auf die italienische und deutsche Renaissance entgegentritt. Deutschland sah die Antike, sah Italien mit anderen Augen an, als der Romane sich selbst und sein Vorbild. Hier war es ein formales Prinzip, eine wohlabgewogene harmonische Gestaltung, repräsentativ und normgebend — dort war es die freie Gestaltung aus den Tiefen eines Seelenkampfes, das Recht der Persönlichkeit auf den eigenen Ausdruck. Der Akzent liegt hier auf der aus gegensätzlichen Kräften sich gestaltenden Lebensdynamik. Und dieses neue Lebensgefühl umfaßt und durchdringt hier nicht nur den Einzelmenschen, sondern mit ihm die Welt, den Kosmos. Nicht, wie zu Zeiten der Gotik — ist der Mensch bloß Gefäß und passiv begnadeter aus Himmelshöhen vom himmlischen Wunder, das neue Gefühl kosmischer Größe, ein wirkliches Naturgefühl läßt ihn die offenbar werdenden Wunder des kosmischen Lebens in sich und seiner Welt erkennen.

Das ist im Grunde nichts anderes, als urdeutsche *Romantik*. Diesen Grundzug der deutschen Renaissance hat Dehio als erster ausgesprochen.

Und in diese Welt völlig neuer erweiterter Horizonte tritt Albrecht Dürer, er selbst als Gestalter, als Repräsentant dieser Welt — der erste moderne Mensch in der deutschen Kunst, dem Brauch und der Tradition der verklungenen Gotik stellt er sein Ich gegenüber und doch schwingt auch in seiner Kunst das alte deutsche romantische Ideal von geheimnisvoller Tiefe wieder, das den Grundzug auch in der deutschen Gotik, dem deutschen Barock bildete — der faustische Drang.

„Ein neuer Bildungsidealismus und Universalismus, wie später zur Goethezeit" (Dworak) bahnt sich den Weg.

Und dieser Weg, den jede Zeitenwende betreten muß, die vor der Aufgabe steht, und sich der Verantwortung bewußt ist, aus dem Chaos des Umsturzes dieser verwirrten Welt eine neue Form, eine lebensfähige Gestalt zu geben, ist auch unser Weg.

Es ist der Aufstieg vom bloß Wissenden zum Anschauenden und weiter zum Gipfel der Bildungspyramide Goethes zum Umfassenden.

Wie hat Dürer diesen Gipfel erklommen? Mit staunend-suchendem Blick taucht er in alle Tiefen des naturhaft, organisch Gewordenen. Nicht nur die menschliche Gestalt, das Tier, den Vogel in seinem schillernden Federschmuck, die Landschaft in ihrer Weite und farbigen Tiefe, auch die geringste Pflanze, das Rasenstück sucht sein Auge zu ergründen, seine Hand festzuhalten. Die Ehrfurcht vor dem Wunder des Werdens läßt ihn das Gesetz dieses Werdens auch im Grashalm erkennen. Und dieses, durch alles Individuelle hindurchscheinende allgemeine Gesetz des Typus versucht Dürer immer wieder in die bindende mathematische Formel zu kleiden, eine Proportionslehre für den Menschentypus zu schaffen. Es ist der charakteristische deutsche Widerstreit zwischen dem Normativen und dem Individuellen, der Widerstreit zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen Gesetz und Freiheit.

Und ein ähnlicher Gegensatz tritt uns in seinen Bildnissen entgegen: die scheinbar statuarische Ruhe des Dargestellten in scharf charakterisierender Plastik läßt die willensmäßige Bändigung des innerlich Gespannten, Widerstreitenden ahnen, wie es kaum jemals stärker zum Ausdruck gekommen ist, als in seinen Apostelgestalten. Aber es liegt in diesen Tafelbildern, die er dem Rat der Stadt Nürnberg zum Geschenk darbringt, ein weit tieferer Sinn: es ist nicht nur die Absicht Dürer's, in diesem Werke die Idealgestalten der Apostel, wie sie vor seinem geistigen Auge erschienen, zur Darstellung zu bringen, das an den Rat beigegebene Begleitschreiben läßt sie als Rufer im Streit, als drohende Warner erscheinen, als Verkünder des Schriftwortes, welches den willkürlichen und zuchtlosen Auswüchsen der Reformation Halt gebieten sollte. Hier wird der protestantischen Freiheit die Norm des Bibelwortes entgegengestellt. So dürfen wir sagen, daß in Dürer jener „neue Bildungsidealismus und Universalismus" Gestalt gewinnt in der ehrfürchtigen Erkenntnis eines Sinnzusammenhanges des Kosmos, aus seiner Anschauung der Welt und des Menschen, daß in ihm diese Erkenntnis zur Gesinnung, zur Aufgabe wird, sich selbst umfassend zu gestalten, sich zur Ganzheit bilden, um das Recht zur Mitregierung an dieser Welt zu erlangen, um sie nach seinem Bilde zum Ganzen zu formen.

Hat uns die Gestalt Dürer's noch heute etwas zu sagen, hat Deutschland gewußt, was es tat, als es das Jahr 1928 das Dürerjahr nannte?

Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der vertiefe sich in Georg Dehio's „Geschichte der deutschen Kunst" insbesondere sein Dürerkapitel,

dem wir hier im wesentlichen gefolgt sind. Vielleicht wird auch er die Not aller Deutschen auf Erden und so auch unsere eigene stärker und tiefer erkennen, weil er an der Hand dieses Führers den Pulsschlag und Sinn dieser Leidenszeit erfühlte — er wird aber auch den einzigen Weg erkennen, der uns wieder zu uns selbst führt, der Weg der Ehrfurcht und Gesinnung, der uns allein den Mut zur Wahrheit und zur Tat gibt.

„Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg", so lautet das Gebot der Stunde — und der erste Schritt zu diesem Bekennermut ist Heldenverehrung.

Die Erneuerung der Platonischen Ideenlehre in der Gegenwart.

Von P. Bokowneff.

Der Gemeinplatz, daß es nichts neues gäbe unter dem Mond und daß alles schon einmal dagewesen sei, ist ebenso falsch wie der Wahn der Optimisten des Fortschritts, die da meinen, daß wir es herrlich weit gebracht hätten und mit Recht auf die Menschen vergangener Zeiten herabblicken dürften. Die großen Probleme der Menschheit sind immer die gleichen geblieben, aber wie eine jede Zeit ihr eigenes Gesicht hat, so haben die gleichen Probleme im Laufe der Zeiten ihr Antlitz gewandelt. Von immer neuen Seiten ist man an die Fragen herangetreten, und wenn in Jahrhunderte währendem Denken jeder Schritt, der näher zur Wahrheit führte, erkämpft werden mußte, so ist aller Fortschritt immer nur relativ gewesen. Das Neue, das eine Zeit brachte, war lange nicht immer ein Fortschritt im absoluten Sinne, ein Schritt näher zur Wahrheit, sondern sehr oft nur eine andere Teilansicht der Wahrheit, die alte Wahrheit, von einer neuen Seite aus gesehen, oft aus weiterer Entfernung als früher. Die Wahrheit ist eine, aber Ansichten von ihr gibt es so viele, als es Verschiedenheiten menschlicher Geister gibt, zu allen Zeiten gegeben hat und geben wird.

Fast alle Probleme, die wir in der Geschichte der Philosophie antreffen, lassen sich schon in der Philosophie der alten Griechen nachweisen, die in wunderbarer Klarheit und Einfachheit ein Urbild des Philosophierens gegeben zu haben scheinen. Seitdem sind die philosophischen Probleme umfangreicher und differenzierter geworden, und darum eignet der heutigen Philosophie nicht mehr jene Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit, welche die griechische Philosophie auszeichnete, aber die Probleme sind zu einem großen Teil dieselben, gleichviel ob die Denker unserer Zeit sich bewußt Anregung von den Griechen holten oder unabhängig von ihnen den Fragen näher traten. Darum kann man zuweilen Klarheit in die scheinbar verworrene und zweifellos komplizierte Gedankenarbeit der Gegenwart hineinbringen, wenn man sich einmal wieder zur griechischen Philosophie zurückwendet und in ihr die entsprechenden Urformen des Philosophierens aufsucht.

Wenn der Rationalismus der jüngsten Vergangenheit auch keineswegs, wenn auch nur im Prinzip, der Philosophie des Parmenides gleichzusetzen ist, so erinnert das Weltbild des Rationalismus mit seiner Klarheit und zugleich lebensfernen Starrheit doch gewissermaßen an das unbewegliche, unveränderliche Sein des Eleaten. Aber viel mehr in die Augen springend ist die Verwandschaft zwischen dem Relativismus und Irrationalismus unserer Zeit mit den Lehren Heraklits. Wenn Bergson das Leben einen Strom nennt und in der unaufhörlichen Bewegung in der ganzen Welt eine schöpferische Entwicklung am Werk sieht, die sich in immer neuen Gestalten kundgibt, und in der Lebensschwungkraft die Gottheit erkennt als ein sich selber im Laufe der Zeit erzeugendes Wesen, so ist das eine Auffassung, die wir schon bei Heraklit von Ephesos finden können. Wie einst Protagoras aus der Lehre, daß alles in ständiger Veränderung begriffen sei, den Schluß zog, daß die Welt dann unerkennbar sein müsse, und so zu einem völligen Skeptizismus gelangte, folgerte auch Bergson aus den gleichen Prämissen die Unerkennbarkeit alles Lebendigen durch den Intellekt, dem er nur die Erkenntnis der anorganischen Welt zuweist. Dennoch bleibt Bergson nicht bei einem Skeptizismus inbetreff des Lebens stehen, sondern findet in der Intuition das geistige Organ, das uns befähigt, in geheimnisvoller Weise in das Allerheiligste der lebendigen Wirklichkeit einzudringen und das Unergründliche, das Irrationale zu schauen. Und wie in der Antike Platon die Gegensätze von starrem Sein und unaufhörlichem, uferlosem Fließen überwand und zu einem System verschmolz, so ist auch heute eine Bewegung im Gange, die auf eine Aufhebung beider Extreme in einer höheren Einheit hinarbeitet. Man ist weit davon entfernt, die Welt in ein starres System von Begriffen verwandeln zu wollen, aber man hat wiederum auch schon eingesehen, daß das Leben mehr ist als ein unendlicher Strom voller Wechsel und Wandel; man sieht heute in der Welt auch eine Ordnung, und Ordnung ist Vernunft.

Daß eine Philosophie des Lebens nicht notwendiger Weise ein uferloser Intuitivismus zu sein braucht, hat Hans Driesch (geb. 1867) gezeigt, der, ursprünglich von der Zoologie ausgehend, sich weit über das naturwissenschaftliche Bereich erhoben und ein eigenes philosophisches System aufgestellt hat. Indem er diesem eine logische Grundlage zu geben sucht, zeigt er, daß wir beim Erkennen nicht nur wissen, daß wir ein Objekt, ein Etwas erkennen, sondern zugleich auch, daß es ein geordnetes Etwas ist, wobei es uns bewußt ist, was Ordnung ist und welches die Kennzeichen sind, an denen wir Ordnung erkennen. Wir haben, wie Driesch sagt, „ein Urwissen von Ordnung und Ordnungszeichen". Daß wir am Etwas Ordnung schauen, gehört nach Driesch zu den Urtatsachen des Philisophierens. Es ergebe sich danach, daß die logische Grundlage eine philosophische Ordnungslehre sein müsse. Auf die Ordnungslehre, die Driesch gegeben hat, soll hier nicht näher eingegangen werden; es soll hier nur die Tatsache hervorgehoben werden, daß Driesch in der Welt eine Ordnung findet; auch das soll betont werden, daß wir nach Driesch die Ordnung „schauen", d.h. unmittelbar erkennen. Hier zeigt es sich, daß die Philosophie nicht ohne einen festen Halt, ohne etwas Bleibendes auskommen zu können meint, nachdem

der Glaube an das Objektive und Absolute ins Wanken geraten und der Relativismus und Subjektivismus in den Vordergrund getreten waren. Drieschs Ordnungslehre ist kein Relativismus und Subjektivismus mehr. Der Glaube an das Objektive und Absolute fängt an zu erstarken. Hatte sich zuerst das Leben gegen den Gegenstand aufgelehnt, so verlangt man jetzt nach einer gegenständlichen Wahrheit. Es erhebt sich wieder die Frage, ob es nicht doch Werte gibt, die von uns unabhängig sind. Man fängt an zu erkennen, daß man ohne zeitlose, absolute Werte nicht auskommen kann.

Das Problem des Wertes untersuchte Wilhelm Windelband (1848—1915). Was für mich oder einen anderen Geltung und Wert hat, das ist von subjektiver Bedeutung. Psychologisch muß Geltung und Wert auf ein subjektives Bewußtsein bezogen werden. Aber nicht um die psychologische Frage nach dem Zustandekommen eines Wertes handelt es sich für Windelband. Wie die theoretische Wahrheit stets eine logische Geltung, eine Geltung an sich verlangt, ohne Beziehung auf ein Bewußtsein, so beanspruchen auch die Werte eine überindividuelle Geltung. Über die subjektiven Beurteilungen hinaus bilden sich neue Wertungen, die auf irgend welches Gesamtbewußtsein bezogen werden. Wie die Erkenntnistheorie ein „Bewußtsein überhaupt" annimmt, um die logische Gesetzmäßigkeit zu begründen, so postuliert Windelband ein „Normalbewußtsein", auf das „die Werte an sich" sich beziehen. Dieses Normalbewußtsein bedeutet, daß es auf dem Gebiete der Werte eine sachliche Ordnung gibt, die sich nicht in psychologische Beziehungen des individuellen Subjekts auflösen läßt. In diesem Sinne spricht Windelband von einer Welt der Werte, in der es höhere, höchste und niedere Werte gibt. Es muß also eine Rangordnung von Werten geben, die sich zu einem System zusammenschließen. Ein solches System der Werte hat Windelband nicht geliefert. Es ist ihm nicht gelungen, mancherlei Unklarheiten zu überwinden.

Eine schärfere systematische Ausgestaltung hat die Wertphilosophie durch Heinrich Rickert (geb. 1863) erhalten. Neben rein theoretischen Aufgaben hat die Philosophie auch die Aufgabe, den Sinn des Lebens zu deuten. Diese Aufgabe erfüllt ein System der Werte. Rickert gewinnt es, indem er von den Objekten ausgeht, an denen Werte haften. Solche Werte sind ihm die Kulturgüter. Die objektive reale Kultur ist das Material der Wertphilosophie. Rickert bemüht sich, logische und ethische Werte zu unterscheiden. Aber das Verhältnis von Logik und Ethik wird nicht genügend erklärt. Es besteht einerseits die Gefahr, daß die Logik sich in eine Ethik verwandle, indem Rickert in der Logik ohne weiteres auch Werte annimmt, während es sich in der Logik nur um Gültigkeit handeln kann. Andererseits entsteht hier das eigenartige Problem, daß wiederum die Ethik durch die Logik gestützt werden soll, daß also nicht-theoretische, irrationale Werte durch etwas Theoretisches, Rationales begründet werden sollen. Diese Schwierigkeiten fallen fort, sobald man die logische Gültigkeit nicht als Wert ansieht. Logik ist nicht ein Wertgebiet neben anderen, sondern hat eine grundlegende Bedeutung für die Behandlung jedes anderen Gebietes. Sobald man aber von der Bedeutung eines Kulturganzen oder einzelner Gebiete und Produkte

desselben spricht, handelt es sich nicht mehr um logisch-systematische Geltung, sondern um Werte.

Der Forderung der Zeit, daß inmitten des Flusses der Erscheinungen wieder das Wesenhafte, Bleibende mehr hervorgehoben werde, kommt neben der Theorie der Werte in hervorragendem Maße eine neue Richtung in der Philosophie entgegen — die Phänomenologie. Edmund Husserl (geb. 1859), der Begründer dieser Richtung, fordert, daß die Philosophie über die in Raum und Zeit befindliche Wirklichkeit hinaus nach dem rein logischen, überzeitlichen Wesen der Dinge greifen solle. Husserl nennt das „Wesenschauung", d. i. eine Anschauung, die das Wesen selbst unmittelbar erfaßt, ohne das individuelle Dasein des Dinges zu berücksichtigen. Wir werden dabei an Driesch erinnert, der es als eine Urtatsache des Philosophierens bezeichnet, daß wir in der Welt eine gewisse Ordnung „schauen". Es ist das nicht eine zufällige Übereinstimmung in den Ausdrücken; in der Tat ist Driesch von Husserl beeinflußt. Es handelt sich hier wie bei Husserl um eine Intuition, die aber frei ist von allem Mystischen, was ihr bei Bergson anhaftet. Wenn die ganze natürliche Welt und alle darauf bezüglichen Wissenschaften ausgeschaltet oder, wie Husserl sich ausdrückt, „eingeklammert" sind, so bleibt nach Husserl etwas übrig, was er die Welt als Wesenheit, die Welt als Idee nennt. Die natürliche Wirklichkeit zieht er damit nicht in Zweifel, er setzt sie nur „in Klammern", damit die ihr zugrunde liegenden Wesenheiten in ihrer Reinheit erschaut werden können. Auf diese Weise meint er a priori feststellen zu können, worin das Wesen eines Dinges besteht, ganz abgesehen davon, wann und wo es uns in der Erfahrungswirklichkeit begegnen möge.

Dieser Auffassung Husserls liegt die Voraussetzung zugrunde, daß alles Sein in seinem Wesen Bewußtsein oder Inhalt eines „reinen", d. i. absoluten Bewußtseins ist. Dieser Gedanke eines reinen oder absoluten Bewußtseins ist uns schon bei Windelband begegnet; es ist der Begriff des „Bewußtseins überhaupt", der die logische Gesetzmäßigkeit begründen soll: eine Wahrheit ist wahr ohne Beziehung auf ein individuelles Bewußtsein; sie hat eine überindividuelle Geltung, eine Geltung an sich in Beziehung auf ein angenommenes „Bewußtsein überhaupt". Husserl nennt es ein reines oder absolutes Bewußtsein, oder er spricht auch von einem reinen oder absoluten Ich. Wenn wir das reine Ich einer eingehenden Analyse unterwerfen, so können wir nach Husserl darin das ideelle Wesen der Dinge unabhängig von ihrer Erfahrungswirklichkeit nachweisen und die phänomenologische Struktur der ideellen Welt feststellen. So eröffnet sich uns ein Einblick in jene Sphäre, die sich jenseits von Raum und Zeit befindet und über der die Weihe der Ewigkeit liegt: das rein Logische.

Ebenso wie in der Wertlehre können wir in der Phänomenologie eine Hinwendung zur Idee sehen, ein Wiederaufleben der platonischen Ideenlehre. Dem übertriebenen Rationalismus der letzten Jahrzehnte war ein Irrationalismus gefolgt, der sich in einen uferlosen Relativismus und Intuitivismus auszuwachsen drohte. Dem gegenüber kommt jetzt das Gegenständliche und Wesenhafte wieder zu Ehren. So entstehen Philosophien, die sich von Übertreibungen nach beiden Seiten hin, der rationalistischen sowie

der irrationalistischen, freihalten, aber von beiden Seiten gelernt haben, und in deren Zentrum die Idee erscheint, sei es als etwas Rationales, als logische Gegenständlichkeit, sei es als Wert, also etwas Irrationales, das im letzten Grunde im Glauben wurzelt.

Neben diesen zwei Seiten der platonischen Idee wird heute noch eine dritte lebendig. Die platonische Idee ist vieldeutig. Sie enthält im Keime Elemente, die wir heute scheiden, und die doch ihrem Wesen nach zusammengehören, eben kraft jenes Gemeinsamen, das sie alle zu der ewigen, unveränderlichen Idee macht. Die Idee ist bei Plato zugleich Allgemeinbegriff und Wert, aber auch Ziel einer Entwicklung. Bald tritt das eine Element der Idee bei ihm mehr hervor, bald das andere. In unserer Zeit sind es getrennte Gebiete der Philosophie, in denen das eine oder andere Element der Idee mehr in den Vordergrund tritt. Das dritte der eben genannten Elemente treffen wir in der Naturphilosophie. In ihr erstarkt ein neuer Vitalismus, der sich der mechanischen Erklärung des organischen Lebens widersetzt und die Zweckmäßigkeit und Zwecktätigkeit der Organismen dadurch zu erklären sucht, daß er nach dem Vorgang von K. E. von Baer „zielstrebige Kräfte" oder wie der Botaniker Reinke sie nannte, „richtunggebende Kräfte" oder Dominanten annimmt. Hans Driesch weist darauf hin, daß die Formbildung des Organismus nicht physikalisch oder chemisch erklärt werden kann, sondern daß ein neuer elementarer Faktor zu Hilfe genommen werden muß, nämlich die Entelechie, d. i. eine Kraft, die das Endziel ihres Strebens in sich trägt. Der Ausdruck stammt von Aristoteles, und der Begriff ist gar nicht verständlich ohne die platonische Philosophie. Es handelt sich dabei um eine Bewegung auf die Idee hin, und die Idee erscheint hier als Ziel. Die organische Philosophie unserer Zeit ist also undenkbar ohne die platonische Idee.

Schließlich finden wir auch in der jüngsten Kulturphilosophie eine Hinwendung zur Idee. Hier tritt ebenfalls das dritte Element — das Ziel — in den Vordergrund. Diese Kulturphilosophie ist eine Reaktion auf die Geschichtsauffassung Oswald Spenglers, wie diese wiederum bewußt einen Gegensatz zur einseitig intellektualistischen Geschichtsauffassung bildet. Spengler hatte den Relativismus der Nachkriegszeit auf dem Gebiet der Kulturphilosophie mit großartiger Konsequenz zu Ende gedacht. Alles wird bei ihm als geschichtliches Phänomen behandelt, psychologisch verstanden und als etwas Relatives aufgehoben. Im Mittelpunkt dieser Geschichtsauffassung steht der Begriff des Schicksals. Eine kausale Notwendigkeit gibt es nur in der anorganischen Welt, über der Weltgeschichte waltet das Schicksal, und es wäre sinnlos, wenn ein Volk gegen sein Schicksal ankämpfen wollte. Die Völker eines jeden Kulturkreises haben ihre Sendung zu erfüllen und ihr Schicksal zu ertragen. Und ist die Zeit des Niederganges einer Kultur gekommen, wie es nach Spengler für die Kultur des Abendlandes der Fall ist, so ist es unnütz, die Bewegung der Niederganges aufzuhalten. Die einzige philosophische Haltung, die noch möglich bleibt, ist in theoretischer Hinsicht die des Skeptizismus, in praktischer Hinsicht der Heroismus im Ertragen des Schicksals.

Gegen diese negative und zersetzende Geschichtsauffassung und diese pessimistische und fatalistische Stimmung erhebt sich die Kulturphilosophie Freyers. Es gibt nach Freyer eine Form, welche die scheinbar beziehungslos und ohne inneren Zusammenhang nebeneinanderstehenden Teile einer zerfallenden Kultur in sich aufnimmt und einigt, — das ist der Staat. Durch ihn erhalten die auseinanderfallenden Kulturwerte einen neuen Zusammenhang, und sie brauchen nicht zu zerfallen, wenn bei den Menschen der starke Wille da ist, dem Ganzen zu dienen. Das Wesen des Staates ist, daß er ein Stufenbau von Über- und Unterordnungen, ein System gegliederter Berufe, eine vertikale Schichtung nach Gehorsam und Leistung darstellt, in der es nicht Herrschende und Beherrschte, sondern Führerschaft und Gefolgschaft gibt. Der Staat ist eine Schaffensgemeinschaft, in der führende Persönlichkeiten und der freie Wille der Einzelnen zusammenwirken. Organisation, Gesetz und Zwang sind nicht das Wesentliche, sie können nur nachhelfen. Einen Staat im wahren Sinne gibt es nur da, wo jeder Einzelne sich als Diener des Staates fühlt. Nur der Staat, dieses überpersönliche Gesamtobjekt, kann das komplizierte Gefüge von objektiven Werten zusammenhalten und somit dem vorbeugen, daß die Kultur in bloße Zivilisation zerfällt. Das Subjekt der Kultur ist also jetzt nicht mehr der einzelne Mensch, sondern der Bau aus Menschen. Die Stärke des Staates beruht darauf, daß er ein Gebilde aus Herzen ist, das nicht zertrümmert werden kann.

Was Freyer vom Staat sagt, gilt von jeder Schaffensgemeinschaft, die als ein überpersönliches Gesamtsubjekt auftritt. Auf die Dimensionen der Gemeinschaft kommt es dabei im Wesentlichen nicht an, sondern nur darauf, daß es eine wirkliche Gemeinschaft ist. Der Staat in diesem Sinne ist eine Idee. Die Wirklichkeit mag von dieser Idee weit entfernt sein. Aber wo diese Idee lebt, da läßt sie sich nicht unterdrücken, und wo sich der Wille zeigt, der Idee zu dienen, da sind wir trotz Spengler berechtigt zu einem trostreichen Ausblick in die Zukunft.

Wenn wir heute noch kein das ganze geistige Leben beherrschendes philosophisches System besitzen, so braucht uns das nicht im Glauben an die Zukunft der Philosophie irre zu machen. Das wirre Durcheinander der philosophischen Richtungen beginnt sich zu klären, und die Prinzipien, die sich in der Philosophie geltend machen, berechtigen uns zu der Annahme, daß die Philosophie der Zukunft eine Neugestaltung der Platonischen Ideenlehre sein wird. Aus dem Chaos heraus, in dem sich sogar der Gottesbegriff verflüchtigte, sehnt sich der Mensch nach einem festen Halt, und er findet einen Halt in den überpersönlichen Werten und Wahrheiten, den Werten und Wahrheiten an sich, dem absoluten Ziel, kurz in der Idee.

Bewußtes und Unbewußtes.

Versuche an Gehirnverletzten.

Nach Vorträgen der Professoren Karl Goldstein und Adhemar Gelb auf den Davoser Hochschulkursen.

Von Margarete Driesch-Leipzig.

Die Vorträge während der Davoser Hochschulkurse sind, man darf das ruhig, ohne zu übertreiben, sagen, eine Reihe von Spitzenleistungen. Man hatte am Eröffnungstage, dem 18. März, nach einem feierlichen Aktus am Vormittage, einen Festvortrag nachmittags von Albert Einstein, den zwar nur wenige verstanden haben, dessen Gediegenheit aber auch der Laie verspürte. Man wurde dann während der ersten Vortragswoche in konzentriertester, aber anschaulicher und fesselnder Form von Hans Driesch in drei Vorträgen mit den wichtigsten Punkten der Metaphysik (Lehre von der Wirklichkeit der Natur) vertraut gemacht, während der französische Philosoph von der Sorbonne, Lévy-Bruhl in anregender Weise von der „Mentalität der primitiven Völker" erzählte, und sein Kollege Thibaudet von der Genfer Universität vor unserem inneren Auge während zwei Vorlesungen in plastischer Form die Gestalten von Taine, dem Historiker und Amiel, dem klassischen Genfer Schriftsteller, erstehen ließ. Jean Piaget aus Neuschatel hatte aufmerksamste Zuhörer in seinen Vorträgen über Kinderpsychologie; Häberlin — Basel und Liebert — Berlin beschäftigten sich in Seminaren mit Charakterologie und Erkenntnistheorie und die Professoren Litt — Leipzig, Hartmann — Köln, Tillich — Dresden, Rothacker — Heidelberg, Medicus — Zürich und Grisebach — Jena behandelten jeder von seinem besonderen Gesichtspunkte aus ethische Fragen und Probleme der Weltanschauung überhaupt. Viele schon in Davos lebende, sowie für die Kurse zugereiste Studenten, viele einheimische Davoser und viele der anwesenden Kollegen bildeten stets das aufs lebhafteste interessierte Publikum. Am stärksten war aber wohl die sachliche Anteilnahme am Thema der vier Vorträge, die die Professoren Goldstein und Gelb aus Frankfurt abhielten. Sie bildeten zusammen ein Ganzes.

Aus diesen vier Vorträgen will ich hier das Wesentlichste darstellen, handelt es sich doch bei diesen Beobachtungen und Experimenten an Gehirnverletzten nicht nur allein um Feststellungen ihrer gestörten Geistestätigkeit, sondern vielmehr um wertvolle Aufschlüsse aus dem Reiche des Unbewußten. Es handelt sich bei diesen Gehirnverletzten um solche, die durch Unglücksfälle, also vorwiegend im Kriege, an der Rinde des Großhirns verletzt wurden.

Es wurde schon seit längerem angenommen, daß das Großhirn der Sitz ganz bestimmter „Ueberlegungen" sei, um in unserer Laiensprache sich auszudrücken. Welcher Art diese nun sind, und wie man sie in das gesamte Denken einreihen soll, zeigten uns Goldsteins und Gelbs Versuche und Erläuterungen. Es handelt sich natürlich nur um ganz einfache Versuchsmöglichkeiten. Spürt der Gehirnverletzte z. B. den Stich einer Mücke oder das Krabbeln einer Fliege, so wird er, wie jeder normale Mensch — wir sagen dafür gern „instinktiv" schnell nach der Stelle hingreifen und Mücke oder Fliege damit vertreiben. Sagt nun aber der Arzt zu ihm, er solle ihm dieselbe Stelle z e i g e n, so kann er das nicht. Dazu gehört also offenbar eine abstrakte Ueberlegungsform, die der Kranke nicht mehr findet. Wichtig ist nun für das weitere, sich dazu die Erklärung zu merken. daß beim spontanen, instinktiven Hingreifen ein unbewußter, beim Hinzeigen ein bewußter Vorgang sich vollzieht. Dasselbe wird illustriert durch einige weitere Beispiele: Tritt mit Geräusch ein Mensch ins Zimmer, so dreht sich der Gehirnverletzte um und sieht nach dem Eintretenden. Er, der Kranke, kann aber nachher nicht mehr sagen, von welcher Stelle aus der andere ins Zimmer kam. Er trinkt spontan Wasser, wenn er Durst hat und ein gefülltes Glas vor ihm steht. Er kann aber nicht zeigen, wie man Wasser trinkt, wenn man ihm ein leeres Glas hinhält und bittet, er möge zeigen, wie er es macht, wenn er trinkt. Er kann aus der Situation heraus reden, er kann aber nichts frei darstellen, z. B. eine Geschichte erzählen. Er kann ebenso nicht den Inhalt einer Geschichte, die man ihm erzählt, mehr erfassen, weil ja in jeder erzählenden Darstellung mit Begriffen operiert wird. Er kann sich nicht mehr auf das „Mögliche" einstellen. Er kann auf ein bestimmtes Ziel, z. B. die Gartenpforte, wo die Kameraden stehen, hingehen; er kann aber nicht ziellos herumschlendern. Sein Raumbegriff ist durch den Mangel an Kombinationsfähigkeit ein anderer geworden. Er weiß da wieder nicht, was er da eigentlich machen soll. Auch „umsehen" kann er nicht. Zeigt man ihm z. B. ein Vexierbild, eine weiße Vase auf schwarzem Grund, so wird er stets die weiße Vase sehen, oder auch, was er gerade z u e r s t erfaßt hat, die zwei schwarzen Profilgesichter rechts und links von der Vase, die den schwarzen Grund bilden. Der normale Mensch hat es in der Hand, einmal das eine oder das andere zu sehen. Der Gehirnverletzte hat nur das eine zuerst gesehene Bild, er kann also wieder nicht bewußt kombinieren. — Wenn es die Situation ergibt, schreibt er seine Namensunterschrift, aber kein Großhirnverletzter kann zeigen, w i e man schreibt. Ganz besonders merkwürdig ist auch das Folgende: Ueberströmt man graues Papier mit rotem Licht, so sehen diese Kranken das Papier doch noch immer grau, und zwar so lange, bis sie durch Farbenbenennungen, die man ihnen vielleicht vorsagt, das Wort „ R o t " gefunden haben. Dann sollen sie ganz glücklich sein und gelegentlich angegeben haben, daß das Papier „erröte". Derselbe Vorgang spiele sich bei Belichtung mit anderen Farben ab.

Alle dieser Art Kranken seien auch von einem peinlichen Ordnungssinn, in ihren Schränken und Kommoden muß alles so liegen, daß sie stets nur an dieselbe Stelle zu fassen brauchen. Es ist dies nach dem Vorherge-

henden ja verständlich.. Der Kranke fürchtet sich vor dem, was er nicht mehr kann, (dafür soll er ein starkes Gefühl, gewissermaßen ein Angstgefühl haben), — also richtet er sich nach Möglichkeit seine Umgebung so ein, daß er wieder mit ihr fertig wird. Ein einleuchtendes Beispiel dafür sind also seine peinlich geordneten Schubfächer u. s. w.

Es ist klar, daß diese Kranken unproduktiv sein müssen. Alles, selbst das Einfachste, was wir mit „Einfällen" bezeichnen, fehlt ihnen ja nach der Verletzung der Rinde vom Großhirn gänzlich.

Wir wollen das Theoretische dieser Versuchsordnungen zusammenfassen: Die Herren Goldstein und Gelb bezeichneten die Handlungsweise dieser Kranken als k o n k r e t, gegenüber der ihnen versagten a b s t r a k t e n Handlungsweise. Das konkrete — instinktive, spontane Handeln bezeichneten sie ferner als u n b e w u ß t, während der normale Mensch neben diesem Handeln auch noch das abstrakte, das b e w u ß t e Handeln kennt. So darf man daraus den Schluß ziehen, daß erst das bewußte Handeln den schaffenden höheren Menschheitstypus ermöglicht. Wir lernen daraus, daß das Bewußte und Unbewußte zwei getrennte Teile im Gehirnorganismus sind. Der Sitz des bewußten Handelns wurde bei den Kranken in der Rinde des Großhirns also zerstört. Das Bewußte kann nicht in das Unbewußte ü b e r g e h e n, wohl aber kann bei gesunden normalen Menschen eines auf das andere Einfluß üben.

Descartes stellt die These auf, daß nur das „G e w u ß t e" Seele sei. Hier liegt fast eine Bestätigung dafür vor. Für viele der Hörer war es zum Schluß eine Ueberraschung, daß Goldstein noch auf Freud kam und zwar in mehr oder weniger ablehnender Form von dessen Konstruktionen. Freud habe zwar das große Verdienst, ein ganz neues Gebiet erschlossen zu haben, aber seine Begriffe vom Unterbewußtsein seien nicht klar formuliert. Es handle sich bei der Freudschen Therapie eigentlich nie um Unterbewußtsein, also Unbewußtes, sondern durchaus um Bewußtes, einst ganz klar Bewußtes, das nur verdrängt sei. Dieses verdrängte Bewußte tritt wieder hervor zur Oberfläche des Bewußten, wenn Beziehungen dazu auftreten. Also Bewußtes wird wirksam als Bewußtes.

Schließlich noch die Schlußthese, daß der Mensch nur normal sei, wenn Bewußtes und Unbewußtes zusammenarbeite. Um nicht Mißverständnisse hervorzurufen, sei endlich auch noch erwähnt, daß Verletzungen anderer Gehirnteile, z. B. des Kleinhirns, andere Störungen entstehen lassen.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. S t i l l m a r k. Herausgeber: Prof. Dr. E r n s t M a s i n g. Direktor A l f r e d W a l t e r. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rml.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Z a h l s t e l l e n (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in R i g a: Rigaer Kreditbank; in D e u t s c h l a n d: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 24 Freitag, den 21. Dezember 1928 4. Jahrgang

Prolegomena zum Thema: „Der Günstling der Natur und der große Kopf"

von

Friedrich Würzbach.

Philosophische Auseinandersetzungen, welche Ergebnisse der Naturwissenschaften verwerten, sind heute mit Recht einer Reihe von Mißverständnissen ausgesetzt. Diskussionen nach meinen Vorträgen und besonders ein

---

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen Dr. Friedr. Würzbach's-München sind wir in der Lage das Einleitungskapitel zu seinem demnächst erscheinenden Werk „Der Günstling der Natur und der große Kopf" noch vor seiner Drucklegung — leider infolge unseres eng beschränkten Raumes verkürzt — unseren Lesern zu bringen. Die befremdend klingende Überschrift hat Dr. Würzbach in Anlehnung an Kants Gegenüberstellung dieser beiden Begriffe gewählt, die sich etwa mit den von Schiller in seinem berühmten Goethebrief benutzten „Genie" und „technischer Kopf" decken würden.

Allen denen, die in der glücklichen Lage waren, in Reval und Dorpat den tiefschürfenden Auseinandersetzungen des feinsinnigen Gelehrten über „die Krisis des Geistes ein erdgeschichtliches Problem" folgen zu dürfen, werden dankbar sein, in diesem einleitenden Abschnitt den wesentlichen Leitmotiven zu begegnen, die das Thema seiner Vorträge bildeten. Völlig überraschend aber wird es für diejenigen, welche Kant nur im Rahmen der erstarrten Überlieferung seiner Lehre um die Wende des Jahrhunderts zu sehen gewohnt waren, sein, ihn hier als Vertreter der Idee kennen zu lernen, daß der „Günstling der Natur", das Genie höher steht, als der „große Kopf", der typische Repräsentant der Kantisch umgrenzten Wissenschaft.

Die Auseinandersetzungen des Verfassers mit Hartmann, Driesch, Pleßner, Dacque (die mit den Phänomenologen folgt wohl in den folgenden Abschnitten) dem Mechanismus und Vitalismus trägt durchaus Nietzsche's Züge und die Größe dieses Propheten mit dem Kassandrablick und dem Warnerruf des Türmers von höchster Warte aus, dürfte uns allen zum Jahresabschluß zu tieferer Einkehr in unsere eigentliche Aufgabe veranlassen, den Tageslärm und die Tagesmeinung einmal zu überhören und den Gang zu den Müttern anzutreten. R. v. E.

Kolloquium an der Universität Dorpat, an welchem sich in dankenswerter Weise Professoren und Studierende eifrig beteiligten, veranlassen mich, diese allgemeinen Ausführungen dem eigentlichen Thema voranzusetzen.

Als Kant seine „Naturgeschichte des Himmels" vollendet hatte, also nach eingehender Beschäftigung mit einer Naturwissenschaft, kam ihm die ganze Problematik der Wissenschaft überhaupt zum Bewußtsein. Bei der Behandlung eines so großen Gegenstandes wie der gestirnte Himmel fühlte er die Grenzen unserer rein vernünftigen Erkenntnis und die Notwendigkeit einer kritischen Untersuchung derselben. Eine Briefstelle aus dieser Zeit besagt aber, daß die große Revolution der Wissenschaften, nämlich ihre Beschränkung auf den Nachweis mechanisch-kausaler Zusammenhänge, nur eine Vorbedingung sein sollte, damit auf dieser beschränkten aber sicheren Basis wahre Weltweisheit aufleben könne. Am 21. Dezember 1765 schrieb Kant an Lambert: „Ehe wahre Weltweisheit aufleben soll, ist es nötig, daß die alte sich selbst zerstöret, und wie die Fäulnis die vollkommenste Auflösung ist, die jederzeit vorausgeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen soll, so macht mir die Krisis der Gelehrsamkeit zu einer solchen Zeit, da es an guten Köpfen gleichwohl nicht fehlt, die beste Hoffnung, daß die so längst gewünschte große Revolution der Wissenschaften nicht mehr weit entfernt ist." Dieses Aufleben einer neuen Weltweisheit hat Kant nicht mehr erlebt, und seine eigene Aufgabe erwies sich als so groß, daß er ihr sein ganzes Leben weihen mußte. Erst in seinem Spätwerke, der „Kritik der Urteilskraft", wird ein heimliches Frohlocken fühlbar, das frohe Aufatmen eines Menschen, welcher einen jahrtausendalten verhängnisvollen Wahn für immer in seine Schranken zurückgewiesen hat. Dieser sokratische Wahn, daß das *Wesen der Welt*, ja die ganze Natur und die Psyche des Menschen *vernünftig* zu durchschauen und zu erklären sei, wurde von ihm vernichtet, und er bewundert gerade die Unerkennbarkeit der Natur: „Vielleicht ist nie etwas Erhabeneres gesagt oder ein Gedanke erhabener ausgedrückt worden, als in jener Aufschrift über den Tempel der *Isis* (der Mutter *Natur*): Ich bin alles, was da ist, was da war und was da sein wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgedeckt" [1]). Mit anderen Worten: die absolute Einheit der Natur und die Unmöglichkeit, diese Natur zu erkennen, dünkt ihm als das Erhabenste, was je gesagt worden ist, und er lobt den Verfasser einer Naturlehre, weil er diesen Gedanken seinem Buche vorangesetzt habe. Die Naturwissenschaft will also Kant besonders auf diese Idee hinweisen, und dies ist auch der Hauptzweck seiner „Kritik der Urteilskraft", welche die Bibel eines jeden Naturforschers sein sollte. In der Tat hat dieses Werk ein ähnliches Schicksal wie die Bibel erfahren müssen, denn die entgegengesetztesten Richtungen berufen sich auf dasselbe; Mechanisten und Vitalisten gründen ihre Lehren auf dieses Werk, während der tiefere Gehalt und die letzte, erschütternde Konsequenz, nämlich das, was Nietzsche, der Nachfolger Kants, die „tragische Weisheit" nennt, kaum geahnt wird. Die Genialität Kants bestand gerade darin, daß er sich nicht

[1]) S. 197 (nach der Paginierung der Originalausgabe). Alle Hervorhebungen und die Einklammerung im Text stammen von Kant selbst.

in die fruchtlose Problematik von Mechanismus und Vitalismus wie in eine Sackgasse verrannte. Einer seiner lapidaren Sätze, welche wie mit einem Blitzstrahl den Wirrwarr biologischer Theorienbildung erhellen, lautet: „Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine, denn die hat lediglich bewegende Kraft, sondern es besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben (sie organisiert), also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein (den Mechanismus) nicht erklärt werden kann" [2]) „Nach der eigentümlichen Beschaffenheit unserer Erkenntnisvermögen" [3]) unterscheiden wir am lebendigen Wesen zwei Kräfte, eine bewegende Kraft, welche unser vernünftiges Denken kausal-mechanisch erklären kann, und eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche mechanisch nicht erklärt werden kann. Aber gibt es überhaupt eine Möglichkeit vernünftigen Denkens, welche jene zeugenden, bildenden Kräfte erkennen kann? Denn was bis vor kurzem alle Biologie, selbst die mechanistischste, heimlich anstrebte, war das Erfassen dieser bildenden Kräfte, in welchen mit Recht das Geheimnis des Lebens gesucht wird. Wenn in den letzten zwanzig Jahren eine starke Ernüchterung Platz gegriffen hat und sogar von einem Zusammenbruch der Wissenschaft gesprochen wird, so zeugt dies von einer endlichen Besinnung der Naturwissenschaft auf ihre eigentliche Aufgabe und eine Beschränkung auf die Grenzen, welche Kant ihr gesetzt hat. Wir stehen mitten in dieser großen Revolution der Wissenschaften, welche Kant voraussagte, und die vitalistische Reaktion hat wie alle Reaktionen die Gegenpartei erst ganz zur Besinnung gebracht und sie gestärkt. So besitzen wir heute Schriften hervorragender Biologen, in welchen mit wünschenswerter Deutlichkeit eingestanden wird, daß die Aufgabe der biologischen Wissenschaften einzig und allein in dem Nachweis kausal-mechanischer Zusammenhänge besteht, also in der Erforschung der bewegenden Kräfte im Organismus. Die erzeugenden, bildenden Kräfte aber sind das große unbekannte X, und dieses Irrationale entzieht sich jeder wissenschaftlichen Forschung. . .

Nach einer kritischen Auseinandersetzung mit Hartmann und Driesch wendet sich der Verfasser dem Münchener Paläontologen Dacqué zu.

„Es ist zu bemerken, daß Dacqué nicht zu den vielen gehört, welche in der Wissenschaft Schiffbruch gelitten haben und aus einem Ressentimentgefühl gegen ihre unerbittliche Strenge revoltieren. Dacqué hat in seiner Wissenschaft Hervorragendes geleistet, und die Paläontologie hat noch gar nicht begriffen, vor welche neuen großen Aufgaben er sie gestellt hat. In Dacqué ist gerade das zum Durchbruch gekommen, wofür das asketische Ideal den Wissenschaftler bewahren soll, jene faustische Erkenntnis, daß wir der Natur mit Hebeln und mit Schrauben ihr Geheimnis nicht abringen können, und daß wir auf diese Weise immer wieder nur „Hebel und Schrauben", das heißt ihre technische, mechanische Seite entdecken, immer die bewegenden Kräfte, während doch all unser Sehnen auf die Erkennt-

[2]) S. 292—293.

[3]) S. 333.

nis der bildenden Kräfte hinstrebt. Es ist prachtvoll zu sehen, mit welcher Kraft und Leidenschaft die Schranken der Wissenschaft durchbrochen werden und ein nicht gewöhnlicher Mut es unternimmt, in der Wüste unseres abstrakten Weltbildes den farbigen Glanz vergangener Mythen wieder aufleuchten zu lassen, um ihr Bild aus den Resultaten seiner Wissenschaft neu zu deuten. Und hier sei etwas bemerkt, was auch für Driesch, v. Uexküll und einige andere gilt: Es steht nicht jedem zu, diese Männer anzugreifen, denn was sie treibt, ist ein tief menschliches Verlangen, welches einige Ehrfurcht fordert. Die an menschlichen Regungen verarmten Wissenschaftler, welche an irgend einem Eck genügsam und befriedigt ihre notwendige Kleinarbeit verrichten und „mit jener besonderen Vorliebe, welche beschränkte Menschen häufig für logische Schlüsse haben, zu denen ihr Verstand gerade noch ausreicht" (Tolstoi), sich damit wichtig tun, solche unersetzlichen und viel notwendigeren Naturen in höhnender Weise ihrer Unlogik und Widersprüchlichkeit zu überführen, jene „gelehrten Rüpel", denen das Wort wissenschaftlich als Polizeiknüppel dient, mit welchem sie alles brutal niederschlagen, was sich irgendwie sonst noch in einem Menschen regt, — diese haben hier nicht mitzureden, sondern nur der Forscher, dem strenge Wissenschaftlichkeit Entsagung bedeutet. Das Streben Dacqués ist nur zu berechtigt, und er hat unsere ganze Sympathie wie jener Ritter Don Quijote, dessen edeles, tapferes Wesen erst die ganze Gewöhnlichkeit aller nur vernünftigen und zufriedenen Sancho Pansas deutlich macht. Aber Dacqués Angriff gegen die mechanistisch-kausale Naturwissenschaft ähnelt wirklich dem Kampf Don Quijotes gegen die Windmühlen. Ich zeigte, wie Kant wohl unterscheidet zwischen bewegenden und bildenden Kräften im Organismus und daß nur die ersteren kausaler Forschung zugänglich sind. (Max Hartmann, ein Vertreter der mechanistischen Biologie, gibt dies, wie wir gesehen haben, ausdrücklich zu, und Nietzsche erklärt: „Wir zweifeln mit Kant an der Letztwilligkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse".) Wenn also Dacqué es töricht findet, „mit Naturwissenschaft und naturwissenschaftlicher Methode eine Gesamtweltanschauung schaffen zu wollen" [4]), so stimmen ihm nicht nur die Philosophen, sondern auch jeder einsichtige Naturforscher zu: wenn aber Dacqué „wieder eine religiös gerichtete Wissenschaft" anstrebt, so ist dies Romantik, das heißt ein fruchtloses Bemühen, etwas Vergangenes „wieder" herbeizusehnen. Die große Revolution der Naturwissenschaft, das heißt ihre Beschränkung auf die Erforschung der bewegenden Kräfte, also des kausal-mechanischen Geschehens, ist noch gar nicht zu Ende geführt. Eines aber sehen wir schon heute besonders in der Biologie: überall dort, wo sich die Wissenschaft auf die Erforschung der bewegenden, mechanischen Kräfte einstellt, wie in der Entwicklungsmechanik [5]), Vererbungsmechanik [6]) usw., dort ist die Forschung am fruchtbar-

[4]) Urwelt, Sage und Menschheit, p. 33.

[5]) W. Roux' Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen. — W. Schleip, „Entwicklungsmechanik und Vererbung bei Tieren" (Handbuch der Vererbungswissenschaft).

[6]) R. Goldschmidt, Physiologische Theorie der Vererbung, Berlin 1927. —

sten. Solange sich nun die streng mechanistische Naturforschung ihrer Grenze bewußt bleibt, entzieht sie dem Vitalismus jede Daseinsberechtigung, denn dieser beruft sich ganz irrtümlich auf das bedeutsame Wort Kants: „Es ist nämlich ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde; sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterding absprechen" (p. 337—338). Kant sagt hier mit anderen Worten wieder, daß wir die „innere Möglichkeit" organisierter Wesen, das heißt jene sich fortpflanzenden Kräfte, niemals erkennen können und daß dem Menschen die Einsicht auch nur in die Erzeugung eines Grashalms schlechterdings abzusprechen sei. Aber Kant fügt gleich hinzu, und zwar durchaus nicht im Widerspruch zu dem Vorhergehenden, wie einige Deuter irrtümlich meinen: „Daß dann aber auch in der Natur, wenn wir bis zum Prinzip derselben in der Spezifikation ihrer allgemeinen uns bekannten Gesetze durchdringen könnten, ein hinreichender Grund der Möglichkeit organisierter Wesen, ohne ihrer Erzeugung eine Absicht unterzulegen, (also im bloßen Mechanismus derselben) gar nicht verborgen liegen könne, das wäre wiederum von uns zu vermessen geurteilt; denn woher wollen wir das wissen?" Der Sinn dieser durch ein allzu kompliziertes Satzgefüge verdunkelten Stelle ist: Die Eigentümlichkeit unserer Erkenntnisvermögen zerlegt uns die Einheitlichkeit der Natur in eine bewegende und eine bildende Kraft. Diese letztere Kraft, welche die „innere Möglichkeit" eines organisierten Wesens, also etwa eines Grashalms, bedeutet, ist unserer vernünftigen Einsicht verschlossen. Somit ist auch jeder Vitalismus als Wissenschaft unmöglich. Die bewegende Kraft aber, deren Erforschung allein Gegenstand der Naturforschung sein kann, entzieht sich unserer Wertung, und eine Herabsetzung der kausalmechanischen Wissenschaft, weil sie uns nur die eine Seite der Natur zeigt, wäre vermessen, denn wir wissen nicht, ob etwas und was sich in diesem Mechanismus verbirgt, der ja nur für unser Erkenntnisvermögen sich als Mechanismus auseinanderlegt. Aber gegen diesen verdunkelten öden Himmel unserer Erkenntnis hebt Kant ein einziges Wesen leuchtend hervor, auf daß es ihn erhelle wie eine Sonne. Einen „Günstling der Natur" nennt er dieses Geschöpf, ja es trete „als Natur" auf, sei „identisch mit der Natur"; er erlöst es aus der Zwangsjacke der Logik, und ihm allein billigt er „einen freien Gebrauch seiner Erkenntnisvermögen" zu, denn in ihm offenbart sich die Natur jenseits einer bloß menschlichen Vernunft. — Von diesem „Günstling der Natur" werden wir sprechen, wenn wir ihre Stiefkinder

Derf., Mechanismus und Physiologie der Geschlechtsbestimmung, Berlin 1920. —

H. Spemann, Vererbungs- und Entwicklungsmechanik „Die Naturwissenschaften 12."

gekennzeichnet haben, jene „Vernünftler", welche Kant mit seinem Spotte überschüttet, weil sie sich vermessen, Urteile zu fällen, wo wir nichts wissen können; denn diese „Vernünftler" haben die Feindschaft zwischen Philosophie und Naturwissenschaft auf dem Gewissen, und es ist nur zu begreiflich, daß der redliche und entsagungsvolle Naturforscher mit Verachtung auf diesen sich Philosoph nennenden Vernünftler hinabschaut; weiß er doch, daß ein einziges seiner Experimente mehr besagt als dessen vermessenes Vernünfteln. „Das deutsche Wort *vermessen* ist ein gutes, bedeutungsvolles Wort. Ein Urteil, bei welchem man das Längenmaß seiner Kräfte (des Verstandes) zu überschlagen vergißt, kann bisweilen sehr demütig klingen, und macht doch große Ansprüche, und ist doch sehr vermessen" (p. 309). Wenn Max Scheler in seinem letzten Berliner Vortrage erklärt: eine Höherentwicklung des Menschen sei vollkommen ausgeschlossen, weil wir uns eine weitere Komplizierung des Nervensystems nicht denken könten, so ist dies ein solches vermessenes Urteil: denn woher wollen wir das wissen? Als ob jemals ein Wesen eine höhere Stufe, als es selbst ist, sich hat denken können! Mit feiner Psychologie durchschaut Kant den tieferen Beweggrund solcher Urteile, indem er sagt, daß sie „eigentlich der eigenen Weisheit des Vernünftlers Ehre machen sollen." (p. 309.) ...

Eine Kulturnot treibt Kant: er will ein Gebiet vor *dem Wissen retten*", sagt Nietzsche (Bd. X p. 117) und bezeichnet mit diesen wenigen Worten die große eigentliche Aufgabe Kants, welcher kritisch die Gebiete des Wissens und des Nicht-wissen-könnens voneinander streng abgrenzt. Als nun Kant im Alter auf sein Werk zurückschaut, kommt ihm eine Erleuchtung: diese beiden geistigen Provinzen, deren Grenze er festgelegt hat, werden von zwei grundverschiedenen Menschentypen bewohnt, und er gibt diesen Typen, welche, wie wir später an Aussprüchen Kants erläutern werden, nicht dem Grade nach, sondern spezifisch, qualitativ verschieden sind, bezeichnende Namen. Die Bewohner der vernünftigen, der intellektuellen Provinz sind die „*großen Köpfe*", Wesen, denen die „Gesetzlichkeit des Verstandes" oberstes Prinzip, oberster Gerichtshof und letzte Instanz ist. In dieser Provinz entscheidet der Grad intellektueller Fähigkeiten über den Wert der Bewohner, und alle Einrichtungen und Anstalten zielen darauf hin, möglichst genau diese intellektuellen Graduunterschiede festzustellen und mit Noten, Gehaltsklassen und Titeln zu kennzeichnen. — Den Bewohnern der anderen Provinz gibt Kant den auszeichnenden Namen „*Günstlinge der Natur*", und fast immer, wenn er auf sie zu sprechen kommt, erklingt das Wort „frei"; auch sie entbehren nicht der Gesetzlichkeit des Verstandes, gebrauchen diese aber ungesucht in „freier Übereinstimmung mit ihrer Einbildungskraft". Unbewußt wie der Urgrund aller schöpferischen Natur bilden sie „als Natur" sich und ihre Werke. Sie *wissen nicht*, wie sich in ihnen, „all dies herbeifindet" und wie die „musterhafte Originalität ihrer Naturgabe im *freien* Gebrauche ihrer Erkenntnisvermögen" sich entfaltet und wächst. Über diesem glücklichen Lande erhebt sich immer wieder ein Sternenhimmel ewiger Ideen, und jeder junge Günstling der Natur verknüpft sein Schicksal mit den Bahnen dieser leuchtenden Symbole.....

Den Vitalisten verdanken wir aber eine Anregung, welche die Biologie davor bewahrt, eine nur physiko-chemische Wissenschaft zu werden. Es gibt etwas, das gleichsam die Resultierende der bewegenden und der bildenden Kräfte ist, — die Form, die Gestalt. „Geprägte Form, die lebend sich entwickelt" (Goethe), das ist Aufgabe der Biologie und hiermit bewahrt sie ihre methodische Selbständigkeit, ohne doch aus dem Rahmen aller anderen Wissenschaften zu fallen, wie dies die Vitalisten anstrebten. Die Theorie der Formbildung [7]) stellt den Versuch einer synthetischen Auffassung des Organismus dar und führt endlich aus der fruchtlosen Problematik: Mechanismus und Vitalismus hinaus. Die transzendente Entelechie der Vitalisten, welche als formendes Moment die getrennten Entwicklungsvorgänge im Organismus richtunggebend verbinden sollte, wird ersetzt durch die experimentelle Einsicht, daß das Ordnungshafte am Formvorgang an stoffliche Teile gebunden ist (— vgl. Schaxels Experimente am Axolotl). Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß erst durch die Beachtung der Formvorgänge die Biologie ihr eigentliches Problem zu Gesicht bekommen hat. Der platte Mechanismus sah im lebendigen Wesen eine Summe von Zellen, eine Kolonie, und glaubte, durch Erforschung der Teile das Ganze erfassen zu können. Die Theorie der Formbildung geht von der Ganzheit aus und weiß, daß diese etwas anderes und mehr ist als nur die Summe ihrer Teile. Auch hier ist die Versuchung groß, besondere Naturkräfte anzunehmen (vgl. die Syntonie bei Heidenhain), aber fruchtbar wird diese Methode nur, wenn sie kritisch bleibt, das heißt, wenn sie sich bewußt bleibt, daß die lebendige Form und Gestalt eine Resultierende aus zwei Komponenten ist, von welchen nur eine sich kausalmechanisch erklären läßt, nämlich die bewegende Kraft, während die bildende Kraft, welche das Gebilde schafft, wissenschaftlich nicht erforscht werden kann. Indem aber diese neue „kritische Biologie" von der Ganzheit der lebendigen Form ausgeht und experimentell die eine Komponente zu erfassen sucht, bleibt ihr die andere immer im Blickfeld und bindet sie an die bildende, formende Kraft, so daß ein Hinabgleiten zum platten Mechanismus nicht mehr möglich ist.....

Dieses Doppelgesicht des Urphänomens des Lebens hat Heraklit als erster erkannt und seinen Begriff des „nach zwei Seiten Auseinandertretens" können wir heute durch das Wort „Polarität" ersetzen. Sie bedeutet „das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Tätigkeiten" (Nietzsche, Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen). Wenn Kant die Einheit der Natur, sobald wir uns ihr mit dem Erkenntnis-

---

[7]) Ludwig von Bertalanffy, Kritische Theorie der Formbildung. Schaxels Abhandlungen 27. Berlin (Bornträger) 1928.

J. Schaxel, Über die Natur der Formvorgänge in der tierischen Entwicklung. Archiv für Entwicklungsmechanik 50.

J. Schaxel, Untersuchungen über die Formbildung der Tiere. Abh. a. d. Geb. d. exp. Biol. 1. Berlin (Bornträger) 1921.

M. Heidenhain, Formen und Kräfte in der lebendigen Natur. Berlin (Springer) 1923.

vermögen nahen, in zwei qualitativ verschiedene Kräfte auseinandertreten sieht, so ist dies eine jener intuitiven Erfahrungen, wie sie Heraklit zu eigen waren, welcher „als sein königliches Besitztum die höchste Kraft der intuitiven Vorstellung" besaß (Nietzsche, ebenda). Nur der „Vernünftler", dieses Stiefkind der Natur, glaubt in einer einseitigen Betrachtung der Natur die Einheit derselben verkünden zu müssen und nennt diese Plattheit Monismus. Sind aber die beiden polaren Kräfte der Natur, für Kant die bewegende und die bildende Kraft, qualitativ verschieden, so müssen auch die Erkennenden spezifisch sich unterscheiden, die Erkennenden der bewegenden und die der bildenden Kräfte. Gerade in der „Kritik der Urteilskraft" gibt Kant diese Rangordnung und unterscheidet ausdrücklich zwischen Menschen, welche nur dem Grade nach verschieden sind, von denen, welche es spezifisch sind (p. 184). Die Erforscher der bewegenden Kräfte, also alle wissenschaftlichen Menschen, unterscheiden sich nur dem Grade nach. „Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach .. unterschieden" (p. 184). Kant spricht hier sogar den Namen Newton aus, und daß, „so ein großer Kopf auch erforderlich war, um alles, was in seinem unsterblichen Werke der Prinzipien der Naturphilosophie vorgetragen, zu erfinden", man doch kein Recht habe, „einen solchen (oftmals großen) Kopf ein Genie zu nennen" (p. 183). Wie seltsam erinnert dies an die Worte aus dem „Zarathustra": „Ich sehe .. nämlich Menschen, denen es an allem fehlt, außer, daß sie Eins zuviel haben, — Menschen, welche nichts weiter sind, als .. irgend etwas Großes, — umgekehrte Krüppel heiße ich solche ... Das Volk sagte mir aber, das .. sei nicht nur ein Mensch, sondern ein großer Mensch, ein Genie" (Von der Erlösung). Kant läßt die Worte Kopf und Genie gesperrt drucken, um sie als Gegensätze zu kennzeichnen, und indem er ein Organ des Menschen, seine intellektuellen Fähigkeiten mit der Bezeichnung „ein großer Kopf" hervorhebt und die Einseitigkeit betont, bezeichnet er das Genie als den „Günstling der Natur", in welchem alle menschlichen Fähigkeiten harmonisch ausgebildet sind. „So besteht Genie eigentlich in dem glücklichen Verhältnisse, welches keine Wissenschaft lehren und kein Fleiß erlernen kann, zu einem gegebenen Begriffe Ideen aufzufinden, und andererseits zu diesen den Ausdruck zu treffen" (p. 198). Dieser so aufschlußreiche Satz besagt für unser Thema, daß das Genie befähigt ist, auf Grund seiner glücklichen Veranlagung, seiner inneren Bildung — und nicht etwa durch Wissen oder Fleiß — jene Heraklitische „Annäherung" und „fremde Fühlung" mit den bildenden Kräften, den Urbildern aller Kreatur, den Ideen zu vollziehen. Das Genie allein also hat den Schlüssel, welcher einen Ausweg aus der Gebundenheit kausalmechanischer Forschung eröffnet; seine „angeborene Gemütsanlage (ingenium)" (p. 181) befähigt es, zu der Welt wissenschaftlicher Begriffe den andern Pol, die irrationalen Ideen zu finden, — aber, hebt Kant hervor, zu diesen auch den Ausdruck zu treffen, das heißt, diese ihm eröffnete neue Schau als Weltanschauung, als Kunst zum Ausdruck zu bringen.

Schiller, welcher 1794 wohl die „Kritik der Urteilskraft" gelesen haben konnte, schreibt am 31. August an Goethe: „Ihr Geist wirkt in einem

außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grunde ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen". Diese „ungesuchte, freie Übereinstimmung der Einbildungskraft mit der Gesetzlichkeit des Verstandes", wie Kant (p. 199) das Genie definiert, kann Schiller bei sich nicht feststellen, und mit großer Offenheit bezeichnet er sich in dem gleichen Briefe als „eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie". Wehmütig fügt er hinzu: „Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber . . ." — und nun folgt die erschütternde Einsicht, daß er wohl nur noch wie aus einem Brande einiges Erhaltenswerte retten werde. — Freiheit, dieser typisch Schillersche Begriff, dessen Problematik sein ganzes Werk erfüllt, — hier wird ihm bewußt, daß er die höchste innere Freiheit, welche jenseits aller spekulativen Technik und mechanistischen Empirie die Grenzen der Erkenntnis frei bestimmt, niemals erreichen kann. Auch Kant sieht in dieser Freiheit einen spezifischen Unterschied des Genies vom wissenschaftlichen Menschen und spricht von der freien Übereinstimmung der Einbildungskraft mit der Gesetzlichkeit des Verstandes; ja er sagt direkt: „Genie ist die musterhafte Originalität der Naturgabe eines Subjekts im freien Gebrauche seiner Erkenntnisvermögen" (p. 200).

In dem oben genannten Briefe Schillers an Goethe fällt das verhängnisvolle Wort: intuitiv, — dieses bestmißbrauchte und wohl auch verlogenste Wort, welches wir heute besitzen, dieser letzte unzugängliche Schlupfwinkel für alle geistig Armen, diese letzte Maske für alles Gesindel im Geiste. Und mancher, welcher sich vom intuitiven Erlebnis abkehrte, kehrte sich nur vom Gesindel ab: „er wollte nicht Brunnen und Flamme und Frucht mit dem Gesindel teilen". Aber Kant sowohl wie Schiller lassen Intuition nicht einfach gelten. Wertvoll ist sie nur beim Genie, und auch dann nur, wenn es sie mit der Gesetzlichkeit des Verstandes zu verbinden vermag, oder, wie Schiller sagt, wenn es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und gesetzgebend zu machen. Vielleicht sollten wir das lateinische „Intuition" einmal ruhen und wieder rein werden lassen und unser deutsches Wort „Anschauung", welches hier innere Schau bedeutet, gebrauchen. Jene innere Schau, die, wenn das Genie ein Philosoph ist, zur Weltanschauung wird; ist es aber ein Künstler, zum Kunstwerk. . . . . Der „Günstling der Natur" erschaut die Urphänomene direkt, und die wissenschaftlich begriffliche Welt ist ihm gleichsam nur die Leiter, an welcher er sich herabläßt. Was er aber zum Ausdruck bringt, das tut er „als Natur". Man beachte doch einmal die ungeheure Tragweite dieser Darlegung Kants: Das Genie ist das Sprachrohr der Natur, es ist „der Urheber eines Produktes . . . und weiß doch selbst nicht, wie sich in ihm die Ideen dazu herbeifinden, hat es auch nicht in seiner Gewalt, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und andern in solchen Vorschriften mit-

zuteilen, die sie in den Stand setzen, gleichmäßige Produkte hervorzubringen" (p. 182). Als Goethe sein Fragment „Über die Natur" beendet hatte, setzte er zum Schluß die Worte hin: „Ich sprach nicht von ihr. Nein . . alles hat sie gesprochen".

Diese in ihrer Tragweite nicht genügend beachtete Wertung Kants zwischen dem großen Kopf und dem Genie wird von Nietzsche in gesteigertem Sinne fortgeführt, sie heißen bei ihm der alexandrinisch-sokratische und der tragisch-dionysische Mensch. So gewiß es nun ist, daß ein verloren gegangenes Werk des Heraklit von niemandem jemals wieder ersetzt werden kann, ja alle Werke der Genies einmalig und unersetzlich sind, — ebenso gewiß ist es, daß alles, was der technische Kopf (um uns des so guten Schillerschen Ausdrucks zu bedienen) hervorbringt, also alles rein Vernünftige und alle kausalmechanische Empirie immer wieder gefunden werden kann. Die Gesetze der Planetenbewegung, die Mechanik, die Geometrie sind bei verschiedenen Völkern unabhängig voneinander gefunden worden; auf einer bestimmten Stufe geistiger Entwicklung werden sie mit Notwendigkeit entdeckt, daher oft das mehrmalige gleichzeitige Finden wissenschaftlicher Erkenntnisse. Die Newtonschen Gesetze wären dennoch gefunden worden, denn sie liegen begründet in der „Eigentümlichkeit unserer Erkenntnisvermögen"; die allgemeine technische Struktur des menschlichen Denkapparats ist die Grundlage der wissenschaftlichen Objektivität. Das Genie dagegen ruht auf der ganzen Natur; „*als Natur*", wie Kant so eindrucksvoll sagt, gibt es seine „Regeln", und seine Gesetze sind nicht irrational und unwissenschaftlich, sondern sie sind spezifisch etwas ganz anderes: „denn es ist die freie Übereinstimmung der Einbildungskraft mit der Gesetzlichkeit des Verstandes".

Die Tatsache, daß die Mechanik unseres Denkens, niedergelegt in Logik und Erkenntnistheorie, für Wissenschaft *und* Philosophie gilt, hat zu dem Irrtum verführt, als könnte Wissenschaft Weltanschauung vermitteln oder Philosophie auf streng wissenschaftliche Basis gestellt werden. Es ist ja das Merkmal alexandrinischer Zeitalter, daß die erlernbare Technik an die Stelle von Können und Kunst tritt. . . . .

*

So mögen nun die „*naturwissenschaftlichen Grundlagen des Weltbildes*" angedeutet werden, auf welches wir uns im folgenden beziehen.

Die befruchtete Eizelle eines höher organisierten Wesens teilt sich bei ihrer Entwicklung zuerst in zwei Hälften; aus der einen Hälfte bildet sich durch weitere Teilungen und Differenzierungen der Körper, das *Soma*, — kurz alles, was uns als das Wesentlichste am *Individuum* erscheint. Die ganze andere Hälfte aber der befruchtenden Eizelle wird zur Keimdrüse (Hoden oder Eierstock). Wir wissen heute durch einwandfreie Experimente an Tieren und am Menschen, daß die Keimdrüse einen dauernden entscheidenden Einfluß auf das Individuum behält und daß Störungen oder gar Zerstörung der Keimdrüsen den ganzen Körper, das Soma, in Mitleidenschaft ziehen (etwa bei Kastraten). Experimente an Tieren, wie

etwa die operative Ersetzung der Hoden durch einen Eierstock haben die tief greifende Einwirkung der Keimdrüsen auf den Körper bewiesen, denn ein solches erst männliches Tier verwandelt sich in ein weibliches und zwar bis in letzte Einzelheiten, so daß nachher bei der Sektion jeder Knochen weiblichen Charakter trägt. Auch die sogenannten Verjüngungskuren beruhen ja auf einer Beeinflussung der Keimdrüsen. Rein biologisch müssen wir heute sagen, daß nicht Herz oder Gehirn Zentrum des Menschen sind, sondern seine Keimdrüsen; und die Psychoanalyse, so wenig Psyche sie enthalten mag, hat doch die innige und unzerreißbare Verkettung unserer Geschlechtlichkeit mit allem, was wir Psyche nennen, aufgezeigt, so daß der Satz Nietzsches: „Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf" (VII, p. 95) volle Gültigkeit hat. Die Kultformen aller vorchristlichen Kulturvölker bezeugen in der Verehrung geschlechtlicher Symbole die tiefe Einsicht in das Wesentlichste des Menschen, ja „den Griechen war das geschlechtliche Symbol das ehrwürdige Symbol an sich" (Nietzsche VIII, p. 172).

Nach dem bisher Angedeuteten — und unzählige wissenschaftliche Tatsachen können dies erhärten — ist unser Körper nur der Träger und Bewahrer des Keimplasmas. Die befruchtete Eizelle läßt aus ihrer einen Hälfte etwas erwachsen und in die Erscheinung treten, ein Gebilde, welches dazu befähigt ist, die andere kostbare Hälfte, die durch einen besonderen Teilungsvorgang keine Hälfte sondern wieder ein Ganzes geworden ist, zu bewahren, zu beschützen, zu ernähren und schließlich weiterzugeben, damit wieder ein junges Gebilde entstehe, ein neuer Träger jenes ewigen Stoffes, und der leibliche Tod, der Tod des Somas, spurlos an ihm vorübergehe. Wie sehr der Natur nur an der Weitergabe dieser einen geheimnisvollen Auftrag enthaltenden „Stafette" liegt, sehen wir an der Tatsache, daß fast alle Lebewesen, wenn sie als Träger oder zur Weitergabe des Keimplasmas nicht mehr taugen, einfach zugrunde gehen und nur die Notwendigkeit der Pflege und Aufzucht der noch ungeschützten jungen Träger ihnen eine Frist erwirkt. Der Natur liegt nichts mehr am Individuum, wenn es als Träger und Bewahrer des Keimplasmas keine Bedeutung mehr hat. Die weibliche Spinne frißt das Männchen gleich nach der Begattung auf, es ist überflüssig geworden. Gerade das Insektenleben bietet tausendfältige Variationen dieses einen Themas, und es berührt erschütternd und erhebend zugleich, wenn solch eine alte Insektenmutter (alt bedeutet hier die Dauer eines Sommers) ganz allein — denn das Männchen ist längst gestorben — ihre letzte herbstliche Kraft auf die Sorge für die den Winter überdauernde Brut verwendet, die von ihr erbauten und mit Nahrung gefüllten Wohnungen gegen Kälte und Nässe verschließt und mit müdem Flügel ein herbstlich leuchtendes Blatt erfliegt, um dort sehr rasch zu sterben.

Die „sich fortpflanzenden bildenden Kräfte" waren gerettet — hier beginnt der zunächst rein erkenntnistheoretisch gemeinte Ausdruck des alten Kant in tieferer Bedeutung neu aufzuleuchten. Sein Genie „wußte" nicht, wie sich gerade diese Idee „herbeifand", aber mit nachtwandlerischer Sicherheit „traf er den Ausdruck" dafür. Nietzsche, dieser

einzige ebenbürtige Erbe Kants, spricht vom „unerschöpften zeugenden Lebenswillen“ und nennt ihn den „Willen zur Macht“ [8]). Vergleichen wir diese beiden Ausdrücke derselben Idee, so decken sich vollkommen fortpflanzen und zeugen, auch das Bilden ist im Willen enthalten; es ist die gleiche in die Erscheinung tretende Kraft, nur liegt bei Kant die Betonung auf dem sich bildend Erscheinenden, bei Nietzsche auf dem Dynamischen, auf Kraft. Aber Nietzsche fügt noch ein bedeutsames Wort hinzu, er spricht vom unerschöpften zeugenden Lebenswillen. Was dies zu bedeuten hat, wollen wir im Lichte biologischer Forschung betrachten, welche ja inzwischen Zeit hatte, zu jenen intuitiv erschauten Erkenntnissen, die in der Perspektive des Naturforschers nur als Wahrscheinlichkeiten (regulative Prinzipien) gelten dürfen, ein reiches Tatsachenmaterial zu finden.

Wir wissen heute, daß das Keimplasma eines Individuums nicht nur die vielfache Erzeugungsmöglichkeit des gleichartigen Individuums besitzt, sondern viel mehr Möglichkeiten, gleichsam Variationen über das gleiche Thema. Also nicht nur die Vermischung (Amphimixis) zweier Keimplasmen (männlich-weiblich) erzeugt anders geartete Individuen, sondern jedes Individuum für sich hat tausendfältige Möglichkeiten in seinem Keimplasma latent ruhen, und als bei seiner Entstehung die befruchtete Eizelle sich teilte, und die eine Hälfte sich zum Soma entwickelte, da trat nur eine der vielen Möglichkeiten in die Erscheinung, während die andere Hälfte, alle Möglichkeiten in sich bewahrend, die sich fortpflanzende Fähigkeit behielt. Wir bestehen also aus zwei ziemlich heterogenen Teilen: dem Keimplasma und dem Soma, und es erhebt sich nun die schwerwiegende Frage: Besteht während unseres Lebens eine Wechselwirkung zwischen diesen beiden Teilen?

Wir haben bereits feststellen können, daß Entfernung oder Verpflanzung des Keimplasmas eine starke Umwandlung des Somas hervorruft; aber solche gewaltsamen Eingriffe sind nicht die Regel, und es muß uns hier interessieren, ob bei einem natürlichen Verlauf des Lebens das Keimplasma das Soma beeinflußt, und zwar das Soma in seiner ganzen Auswirkung, also auch unser Denken und Fühlen. Diese Frage ist zu bejahen und soll den Abschluß dieses methodischen Teiles bilden. Hat nun aber auch das Soma einen Einfluß auf das Keimplasma, üben also Eigenschaften, die wir im Laufe unseres Lebens erwerben, einen umwandelnden Einfluß auf das Keimplasma aus, so daß sie vererbbar werden?

Experimente scheinen die Frage zu bejahen. Mäuse, welche auf ein Glockenzeichen als Signal für Speichelfluß (Ausdruck des einsetzenden Appetites) dressiert werden, erlernen die Reaktion in der zweiten Generation nach hundert Signalen, in der dritten nach fünfzig, und in der vierten schon nach fünf Signalen [9]). So überzeugend dies klingt, entscheidend ist dieses Experiment (und alle anderen bisher angestellten) nicht, denn es ist viel

[8]) Vgl. die ausführliche Darlegung des Verfassers im Nachbericht des XIX. Bandes der Musarion-Ausgabe der Werke Nietzsches, München 1926.

[9]) Vgl. P. Kammerer a. a. O.

wahrscheinlicher, daß die unzähligen latenten Möglichkeiten im Keimplasma durch die Umstände des Lebens geweckt und ausgelöst werden, auch ist die Mechanik der Vererbung so außerordentlich kompliziert, daß eine Beeinflussung durch das Soma, noch dazu in so spezieller Form, höchst unwahrscheinlich ist. Wir sind mit Marinelli [10]) der Ansicht, daß die Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften experimentell nicht zu entscheiden ist und daß hier das Problem anders gestellt werden muß. Für unsere Betrachtung genügt aber die wissenschaftlich vielfach begründete Annahme, daß das Keimplasma in seinem Inhalte nicht verändert werden kann; es kann nichts hinzugetan werden, und alle Einwirkung von außen und vom Soma beschränkt sich auf Auslösung latenter, ruhender Eigenschaften. Das Lösen, das Erlösen der im Keimplasma gebundenen bildenden Kräfte, das allein bedeutet biologisch Entwicklung, und das ist auch der tiefe biologische Sinn dessen, was wir Bildung nennen. Die „sich fortpflanzenden bildenden Kräfte" zur Erscheinung, zur Bildung bringen, darauf kommt alles an, das ist der Sinn unseres Lebens, unseres Strebens. Darum das Wort: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen; denn der einzelne Mensch ist nicht nur das Soma, sondern auch das Keimplasma mit den ruhenden tausendfältig bildenden Kräften, und indem er diese aus ihrer Ruhe weckt, — erlöst er sich, denn sein Ich, seine Individualität erstreckt sich über das Soma, welches ja nur die Manifestation einer Möglichkeit ist, hinaus, sein Ich ruht in tausendfältigen Variationen im Keimplasma. Darum sagt Nietzsche: „Wir sind mehr, als das Individuum: wir sind die ganze Kette noch, mit den Aufgaben aller Zukünfte der Kette" (W. z. M. § 687). Vergangenheit und Zukunft ruht im Keimplasma, und alles Ringen des Genius um die Erfüllung, die Lösung der zukünftigen Aufgabe der „Kette", der Entwicklung, bedeutet Erlösung der bildenden Kräfte. In diesem Sinne ist jeder Genius ein Erlöser, und die erweckende Macht seiner Tat, seines Werkes, weckt die schlummernden bildenden Kräfte auch in anderen Individuen, und das allein ist Bildung, und das allein ist der Sinn stellvertretender Erlösung.

Aber das Keimplasma der verschiedenen Individuen ist wertungsgleich, darum kann nur der Genius, dieser „Günstling der Natur", die bildenden Kräfte in die Erscheinung treten lassen, er allein findet den „Ausdruck" in Leben und Werk. Die spezifische Unterscheidung, welche Kant zwischen dem Genie und dem großen Kopf setzt, beruht in dem spezifischen Wertunterschied des Keimplasmas, oder wie man früher sagte: des Blutes, des Geblüts, wobei das Blut der Träger der sich fortpflanzenden bildenden Kräfte sein sollte. Geblüt im alten Sinne ist also synonym mit Keimplasma. Diese aristokratische Lehre Kants wird von Nietzsche mit großem Nachdruck aufgenommen und zum Problem der Rangordnung erweitert, diesem liegt aber die ursprünglich natürliche Idee aller Aristokratie zugrunde. Ein „edles Blut" beweist sich

[10]) W. Marinelli, Theoretisch-kritische Bemerkungen zur Variationslehre. Biologia generalis IV.

durch eine Tat, und es erhält ein Zeichen, eine Auszeichnung, den Adel, denn das Geblüt vererbt sich. Biologisch gesprochen: Das einmal in die Erscheinung getretene wertvolle Soma gibt auch eine gewisse Garantie für die tausendfältigen Variationen, welche in dem dazugehörigen Keimplasma schlummern und im Laufe der Generationen in die Erscheinung treten. Das ist auch Sinn und Rechtfertigung aller königlichen Erbfolge; mag auch ein Schwächling und Dummkopf dazwischen erscheinen, auch er ist Träger des königlichen Geblüts, des königlich bewiesenen Keimplasmas. Im übrigen beruht Tierzüchtung auf der gleichen Tatsache, und nun ist es sofort klar, daß das Kriterium der Auswahl entscheidend ist. Dieses Kriterium wechselte im Laufe der Jahrhunderte, verlor an Strenge, und schließlich wurde Adel für Banalitäten vergeben, ja er wurde käuflich und sank auf die Stufe käuflicher Liebe. Adel ist notwendig, denn er ist eine natürliche, keine gesellschaftliche Einrichtung; darum ist nichts betrübender als die immer mehr um sich greifende Pflichtlosigkeit des europäischen Adels, und die Verzeichnisse adliger Namen, welche nationale Ehrenbücher sein sollten, sinken mehr und mehr zu Antiquitätenkatalogen für den amerikanischen Heiratsmarkt herab. „Es bildet sich ein Sklavenstand — sehen wir zu, daß auch ein Adel sich bildet" (Nietzsche, XII, p. 205).

Nun, es wollte sich ein neuer Adel bilden, und nach der Französischen Revolution sprach man von einer „Aristokratie des Geistes". Was sich aber unter dieser Fahne zusammenfand und auch heute noch findet, waren nur Intellektuelle. Mit scharfem Blick durchschaut Nietzsche die Psyche dieser Art Menschen und sagt: „Wo von „Aristokraten des Geistes" geredet wird, da fehlt es zumeist nicht an Gründen, etwas zu verheimlichen.... Geist allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es etwas, das den Geist adelt. — Wessen bedarf es denn dazu? Des Geblüts" (W. z. M. Aph. 942). Geblüt ist aber Keimplasma — der Wert des Keimplasmas entscheidet auch hier, wo wir das Leibliche so gern vergessen. — Um im Folgenden nicht mißverstanden zu werden, muß ich die „Einschaltung für Esel", welche Nietzsche vor den oben erwähnten Ausspruch setzt, wiederholen: „Ich rede hier nicht vom Wörtchen „von" und dem Gothaischen Kalender". — Was hat der Aristokrat des Geistes zu verheimlichen? Das Fehlen des Geblüts, genauer gesagt: des wertvollen Geblüts. Und indem wir nach der Wertungleichheit des Geblüts, des Keimplasmas fragen, stellen wir überhaupt die gewichtigste und tiefste Frage an die Natur. Versuchen wir zunächst, mit Hilfe naturwissenschaftlicher Forschung die kausalmechanische Seite dieses Problems zu erhellen, wobei gleich erwähnt sei, daß die Forschung hier noch in den Anfängen steht und erst in den letzten Jahren eine fruchtbare und glücklichere Wendung genommen hat, indem sie das regulative Prinzip des 19. Jahrhunderts, nach welchem noch Darwin sein Steuer richtete, aufgab und sich einem neuen Sterne anvertraute.

Als Kant den „großen Kopf" dem Genie als qualitativ verschieden gegenüberstellte, fand er am ersteren die Gesetzlichkeit des Verstandes als isolierte ausschließliche Eigenschaft, das Genie aber konnte in glücklicher Harmonie die Gesetzlichkeit des Verstandes mit seinen übrigen Eigenschaften verbinden. Der große Kopf hat sich also spezialisiert, die intellektuellen

Fähigkeiten überwuchern alle andern und lassen sie verkümmern, — er ist im Begriff, eine Spezies zu werden. Was das aber biologisch bedeutet, wird uns gleich beschäftigen.

Wir wiesen vorhin nach, daß „großer Kopf" und „sokratischer Mensch" synonym sind, — und in der Tat. Sokrates ist der erste große Kopf auf europäischem Boden. Selbst äußerlich scheint die Natur dieses ausgedrückt zu haben, denn die erst vor wenigen Jahren aufgefundene und einzige Statue — wir kennen sonst bezeichnenderweise nur Köpfe von ihm — zeigt einen kleinen unkriegerischen Körper mit einem großen Kopfe. Dieser häßliche Sohn einer Hebamme und eines Steinmetzen — daß sein Vater Bildhauer war, ist eine liebenswürdige Lüge, denn das ihm zugeschriebene Werk ist Handwerk — Sokrates hatte etwas zu verheimlichen: seine schlichte schlechte Herkunft, und so lehrte er die Aristokratie des Geistes, der Vernunft. Edle Sitten, Größe der Seele, ja jede Tugend war lehrbar. Lernen aber ist nichts als Nachahmen, sagt Kant, und so trat an die Stelle vererbter fortpflanzender bildender Kräfte, welche allein Bildung ermöglichen, ein Wissen um die Bildung, eine Nachahmung wahrer Bildung; jeder konnte gebildet und tugendhaft werden, denn alles war lehrbar. Sokrates war auch der erste Bildungsphilister. Aber Sokrates fühlte instinktiv, daß Geist allein nicht adelt und daß es dazu des Geblüts bedarf; und da er es nicht besaß, ging er dorthin, wo er es fand. Der aus königlichem Geschlecht stammende Plato und der Proletariersohn Sokrates — diese Mischung gab erst der Lehre von der absoluten tyrannischen Vorherrschaft unserer vernünftigen Fähigkeiten ihre Jahrtausende überdauernde Wirkung. Alles sollte bewußt werden, man sollte wissen, was man tut. Aber Kant, dieser erste große Gegner des Sokrates, sagt so schön vom Genie, daß es nicht weiß, daß unbewußt sich die Ideen zu seinem Werke herbeifinden; denn es ist ein Günstling der Natur, spricht als Natur, ist mit ihr identisch. Was ist dann aber Sokrates, dieser große Kopf? Er ist ein Stiefkind der Natur, eine Abart, eine Spezies — biologisch gesprochen ein Sackgassentier. — —

„Im allgemeinen ist jedes Ding soviel Wert, als man dafür bezahlt hat. Dies gilt freilich nicht, wenn man das Individuum isoliert nimmt; die großen Fähigkeiten des Einzelnen stehen außer allem Verhältnis zu dem, was er selbst dafür getan, geopfert, gelitten hat. Aber sieht man seine Geschlechts-Vorgeschichte an, so entdeckt man da die Geschichte einer ungeheuern Aufsparung und Kapitalsammlung von Kraft, durch alle Art Verzichtleisten, Ringen, Arbeiten, Sich-Durchsetzen. Weil der große Mensch soviel gekostet hat und nicht, weil er wie ein Wunder, als Gabe des Himmels und „Zufalls" dasteht, wurde er groß: — „Vererbung" ein falscher Begriff. Für das, was einer ist, haben seine Vorfahren die Kosten bezahlt" (W. z. M. Aph. 969). Diese kurze Aufzeichnung Nietzsches in einem Notizheft des Jahres 1887 enthält im Keime vieles, was die neueste Biologie als regulatives Prinzip übernommen hat. Die Begriffe „Vererbung", „Entwicklung", wie Darwin sie gebrauchte, stimmen mit den Ergebnissen neuester Forschung nicht mehr überein und sind insofern falsche Begriffe geworden; die Begriffe haben sich mit neuem

Inhalt gefüllt. Nietzsche weist auch auf die große und aufschlußreiche Bedeutung der Geschlechts-Vorgeschichte hin, und daß am Genie nichts Zufall oder Wunder oder Gabe des Himmels ist, sondern alles Opfer, Ringen, Arbeiten, Sich-Durchsetzen; das Genie ist kostbar, weil es so viele Opfer gekostet hat. —

Die Geschlechts-Vorgeschichte ruht aber im Keimplasma; dieses ist das eigentlich Historische an uns und nicht das Soma, der Leib, welcher uns von seiner Geburt an nur die letzte Phase dieser Vorgeschichte enthüllt und der vergeht, nachdem seine Geschichte, das heißt, die in seinem Leben bewirkte Auslösung, Erlösung wiederum im Keimplasma festgelegt und verewigt ist. Vorgeschichte und Zukünftiges enthält das Keimplasma, und es unterliegt dabei einem eigentümlichen Gesetz.

Jede ruhende latente bildende Kraft des Keimplasmas, welche einmal durch veränderte äußere Umstände und das innere Ringen und Streben des Individuums in die Erscheinung getreten ist, muß immer wieder in die Erscheinung treten. Die Auslösung einer latenten Kraft geschieht einmal unter schmerzhaftem Ringen eines lebenslangen strebenden Bemühens; ist sie aber errungen, erlöst, so ist sie es für ewig. Alle nachfolgenden Geschlechter sind Erben und zwar in einem doppelten Sinne: Erben aller latent ruhenden Möglichkeiten und Erben aller bisher erlösten Eigenschaften; und diese treten am Individuum im Laufe seines Lebens genau in der Reihenfolge auf, wie sie von seinen Vorfahren ausgelöst wurden. Je länger also die Geschlechts-Vorgeschichte eines Individuums war, je älter sein Geschlecht, um so größer die Zahl der erlösten Eigenschaften; folglich müßte auch das Leben des betreffenden Individuums immer länger werden, damit der Reihe nach diese Eigenschaften an ihm in Erscheinung treten können. Hier hilft sich nun die Natur. Sprünge kann sie nicht machen, die lex continui, das, was wir heute Entwicklung nennen, ist nicht zu umgehen, und so legt sie die Vorgeschichte des Individuums zusammen, läßt nur die Hauptabschnitte in die Erscheinung treten und verlegt diese Vorgeschichte in eine Art Vorleben, in den Embryonalzustand. Aber selbst der Ablauf dieser Hauptkapitel wird bei Lebewesen mit einer langen Vorgeschichte viel Zeit erfordern, und so werden alte Geschlechter einen langen Embryonalzustand durchmachen müssen. Und in der Tat bestätigt uns dies die Naturforschung: Der Mensch ist mit seiner neunmonatigen Embryonalentwicklung das älteste Geschlecht der Erde [11]).

Aber nicht das allein macht seine Sonderstellung unter allen Lebewesen aus, denn wie wir sahen, enthält der neue Begriff „Vererbung" zwei Faktoren; die Embryonalentwicklung bis zum ausgebildeten Individuum zeigt uns nur die erlösten Eigenschaften des Keimplasmas, aber von den tausendfältigen noch ruhenden Möglichkeiten, welche mit vererbt werden, sehen und wissen wir nichts. Daß der Mensch der alleinige Träger und Bewahrer des noch unerschöpften Keimplasmas ist, daß in ihm allein der unerschöpfte zeugende Lebenswille, der Wille zur Macht lebt — dies ist

[11]) Die etwas längere Embryonalentwicklung einiger Tiere wie des Elefanten hat andere Ursachen.

sein unvergleichlicher Vorzug vor allen andern Lebewesen der Erde; „er ist der reiche und verantwortungsvolle Erbe eines riesenhaften über die ganze Erde verbreiteten Geschlechts — auf zwei Augen gleichsam ruht nun erwartungsvoll die ganze Schöpfung [12]).

Aber das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", gilt auch hier in vollem Umfange. Wohl muß jede erlöste Eigenschaft auch beim Erben wieder in die Erscheinung treten, doch zeigt uns die Naturgeschichte zwei Gefahren, welchen der Erbe ausgesetzt ist: die Gefahr einseitiger zukunftsloser Differenzierung der erlösten Eigenschaft, und die Gefahr der Dècadence. Es ist, im Bilde gesprochen, als erstiegen die Lebewesen Stufen, jede errungene Eigenschaft bedeutet eine Stufe höher; aber den Erben, welcher mühelos auf die Stufe des Vorfahren gestellt wird, erwartet eine gewichtige Entscheidung. Bemüht er sich immer strebend weiter, so erlöst er neue Eigenschaften aus dem Keimplasma, er ersteigt eine weitere Stufe. Erwirbt er nur, was er von seinen Vätern ererbt hat, in strenger konservativer Bewahrung, so erhält er sich auf der gleichen Stufe wie seine Vorfahren, und er und seine Nachkommen schreiten auf derselben Stufe, demselben Horizonte in wachsender Differenzierung der zuletzt erlösten Eigenschaft weiter. Aber der Erbe, welcher nicht einmal das Erbe bewahren kann, stürzt abwärts in Entartung und Dècadence. Doch bleibt auch hier das Gesetz von der somatischen Manifestation einmal erlöster Eigenschaften bestehen, und alle seine Nachkommen steigen auf bis zur höchst erreichten Stufe, um dann abzusinken in schauderhafter Entartung. Die Entwicklung vieler Parasiten beweist dies: sie läßt erst ein hochentwickeltes Tier mit allen Sinneswerkzeugen entstehen, und nun verliert dieses Wesen einen Sinn nach dem andern, erblindet, büßt die Fähigkeit der Fortbewegung, der natürlichen Nahrungsaufnahme ein und liegt endlich als dicker Schlauch im Darme seines Wirtes und saugt fremde Nahrungssäfte [13]).

Diesen beiden Gefahren: einseitige Differenzierung und Dècadence sind alle Lebewesen verfallen, nur der Mensch nicht. Er steht auf höchster Stufe, — aber er steht dort schon viele, viele tausend Jahre, ohne sich zu entscheiden. Und so ist die gewichtige Entscheidung, welche an alle Lebewesen herantrat und welche seine Vorfahren durch das ringende Ersteigen einer höheren Stufe beantworteten, ganz nahe an ihn herangetreten. Zu lange verweilt er schon zaudernd auf dieser Stufe und spricht selbstgefällig von Fortschritt, ohne in Wahrheit aufwärts zu schreiten. Ist es nur ein Fortschreiten auf der gleichen Stufe, seitwärts in einseitige Differenzierung

---

[12]) Vgl. vom Verfasser: „Dionysos", München 1921. Im Jahre 1919 sprach ich bei der Gründung der Nietzsche-Gesellschaft diesen Gedanken zum ersten Male auf Grund eigener biologischer und paläontologischer Forschungen aus.

[13]) Vgl. auch Sacculina carcini, an der Außenseite von Krabben sitzend, ein gliederungsloser Sack mit einem in die Leibeshöhle der Krabbe eindringenden saugenden Stil. Der Mangel an Organen machte die systematische Stellung des Tieres lange Zeit zu einem Rätsel, das erst durch Aufdeckung der Entwicklungsgeschichte gelöst wurde: Als Larve besitzt es die typische Gliederung der Crustaceen (zu denen die Krebse gehören), büßt aber dann als Parasit die Extremitäten und überhaupt alle für die Arthropoden charakteristischen Merkmale ein.

und ausweglose Sackgasse? Ist es gar ein Abwärtsschreiten in Entartung und Parasitentum — der Mensch auf dem Wege, der größte und schlimmste *Parasit der Natur* zu werden, — er, der sich von allen andern Lebewesen nährt, alle Kräfte der Natur für sich ausnutzt, um das Parasitenideal zu verwirklichen, das grüne Weideglück für alle, ewige Gleichheit, ewiges Gleichsein, — *Wirtschaftlichkeit als tiefster Sinn des Lebens!* — —

In dieser entscheidenden Stunde tritt ein Mensch auf mit dem eingeborenen instinktiven Wissen um die gewichtige nahe Entscheidung. In jugendlicher Hingabe will er dem Genius der Menschheit dienen, und in seiner Unerfahrenheit hängt er sein Herz an zwei bedeutende Geister (Schopenhauer und Wagner), im Glauben, daß diese die Entscheidung brächten. Aber mit Grauen erkennt er, daß sie ausweichen, der eine in das romantische Nichts eines Nirvana, der andere sich betäubend durch den Rausch romantischer Töne; „das espressivo um jeden Preis und die Musik im Dienste, in der Sklaverei der Attitüde — *das ist das Ende*" (Nietzsche kontra Wagner). Überall, wohin er sah, ein Nichts, ein Ende, und keine Entscheidung. „Einsam nunmehr und schlimm mißtrauisch gegen mich, nahm ich, nicht ohne Ingrimm, damals Partei *gegen* mich und *für* alles, was gerade mir wehetat und hart fiel: so fand ich den Weg zu jenem tapferen Pessimismus wieder, der der Gegensatz aller idealistischen Verlogenheit ist, und auch, wie mir scheinen will, den Weg zu *mir*, — zu meiner Aufgabe . . ." (ebenda). Diese Aufgabe aber war: die Entscheidung herbeizuführen, zu entscheiden, ob der Mensch noch fähig ist zum Höherschreiten, und er entschied es an sich selbst — das war das Selbstopfer.

Wie ist es aber möglich, daß die ruhenden bildenden Kräfte des Keimplasmas als Aufgabe, als Werk in die Erscheinung treten? „Jenes verborgene und herrische Etwas, für das wir lange keinen Namen haben, bis es sich endlich als unsere Aufgabe erweist, — dieser Tyrann in uns . . ." (N. c. W.), hat er wirklich seinen Sitz im Keimplasma und beeinflußt einen Teil des Somas (das Gehirn), ein Werk zu bilden nach seinem Willen, und leitet alle echte Intuition ihren realen Ursprung aus dem Keimplasma her? Ist diese intuitive Einbildungskraft ein Erzeugnis der bildenden Kräfte im Keimplasma, und verbindet sie sich mit der Gesetzlichkeit des Verstandes und schafft das geniale Werk, dann müssen sich auch kausalmechanische Beziehungen vom Keimplasma zum Gehirn nachweisen lassen.

Neueste medizinische Forschungen und uralte Weisheit bezeugen einen besonders engen Zusammenhang zwischen Keimdrüsen und Gehirn, und es ist nicht zufällig, daß ein Forscher auf Java, H. Reich [14]), diese wissenschaftliche Entdeckung machte, dort, wo altindische Ideen ihm nicht verborgen bleiben konnten und als regulative Prinzipien seine wissenschaftlichen Untersuchungen leiteten. Die Zirbeldrüse, dieses medizinisch immer noch geheimnisvollste Organ unseres Körpers, galt den Indern als Organ des

[14]) H. Reich, über die anatomische Lage der Zirbeldrüse nebst einer Bemerkung zu ihrer Funktion. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psychiatrie, 104. Bd. p. 818 ff. Berlin, 1926.

Hellsehens, der Meditation und der Rückerinnerung an frühere Geburten [15]). Gerade die letztere Eigenschaft läßt uns aufhorchen: frühere Geburten, das ist ja die Geschlechts-Vorgeschichte, und diese ist aufbewahrt im Keimplasma; wenn also eine Rückerinnerung an alle früheren Geburten oder, wissenschaftlich gesprochen, an die Phylogenese durch die Zirbel möglich sein soll, dann muß eine enge kausale Beziehung bestehen, — und diese ist wissenschaftlich nachgewiesen, obwohl wir auch hier am Anfang stehen und zugeben müssen, daß unsere Forschung immer wieder nur alte Weisheit bestätigen kann. — Reich machte an sechzehn frisch sezierten Gehirnen von Javanern Messungen, und es ergab sich für die Zirbel eine ganz besondere Lage. Nicht nur in der Medianebene des Kopfes, sondern auch inbezug auf das Gehirn als Ganzes nimmt die Zirbel den goldenen Schnittpunkt ein. Reich stellt nun folgende für uns wichtige Hypothese auf, welche in Reihe sicherer Tatsachen [16]) ihre Stütze findet. Er sagt: „Wenn in den Urkeimzellen offenbar auf irgendeine Weise die schöpferischen Kräfte zum Aufbau eines Menschen angelegt sind und diese Zellen nach dem c a u d a l e n Pol des Embryo wandern, so wäre zu untersuchen, ob sich nicht etwa ein kleiner Teil der Urkeimzellen o r a l w ä r t s begibt, um schließlich in der Z i r b e l zu landen und da ein den K e i m d r ü s e n k o n g r u e n t e s O r g a n zu formen z u r z e r e b r a l e n S t e u e r u n g d e r F o r t p f l a n z u n g s t ä t i g k e i t und A r t e r h a l t u n g i m w e i t e s t e n S i n n e d e s W o r t e s ... Vielleicht ist die Zirbel also weniger eine Drüse mit innerer Sekretion als vielmehr ein O r g a n d e r S e x u a l m n e m e, entstanden aus dem Bedürfnis, Abkömmlinge der „Keimbahn" unmittelbar in das Gehirn mit aufzunehmen, um so „Keimbahn" und Individuum aufs innigste miteinander zu verknüpfen [17])".

Die Zirbel ein Organ der Sexualmneme, ein Organ für die Rückerinnerung an die Geschlechts-Vorgeschichte, die ganze stammesgeschichtliche Vergangenheit bis in die Tierheit und Urzeit alles Seins. Die bildenden Kräfte des Keimplasmas, die ruhenden und die erlösten, können durch die Zirbel in die Sphäre des Gehirnes und somit ins Bewußtsein treten. — Dann müßten wir doch gerade beim Genie, diesem Günstling der Natur, Äußerungen finden, welche solch eine Rückerinnerung an die stammesgeschichtliche Vergangenheit bedeuten. In der Tat, wer von solcher Perspektive aus die Werke genialer Menschen ansieht, erstaunt über die vielfältigen Beweise dieser These; sie würden ein Buch füllen und sollen es auch einmal. Hier möge e i n e solche Rückerinnerung von ungewöhnlicher Klarheit uns deutlich machen, was Kant meinte, da er sagte, daß das Genie „als Natur"

---

[15]) Bei Renan, Dialogues philosophiques, Paris 1867, p. 117, finden wir folgende interessante Angabe: „Rappelez-vous ce docteur védique, dont le nom selon Burnouf signifiait „οὗ τὸ σπέρμα εἰς τὴν κεφαλὴν ἀνέβη". Die griechischen Worte bedeuten: „dessen Sperma in den Kopf hinaufgestiegen ist."

[16]) a) Pubertas praecox im Zusammenhang mit Zirbeltumoren, b) Teratome in der Zirbelgegend, c) Einschaltung der Zirbel in einen Organkomplex (Zwischenhirn, Hypophyse usw.), der wohl am besten als biorhythmisches bezw. biotonisches Zentralorgan bezeichnet werden darf.

[17]) a. a. O.

sich äußere. Der Weg zu den Müttern bleibt keinem Genie erspart, und alle, die ihn gehen, schaudern wie Faust.

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig. Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.

„Wie wundervoll und neu und zugleich wie schauerlich und ironisch fühle ich mich mit meiner Erkenntnis zum gesamten Dasein gestellt! Ich habe für mich entdeckt, daß die alte Menschen- und Tierheit, ja die gesamte Urzeit und Vergangenheit alles empfindenden Seins in mir fortdichtet, fortliebt, forthaßt, fortschließt — ich bin plötzlich mitten in diesem Traum erwacht, aber nur zum Bewußtsein, daß ich eben träume und daß ich weiterträumen muß, um nicht zugrunde zu gehn: wie der Nachtwandler weiterträumen muß, um nicht hinabzustürzen." (Fröhl. W. Aph. 54.)

Wir werden später auf dieses Dokument intuitiver Erkenntnis zurückkommen. — Nietzsche deutet im gleichen Aphorismus dieses Erlebnis für sich aus. Das Leben des Individuums ein Traum, ein Schein, aber: „Was ist mir jetzt Schein!" ruft er aus, „er ist für mich das Wirkende und Lebende selber ... Wahrlich nicht eine tote Maske, die man einem unbekannten X aufsetzen und auch wohl abnehmen könnte!" Jetzt, nach diesem intuitiven Erlebnis, nach der Entdeckung, daß die Urzeit alles Seins in mir ist und mein Leben beeinflußt, jetzt ist auch dieses Leben nicht nur Traum, denn es wird Organ und Ausdruck der Vergangenheit alles empfindenden Seins, — keine tote Maske, aber — doch irgendwie Maske. Das verhängnisvolle Wort steht hier nicht zufällig, ebensowenig wie die ursprüngliche Bedeutung von Person=Maske ein Zufall ist.

Das Soma ist für das Keimplasma eine Art Maske, denn die ruhenden bildenden Kräfte kommen in Soma nicht zum Ausdruck, sie bleiben verdeckt. Aber das Soma, die Maske ist nicht zufällig, man kann sie nicht beliebig wechseln und auf- und abnehmen, denn sie ist ja aus dem Keimplasma erwachsen. Die gleichen, sich fortpflanzenden bildenden Kräfte werden im Laufe der Geschlechter von ständig wechselnden Individuen umhüllt, maskiert; und wenn wir das Individuum anatomisch untersuchen, seine Reste in den Schichten der Erde finden, so untersuchen wir immer nur eine Maske, denn das Keimplasma ist weitergegeben worden oder zugrunde gegangen.

Hiermit gewinnen die Begriffe Abstammung und Entwicklung einen anderen, neuen Sinn. Entwicklung bedeutet jetzt die allmähliche stufenweise Auslösung der im Urkeimplasma ruhenden bildenden Kräfte, die erlösten Kräfte treten in Soma in die Erscheinung. — Wenn wir die festeren Überreste

des Somas (Knochen, Zähne, Schalen usw.) in den Schichten der Erde finden und miteinander vergleichen, so läßt sich eine gewisse Gesetzlichkeit nicht übersehen. Die bildenden, formenden Kräfte des Keimplasmas traten nicht willkürlich und zusammenhanglos in die Erscheinung, denn jede geologische Zeitepoche läßt in ihren Lebewesen einen gewissen Stil, eine Zeitsignatur [18]) erkennen — gleichsam wie ein Maskenfest unter einem bestimmten Motto. Nachdem das „Fest" aber zu Ende und ein neuer Schöpfungstag angebrochen war mit veränderten Anforderungen, da wurden die alten Masken fortgeworfen, und neue, passendere entstanden, welche auch wieder abgeworfen wurden. Wir finden diese „Masken" und können auch die Reihenfolge ihrer Vernichtung feststellen; und nun versuchen wir an allerlei Merkmalen den eigentlichen Urheber zu erkennen, wir verfolgen ihn durch die Maskierungen in der Überzeugung, daß er sich doch immer wieder verraten wird; wir legen die Masken der Reihe nach aneinander und sagen: sie haben einen gemeinsamen Urheber, einen Vater, einen Stammvater, — und wir sprechen von Abstammung und Stammbaum. — Als Casanova einmal gute Gründe hatte, bei einem Maskenfeste, auf welchem man ihn erkannt hatte, sich wiederum unkenntlich zu machen, warf er die Maske von sich, zog eine neue an und betrat mit verstellter Stimme und Gebärde den Saal. Niemand erkannte ihn, — da zog er seine Tabakdose und öffnete sie, und an dieser ihm eigentümlichen Bewegung wurde er erkannt. — An eben solchen Kleinigkeiten erkennt der Paläontologe die Art, das heißt das gleiche Keimplasma, welches unter der somatischen Umhüllung gleichsam fortfließt; die Form eines Zahnes, das Fragment eines Knochens erlaubt ihm, unter die Maske zu schauen.

Diese Menschen-„Maske" finden wir in Schichten, die von gestern sind, aber die Geschlechts-Vorgeschichte des Menschen, welche seine Embryonalentwicklung aufzeigt, reicht bis in die ältesten Schichten der Erde zurück. Sein Keimplasma war maskiert und der jeweiligen Zeitsignatur unterworfen; darum wird es uns niemals gelingen, seine erdgeschichtliche Entwicklung mit paläontologischen Funden zu belegen. Vielleicht liegt in einer unserer Sammlungen ein echter Vorfahre unseres Geschlechts in seltsamer Gestalt und mit banaler lateinischer Bezeichnung. Vielleicht ist Ceratodus, dieser Lungenfisch, von welchem später die Rede sein wird, ein solcher Vorfahre — wir wissen es nicht. Nur eines wissen wir: da der Mensch in seiner embryonischen Geschlechtsvorgeschichte Kiemenbögen ausbildet, ferner seine Lunge eine umgebildete Schwimmblase ist, so wird seine damalige devonische Maske dem Ceratodus sehr ähnlich gesehen haben.

Aber ein Nachkomme des Ceratodus lebt heute noch in südlichen Gewässern, — ist auch er nun Träger und Maske eines Keimplasmas, welches den Menschen unerlöst enthält? Nein! Hier ist im Laufe der Zeiten Keimplasma und Soma identisch geworden, die ursprünglich lebendig bildsame Maske ist starr geworden, hat sich immer tiefer eingeprägt und die bildenden

---

[18]) Vgl. folgende Werke von E. Dacqué: Vergleichende biologische Formenkunde der fossilen niederen Tiere, Berlin 1923. — Biologie der fossilen Tiere, Berlin 1923. — Grundlagen und Methoden der Paläogeographie, Jena 1915.

Kräfte einseitig erschöpft: Darum spricht Nietzsche vom unerschöpften, zeugenden Lebenswillen, welcher allein Wille zur Macht ist und den aller Voraussicht nach nur noch der Mensch besitzt.

Wir kennen Lebewesen, Muscheln des Meeres, welche seit Urzeiten sich nicht verändert haben. Die fast unveränderten Lebensbedingungen in den Tiefen des Meeres ermöglichten dieses Stehenbleiben. Die Umwälzungen der Erdoberfläche, die veränderten äußeren Umstände erlösten also die bildenden Kräfte des Keimplasmas? Nein, auch hierin haben wir umgelernt, und auch hier war es Nietzsche, welcher der Forschung neue Wege wies. „Das Wesentliche am Lebensprozeß ist gerade die ungeheure gestaltende, von innen her formenschaffende Gewalt, welche die „äußeren Umstände" ausnützt, ausbeutet" (W. z. M. § 647). Die Not erlöst, wenn etwas zu erlösen da ist, und die erlösten bildenden Kräfte, die von innen her formenschaffende Gewalt paßt sich nicht an, sondern nützt und beutet aus. So erlöste die Not der Eiszeiten aus dem unerschöpften Keimplasma eines nicht feststellbaren weil maskierten Vorfahren die menschliche Gestalt und menschliche Fähigkeiten. Aber die einmal geweckte von innen gestaltende Gewalt, dieser Wille zur Macht, ließ den Menschen kämpfen, nicht um ein Dasein, sondern um ein Mehrsein; er beutete die äußeren Umstände aus.

Dort wo das Keimplasma erschöpft ist, wo nichts mehr erlöst werden kann, tritt zu dem individuellen Tod der Artentod; bei einer Veränderung der äußeren Umstände stirbt die Art aus, und wir finden die Schichten der Erde angefüllt mit den Resten ausgestorbener Arten. Die Grade der Erschöpfung sind verschieden, und ein Keimplasma kann bildende Kräfte soweit bewahren, daß Variationen in kleinerem oder größerem Umfange möglich sind, mit anderen Worten: die Maske kann nicht mehr abgeworfen werden, nur kleine Veränderungen erscheinen an ihr; diese häufen sich, und bald läßt sich eine gewisse Tendenz erkennen, welche sich unaufhaltsam steigert. Es erweckt den Anschein, als würde das Tier in eine ausweglose Sackgasse der Entwicklung getrieben, und so spricht man auch von Sackgassentieren; sie alle verfallen früher oder später dem Artentod. Schon das Feststellen einer Art kennzeichnet alle, die zu ihr gehören, als irgendwie erschöpft im Keimplasma, als festgelegt. Um dies ganz zu begreifen, darf man nicht nur die heute lebenden Arten im Auge haben, sondern auch die in den geologischen Epochen untergegangenen.

Es war Nietzsche wohl kaum bewußt, welche große biologische Entdeckung er machte, als er den Menschen „das noch nicht festgestellte Tier" nannte; der Mensch noch unerschöpft im Keimplasma, reich an ruhenden bildenden Kräften, welche zur Entfaltung drängen, über ihn hinausdrängen zu neuen schöneren Masken; — darum waren Wohlgeratenheit des Leibes, strebendes Bemühen und Bildung, welche bildungsfähige Kräfte voraussetzte, Kriterien des Wertes und des Wertunterschiedes zwischen Mensch und Mensch. — Da trat das Verhängnis ein: der große Kopf erschien, eine besondere Art, ein festgestelltes Tier: Man begreife doch endlich, was der Kampf Nietzsches gegen Sokrates bedeutet! Historische und psychologische Perspektiven sind hier zu eng — erst

auf den Boden der Natur gestellt, gewinnt dieser Kampf welterschütternde Bedeutung. Es ist der Kampf des Genies mit dem großen Kopf, der Kampf des bisher durch alle Umwälzungen unserer Erde durch Jahrmillionen bewahrten und geretteten unerschöpften zeugenden Lebenswillens mit dem einseitig differenzierten, innerlich erschöpften, praktischen, erfolgreichen technischen Kopfe. Bildung nicht mehr das Erwecken und Formen in uns ruhender vererbter bildender Kräfte, — Bildung degradiert zum Wissen um die Bildung, zur Nachahmung, zur Maskierung einer bereits erstarrten Maske. „Der Angreifende hat nicht einen sichtbaren und festen Gegner zu zermalmen: dieser Gegner ist vielmehr maskiert, vermag sich in hundert Gestalten zu verwandeln. . . ." (Nietzsche, Zukunft uns. Bildungsanst., 2. Vortr.)

Der junge Nietzsche, zum Lehrer der Bildung berufen, erschrickt, als ihm zum Bewußtsein kommt, was unter Pädagogik verstanden und von ihm gefordert wird. Er glaubt mit dieser Erkenntnis nicht allein zu sein; er äußert sich in Vorträgen und sagt: „Hier muß unsere Philosophie nicht mit dem Erstaunen, sondern mit dem Erschrecken beginnen: wer es zu ihm nicht zu bringen vermag, ist gebeten, von den pädagogischen Dingen seine Hände zu lassen". (Ebenda.) Und nun entwickelt er, daß die heutigen Bildungsanstalten möglichst „courante" Menschen erziehen in der Art dessen, was man an einer Münze courant nennt; der erfolgreiche technische Kopf ist das Ideal unserer Bildungsanstalten. — Was für Gesichter mögen ihn bei diesen Vorträgen angeblickt haben, als er gar sagte: „der wissenschaftliche Mensch und der gebildete Mensch gehören zwei verschiedenen Sphären an, die hier und da in einem Individuum sich berühren, nie aber miteinander zusammenfallen"? Ich kann es erraten, denn als ich am gleichen Orte vor Lehrern der Universität diese Gedanken Nietzsches entwickelte, begegnete man mir mit zornig geröteten Gesichtern und einem eisigen Schweigen. Karl Joël, der feine Kenner Nietzsches, erklärte schließlich, daß hier Nietzschesche Probleme zur Diskussion stünden und daß dieselben mit Schärfe und Klarheit und ohne persönliche Färbung entwickelt worden seien. Da ging ein Erstaunen über die verärgerten Gesichter; also solch ein Mensch mit solchen Ansichten war an unserer Universität Lehrer gewesen!. Und als ich höflich hervorhob, daß es der Basler Universität ewig zur Ehre gereichen wird, daß sie diesen 24-jährigen Nietzsche zum Lehrer berief, wurde mir mit einer gewissen Genugtuung bedeutet, daß neuere Bestimmungen so etwas für die Zukunft ausschlössen. — —

Der Kampf des „großen Kopfes" gegen den „Günstling der Natur" nimmt tausend Formen an, und die letzte, gefährlichste ist: sein Entstehen überhaupt zu verhindern. Dies geschieht am gründlichsten durch frühes Zerstören aller bildenden Kräfte mit Hilfe der Bildungsanstalten, deren Ideal der große Kopf ist. — Wir stehen mitten in einem natürlichen Vorgang, einer ungeheuren Entscheidung, welche die Geschlechts-Vorgeschichte des Menschen schon oft zu verzeichnen hatte. So wie alle Tierarten durch Spezialisierung vom gemeinsamen Urstamm abzweigten, dieser aber das unerschöpfte Keimplasma bewahrte und es bis zum Menschen weiter rettete, so stehen wir jetzt wieder im Beginn einer neuen Abzweigung — der

technische Kopf, das Gehirntier will sich als besondere Art spezialisieren, und die entscheidende Frage erhebt sich: wird sich das unerschöpfte Keimplasma in eine neue Form retten?, denn „das Schicksal der Menschheit liegt im Geraten ihres höchsten Typus". (W. z. M. Aph. 987.)

Wir sprachen von dem Einsinken der Maske in die sich fortpflanzenden bildenden Kräfte des Keimplasmas, so daß die lebendig bildbare Maske zur toten starren ewig gleichen Maske wird und endlich alle bildenden Kräfte zerstört. Die Entwicklungsmechanik dieses Vorganges ist vorläufig noch nicht geklärt, aber wir selbst können leider bei lebendigem Leibe das rasche Einsinken einer immer mehr erstarrenden Maske erleben. Die Mechanik eines ziellos gewordenen Daseins preßt früh auf junges, weiches, entwicklungsreiches Leben und macht es „courant"; möglichst vieles, rasch umlaufendes „Kleingeld" und auch mit kleinem Gelde bezahlt — das ist das heutige Züchtungsideal. Sokrates, der große Kopf hat gesiegt! An die Stelle instinktiv sicheren Fühlens trat das mechanische Wissen; Mütter, verarmt an allen mütterlichen Instinkten, ersetzen diese durch ein Lehrbuch. Die Mechanik unseres Lebens ergreift schon unsere edelsten Organe — da entringt sich noch einer ihrer erschöpfenden Umarmung; innerlich verletzt und blutend an allen modernen Wunden durchbricht er mit vulkanisch stoßendem Verlangen die technisch geordnete Umwelt unseres Lebens. „Die Bequemlichkeit, Sicherheit, Furchtsamkeit ist es, was dem Leben den gefährlichen Charakter zu nehmen sucht und alles „organisieren" möchte . . . Die Pflanze Mensch gedeiht am kräftigsten, wenn die Gefahren groß sind, in unsicheren Verhältnissen." (Bd. XIII, p. 54.) Und so schafft er für den Geist, für die Seele gefährliche Verhältnisse, reißt die pompösen Masken von den erschöpften Seelen und zeigt ihre Armut, zeigt den Bildungsphilister, das Bildungskamel und die ganze Menagerie unserer verehrten Götzen. Eine Götzendämmerung beschwört er herauf und zerstört die erlogene Umwelt.

Besuch bei einem Hellseher.

von

J. von Üxküll.

Das Problem des Hellsehens ruft in manchen Menschen eine gewisse Beunruhigung hervor, weil es als Beweis dafür herangezogen wird, daß es übernatürliche Kräfte in der Menschenseele gibt, denen Raum und Zeit keine Schranken setzen. Die große Bedeutung, die die Okkultisten gemeinhin dem Hellsehen zuschreiben, vermag ich von meinem Standpunkt nicht anzuerkennen. Für jeden, der gleich mir einen jeden Menschen in seinem Umwelttunnel (der aus lauter subjektiven Merkmalen aufgebaut ist) daherwandeln sieht, für den deckt sich die Frage nach dem Hellsehen mit der Frage, wie weit es möglich ist, Einblick in eine fremde Umwelt zu erhalten. Daß ein solcher Einblick überhaupt möglich ist, steht außer Frage, denn

ohne ihn wäre die Verständigung mit unseren Mitmenschen völlig ausgeschlossen. Sobald wir uns „auf den Standpunkt" eines anderen Menschen stellen, versuchen wir es seine Umwelt uns vorzustellen, um aus ihr seine Handlungen zu beurteilen.

Die Fähigkeit, sich in die Umwelt eines anderen Menschen einzufühlen, kann einen so hohen Grad erreichen, daß man von Hellsehen sprechen muß. Einen gewissen Anhalt, wie wir dabei verfahren, bietet uns die Graphologie. Hier wird wohl jeder, der mit einer gewissen Selbstkritik die Graphologie ausgeübt hat, feststellen können, welche Methode man anwenden muß, um brauchbare Resultate zu erzielen. Zweifellos ist es von großem Vorteil, wenn jemand zugegen ist, der den Schreiber der untersuchten Handschrift persönlich kennt. Es gibt in jeder Handschrift gewisse Merkmale, die mit Sicherheit auf bestimmte Charakterzüge schließen lassen. Wenn nun der Zuhörer interessiert zustimmt, gelingt es dem Graphologen leicht, durch Zustimmung und Ablehnung geleitet, immer feinere Charakterzüge zum Vorschein zu bringen. Und dann ereignet sich das Bemerkenswerteste: die Ansätze zum Charakterbilde, die wir auf diese Weise erschlossen haben, beginnen durch ein eigenes organisches Gesetz zusammenzuwachsen, bis ein in sich zusammenhängendes Bild entsteht, das mit sicheren Strichen die fremde Umwelt mitumschließt.

Diese intuitive Bildungskraft ist es, die den guten Graphologen auszeichnet. Sie ist es, die meiner Ansicht nach, auch dem Hellsehen zu Grunde liegt. Gewisse, schnell aufgenommene Merkmale, die der Anblick eines jeden Menschen darbieten, bestimmen die ersten Aussagen des Hellsehers. Durch die unwillkürliche Zustimmung oder Ablehnung des Befragten wird dann der Hellseher bis zu dem Punkt geleitet, wo seine mehr oder weniger geniale intuitive Bildungskraft einsetzt, die es ihm ermöglicht, oft die erstaunlichsten Dinge über den Charakter, die Erlebnisse und die Bestrebungen des fremden Subjektes auszusagen, und seine Umwelt zu entwerfen.

Die Existenz eines derartigen indirekten Hellsehens, das sich aus den vom Hellseher aufgenommenen Merkmalen aufbaut, wird wohl kaum bestritten werden können. Ganz anders steht es mit der Frage, ob es ein direktes Hellsehen gibt, das dem Hellseher ermöglicht, sich unmittelbar in ein fremdes Subjekt zu versetzen, und von diesem neuen Standpunkt aus einen Einblick in die fremde Umwelt zu gewinnen.

Da mir diese Frage wichtig genug schien, nahm ich, während meines Aufenthaltes in Riga, gern die Gelegenheit wahr, einen Hellseher, von dem mir Wunderdinge berichtet wurden, aufzusuchen. Herr K. hatte die Liebenswürdigkeit mich beim Hellseher, Herrn X. einzuführen, um mich von seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten zu überzeugen. Herr X ist in seinem Hauptberuf Photograph, und bedarf der Hellseherei nicht zu seinem Lebensunterhalt. Er ist eine sympathische, aber ungewöhnliche Erscheinung — ein Zigeunertypus mit hellgrauen Augen. Er liest aus der Hand und legt Karten, die auf beiden Seiten mit wunderlichen Punkten und Strichen bedeckt sind. Mir machte es den Eindruck, als benutze er sie bloß, um sein inneres Schauen anzuregen.

Herr X. begann damit, daß er mir zwei Vornamen sagte, die, wenn auch in abgekürzter Form, zwei Persönlichkeiten aus meinem näheren Verwandtenkreis angehören. Als er erfuhr, daß der eine Name der meines jüngsten Sohnes sei, sagte er, dieser werde meine Lebensarbeit mit großem Erfolg weiterführen. Nachdem Herr X. mir ebenfalls allgemeine Elogen gemacht hatte, ging er auf Einzelheiten über. Ich sei Mitglied dreier Fakultäten und sei auf der Reise aus der Heimat in die Heimat begriffen. Da ich annehme, daß Herr X. meinen Namen kannte und wußte, daß ich in Riga Vorlesungen über Biologie hielt, die in den Zeitungen angekündigt waren, sind beide Aussagen nicht weiter überraschend. Dann sagte er, daß ich in den letzten Jahren sehr schwer krank gewesen und mehrfach am Bein operiert worden sei. Da ich Stiefel trage, deren Form auf ein Schonungsbedürfnis des Fußes hinweisen, ist das Merkmal, das diese Aussage veranlaßt hat, leicht festzustellen.

Interessant war es zu beobachten, wie Herr X. sich bemühte, den Vornamen meiner Frau, der ihm offenbar nicht geläufig war, herauszukriegen. Er riet ihn nicht, aber er riet richtig, daß es ein altdeutscher Name sei. Er sagte, er sähe Damen mit spitzen Hüten und Schleiern.

Was die Aussagen über die Zukunft betrifft, so ist bereits die erste nicht in Erfüllung gegangen. Ich sollte bei meiner Rückkehr von drei meiner Familienglieder empfangen werden. Das war sehr unwahrscheinlich, und traf auch nicht ein.

Im ganzen habe ich den Eindruck gewonnen, daß in diesem Fall von einem direkten Einblick in meine Umwelt gar nicht die Rede sein kann, sondern, daß sich alle Aussagen auf eine intuitive Verarbeitung äußerer Merkmale mit Benutzung von Zustimmung oder Ablehnung meinerseits zurückführen lassen.

Neue Bücher.

In aller Kürze seien noch einige Neuerscheinungen des Büchermarktes erwähnt, die auch unseren Leserkreis interessieren dürften.

Edgar Dacqué, der Verfasser von „Urwelt, Sage und Menschheit", von „Natur und Seele" und dem vortrefflichen kleinen Führer durch die Paläontologie hat ein neues Werk erscheinen lassen „Leben als Symbol", „Metaphysik einer Entwicklungslehre" (Oldenbourg, München-Berlin 1928).

Es wird in diesem Buch — wie der Verfasser sagt — der Versuch unternommen „eine innere Verbindung zwischen den beiden Weltanschauungen des Rationalen und Mystischen zu suchen, und diese liegt im Symbolischen", d. h. der Sinn des Buches kann mit dem Goethewort bezeichnet werden, „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Den anerkennenden Worten Würzbach's im ersten Aufsatz dieses Heftes braucht kaum etwas hinzugefügt zu werden. Die Stellung Dacqué's zu dem großen Fragenkomplex, in dem es sich um die Naturwissenschaft und den eigentlichen, d. h. metaphysischen Sinn unseres Lebens handelt, wird durch D's eigene Worte genügend charakterisiert, „es kann nur darauf ankommen, für das Menschenleben, wie es wirklich ist, zu denken und zu schreiben, nicht für einen abstrakten wissenschaftlichen Menschen, der als solcher garnicht existiert."

Wenn auch Dacqué in schroffer Kampfesstellung heute der „wissenschaftlichen" Front gegenübersteht, so wird der, welcher Würzbach's „Krisis des Geistes — ein erdgeschichtliches Problem" als einen Versuch zur Klärung der allerwesentlichsten Fragen unserer Zeitenwende erkannt hat, an diesem tapferen, ernsten Buch nicht vorübergehen — mag er auch noch fragenden Blickes vor dem kühnen Versuch stehen bleiben, dem Menschen, der „ununterbrochenes Naturgeschehen und metaphysisches Geschehen in Einem ist" sein Ganzheitsgefühl, seine Ganzheitsbestimmung wiederzugeben.

Ein zweites Buch, das tief in die „Lebensfrage" einführt, ist Houston St. Chamberlain's „Natur und Leben", welches J. v. Uexküll aus Chamberlain's nachgelassenen Schriften herausgegeben hat. (Bruckmann. München.) Es ist ein hoher Genuß, dem wundervoll klaren Gedankengang Chamberlain's zu folgen, der aus dem tiefen Quell Kantischen Denkens und Goethischer Weisheit schöpfend, das „Leben als Gestalt" erfassen will. v. Uexküll, als Freund des Verfassers hat den Einzelabschnitten kurze Einführungen beigegeben und aus dieser Zwiesprache zwischen den beiden Biologen ergeben sich sinnvolle Variationen über die beiden Grundmotive allen Lebens — die „bewegenden und bildenden Kräfte". Wie sich zwischen den beiden Forschern, die in gleicher Richtung strebenden Anschauungen zu plastischen Gedanken „gestalten" — dafür nur ein Beispiel: Uexküll erzählt von einem Gespräch, das er mit Chamberlain über die Frage der Kristallbildung führte: „ich war nicht überzeugt, daß es kein eigenes Kristallbildungsgesetz gäbe, sondern drückte den Gegensatz zwischen Kristallbildung und lebendiger Bildung durch ein Gleichnis aus, indem ich ihm sagte: „Nehmen wir an, es treten in einem Teller mit Suppe bei längerem Stehen Salzkristalle auf, so ist das ein anorganischer Vorgang, wenn aber aus der Suppe statt dessen" — „ein Suppenlöffel entstünde", warf Chamberlain lachend ein. „Jawohl, sagte ich — dann wäre dies ein Lebensvorgang." Damit war Chamberlain einverstanden." Auch Chamberlain steht mit Uexküll, Dacqué, Würzbach der alten Darwinistischen Evolutionslehre sehr kritisch gegenüber und nähert sich darin durchaus K. E. v. Baer. Wer dessen Vortrag („Balt. Geistesleben" Heft 1) „welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?" gelesen hat, findet in Ch.'s „Natur und Leben" eine weitere tiefe Ausdeutung der Frage nach dem Sinn des Lebens in einer Form, die auch dem gebildeten Laien verständlich ist. Wir dürfen v. Uexküll von Herzen für diese Gabe dankbar sein.

Aus den dunklen letzten Tiefen des Lebensrätsels und doch wieder leise in sie aus der lebendigen Wirklichkeit hineindeutend führt uns ein köstliches kleines, reich illustriertes Büchlein „Tiere sehen Dich an" von Paul Eipper (Dietrich Reimer, Berlin). Die vortrefflichen Aufnahmen der Tierköpfe von Hedda Walter geben eine Charakteristik dieser rätselhaften Tierseelen, die „dich ansehen" — als wollten sie dich verstehen, oder von dir verstanden werden, daß man nicht ohne innerste Anteilnahme die „Ahnengallerie" durchwandert. Ganz besonders gelungen sind die Bildnisse des 60-jährigen Orang's „Goliath" aus dem Dresdner Zoo, dessen Bekanntschaft für jeden, der noch nie einen Menschenaffen gesehen hat, ein Ereignis ist. Aus diesem Blick spricht etwas wie „Urwelt und Sage" — etwas Unheimliches und Rätselhaftes und doch wieder wie stumme Trauer und Anklage. Ein liebenswürdig geschriebener erläuternder Text erzählt von dem verschiedenen Verhalten der Tiere im Zoo, aus dem wir viel Tierpsychologisches erfahren.

Aus den Tiefen des afrikanischen Urwaldes um Kamerun, in denen noch heute Repräsentanten einer Urwelt hausen, stammen die „Mitteilungen aus Lambarene" von Albert Schweitzer (Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München). Hier handelt es sich nicht um Tierfang für die zoologischen Gärten Europas und Amerikas, sondern um Menschenfang, nicht durch List und Gewalt, sondern durch hingebende, opferwillige Liebesarbeit. Der Name Albert Schweitzer's bürgt für die Echtheit und Vorbildlichkeit dieser caritativen Tätigkeit im afrikanischen Urwald. Dieser Arzt und Menschenfreund, der zugleich einer der bedeutendsten Bachforscher, ein Kulturphilosoph und Denker ersten

Ranges ist, berichtet in schlichter Weise von seiner helfenden und heilenden Tätigkeit unter den primitivsten Negervölkern Afrikas, er erzählt von den Sorgen und Entbehrungen, die ihm dieses Leben bringt und grübelt über die „Krisis des europäischen Geistes". Man steht bewundernd vor diesem Edelmenschen, dem vornehmsten Typus des helfenden Menschenarztes — ein Buch des Ansporns und des Vorbilds.

Die „Geschlechter-Vorgeschichte" oder Genealogie, wie sie heute genannt wird und wohl einen wesentlichen Bestandteil unseres historischen Denkens ausmacht, wird von Nietzsche als notwendiges Studium der Herkunft des Geblüts empfohlen. Das Genie ist nicht Zufall, nicht Glücksfall des Himmels, sondern Natur, geworden aus sich selbst erlösender Erbmassen der Geschlechter in steter Folge.

Einen außerordentlich interessanten Beitrag zu dieser Frage liefert Rudolf Glaser in seinem schön vom Verlage Quelle u. Meyer, Leipzig, ausgestatteten Buch „Goethes Vater", Sein Leben nach Tagebüchern und Zeitschriften. Die Gestalt Johann Kaspar Goethes, des Vaters des Dichters, tritt uns in völlig neuer Beleuchtung entgegen, da Glaser sich der Mühe unterzogen hat das italienisch verfaßte Tagebuch Kaspar Goethe's über seine Italienfahrt (1740) der Vergessenheit zu entreißen und aus dessen Schilderungen von Stadt und Land, Betrachtungen über Sitten und Gebräuchen das Bild eines weltgewandten und wißbegierigen jungen Frankfurter Bürgersohnes zu zeichnen, in welchem mancher Zug des großen Sohnes bereits skizzenhaft angedeutet ist. Auch die Vorgeschichte, die bis zum Großvater Kaspar Goethe's reicht, ist von großem Interesse, noch mehr aber das Verhältnis des Vaters zu seinem Sohn Wolfgang. Auch hier der alte Kampf zwischen Väter und Söhnen, dem Frau Aja stets bemüht ist mit weiblicher Diplomatie die Schärfe zu nehmen und der doch schließlich damit endet, daß der Vater sich in väterlichem Stolze vor der aufsteigenden Größe des Sohnes beugt. Eine ungemein sympathische Lektüre im Kreise der Familie — denn auch hier ist der warme Ton des Hauses am Hirschgraben trotz aller unbequemen kleinen Widerwärtigkeiten des Menschlichen, Allzumenschlichen von einer geistigen Sonne durchleuchtet. R. v. E.

Frederick A. Cook, **Zum Mittelpunkt d. Arctis.** Verdeutscht und herausgegeben von Erwin Volkmann. G. Westermann — Hamburg.

Lauge Koch, **Zum Grönlands-Norden.** Übertragung aus dem Dänischen von Else v. Hollander-Lossow. G. Westermann — Hamburg.

Zwei schöne, reich mit Abbildungen ausgestattete neue Ausgaben über Grönland liegen vor uns und legen wieder einmal Zeugnis ab von der Unerschöpflichkeit der Geheimnisse und Wunder dieses gewaltigen, fast ganz unbewohnten arktischen Gebietes. Die erste (Cook) ist eine neue, wesentlich verbesserte Auflage der Beschreibung einer Expedition, die vor ca. 15 Jahren viel Aufsehen und eine große Polemik hervorrief, da die Erreichung des Hauptzieles der Expedition, des Nordpols, damals von verschiedenen Seiten mehr als bezweifelt wurde. Heute scheint Cook doch wieder Anerkennung zu finden und da im vorliegenden Buche die ganze gehässige Polemik, die in der ersten Auflage einen großen Teil in Anspruch nahm, fortgelassen ist, so ist es dem Leser vergönnt, ungestört dem spannenden Verlauf der Expedition zu folgen, sich an den Jagden, überraschungen und Abenteuern aller Art, an der gewaltigen Natur und den elementaren klimatischen Erscheinungen zu erfreuen. Der Aufenthalt am Pol, die Berechnungen und Bestimmungen des Reisenden sind geeignet den Leser fesselnd in die Situation einzuweihen, wenn gleich der Pol, eine sich beständig bewegende unebene Eisfläche, an und für sich wenig Interessantes bietet, es sei denn das Bewußtsein, daß man sich an einem Punkt der Erde befindet, wo es kein Ost, kein West und kein Nord gibt, sondern nur — Süd und daß dort Tag und Nacht nicht wie bei uns wechseln, sondern 6 Monate ununterbrochen Tag und 6 Monate Nacht herrschen, von einer Dämme-

rungsperiode von einander getrennt; dabei beständige Kälte und Wind, resp. Sturm. — Zum Schluß werden die Gefahren durch Proviantmangel und Erschöpfung die äußerste Spannung des Lesers wachrufen; es beginnt ein verzweifelter Kampf ums nackte Leben. Oft ist jede Hoffnung verloren, bis es doch, wie durch ein Wunder gelingt wieder bewohnte Orte zu erreichen und sich gerettet zu zu sehen.

Die zweite Expedition von Lauge Koch — wobei bemerkt zu werden verdient, daß Cook auch ursprünglich Koch (Rheinländer) hieß und nur seinen Namen amerikanisiert hat — hat die Aufgabe einer kartographischen und geologischen Aufnahme der Nordküste von Grönland, ist also eine Fortsetzung und Erweiterung der Arbeit Peary's, der ihr sein ganzes Leben gewidmet hatte; nur einmal führte er einen Vorstoß zum Pol aus, der zum Konflikt mit Cook führte. Auch hier werden wir durch die spannende Schilderung der aufeinanderfolgenden Abenteuer, Jagden, interessanten Entdeckungen und Fahrten in der immer wechselnden großartigen arktischen Natur ununterbrochen gefesselt. Wieder treten die schweren klimatischen Erscheinungen, Entbehrungen aller Art mit größter Lebensgefahr verbunden in Aktion, die uns mit gespannter Aufmerksamkeit dem Reisenden folgen lassen, bis auch ihn ein gütiger Himmel aus allen Nöten rettet und auf den „Weg zu Nahrung und Menschen" führt. Auf Details hier einzugehen ist nicht möglich, aber auf Eines mag, glaube ich, hier aufmerksam gemacht werden, das ist die Art des Anspannens der Hunde vor den Schlitten, die wesentlich von der Art, die in Nord-Sibirien geübt wird, abweicht. Während dort — in Sibirien — die Hunde wechselständig an eine lange Zugleine — aus Wallroßhaut — befestigt werden, der Spitzführer voran, so daß ein gleichmäßiger Zug erzielt wird, werden in Grönland, wie aus den Abbildungen beider Bücher zu ersehen ist, die Hunde jeder einzeln für sich durch eine Leine direkt an den vorderen Bügel des Schlittens befestigt, so daß alle Hunde neben einander laufen müssen und in verschiedenen Richtungen ziehen, wobei sie sich ganz unvermeidlich gegenseitig stören müssen. Es ist möglich, daß durch gute Dressur der Tiere hier Manches geleistet werden kann, doch bin ich überzeugt, daß bei dem sibirischen Modus die Reisenden sich leichter und schneller bewegt hätten, besonders auf schwierigen unebenen Terrains, wie es auf dem Eise häufig ist. Vielleicht finden diese Bemerkungen bei späteren Reisenden Beherzigung. Auch scheinen mir die grönländischen Schlitten sehr schwerfällig und ungelenkig. — Will der Leser ein gründliches Bild von Grönland und den anliegenden Gebieten erhalten, so wird er gut tun, beide Bücher kurz nebeneinander in historischer oben angegebener Reihenfolge zu studieren, was ihm keineswegs schwer fallen wird, da sie sich beide, „wie ein spannender Roman lesen" lassen. Eine genauere, tiefere Kenntnis des Landes wird nur dann zu erreichen sein, wenn in mehr oder weniger großen Abständen in dieser Einöde feste Stationen gegründet sein werden, auf die sich der Reisende stützen kann und die ihm die Möglichkeit geben, in vollkommener Ruhe und Sicherheit dauernd den biologischen Studien sich zu widmen, ohne beständig auf die Rettung des nackten Lebens bedacht sein zu müssen. Noch gibt es dort Vieles zu beobachten und zu erforschen.

A. v. Bunge.

(Beide Werke in der Wanderbücherei vorrätig.)

Inhaltsverzeichnis des 4. Jahrgangs 1928.

Beer, Arthur. Fahrt ins Weltall? 11. 169.
— Das Geheimnis des Andromeda-Nebels. 15. 234.
Behrsing, A. Etwas über Führer und Geführte. 5. 75.
Below, G. v. Wesen und Ausbreitung der Romantik. 16. 247. Ref. v. W. Stillmark.
Below u. Rohden. Die Bedeutung der Romantik für das hist. und polit. Denken. Bespr. 16. 247.
Böhme, Fritz. Spanischer Tanz. 1. 15.
Bokowneff, P. Ibsen und Tolstoi. 7. 104.
— Die Erneuerung der Platonischen Ideenlehre in der Gegenwart. 23. 360.
Bücheranzeigen und vom Büchertisch.
— **Ostbaltikum** I. von Scupin. Ref. v. H. v. Winkler. 9. 142.
— **Ostbaltikum** II. von E. Kraus. Ref. v. H. v. Winkler. 9. 142.
— **Prüfer.** Joh. Friedr. Fröbel. Ref. v. Alf. Walter. 9. 143.
— **Zeitwende.** Notizen. 11. 176. 21. 335.
— **Willige, W.** Antigone v. Sophokles. übersetz. 17. 271.
— **Thode, Henry.** Der Ring des Frangipani v. R. v. E. 21. 334.
Burckardt, Jacob. Kultur der Renaissance in Italien. 16. 252. Besprechung von W. Stillmark
Buttersack, F. Wider die Minderwertigen. Ref. v. E. Girgensohn. 9. 135.
— Angst. 9. 129.
— Das päpstliche Rundschreiben im Lichte der Biologie. 15. 237.
Carus, C. G. Goethe. 22. 345. Ref. v. W. Stillmark.
— Christentum und Nationalerziehung. Ref. Vortr. v. Ritter, Getzeny und Althaus. 15. 229.
Csaki, Rich. Die kulturelle Arbeit der Minderheiten und der Stammvölker. 22. 348.
Driesch, Hans. Der „Okkultismus" als Wissenschaft. 13. 202.
Driesch, M. Bewußtes und Unbewußtes. 23. 366.
Frank, S. Über die Strömungen in der russischen Philosophie der Gegenwart. Ref. von R. v. Engelhardt. 6. 81.
— Weltanschauungskrise der Gegenwart. Ref. v. W. Stillmark. 6. 84.
Friedenthal, Maria. Geburtenrückgang. Ref. über Korherr (Süddtsch. Monatshefte). 9. 138.
Frobenius, Else. Mit uns zieht die neue Zeit. 4. 63. Bespr. von A. Walter.
Fülöp-Miller. Der heil. Teufel. Ref. von Fred Ottow. 1. 12.
Gedanken über Wirtschaft und Moral. 18. 279.
Girgensohn, E. Wider die Minderwertigkeit, v. Buttersack. Ref. 9. 135.
Glasenapp, G. v. Wie weit reicht der Wert eines guten Gedächtnisses? 4. 54.
— Psychologische Praxis und Theorie. 10. 150.
Engelhardt, R. v. Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit. (Neujahrsbetrachtung.) 1. 1.
— Erlesenes. 4. 58. u. 5. 79. 24. 394.
— „Baltisches Geistesleben". 5. 65.
— Biologie und Erziehung. 5. 73.
— Neuanschaffungen der Wanderbücherei seit September 1927. 5. 79.
— Prof. S. Frank I. „Über die Strömungen in der russischen Philosophie der Gegenwart". Ref. 6. 81.
— Dialoge zum Ost-Westproblem. 6. 87.
— Haushofer, K. Das Weltbild im geopol. Lichte. Ref. 7. 102.
— Stimmen zum Ibsen-Tage. 7. 108.
— Marburger Ferienkurse. 7. 111.
— Albrecht Dürer. 8. 113.
— W. Stapel. Der Zivilisierte. 8. 118. Ref.
— Herbstvortragskurse in Dorpat und Reval. 17. 257.
— Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung I., Th. Litt. Ref. 21. 321.

— Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung II., Th. Litt und J. v. Uexküll. Ref. 22. 338.
— Der Ring des Frangipani, v. H. Thode. 21. 334.
— Nachklange zum Dürerjahr 1928. 23. 353.
Hahn, Eduard. Leo Frobenius. 2. 1.
Haller, Joh. Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. Ref. v. Stillmark 19. 289
Hansen, L. Das Horoskop. 16. 250.
Hauser, Heinr. Der Arbeiter über das „System Taylor". 19. 297.
Haushofer, K. Das Weltbild im geopol. Lichte. Ref. von R. v. Engelhardt. 7. 102.
— Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Referat von Stillmark. 14. 217.
Hoffmann. Die gegenwärtige Krisis in der Schulreform. Ref. von W. Stillmark. 3. 36.
Johst, Hans. Th. Mann — Praeceptor Monarchiae. 22. 350.
Jung, J. Die drei Schriftsteller. 18. 288.
Kalckreuth, D. v. Dreitausend Jahre Rom. Ref. v. Stillmark. 12. 188.
Kandisch, M. Aphorismen. 8. 123. 9. 129. 18. 283.
— Vom Sinn und Wesen Goethischen Erkennens. 10. 145.
— Das Tor der Toten. (Gedicht.) 22. 337.
Kanitz-Riedeck, R. Verherrlicht und gehaßt über den Tod hinaus. (Kotzebue und Karl Sand.) 19. 302.
Klages, Ludw. Psychologie und Charakterkunde. 22. 342.
Klemm, O. Intelligenzprüfungen. 5. 70.
— Dunkles beim Hellsehen. 14. 221.
Krannhals, Paul. Psychologie der Zeitung. 12. 184.
— Okkultismus und Bildung. 20. 318.
Lange, Georg. Erziehung als Zeugung. 11. 161.
Liebert, Arth. Hans Driesch. (Der Schöpfer der Philosophie des Organischen.) 1. 7.
Linberg, Irmela. Der Gast. 16. 255.
Litt, Th. Führen oder Wachsenlassen. 3. 33. Ref. von W. Stillmark.
— Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung. Ref. von R. v. Engelhardt. 21. 321. —
Mann, Thomas. 3. Abend der Dichter-Akademie von B. E. W. 3. 47.
Marcks, Erich. Auf- und Niedergang im deutschen Schicksal. Ref. v. W. Stillmark. 2. 26.
Matzdorf, P. Ein eigenartiges Naturschutzgebiet. 21. 335.
Mildner, P. Andert sich unser Klima? 5. 66.
Müller-Freienfels. Geheimnisse der Seele. 13. 193.
Miscellen.
— **Historische Bäume.** 7. 112.
— **Vorgeschichtliche Wälder im Meer.** 17. 270.
— **Amerikanismus.** 7. 112.
— **Ein Lesezeichen.** 19. 304.
„Neues aus der Naturwissenschaft". Elektrisches Fischen. 14. 224.
— Über die Totenstarre. 15. 239.
— Verhängnisvolle Schönheitspflege. 15. 240.
— Neues von der Erdbeben-Vorhersage. 17. 266.
— Eine rätselhafte Himmelserscheinung. 17. 267.
— Neue Messungen der Lichtgeschwindigkeit. 17. 268.
Neue Urkunden aus der deutschen Vergangenheit. 11. 166.
Neumann, F. Wilh. Wege neuzeitl. deutsch. Literaturwissensch. 20. 305.
Nohl, H. Der humanistische Sinn der Arbeit in der Arbeitsschule. 12. 183.
Oehler, Max. Nietzsche und Spitteler. 15. 225.
Otto, Rudolf. Aus der Festrede zur 400-Jahrfeier der Philippina zu Marburg. 7. 100. (Realisten und Utopisten.)
Ottow, Fred. „Der heil. Teufel", von Fülöp-Miller. Ref. 1. 12.
Pantenius, Heinr. Massenpsychologie und Pädagogik. 3. 39 u. 4. 49.

Preisausschreiben: Religion und Muttersprache. 22. 352.
Rédei, Josef. Ein Baum-Ahne im Sterben. 3. 48.
Riekel, Aug. Drei pädagogische Schriften I. Ref. v. Stillmark. 10. 156. u. 11. 174.
Rohden. Hauptprobleme des politischen Denkens von der Renaissance bis zur Romantik. Ref. von W. Stillmark. 16. 247.
Schrenk, B. v. Über die Beziehungen zwischen Religion und Weltanschauung. 21. 327.
Schöttler, D. Forschungsheim für Weltanschauungskunde. 2. 31.
Schott, Alb. Assyriologische Probleme in allg. gesch. Beleuchtung. 20. 309.
Schüßler, W. Emil Ludwigs „Bismarck". 20. 313.
Schulmann, Hans v. Schöpfertum und Satanismus der Technik. 8. 124.
— Bemerkungen zur „Fahrt ins Weltall?". 11. 172.
— „Unpersönliche" Musik. 18. 284.
Seeberg, Reinh. Hochschule und Weltanschauung. 7. 97.
Seifert, Friedr. Moderne Charakterologie und christlicher Seelenbegriff I. 18. 273. und II. 19. 292.
Stapel, W. Der Zivilisierte. 8. 118. Ref.
— Das Büchlein Thaumasia. Besprechung von Stillmark. 15. 233.
Stillmark, W. Der Stand des religiösen Lebens im gegenwärtigen Rußland, von Graf Saltykoff. 1. 10.
— Erich Marcks. Auf- und Niedergang im deutschen Schicksal. 2. 26.
— Th. Litt und Hoffmann. Zur gegenwärtigen Lage der deutschen Pädagogik. 3. 33.
— S. Frank. Weltanschauungskrisis der Gegenwart. (Vortrag.) 6. 84.
— Zahn-Harnack, A. v. Die Frauenbewegung. 6. 91.
— Drei pädagogische Schriften von Aug. Riekel. 10. 156. u. 11. 174.
Stapel, W. Moral und Moralismus. Ref. 8. 121.
— Das Büchlein Thaumasia. 15. 233.
Strich, Fritz. Die deutsche Romantik und Europa. 17. 268.
Tillich, Paul. Die technische Stadt als Symbol. 17. 258.
v. Uexküll. Besuch bei einem Hellseher. 24. 392.
Vossler, Karl. Nationalliteratur und Weltliteratur. 17. 270.
Wandrey, Konrad. Zum Gedächtnis Otto Brauns. 8. 116.
— Vom dichterischen Wert Joh. Bojers. 16. 253.
Walter, Alfred. Else Frobenius: Mit uns zieht der neue Geist. Ref. 4. 63.
— Prüfer. Joh. Friedr. Fröbel. Ref. 9. 143.
Weickmann, L. Sonne und Witterung. 13. 205.
Weiß, H. Notizen. 13. 208.
Willige, Wilh. Gedanken I. 3. 44. und II. 5. 78.
— Stefan George. 12. 177.
— Faustische und Goethische Lebensform. 14. 209.
— Die romantische Bewegung. 16. 241.
— Der Gast von J. Linberg. Bespr. 16. 256.
— Lessing. 17. 262.
Winkler, H. v. Ostbaltikum I. von Scupin. Ref. 9. 142.
— Ostbaltikum II. von E. Kraus. Ref. 9. 142.
Woltereck, H. Die Krise in der modernen Naturwissenschaft von Heisenberg. Ref. 12. 190.
Würzbach, Friedr. Die wichtigsten biologischen Erkenntnisse in der Philosophie Nietzsches. 2. 29.
— Prolegomena zum Thema ‚Der Günstling der Natur und der große Kopf". 24. 369.
Zahn-Harnack, Agnes v. Die Frauenbewegung. 6. 91. Ref. von W. Stillmark.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten", Reval, Raderstr. 10. Postfach 61. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.